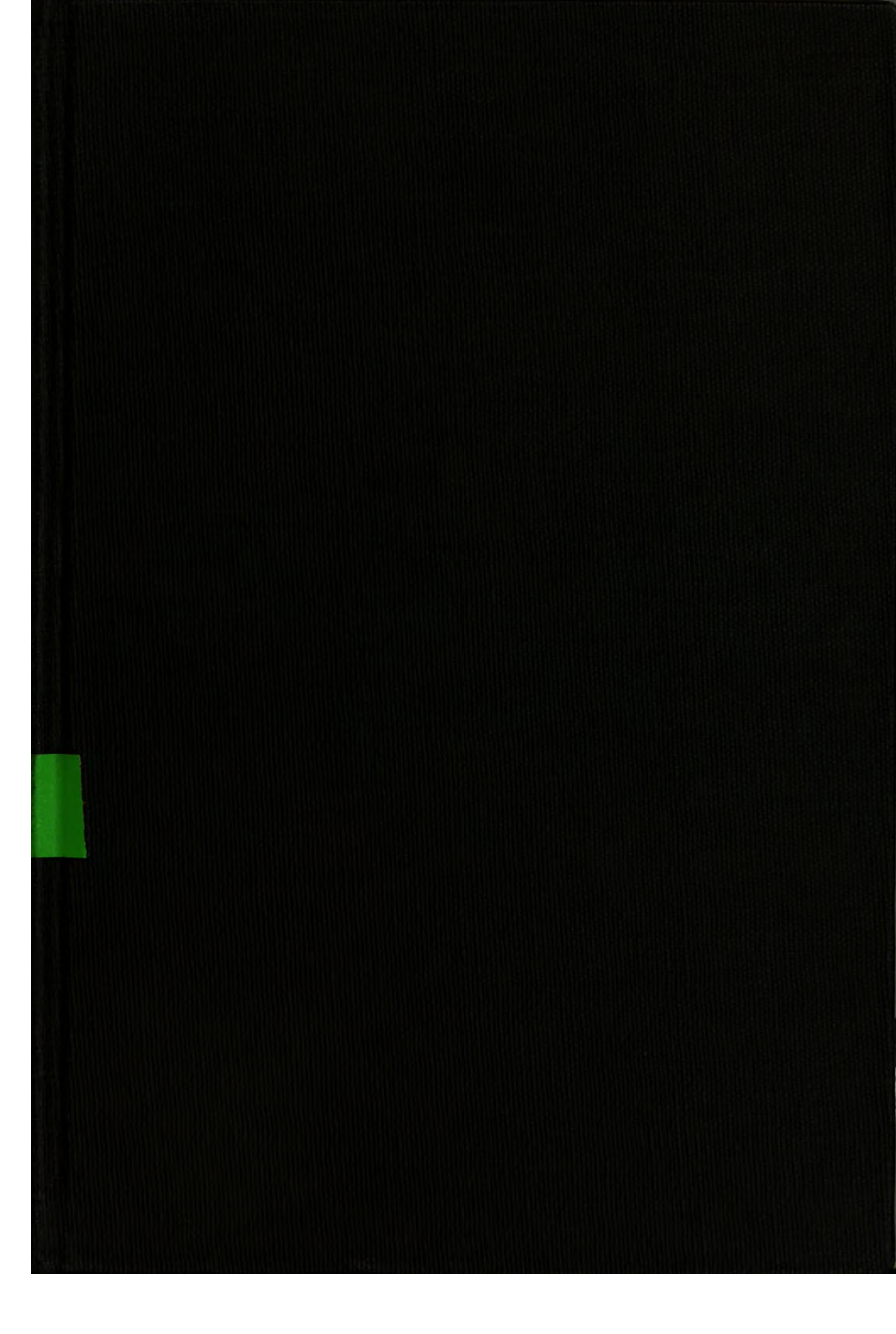
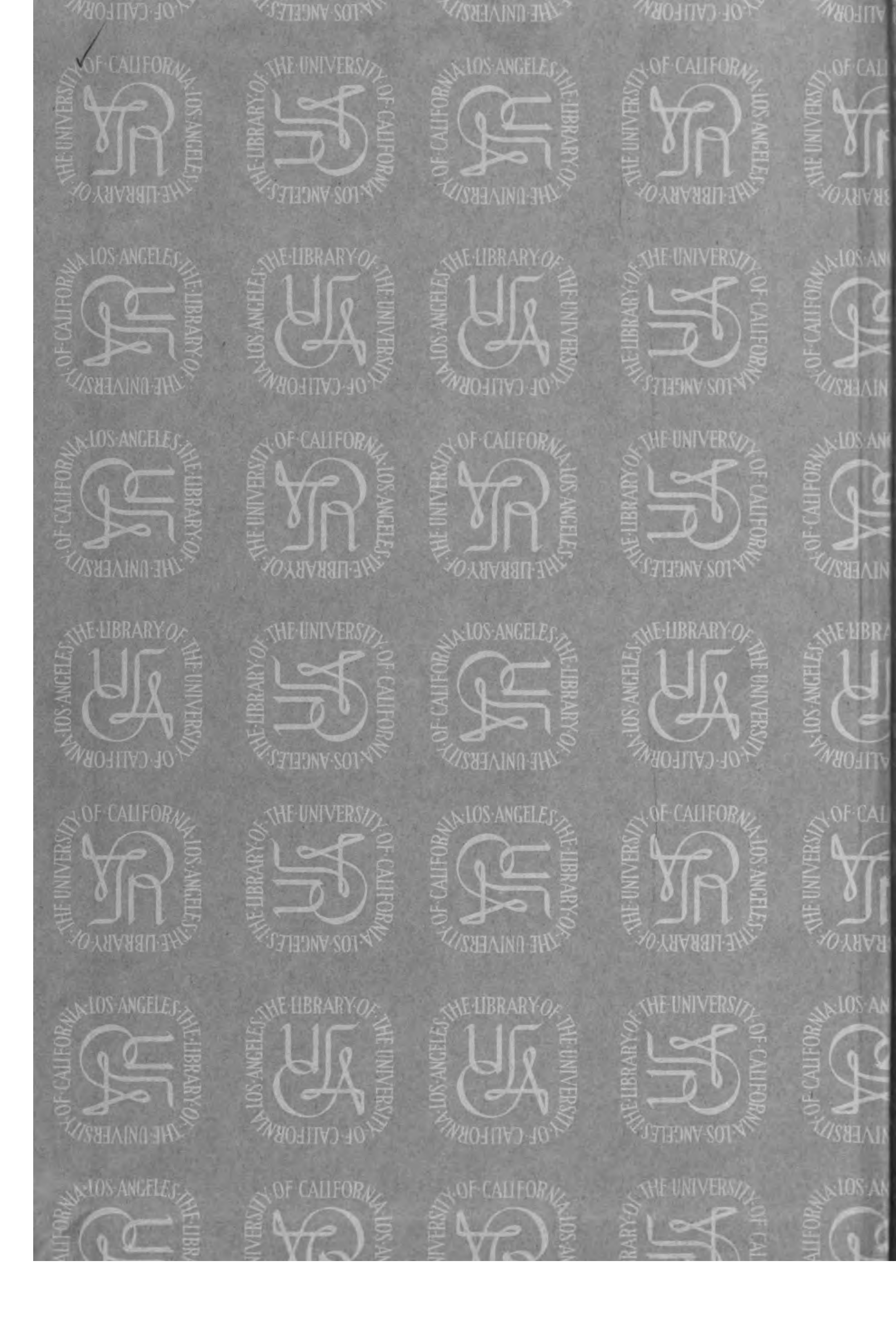
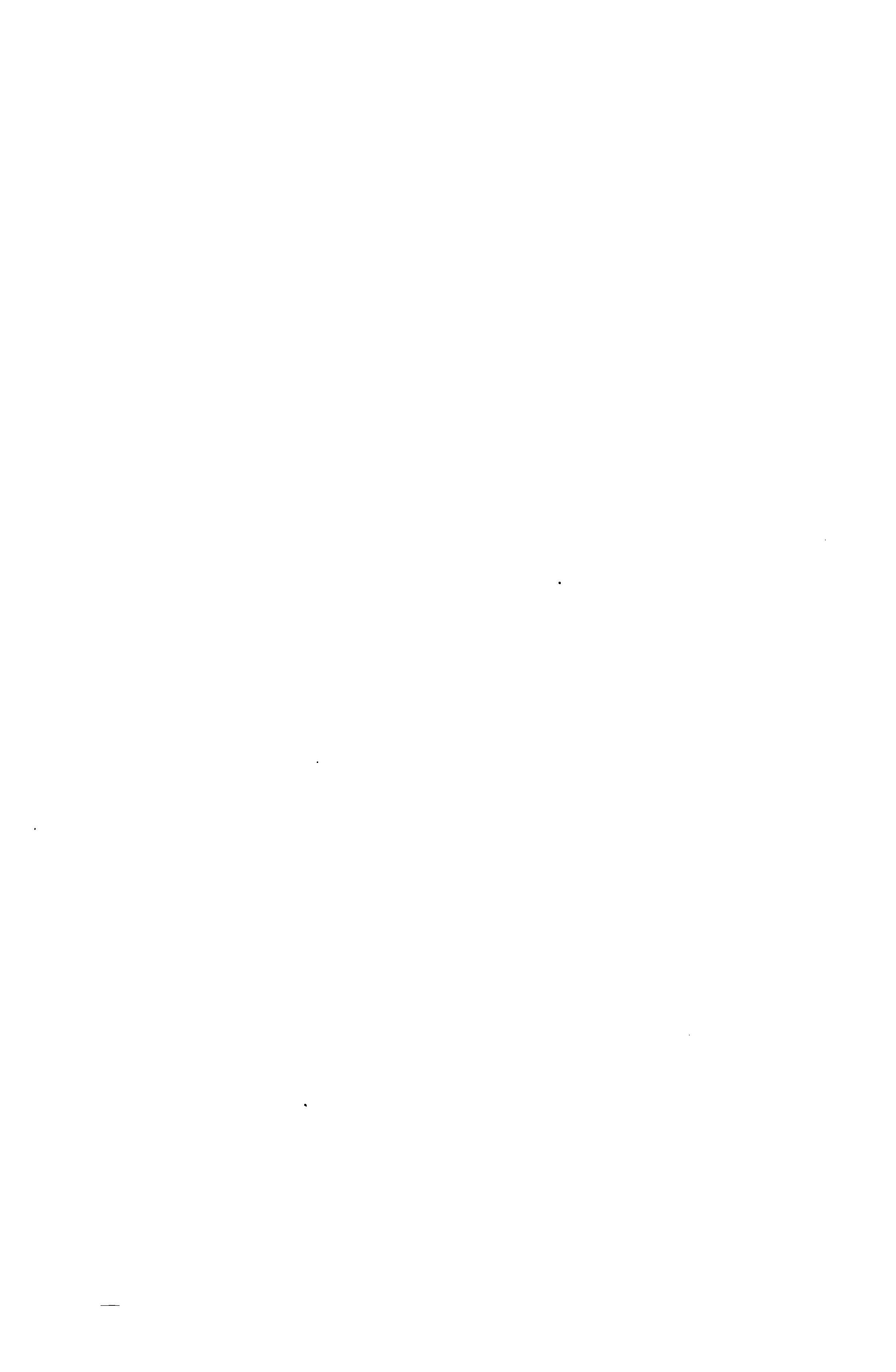








(Aus der Psychiatrischen und Nervenklinik der Charité zu Berlin
[Direktor: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bonhoeffer])

Zur Kenntnis der psychischen Residuärzustände nach Encephalitis epidemica bei Kindern und Jugendlichen,

insbesondere der weiteren Entwicklung dieser Fälle

Von

Privatdozent Dr. med. et phil. Rudolf Thiele
Assistent der Psychiatrischen u. Nervenklinik der Charité



BERLIN 1926
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

— Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite. —

(Aus der Psychiatrischen und Nervenklinik der Charité zu Berlin
[Direktor: Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bonhoeffer])

Zur Kenntnis der psychischen Residuärzustände nach Encephalitis epidemica bei Kindern und Jugendlichen,

insbesondere der weiteren Entwicklung dieser Fälle

Von

Privatdozent Dr. med. et phil. Rudolf Thiele
Assistent der Psychiatrischen u. Nervenklinik der Charité



BERLIN 1926
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

Die Abhandlung bildet eine Sonderausgabe der
ABHANDLUNGEN AUS DER NEUROLOGIE, PSYCHIATRIE usw.
Herausgegeben von K. Bonhoeffer

Druck von Ernst Klöppel, Quedlinburg

Daß die im Gefolge der epidemischen Enzephalitis auftretenden psychischen Veränderungen bei Kindern und Jugendlichen mancherlei symptomatologische Besonderheiten aufweisen, ja daß ähnliche klinische Gesamtbilder bei Erwachsenen garnicht (oder doch nur ganz gelegentlich) beobachtet werden, haben bereits die ersten Veröffentlichungen über diesen Gegenstand (Bonhoeffer[1]), Hofstadt, Kirschbaum, Guinon) erkennen lassen. Die weitgehende Übereinstimmung dieser Fälle, die immer wieder, bei den verschiedenen Teilepidemien und an den verschiedensten Orten, festgestellt werden konnte, läßt es berechtigt erscheinen, von einem wohlcharakterisierten Krankheitsbilde zu sprechen, wie wir es in ähnlicher Geschlossenheit und Prägnanz gerade bei den Psychosen des kindlichen Alters nicht eben häufig zu sehen bekommen. Man hat bei der Beschreibung dieser eigenartigen Krankheitszustände von Persönlichkeitsveränderungen oder Charakterveränderungen im Sinne der „moral insanity", der „folie morale", von „moriaartigen" Bildern, von „psychopathieähnlichen" Zuständen usw. gesprochen, und alle diese Beziehungen geben in der Tat den unmittelbaren Eindruck, den man von diesen Patienten gewinnt, ganz treffend wieder und weisen darüber hinaus wohl auch gewisse klinische Analogien auf. Aber eine genauere Einsicht in die eigentümliche Struktur dieser Symptomenkomplexe ist damit natürlich nicht gewonnen. Ein solches Verständnis kann nur auf dem Wege einer genauen pathopsychologischen Analyse erreicht werden, die die einzelnen Symptome in ihrem genetischen Zusammenhange zu erfassen bestrebt ist. Derartige Versuche sind verschiedentlich unternommen worden. Zu erwähnen sind hier besonders die kurzen, aber eindringenden Studien von Gilbert Robin und von Gerstmann und Kauders und eine ausführlichere Arbeit von Leyser. Wenn wir aber über die nosologische Sonderstellung dieser infantilen bzw. juvenilen Form postenzephalitischer Wesensänderung gegenüber den bei Erwachsenen zu beobachtenden Krankheitsbildern Aufklärung gewinnen wollen, so wird es notwendig sein, auf das organische

[1]) Zuerst in der März-Sitzung 1921 der Berl. Ges. f. Psychiatr. u. Nervenkrankh.

Substrat der klinischen Erscheinungsformen zu rekurrieren. Bonhoeffer gelangt auf Grund der Interpretation der klinischen Symptome zu der Annahme, daß dieses Substrat für den besonderen Charakter der psychischen Folgeerscheinungen der kindlichen Encephalitis epidemica in der „gestörten Konkordanz zwischen den neenzephalen und palaeenzephalen Hirnteilen" zu finden sei, „die bei noch nicht vollendeter Hirnreife anders in Erscheinung tritt als beim Erwachsenen". Über diese Bonhoeffersche Hypothese hinaus speziellere Lokalisationsversuche zu machen, dürfte bei dem tatsächlichen Stande der Enzephalitisforschung auch heute noch nicht ratsam sein.

Wenn wir in folgendem es unternehmen, noch einmal eine ausführliche Schilderung und eingehende Analyse des im ganzen ja wohlbekannten Krankheitsbildes zu geben, so veranlaßt uns dazu nicht nur die Reichhaltigkeit des besonders sorgfältig durchforschten klinischen Materials, das uns zur Verfügung stand, sondern gerade auch das Bestreben, unter Verzicht auf alle weiteren hypothetischen Elemente, wie sie gewöhnlich in die Darstellung einfließen, die immanenten Zusammenhänge des Symptomenkomplexes darzulegen. Auch die Tatsache, daß in der Mehrzahl unserer über lange Zeit beobachteten Fälle die durch die Krankheit bedingte abnorme Entwicklung — der eigentliche Krankheitsprozeß war vielleicht schon viel früher zum Stillstand gekommen — im wesentlichen ihren Abschluß erreicht zu haben scheint, läßt eine erneute Revision unserer Erfahrungen z. B. gerade im Hinblick auf die Frage der sog. „Charakterveränderungen", angebracht erscheinen. Erst wenn man den ganzen Krankheitsverlauf zu überblicken vermag, ist es möglich, die einzelnen Zustandsbilder richtig zu deuten und einzuordnen.

Die Kenntnis des Krankheitsverlaufes und Krankheitsausganges hat aber noch eine andere, für das praktisch-ärztliche Denken und Handeln wichtige Bedeutung. Schon beim ersten Bekanntwerden dieser Fälle erregte die Frage ihrer Prognose ein besonderes Interesse; und wer die Krankheit aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, wird verstehen, warum dieses Interesse, trotz der relativ geringen Zahl der erkrankten Individuen, so lebhaft sein mußte. Noch ehe besondere Erfahrungen über Verlauf und Ausgang der Erkrankung vorlagen — und sie sind bis heute noch recht spärlich und widersprechen sich zum Teil — durfte man, auf Grund theoretischer Erwägungen, eine andere Entwicklung als beim Erwachsenen vermuten. Die Tatsache, daß das epidemisch-enzephalitische Virus in jenen früheren Lebensaltern ein noch nicht

ausgereiftes Gehirn trifft, das, wie jedenfalls Erfahrungen bei zerebralen Herderkrankungen jugendlicher Personen lehren, über gewisse Ausgleichsmöglichkeiten verfügt, ließ recht wohl daran denken, daß es sich bei diesen Folge- bzw. Späterscheinungen der Encephalitis epidemica um in irgendwelchem Umfange reparable Störungen handle. Man hat ja bei solchen chronischen Verläufen grundsätzlich folgende Möglichkeiten in Betracht zu ziehen: Einmal können prozeßhafte Krankheitsverläufe vorliegen, bei denen also die krankmachende Ursache als noch fortwirkend vorausgesetzt wird. Dann aber kann der eigentliche Prozeß bereits abgeklungen sein und einen Residuärzustand zurückgelassen haben, der nun wieder, wegen der Ausgleichsbestrebungen des Organismus, eine restitutive Tendenz aufweisen kann oder aber einen irreparablen Dauerzustand darstellt, einen sog. Endzustand, wie wir ihn mindestens als möglichen Grenzfall anzunehmen haben.

Wann und ob überhaupt der enzephalitische Krankheitsprozeß das Stadium eines solchen Endzustandes erreicht, haben ja die bisherigen, auch über lange Zeit fortgesetzten Verlaufsbeobachtungen bei der Enzephalitis der Erwachsenen noch nicht mit Sicherheit erkennen lassen. Auch bei jahrelang unverändert bestehenden amyostatischen Zuständen, die wegen der Monotonie und Unbeeinflußbarkeit des Symptomenbildes noch am ehesten als solche Endzustände imponieren möchten, kommen ohne Zweifel erhebliche Besserungen vor, wie umgekehrt lange fast symptomenfreie Zeiträume durch ein plötzliches Wiederaufflackern der Erscheinungen sich als bloße Remissionen in dem chronischen Krankheitsverlaufe herausstellen können. So besitzen wir also zurzeit noch kein Kriterium, das uns in einigermaßen zuverlässiger Weise angeben könnte, ob die pathogene Noxe noch aktiv ist, ober ob es sich bei den vorhandenen Symptomen um mehr oder minder stationäre Dauerschäden eines abgelaufenen Krankheitsgeschehens handelt, um den klinischen Ausdruck einer „enzephalitischen Narbe“. So lange wir noch ein Schwanken in der Intensität der Symptome oder gar das Hinzutreten neuer Krankheitserscheinungen beobachten, haben wir natürlich nicht von einem Restzustande, sondern von dem chronischen Stadium eines Krankheitsprozesses zu sprechen, wenn diese Unterscheidung im gegebenen Falle oft auch nicht mit Sicherheit zu treffen sein mag.

Aus dem angegebenen Grunde erfordern die der akuten Phase der epidemischen Enzephalitis folgenden („postenzephalitischen“) Zustände bei Kindern und Jugendlichen hinsichtlich ihrer Aus-

heilbarkeit eine besondere Betrachtung. Bonhoeffer hat bereits im Mai 1922 die Frage der Endzustände aufgeworfen und gegen eine solche Annahme angeführt, daß die noch bestehende Schlafstörung, die zeitweisen Steigerungen der Erregung, in einem seiner Fälle auch die noch später auftretende Sehstörung darauf hinwiesen, daß der Prozeß noch nicht abgeschlossen sei, auch im Hinblick auf die allgemeinen Erfahrungen über den Verlauf der Encephalitis epidemica Zurückhaltung in der Vorhersage anempfohlen. Inzwischen sind von verschiedenen Autoren — wir nennen besonders Paterson u. Spence, Kennedy, Shrubsall — Nachuntersuchungen an umfangreicherem Material angestellt worden, ohne daß indessen bisher ein klares Bild über die Prognose zu gewinnen war. Auf diese Ergebnisse wird später noch genauer einzugehen sein.

Von den etwa 60 Krankheitsfällen, die seit dem Jahre 1920 in unserer Klinik Aufnahme gefunden haben und kindliche und adoleszente Individuen (vor Abschluß der Pubertätsentwicklung) betrafen, gehören 18 dem zu schildernden Typus mit ausgesprochen psychotischen Veränderungen an. Bei den übrigen handelt es sich zum Teil um Fälle, die im akuten fieberhaften Stadium der Erkrankung zur Beobachtung kamen und in psychischer Beziehung die bekannten Bilder des exogenen Reaktionstypus (Somnolenzzustände mit vereinzelten flüchtigen Sinnestäuschungen bis hin zu vollentwickelten Delirien) zeigten. Wie bei Erwachsenen, konnte auch hier in dem psychischen Symptomenbilde nichts für die Krankheit Spezifisches gefunden werden, abgesehen vielleicht von der wahnhaften Verarbeitung gewisser abnormer Sensationen im Bereiche der Haut- und Organempfindung, die mit der Lokalisation des enzephalitischen Prozesses zusammenhängen mögen[1]). In anderen Fällen standen die neurologischen Störungen ganz im Vordergrunde und die psychischen Alterationen, die in der akuten Phase fast niemals fehlen und bei Kindern auch im chronischen Stadium selten ganz vermißt werden, waren leichterer und flüchtiger Art und konstituierten sich jedenfalls nicht zu einem psychotischen Bilde. Natürlich sind auch diese Fälle mit Rücksicht auf das etwaige spätere Auftreten psychischer Störungen verfolgt worden.

---

[1]) Die von Dimitz und Schilder vertretene Auffassung, daß die akuten Enzephalitispsychosen der bekannten Kraepelinschen These entsprechen, nach der jedem besonderen Infekt eine besonders geartete Psychose zugeordnet ist, haben wir weder bei Kindern noch bei Erwachsenen jemals bestätigt gefunden.

Zunächst sollen die charakteristischsten Krankheitsgeschichten nebst katamnestischen Daten mitgeteilt werden. In der Mehrzahl der Fälle konnten wir mit den Patienten selbst und deren Angehörigen in einem dauernden Konnex bleiben, so daß ein fast lückenloser Überblick über den ganzen Krankheitsverlauf möglich wurde. Der Krankheitsbeginn liegt 1½ bis 5½ Jahre zurück.

Fall 1: Heinz G., geb. 19. 11. 1913.

Der aus gesunder Familie stammende Knabe wurde normal geboren, lernte rechtzeitig laufen und sprechen, erkrankte 1916 an Masern, 1918 an Diphtherie, war sonst früher gesund. Frühzeitig fiel schon auf, daß er sich wenig zu gleichaltrigen Gefährten hielt, sich lieber an ältere Kinder und an Erwachsene anschloß. Zum Spielen zeigte er wenig Lust, lernte lieber. Obgleich er (wegen der Krankheit) die Schule noch nicht besucht hat, kann er schon gedruckte Buchstaben lesen und nachschreiben. Intellektuell galt der aufgeweckte und interessierte Knabe immer als seinem Alter bedeutend voraus. Er hatte immer seine Eigenheiten, pflegte abends seine Kleider besonders sorgfältig immer in derselben Weise vor sein Bett zu legen, war überhaupt sehr korrekt, fast pedantisch. Er hat keinerlei Erziehungsschwierigkeiten bereitet und, bis auf die erwähnten Eigenarten, nichts von psychischen Auffälligkeiten vor der Erkrankung gezeigt. Der Schlaf war früher stets gut, den Nachmittagsschlaf hat er sich schon früh abgewöhnt.

Am 20. 1. 20 erkrankte er plötzlich: konnte abends nicht einschlafen, phantasierte von Wasser und Segelschiffen, erschien dabei sehr ängstlich. Die Mutter bemerkte, daß er mit dem Kopfe hin- und herwackelte und Arme und Beine in eigentümlicher Weise bewegte. Er blieb die ganze Nacht schlaflos. Die Temperatur wurde nicht gemessen. Seitdem war Pat. fast dauernd ohne Schlaf, dabei nachts sehr unruhig, pfiff und zwitscherte, lag in eigentümlichen Stellungen im Bett, versuchte immer wieder aus dem Bett zu steigen. Wenn man ihn zur Ruhe verwies, wurde er „ungemütlich“, fuhr in seinem Treiben fort oder „tat es dann erst recht“.

Pat. wurde deshalb am 3. 5. 20 in die Kinderklinik der Charité aufgenommen. Hier ergab sich somatisch nichts Pathologisches. Das Kind zeigte sich untertags äußerst unruhig, vorlaut, mischte sich bei der Chefvisite ins Gespräch, biß sich häufig in den Arm, ohne dafür einen Grund anzugeben. Im Vordergrunde standen auch hier die Schlafstörungen, worüber ausführliche Berichte der wachthabenden Schwester vorliegen. So heißt es: „Pat. lag nicht zwei Minuten still, strampelte mit Armen und Beinen in der Luft herum, gähnte krampfhaft, hüstelte angestrengt, warf sich dauernd im Bett herum, drehte den Kopf hin und her, pfiff, sang, redete vor sich hin, zwitscherte wie ein Star, schnaufte, schnalzte mit der Zunge, schlug dauernd gegen die Bettwand. Auf Fragen gab er stets klare Antworten. Redete man ihm gut zu, so lächelte er, ließ sich aber in seinem Treiben nicht stören. Erst gegen Morgen schlief er etwas.“ Und weiter in der nächsten Nacht: „Schlief wieder sehr wenig, machte merkwürdige Körperverrenkungen, bohrte den Hinterkopf in das Keilkissen, leckte an Händen und Knien, küßte den eigenen Ellbogen, rieb diese Stellen auch kräftig mit der Hand, steckte ein paarmal die große Zehe in den Mund,

zupfte an der Nase herum usw." Wenn er, was oft geschah, außer Bett war, tanzte er im Zimmer herum, drehte das Licht an und aus, ging an die Wasserhähne, richtete kleine Überschwemmungen an, sprang im nassen Hemde umher. Dieses Verhalten wiederholte sich in fast stereotyper Weise auch in den folgenden Nächten. Schlafmittel ließen keine sichtbare Wirkung erkennen. Etwa jede vierte bis fünfte Nacht schlief er durch. Er näßte häufig ein, ließ auch gelegentlich Stuhl unter sich. Tagsüber war er so müde, daß er fast im Stehen einschlief. Bei einer systematischen Intelligenzprüfung nach Binet-Simon löste er ohne Mühe alle Tests bis zur Altersstufe von 9 Jahren.

Nach vier Wochen wurde er unverändert aus der Kinderklinik entlassen, aber am 23. 6. 1920 wieder in die Psychiatrische Klinik der Charité eingeliefert, wo er bis November 1923, im ganzen 34 Monate, in den ersten beiden Jahren mit kurzen Unterbrechungen, verbrachte. Das sehr magere und blasse Kind zeigte hypotonische Muskulatur, so daß die Extremitäten in ertreme Bergung und Streckung zu bringen waren, lebhafte Sehnenreflexe und bei der Aufnahme einen zweifelhaften Babinski l., der später nicht wieder festgestellt wurde. Pat. befand sich dauernd in einem Zustande starker choreiformer Bewegungsunruhe. Es wurde zu Anfang auch eine torsionsspastische Komponente in den Bewegungen beobachtet. Der Nachtschlaf war auch weiterhin sehr spärlich; Pat. zeigte nachts dasselbe Verhalten, wie es in der Kinderklinik beobachtet worden war. Morgens war er dann kaum weckbar und zeigte auch am Tage sehr starkes Schlafbedürfnis, so daß er oft zum Essen geweckt werden mußte.

Noch im Oktober 1920 ist vermerkt: Starke choreiforme Unruhe, teils schleudernde, teils drehende Bewegungen aller Extremitäten. Auch Kiefer, Lippen und Zunge sind beteiligt. Dabei trat immer mehr ein offenbar psychisch bedingter zielloser Bewegungsdrang hervor, der sich im Umpacken der Bettstücke, Hin- und Herlaufen, Herumklettern, Spielen mit dem Taschentuche und anderen Dingen, die ihm gerade in die Hand fielen, äußerte. Diese Unruhe bestand auch untertags, pflegte sich aber in den Abendstunden erheblich zu steigern. Die Stimmungslage war dabei im ganzen indifferent, häufig verdrossen. Oft klagte er über „Langeweile".

Als der Knabe nach kurzem Aufenthalt zu Hause im März 1921 wieder in die Klinik gebracht wurde, gaben die Angehörigen an, daß er sich kaum verändert, daß seine vielgeschäftige Unruhe eher noch zugenommen habe. Er fasse alles Mögliche an, lasse es aber sofort wieder liegen, werfe alles Spielzeug sinnlos durcheinander. Er kneife die Eltern, bohre ihnen die Fingernägel in die Haut, fasse der Mutter an die Beine, brauche viel gemeine Schimpfworte. Zeige eine ausgesprochene Schadenfreude, treibe allerhand bösartige Neckereien bis hin zu Grausamkeiten. Die schon früher beobachtete Neigung, manche Worte buchstabierend auszusprechen, habe noch zugenommen; auch rede er gern in Reimen. Er sage und tue oft das gerade Gegenteil von dem, was man von ihm erwarte. Wenn man ihm etwas verbiete, tue er es „erst recht". Die immer häufiger vorkommenden „mutwilligen" Zerstörungen — so reißt er z. B. Tapete von den Wänden —, das Aufdrehen der Gashähne u. dgl. mache sein Verbleiben zu Hause unmöglich. Mit Kindern gebe er sich gar nicht ab, Erwachsene schikaniere

er dauernd. Sein Gedächtnis sei ungewöhnlich gut. Der Schlaf sei nach wie vor schwer gestört.

Über das Verhalten, das der Knabe am Tage darbot, ist damals folgendes notiert worden: Pat. liegt bald ruhig im Bett, beschäftigungslos, mit offenen Augen, gewöhnlich aber ist er in lebhaftester Bewegung, sitzt oder steht im Bett, oft auch außer Bett herumlaufend und mit den verschiedensten Dingen in raschem Wechsel beschäftigt. Vielfach ist der eigene Körper Ziel seines Betätigungsdranges; er kratzt und scheuert am Körper herum, so daß er zahlreiche Hauterosionen zeigt, bohrt in der Nase, spielt mit den Fingern. Er zerreißt immer wieder seine Wäsche, bohrt Löcher hinein, zieht Roßhaare aus der Matratze, ohne daß dieser Beschäftigungsdrang einen Zweck erkennen ließe. Eine absichtliche, „mutwillige" Tendenz scheint diese Betätigung nur dann zu gewinnen, wenn man sie ihm verbietet. Was er im Laufe seines Klinikaufenthaltes an Wäsche, Bettzeug, selbst Matratzen und festen Decken zerstört hat, ist schlechterdings nicht zu übersehen. Sauberkeit ließ er völlig vermissen, urinierte am Bettpfosten, beschmutzte Bett und Zimmer mit Kot, rieb damit Gesicht und Hände ein, beschmierte die Wände, spuckte, wohin er gerade traf, auch auf andere Kranke und Ärzte. Zuweilen handelt es sich dabei offenbar um Reaktionen auf erfahrene Ablehnung, oft aber schien ein einsichtiger Grund durchaus nicht vorhanden. Sein Zimmer — wegen unerträglicher Belästigung der anderen Patienten mußte er viel im Einzelzimmer isoliert werden — befand sich stets in einem Zustande unbeschreiblicher Unordnung. Brachte man ihm Spielsachen, z. B. Soldaten, so stellte er sie in eigenartiger Hast und Ruhelosigkeit auf, stellte sie dauernd um, zählte sie ab, begann dieses Spiel immer wieder von neuem. Auch Bilder, die man ihm brachte, erweckten kein Interesse wegen des Dargestellten, er benutzte sie vielmehr nur zu immer wiederholtem Abzählen.

Immer mehr trat eine gegen die Umgebung gerichtete schikanöse Tendenz in seinem Verhalten zutage. Wo er konnte, machte er sich den Pflegern und Mitpatienten lästig. Jede Äußerung des Unwillens über sein Betragen, aber auch des Bedauerns und Mitleids, schien er mit Befriedigung wahrzunehmen, rühmte sich der Schwierigkeiten, die er bereitete, tat dabei Äußerungen wie: „Heute habe ich wieder garnicht geschlafen..., ich werde immer kränker..., ich bin übernormal." Stets zeigte er sich bestrebt, die Aufmerksamkeit der Umgebung auf sich zu lenken. Lag er eben noch ganz ruhig im Bett, so begann er, sobald er den Arzt in der Nähe wußte, „wie eine Dampfmaschine zu fauchen" (vgl. unten). Einen an der Unterlippe entstandenen Epitheldefekt vergrößerte er absichtlich, riß den Verband immer wieder ab, präsentierte sich ostentativ an dieser Stelle herumkratzend, erzählte dem Arzt triumphierend, wie sehr sich die Mutter über die „böse Stelle" erschrocken habe. Als darauf nicht eingegangen wurde, stellte er in Aussicht, daß der Defekt nächstens „bis an die Ohren reichen werde". Wenn die durch ihn verursachten Störungen, das Spucken, Schmieren, Umherwerfen usw. ignoriert wurden, schienen sie für ihn an Reiz zu verlieren oder aber ihn zu um so schlimmeren Ausfälligkeiten zu steigern. Die Drohung, in Zukunft sein Zimmer unaufgeräumt zu lassen, den Verband nicht mehr zu erneuern, löste eine starke Affektreaktion bei ihm aus. Er wurde zunächst ganz ungebärdig, ver-

sprach dann unter Tränen, sich zu ändern. Doch blieb der Vorsatz ohne Nachhaltigkeit. Schließlich änderte sich sein Verhalten solchen Personen gegenüber, die die von ihm offenbar erwartete Reaktion des Mißfallens oder Mitleids ausbleiben ließen. In ihrer Gegenwart zeigte er jedenfalls nicht selten ein vernünftiges, zugängliches, manchmal geradezu demonstrativ „artiges" Benehmen. Besonders reizten seine Mitpatienten, die es begreiflicherweise an Mißfallensäußerungen nicht fehlen ließen, ihn zu immer neuen und heftigeren Ausfälligkeiten, auch Tätlichkeiten, so daß er tatsächlich zum Schrecken der ganzen Station wurde. Man konnte den Eindruck gewinnen, als sei er ständig auf der Suche nach Situationen, in denen er sich besonders unbequem machen könnte. Aber dieses Bestreben erschien keineswegs lange überdacht und vorbereitet; er zeigte sich niemals nachtragend, „vorsätzlich" bösartig. Vielmehr trugen diese Produktionen stets den Charakter des plötzlichen Einfalls, der momentanen Reaktion. Dabei ließ sich nicht selten, aber durchaus nicht regelmäßig, in der jeweiligen Situation ein auslösendes Motiv erkennen. Niemals gewann man die Überzeugung, daß seine Handlungen aus inadäquatem Affekt hervorgingen.

Die Affektlage war dabei auch weiterhin im ganzen ziemlich indifferent. Es war auffällig, daß Pat. seine äußere Umgebung offenbar kaum unangenehm empfand. Selten äußerte er Wünsche, am meisten klagte er noch über „Langeweile". Gewöhnlich erschien er in einer ganz übermäßigen, hastigen Geschäftigkeit, die ihn völlig absorbierte und bald eine leicht euphorische, bald mehr mürrische Färbung aufwies, letzteres besonders in Zuständen der Ermüdung. Rasche, oft unvermittelt erscheinende Stimmungsschwankungen waren dabei sehr häufig. Es fehlte auch nicht an Äußerungen der Sympathie gegenüber manchen Personen. Für die Jugendfürsorgerin, die ihn besuchte, bekundete er ein zärtliches Interesse, das sich in aufmerksamen Detailbeobachtungen äußerte. Weiterhin machte sich auch eine zunehmende sexuelle Neugierde bemerkbar. Die Aufmerksamkeit war im ganzen schwer zu fixieren. Trotz der Konzentrationsschwierigkeiten beobachtete er aber scharf und wußte die gemachten Erfahrungen bei gegebener Gelegenheit auch zu verwerten. Zeitweise konnte er im Gespräch durchaus attent sein.

Am 6. 5. 1921 ist folgender charakteristische Vorgang vermerkt: Pat. nahm in der Besuchsstunde plötzlich und ohne ersichtlichen Grund, in ganz impulsiv erscheinender Weise, dem Vater den Hut weg, warf ihn in die Ecke, schlug dem Vater auf den Kopf, spuckte ihn an, stellte dann seine Tasse in den Spucknapf, warf mitgebrachte Eßwaren im Zimmer umher, alles in großer Hast und mit den Gebärden heftigen Zornes. Eine Stunde später berichtete er diese Vorgänge spontan und unter Tränen dem Arzte und klagte sich seiner Schlechtigkeit an. Auf die Frage, warum er sich denn so benommen habe, gab er als Grund an, daß die Mutter nicht zu Besuch gekommen sei. Gleich darauf schlug die Stimmung wieder um und er unterhielt sich in heiterster Laune mit dem Arzt. — Solche ganz unvermittelt erscheinenden Ausbrüche, Schimpfereien, Sachbeschädigungen, tätliche Angriffe waren an der Tagesordnung. Oft folgten hinterher besondere Zärtlichkeitsausbrüche gegenüber den beleidigten oder verletzten Personen.

Dieses um die Mitte des Jahres 1921 beobachtete Zustandsbild bestand ohne nennenswerte Änderungen in Stärke und Art der Symptome während der ganzen Dauer des Klinikaufenthaltes bis zum November 1923 fort. Während der ganzen Zeit mußte Pat. fast dauernd auf der unruhigen Abteilung gehalten werden, am Tage häufig im Dauerbad, wo er nicht selten einschlief. Man war nie sicher, irgendwelchen spontanen und unvorhergesehenen Angriffen, wie Bespritzen mit Wasser, Anspucken, Kneifen, aber auch Handküssen und sonstigen heftigen Zärtlichkeitsbeweisen ausgesetzt zu sein. Solche Attacken machten stets den Eindruck des Undurchdachten, Abrupten, Impulsiven. Gelegentlich erklärte er seine Unarten durch Langeweile und setzte häufig ganz einsichtig hinzu, daß man das nicht tun dürfe. Ende November 1921 war vielleicht ein leichter Rückgang der Krankheitserscheinungen bemerkbar: Pat. hielt sich ruhiger, spuckte nicht mehr so viel, ließ die Bettwäsche unversehrt. Diese Besserung hielt indessen nur wenige Tage an. Der hypermetamorphotische Betätigungsdrang, der sich in Anfassen und immer wiederholtem Abzählen von Gegenständen äußerte, bestand weiter fort. Nahm man den Jungen ins Untersuchungszimmer, so ergriff er ein Buch, blätterte es hastig immer wieder durch, dabei die (s. u.) eigentümlichen Atemstörungen zeigend. Will schreiben, gleich darauf wieder lesen, wechselt fortwährend das Ziel seiner Aufmerksamkeit. Was in seinen Gesichtskreis fällt, sucht er zu betasten, nimmt dem vorübergehenden Arzt Schlüssel, Instrumente aus der Tasche, läßt sie aber gleich wieder beiseite, um sich anderen Gegenständen zuzuwenden.

Im November 1923 ist vermerkt, daß der Zustand im wesentlichen unverändert sei. Der Junge gehörte noch immer für Mitpatienten und Pflegepersonal zu den störendsten Elementen der unruhigen Abteilung; sein Zimmer sah stets wie ein kleiner Kampfplatz aus. Er mußte noch viel untertags im Dauerbad gehalten werden. Vielleicht machte sich in der letzten Zeit bei ihm eine fortschreitende Einsicht in seine Schwierigkeiten und ein Dagegenankämpfen bemerkbar. So gingen den Ausbrüchen besonderer „Bösartigkeit" manchmal ängstlich-erregte Ankündigungen der bevorstehenden Attacke voraus.

Seine intellektuellen Fähigkeiten erwiesen sich bei wiederholter Prüfung als seiner Altersstufe um 2 bis 3 Jahre (nach Binet-Simon) überlegen. Der geistige Besitzstand nahm, trotz der mangelhaften Gelegenheit zu neuem Kenntniserwerb, dauernd zu. Ganz autodidaktisch vervollkommnete er sich im Lesen und Rechnen. Sein schlagfertiges Urteil über andere Personen erregte oft das Erstaunen der Umgebung.

Bei der häufig vorgenommenen körperlichen Untersuchung ergaben sich keine Abweichungen, die als enzephalitische Resterscheinungen zu deuten gewesen wären. Der Junge sah immer sehr blaß und trotz der Lebhaftigkeit der Bewegungen und des Mienenspiels müde und schlaff aus. Die Körpergewichtskurve zeigte bei mäßigen Schwankungen ein etwa dem Längenwachstum parallelgehendes Ansteigen. In der Zerebrospinalflüssigkeit fand sich bei wiederholter Untersuchung nichts Pathologisches.

Der Schlaf blieb dauernd schlecht. Noch Ende 1923 war Pat. oft die ganze Nacht über schlaflos, fand dann alle paar Tage wieder mal für 4 bis 5 Stunden Ruhe. Dafür war das Schlafbedürfnis bei Tage vermehrt, ohne daß die tagsüber erreichte Schlafdauer den Defekt an Nachtschlaf hätte

ausgleichen können. Künstliche Schlafentziehung bei Tage, die versucht wurde, zeigte keine sichere schlaffördernde Wirkung für die Nacht.

Die bereits mehrfach erwähnten Störungen der Atmungstätigkeit wurden zuerst Anfang 1921 beobachtet. Sie traten meist in wenig scharf abgesetzten Attacken auf, die gewöhnlich einige Minuten, gelegentlich bis zu einer halben Stunde andauerten und mit gesteigerter allgemeiner Unruhe, die oft eine ängstliche Färbung aufwies und sich in impulsiven Gewalttätigkeiten entladen konnte, verbunden waren. Pat. atmete beschleunigt, rhythmisch, mit weit geöffnetem Munde und unter fauchendem Geräusch. Während der tachypnoischen Phase nahm er häufig eigentümliche Stellungen ein, indem er die Arme auf die Knie stützte und den Kopf zurückbog, wodurch anscheinend eine stärkere Heranziehung der Auxiliärmuskulatur ermöglicht wurde. In der dieser Hyperventilation dann zuweilen folgenden apnoischen Phase wurde der Oberkörper leicht nach hinten übergebeugt und der Bauch kräftig vorgewölbt[1]).

Am 22. 11. 1923 wurde der Knabe in die Irrenanstalt Dalldorf überführt. Auf dem Transport zeigte er sich höchst ungebärdig, fletschte die Zähne, fauchte, biß der Pflegerin in Arm und Brust; „er wolle Blut sehen". In den nächsten Tagen war er schon etwas ruhiger, meldete, wie er es in der letzten Zeit schon in der Charité getan, die kommenden Erregungszustände vorher an und bat darum, eine Packung zu erhalten. Bei allen seinen Schwierigkeiten war nicht zu verkennen, daß er anderen angetanes Unrecht einsieht und wieder gutzumachen bestrebt ist. Einem brutalen Ausbruch folgten oft kindliche Zärtlichkeiten. Er weigert sich, ein neues Hemd anzuziehen, „weil er es ja doch wieder zerreißen würde"; bittet den Arzt, nicht länger bei ihm zu verweilen, „da er heute nicht zu sprechen sei". Er bereut seine Unarten, erkundigt sich häufig noch nach Tagen, ob man ihm auch nicht böse sei. Bei gelegentlichen Besuchen der Jugendpflegerin, für die er schon in der Charité ein zärtliches Attachement bewiesen hatte, lieferte er Proben seines ausgezeichneten Gedächtnisses und seiner intakten Intelligenz, wurde aber bei solcher Gelegenheit wieder einmal unvermittelt erregt, riß der Dame an den Haaren, wurde weinerlich, drängte, unter Vorgeben starken Hungers, hinaus, offenbar um die bevorstehende Attacke zu vermeiden. Der Vorgang erinnerte, wie schon ähnliche Paroxysmen, an gewisse epileptiforme Erregungen: kurze Verfärbung des Gesichts zu fahler Blässe bei Zyanose der Lippen, kurzdauernde Bewußtseinseinengung und plötzlicher Abschluß der Krise.

Anspucken von Personen, Kotschmieren, Demolieren von Gegenständen wurden immer seltener. Solche Handlungen waren immer deutlicher an episodisch aufsteigende Erregungen geknüpft, wie sie oben geschildert wurden. Dabei trat auch die Atemstörung am stärksten in die Erscheinung. Pat. inspiriert pfeifend, exspiriert fauchend, spricht hastig, die Worte überstürzend. Das Gesicht nimmt einen starren Ausdruck an, die Augen werden maximal aufgerissen, die Mundwinkel weit auseinandergezogen. Dann kommt es zu einer plötzlichen gewalttätigen Eruption. Während er eben noch freundlich erschien, schlägt er unvorhergesehen dem Arzt mit voller

---

[1]) Eine genauere Beschreibung der Respirationsstörungen in diesem und im folgenden Falle bei S u c k o w; s. Literaturverzeichnis.

Kraft auf die Nase und stößt dabei hastig die Worte hervor: „Blutet sie? Ganz recht!" Im nächsten Augenblick ist er wieder freundlich, bittet um Vergebung und läßt sich dann leicht beruhigen. Der ganze Vorgang dauert noch nicht eine Minute. — Oft treibt er harmlosen Scherz, will den Arzt „auf den Leim führen", denkt sich dazu allerlei aus und gibt, wenn Zweifel geäußert werden, seine kleine Schelmerei zu. Einmal bat er den Arzt, er möchte ihm den Mund zuhalten, damit er ihn nicht anspucke, verlangte kategorisch Spucknapf und Handtuch, wurde von Minute zu Minute unruhiger, fing dann an, um sich zu spucken, heulte und rief: „Euch zum Schabernack, ihr Luder!" Gleich hinterher: „Ich will krepieren! Der Pfleger meint es so gut mit mir und ich bin so frech." Auf Befragen, warum er so ungezogen sei: „Das weiß ich selber nicht."

Seit Mitte 1924 ist eine deutlich zunehmende Beruhigung bemerkbar, die immer seltener durch episodische, rasch aufsteigende und ebenso rasch wieder abklingende Erregungszustände unterbrochen wurde. Auch der Schlaf wurde immer besser. Seit Juni 1924 war es möglich, Pat. tageweise zu den Angehörigen zu beurlauben, wobei er sich stets geordnet benahm und sich willig in die Anstalt zurückführen ließ. Im August 1924 wurde er nach der Heil- und Erziehungsanstalt in Dalldorf verlegt, wo er zurzeit die 2. Klasse besucht und, nach dem Urteil der Lehrer, gute Fortschritte macht. Es besteht die Absicht, ihn demnächst in eine Normalschule zu schicken.

Bei der Nachuntersuchung in Dalldorf im Mai 1925 zeigt sich der Junge über den Besuch des Arztes sehr erfreut, erkundigt sich eingehend und interessiert nach ihm bekannten Ärzten und Schwestern in der Charité, beweist dabei ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Er sehe jetzt ein, „wie gut es alle mit ihm gemeint hätten". Auf die Frage, warum er damals solche Schwierigkeiten gemacht habe, äußert er: „Das war Ungezogenheit; ich habe gedacht, es kostet die Charité kein Geld, wenn ich die Decken kaputt mache. Es hat mir Spaß gemacht, wenn ich die Pfleger ein bißchen ärgern konnte. Rumtollen wollte ich auch gern, das habe ich mit Vorliebe getan. Jetzt kommt das nicht mehr vor." Er fühle sich jetzt ganz wohl, sei lange genug krank gewesen. „Jetzt geht es aber doch schon bedeutend besser, bis auf das ‚Pusten'" (meint die hyperpnoische Atmung).

Während der ganzen anderthalbstündigen Exploration sitzt er ruhig auf dem Stuhl, ohne auch nur einmal den Platz zu wechseln, wartet geduldig die Anrede ab, spricht niemals dazwischen, ist im Gespräch attent, durchaus konzentriert, zeigt nichts von Ablenkbarkeit oder Sprunghaftigkeit der Gedanken, gibt klare und geordnete Antworten in freundlichem Tone. Es gefalle ihm gut in der Anstalt, „weil er hier doch wenigstens die Schule besuchen könne". Bei der Intelligenzprüfung löst er die ihm vorgelegten, seiner Altersstufe entsprechenden Aufgaben ohne Schwierigkeit; doch ist der bei früheren Prüfungen konstatierte Intelligenzvorsprung nicht mehr zu bemerken. Er zeigt gute Kritik für seine Situation. Die Stimmung ist heiter und zufrieden. Wenn er sich in größerer Gesellschaft befindet, wird er, wie sich bei späteren Gelegenheiten zeigt, leicht ängstlich und gehemmt. Wiederholt tritt während der Unterhaltung attackenweise die hyperpnoische Atmung auf, aber viel weniger häufig als früher und ohne die beschriebenen Haltungsanomalien, Verfärbung des Gesichts usw. Pat.

empfindet diese Störung selber als unangenehm. Aber er könne das nicht unterlassen. Zeitweise könne er es zwar willkürlich unterdrücken — Pat. demonstriert diese Möglichkeit —, aber wenn er nicht daran denke und besonders bei Erregungen komme es immer wieder. Somatisch sonst kein pathologischer Befund. Schlaf seit Monaten gut.

Bei einem im 7. Lebensjahre stehenden, bis dahin gesunden und normal entwickelten intelligenten Knaben[1]), der in psychischer Beziehung nichts Auffälliges geboten hatte, setzt ganz akut mit Schlaflosigkeit, deliranten Bewußtseinsstörungen und choreiformer Bewegungsunruhe eine Erkrankung ein, die anfangs nicht geringe diagnostische Schwierigkeiten bereitete, weiterhin aber, als ähnliche Fälle in größerer Zahl zur Beobachtung gekommen waren, an ihrer Natur keinen Zweifel lassen konnte. Bei dem heutigen Stande der klinischen Erfahrung erscheint es überflüssig, ihre Zugehörigkeit zur epidemischen Enzephalitis zu diskutieren. Die so häufig beobachteten ophthalmoplegischen Symptome fehlen in diesem Falle. Auch sonstige neurologische Krankheitszeichen, außer den Schlafstörungen und den motorischen Reizerscheinungen, sind nicht vorhanden. Es entspricht das einer häufig gemachten Erfahrung bei diesen mit schweren psychischen Alterationen der geschilderten Art einhergehenden kindlichen Enzephalitisfällen. Ganz im Vordergrunde steht zunächst die Umkehrung des Schlaftypus und die in den Abendstunden einsetzende und die ganze Nacht hindurch anhaltende motorische und psychische Agitation. Dieses eigenartige Bild nächtlicher Unruhe ist von Pfaundler, Hofstadt, Mingazzini, Progulski und Gröbel, Ruetimeyer u. a. schon oft beschrieben worden. Schlafmittel und künstliche Schlafentziehung bei Tage erweisen sich dieser Störung des Nachtschlafes gegenüber als völlig machtlos. Den elementaren unwillkürlichen Bewegungen von vorwiegend choreatischem Charakter mischen sich auch torsionsspastische Elemente bei. Solche motorischen Symptome sind bei der Enzephalitis zuerst wohl von Mourgue, dann von Pierre Marie und Lévy beschrieben und besonders von Bing und Schwartz genauer studiert worden. Im weiteren Verlaufe der Krankheit treten diese unwillkürlichen motorischen Vorgänge zu-

[1]) Es handelt sich um einen der beiden Fälle, die Bonhoeffer im März 1921 in der Berl. Neurolog. Ges. demonstriert und, damals noch mit Vorbehalt, als Begleitpsychose einer Encephalitis epidemica beurteilt hat. Bei einer späteren Demonstration in der Hufelandschen Ges. konnte B. diese Fälle durch vier weitere aus dem Material der Klinik vermehren (dazu gehören die hier mitgeteilten Fälle 3, 6, 7) und nun mit Sicherheit als dieser Krankheit zugehörig bezeichnen.

nehmend zurück gegenüber einer psychomotorischen Unruhe, die von nun an zu den beherrschenden Symptomen des ganzen Krankheitsbildes gehört.

Nach Abklingen der deliranten Phase entwickelt sich unter dieser schweren allgemeinen Agitation, oder vielmehr in engstem Zusammenhange mit ihr, eine eigenartige Wesensveränderung, die ein Verbleiben des Kindes in der häuslichen Umgebung unmöglich macht und selbst auf der unruhigen Abteilung der Klinik die größten Schwierigkeiten bereitet. Diese Wesensveränderung, die, wie schon hervorgehoben, wegen der immer wiederkehrenden Ähnlichkeit ihrer Erscheinungsweise als t y p i s c h für diese Form enzephalitischer Erkrankung des Jugendalters bezeichnet werden darf, steht weiter für lange Zeit im Mittelpunkte der klinischen Erscheinungen. Sie besitzt ein ganz besonderes psychopathologisches Interesse und soll, nachdem die weiter anzuführenden Fälle ein ausreichendes Tatsachenmaterial dafür geliefert haben, im Zusammenhange dargestellt und analysiert werden. Etwa ein Jahr nach Krankheitsbeginn wird zuerst die Atemstörung beobachtet, die dann über Jahre hin fortbesteht. Diese u. a. von P i e r r e M a r i e und L é v y, F r a n c i o n i, E t i e n n e B e r n a r d, zuletzt von S u c k o w genauer beschriebene Störung ist ja jetzt als eine recht häufige Erscheinung in der Symptomatologie besonders kindlicher Enzephalitisfälle bekannt. Sonst treten keine Krankheitszeichen hinzu, die im Sinne einer etwaigen Progredienz des Prozesses zu deuten wären. Der weitere Verlauf läßt über mehr als vier Jahre hin nur geringfügige Schwankungen in der Intensität der Symptome erkennen, das Zustandsbild ist im ganzen recht gleichförmig. Erst um die Mitte des fünften Jahres nach Beginn der Erkrankung macht sich eine deutliche und nun rasch fortschreitende Besserung bemerkbar. Die Schlafstörung tritt zurück; seit einer Reihe von Monaten schläft Pat. völlig ungestört und zeigt untertags kaum mehr vermehrtes Schlafbedürfnis. Auch die Atemstörung tritt immer mehr in den Hintergrund, ist aber auch gegenwärtig noch vorhanden und zeigt jetzt besonders deutlich eine Abhängigkeit von psychischen Erregungen. Während Pat. auf dem Höhestadium der Krankheit sich in einem Zustande fast unerschöpflicher Agitation befand, traten späterhin die Erregungen immer mehr episodenhaft, attackenweise auf, rasch ansteigend und ebenso rasch wieder abklingend. Jetzt kann von solchen autochthonen bzw. reaktiven Erregungen — der Unterschied wird später deutlich werden —, die über das normale Maß hinausgehen, kaum noch gesprochen werden.

Ob bereits eine völlige Restitution eingetreten ist und die zweifellos noch vorhandenen Auffälligkeiten in dem psychischen Habitus etwa nur durch das lange Kranksein und die dadurch beschränkten Entwicklungsmöglichkeiten in einem für die geistige und sittliche Ausreifung besonders wichtigen Lebensabschnitt bedingt sind, wird nicht leicht zu entscheiden sein. Bemerkenswert ist jedenfalls, daß die organische Hirnerkrankung einen intellektuellen Defektzustand nicht zurückgelassen hat. Auf diese Tatsache wird noch näher einzugehen sein. Wenn der Junge in seinem geistigen Besitzstande hinter Gleichaltrigen nicht unerheblich zurückgeblieben ist, so ist das natürlich auf die mangelhafte Gelegenheit zu neuem Kenntniserwerb zurückzuführen; die eigentlichen intellektuellen und mnestischen Funktionen erweisen sich keinesfalls als geschädigt. Für das Fortbestehen eines vielleicht in seiner Ausbreitung schon erheblich eingeschränkten organischen Prozesses bzw. organischen Residuums dürften die noch deutlichen Respirationsstörungen sprechen, die, trotz ihrer Beziehung zu seelischen Erregungen, als ein durchaus organisch bedingtes Symptom imponieren und nicht etwa als eine fixierte tikartige Angewohnheit aufzufassen sind. Bei der bisherigen restitutiven Tendenz des Krankheitsverlaufes und, wie sich zeigen wird, nach Analogie mit anderen Erfahrungen ist zu erwarten, daß auch die noch bestehenden Resterscheinungen in der Folgezeit verschwinden werden.

Fall 2. Heinz A., geb. 22. 2. 1911.

Pat. stammt aus gesunder Familie. Er hat sich regelrecht entwickelt, war stets ein lebhafter, interessierter, intelligenter und fleißiger Junge, dabei wohl etwas leicht erregbar. Die Mutter mußte einmal mit ihm einen Arzt aufsuchen, weil er nach einer Züchtigung sich so ungebärdig benahm, daß man glaubte, er habe einen Anfall von „Veitstanz" bekommen. Außer Masern hat er keine körperlichen Krankheiten durchgemacht.

Im Januar 1921 fühlte er sich eines Morgens plötzlich nicht mehr recht wohl, blieb im Bett liegen, delirierte, sammelte auf der Bettdecke Briefmarken, die garnicht vorhanden waren, sah im Wohnzimmer einen großen Hahn auf dem Sofa sitzen. Der Mutter fiel auf, daß er sehr trockene Lippen hatte. Die Temperatur, die am ersten Tage nicht gemessen worden war, stieg am dritten Tage bis über 40°. Auch bestand damals, wie Pat. nachträglich spontan angibt, vorübergehend Doppelsehen. Der Hausarzt nahm sogleich eine Encephalitis lethargica an. Der delirante Zustand hielt 2 bis 3 Tage an und wurde abgelöst von einem langdauernden tiefen Schlaf. Pat. mußte zur Nahrungsaufnahme geweckt werden und schlief häufig mit dem Bissen im Munde ein. Dieser Schlafzustand dauerte fast 14 Tage an. Dann wurde das Schlafbedürfnis allmählich geringer. Ende Februar war Pat. soweit wiederhergestellt, daß die Eltern ihn wieder zur Schule (Oberrealschule) schicken konnten. Mit Nachhilfestunden holte er sogar das in

anderthalb Monaten Versäumte wieder ein und wurde Ostern in die Quinta versetzt.

Um diese Zeit fing Pat. an, schlecht zu schlafen, war dafür aber tagsüber sehr müde. Er konnte sich garnicht mehr konzentrieren, schlief beim Unterricht ein, so daß er wieder von der Schule genommen werden mußte. Damals wurden auch eigentümliche Kratz- und Greifbewegungen bei ihm beobachtet. Er griff sich fortwährend in die Haare, in den Nacken, schneuzte sich dauernd geräuschvoll, manipulierte immer mit dem Taschentuch. Überhaupt wurde er motorisch sehr unruhig. Im Juli 1921 kam er erholt und mit besserem Schlaf von einem Ferienurlaub zurück. Bald trat jedoch wieder eine Schlafverschlechterung ein. Oft kam der Schlaf erst gegen Morgen und dauerte dann, wenn man ihn nicht weckte, bis zum Mittag an. Trotzdem besuchte er noch bis Weihnachten 1921 die Schule.

Die Eltern klagen, daß der Junge sich seit der Krankheit in seinem Benehmen gänzlich verändert habe, „das gerade Gegenteil von früher“ geworden sei. Er habe Freude daran, andere Kinder zu necken, erscheine manchmal geradezu hinterlistig und bösartig. Die Oberin des Kinderheims, wo er zur Erholung weilte, berichtet, daß er nachts die Kinder durch allerlei Schabernack im Schlafe störe, sie ohne Grund verprügele. Ferner fiel auf, daß er fortwährend spuckte. Seit Wochen bekommt er auch eigentümliche Zustände, die von den Eltern folgendermaßen geschildert werden: Er greift plötzlich zum Taschentuch, schneuzt sich unnatürlich stark und lange, bekommt einen hochroten Kopf, bläst die Backen auf, streckt den Bauch heraus, wird dabei so exaltiert, „daß ihm förmlich die Augen aus dem Kopfe treten“. Stellt sich demonstrativ vor irgend jemanden hin, lacht, kreuzt die Hände vor dem Bauch, macht Drehbewegungen mit dem Daumen. In dieser Weise „bläht er sich auf“, auch wenn er allein ist, selbst des nachts. 15—20mal in einer Nacht fährt er aus dem Schlafe hoch und führt diese Bewegungen aus. Er läuft fortwährend zum Klosett, ohne Urin oder Stuhl zu lassen; kratzt sich viel am After. Die Eltern sind überzeugt, daß diese vielfachen „Unarten“ nicht im Wesen des Jungen liegen. Er sei zwar schwer zu behandeln, aber nach wie vor ein gutmütiger und weichherziger Junge.

Am 26. 6. 1922 wurde Pat. in die Klinik aufgenommen. Die körperliche Untersuchung ergab: Stark vermehrten Speichelfluß und vermehrte Absonderung von Nasensekret, auch gesteigerte Schweißabsonderung an den Handtellern. In den Armen besteht eine leichte andauernde Bewegungsunruhe nach Art der „Zappeligkeit“. Hirnnerven o. B., insbes. keine Augenmuskelstörungen nachweisbar. Tonus und Motilität der Extremitäten o. B., Reflexe normal auslösbar. Im Liquor leichte Globulinvermehrung und mittlere Lymphozytose, auch einige Leukozyten vorhanden. — Während der Exploration bleibt Pat. nicht auf dem Stuhl sitzen, zappelt mit den Händen, streckt die Arme aus, bläst den Brustkorb auf. Auf Ermahnung, sich ruhig zu verhalten, äußert er, er merke garnichts von seiner Unruhe. Plötzlich legt er den Kopf auf den Tisch, als ob er schlafen wolle, horcht aber auf Anruf sofort auf und sagt, er sei so müde, daß er kaum die Augen aufhalten könne. Fängt dann plötzlich an zu weinen, mit übertriebenem Gebärdenaufwand: er möchte gern wieder zur Schule. Das Weinen bricht plötzlich ab, er wird ganz munter, immer lebhafter, stellt allerlei ganz ver-

ständige Fragen. In den nächsten Tagen ist eine Steigerung des Bewegungsdranges bemerkbar. Pat. liegt auch bei Tag nicht still im Bett, klettert herum, packt dauernd die Kissen um. Gegen Abend und besonders nachts wird die Unruhe noch stärker. Alle Bewegungen erfolgen abrupt mit eigenartiger Hastigkeit. Pat. fängt an, mit dem Essen zu schmieren. Wenn er sich außer Bett befindet, balgt er sich mit den anderen Kranken herum, wirft ihnen den Pantoffel ins Gesicht und gibt als Begründung an, es sei ihm hier „zu langweilig". Zu geordneter Beschäftigung, zum Lesen ist er nicht zu bekommen. Auch in den Zuständen starker Erregung ist er immer freundlich und antwortet bereitwillig und sinngemäß. Der Schlaf ist sehr schlecht und durch Schlafmittel nicht zu beeinflussen.

In den folgenden Monaten wurden die schon von den Eltern bemerkten Atemstörungen immer stärker. Sie verbanden sich mit einer lebhaften motorischen Agitation zu einem eigentümlichen Bilde. Der Junge, der eben noch aufrecht oder, wie er häufig angetroffen wird, in vornübergebeugter Körperhaltung an seinem Bett stand, gerät plötzlich in heftige Bewegung, springt ins Bett und wieder heraus, läuft ein paarmal im Saale auf und ab, schießt Purzelbäume. Plötzlich beugt er den Körper spitzwinklig vornüber, beginnt hastig und stoßweise und unter lautem Schnaufen durch den geöffneten Mund zu atmen. Den reichlich herabträufelnden Speichel fängt er mit den Händen auf und verschmiert ihn im Gesicht. Die Hände zeigen dabei eine choreiforme Bewegungsunruhe. Zwischendurch treibt er allerlei kleine Späße, demonstriert gern seine Geschicklichkeit im Radschlagen. Diese tachypnoische Phase dauert etwa 10 Sekunden, die Zahl der Atemzüge in dieser Zeit beträgt 16 bis 18. Dann richtet Pat. sich plötzlich auf, neigt den Oberkörper nach hinten, bläst die Backen auf, streckt den Bauch vor und hält dabei den Atem an, so daß das Gesicht sich lebhaft rötet und die Lippen eine zyanotische Färbung annehmen. Auch diese apnoische Phase dauert etwa 10 Sekunden. Tachypnoe und Apnoe wechseln miteinander ab. Zwischendurch läuft der Knabe in gebeugter Haltung auf und ab, hüpft, schlägt Rad usw., alles in buntem Wechsel. Dieses Verhalten dauert oft bis zur Erschöpfung an. Dabei ist der Kontakt mit dem Beobachter durchaus erhalten, das Bewußtsein nicht verändert, Pat. gibt auf Fragen stets geordnet Antwort. Gegen Abend und in der Nacht werden diese hyperpnoischen Attacken häufiger. Im Schlafe sistieren die Atemstörungen. Das geschilderte Verhalten zeigt eine deutliche Abhängigkeit von der Beachtung, die ihm seitens der Umgebung zuteil wird, und trägt so oft den Charakter des Absichtlichen und Demonstrativen.

Gegen Ende des Jahres ist Pat. außerhalb der respiratorischen Anfälle wesentlich ruhiger, liest, unterhält sich mit anderen Patienten, mit denen er sich gut verträgt, beteiligt sich gern an den Stationsarbeiten, besonders solchen, die starke körperliche Bewegung erfordern. Wenn man sich mit ihm beschäftigt, kann er für längere Zeit gut aufmerken; sich selber überlassen ermüdet er rascher. Er interessiert sich für seine Schularbeiten und versucht sich fortzubilden. Beim Diktatschreiben springt er aber plötzlich auf, fängt an zu schnaufen, steht Kopf, schießt Purzelbäume. Er empfindet seine mangelnde Ausdauer selbst durchaus als lästig. Seine intellektuellen Fähigkeiten sind gut, seine Kenntnisse entsprechen Alter und Vorbildung. Die Stimmungslage ist im ganzen ziemlich stabil und

leicht gehoben. Über den Besuch der Eltern und der Fürsorgerin, die ihm vorliest, zeigt er sich stets erfreut. Er nimmt an allem, was er hört, lebhaften Anteil, macht sich gleich an jeden neu angekommenen Pat. heran und bestürmt ihn mit neugierigen Fragen. Seine Neckereien tragen niemals einen bösartigen Charakter, wirken aber wegen ihres ständigen Vorkommens recht störend. Er rückt an den Tischen, an denen gerade geschrieben wird, zerstreut morgens die Kehrichthaufen, bindet den Ärzten die Schürzen auf, wird dabei aber niemals gereizt und aggressiv. Ermahnungen nimmt er sich stets zu Herzen, doch bleiben sie ohne nachhaltige Wirkung auf sein Verhalten. Seinen kleinen Mitpatienten gegenüber zeigt er sich gutmütig und mitleidig, gibt ihnen gern von seinen Leckerbissen ab. Er bezeichnet selber sein Betragen als „sehr nervös", es verdiene die Zensur „mangelhaft".

Weihnachten 1922 war Patient für einige Tage nach Hause beurlaubt. Nach Angabe der Mutter war er im Vergleich zu früher überraschend ruhig, zugänglich, folgsam und verträglich mit den Geschwistern. Auch der Schlaf sei besser gewesen. Im Frühjahr 1923 waren die Atemstörungen, die Bewegungsunruhe und der Speichelfluß eher wieder stärker geworden. Im Sommer 1923 erschien das Verhalten im ganzen unverändert. Seiner Neigung zu kleinen, der Absicht nach harmlosen, in der Wirkung aber oft sehr lästigen Neckereien gab er nach wie vor hemmungslos nach, erwies sich aber für Zurechtweisungen durchaus zugänglich, ließ sofort davon ab, bat um Verzeihung, so daß er bei einsichtsvoller Behandlung im ganzen nicht schwer traitabel war, jedenfalls solange man sich mit ihm beschäftigte.

In den ersten Monaten des Jahres 1924 machte sich eine deutliche Besserung bemerkbar. Pat. konnte daher öfter auf Urlaub geschickt werden, wobei er sich stets gut führte. Der Vater machte uns damals folgende Angaben: Der Unterschied im Verhalten sei gegenüber dem vorigen Jahre ganz augenscheinlich. Der Junge habe mehrere Stunden nachts hintereinander geschlafen, sei nur einige Male außer Bett gewesen und habe „geschnauft". Auf Ermahnung sei er aber sofort wieder ins Bett gegangen und habe sich ruhig verhalten, was im vorigen Jahre unmöglich zu erreichen gewesen wäre. Bei den Mahlzeiten saß er ruhig am Tisch und aß manierlich, während er sonst immer wieder zwischendurch aufstand, umhersprang, alles hastig hinunterschlang. Beim Lesen oder Spielen konnte er sich längere Zeit gut konzentrieren. Er mache sich ersichtliche Sorgen wegen seines Fortkommens in der Schule, meine, es sei jetzt Zeit, daß er wieder zu lernen anfange. Der Speichelfluß habe bedeutend nachgelassen, auch die Atemstörungen und die damit verbundenen Bewegungen seien seltener geworden. Er habe zu Hause in keiner Weise gestört, sei folgsam und mit den Geschwistern verträglich gewesen. Oft habe er Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben. Dieser Schilderung entsprach damals das Verhalten des Kindes in der Klinik durchaus, und in der Folgezeit machte die Besserung noch weitere Fortschritte. Der Schlaf war seit Anfang 1924 auch ohne Schlafmittel gut, die motorische Unruhe trat noch mehr zurück. Bei der Visite wurde er in der Regel noch schnaufend angetroffen. Wenn er allein und unbeobachtet war und besonders bei ablenkender Beschäftigung konnte er stundenlang davon freibleiben. Er zeigte zwar noch immer eine gesteigerte Bewegungslust, bat öfter um die Erlaubnis, einen Purzelbaum schlagen zu dürfen, konnte sich aber auch in dieser Beziehung besser

beherrschen. Intellektuell zeigte er keine Defekte. Die Stimmung war immer heiter, vielleicht noch leicht gehoben, der affektive Rapport stets gut. Somatisch waren außer den Respirationsstörungen und dem noch vermehrten Speichelfluß keine pathologischen Besonderheiten festzustellen. — Am 8. 3. 1924 wurde Pat. als gebessert aus der Klinik entlassen.

Zu Hause wurde gleich versucht, ihn wieder durch einen Hauslehrer unterrichten zu lassen. Der Lehrer gab an, daß der Junge wohl Konzentrationsschwierigkeiten habe und besonders durch die Atemstörungen sehr abgelenkt werde, aber im Einzelunterricht durchaus zu fördern sei und gute Auffassung zeige. Im ganzen war er, nach den Angaben der Mutter, wohl etwas ruhiger als in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in der Charité. Zeitweise steigerte sich aber die Erregbarkeit, dann wurde er nörglerisch, streitsüchtig, grob gegen die Geschwister, gab freche Antworten, versuchte auch gelegentlich gegen die Mutter handgreiflich zu werden. Eine Verstärkung der Atemstörungen während der Erregungszustände hat Ref. nicht bemerkt. Diese Störungen beständen nach Art und Häufigkeit des Auftretens unverändert fort. Im Charakter kann die Mutter bei dem Jungen keine Veränderung feststellen. Bis auf kleine „Notlügen" halte er sich stets bei der Wahrheit, sei ehrlich mit dem Gelde usw. Der Schlaf blieb noch immer etwas unruhig; oft sprach Pat. aus dem Schlafe heraus.

Anfang Juli 1924 hatte Pat. zum ersten Male einen Krampfanfall. Kurz nach Verlassen des Bettes, er war noch etwas schlaftrunken, fiel er um, verlor das Bewußtsein, verfärbte sich, wurde steif am ganzen Körper, röchelte, zuckte leicht mit den Schultern, zerbiß sich die Zunge. Hinterher wußte er nichts von dem Anfall. Nach 6 Wochen trat ein zweiter, nach weiteren 10 Tagen ein dritter Anfall ganz ähnlichen Charakters auf. Dann vergingen 5 Monate bis zum vierten Anfall. Ein fünfter Anfall wurde im Mai 1925 beobachtet. Vor der Krankheit sind solche Anfälle niemals bemerkt worden, auch keine Absenzen. Die Familienanamnese weist keine epileptische Belastung auf.

Seit Mai v. J. befindet sich Patient in einem Kinderheim. Der Leiter gibt an: Pat. schlafe jetzt ungestört, habe aber bei Tage noch gesteigertes Schlafbedürfnis. Die Atemstörungen bestehen fort, treten meist ohne erkennbaren Anlaß auf, scheinen durch Erwartung und sonstige psychische Erregungen leichter ausgelöst werden zu können. Bei Ablenkung verschwinden sie. Durchschnittlich treten sie noch 3—4mal am Tage auf, dauern meist nur einige Minuten an. Einmal ist ein Krampfanfall beobachtet worden, nach der Schilderung ein typischer epileptischer Anfall. Ferner sind Zustände rasch vorübergehender Bewußtseinstrübung vorgekommen: Pat. drehte sich ein paarmal um sich selbst, trat, ohne anzuklopfen, in ein Privatzimmer, antwortete auf Befragen, sein Freund aus Berlin habe einen Ball ins Zimmer geworfen, den wolle er holen. Drehte sich dann wieder ein paarmal um seine Achse und war wieder vollkommen bei Besinnung. Dauer 2 bis 3 Minuten. Ein zweiter ähnlicher Anfall war noch kürzer: Pat. veränderte plötzlich den Gesichtsausdruck, gab eine verkehrte Antwort, war dann gleich wieder in der Situation und wußte nichts von dem Vorgefallenen.

Besondere Erziehungsschwierigkeiten macht er nicht, ist folgsam, leicht zu leiten. Die noch häufig vorkommenden Neckereien mit seinen Kameraden lassen niemals eine böswillige Absicht erkennen. Er selber ist sehr empfindlich gegen Neckereien. Die Grundstimmung ist heiter, im ganzen gleichmäßig. Beim Spielen ist er ruhig, zu geordneter Beschäftigung aber noch nicht imstande, da er keine Ausdauer und kein Interesse besitzt. Die einzelnen Verrichtungen vollführt er ohne besondere Hast, eher etwas „phlegmatisch". Der Lehrer ist mit seinen Fortschritten in den Schulfächern zufrieden.

Während des mehrstündigen Zusammenseins mit dem Arzte benimmt der Junge sich durchaus geordnet, freundlich und höflich, macht den Eindruck eines wohlerzogenen Knaben, hält sich auch auf der Straße einwandfrei. Nichts von vorlautem, aufdringlichem Wesen. In der Unterhaltung unterscheidet er sich hinsichtlich seiner Kenntnisse und Urteilsfähigkeit in keiner Weise von einem gleichaltrigen Knaben von durchschnittlicher Intelligenz. Keine Ablenkbarkeit oder Sprunghaftigkeit des Gedankenganges. Er gibt an, daß er sich durch die Atemstörungen garnicht belästigt fühle. — Die körperliche Untersuchung ergibt vermehrte Speichelabsonderung, sonst nichts Pathologisches, insbes. keine Muskelrigidität, Tremor, bradykinetische oder sonstige amyostatische Erscheinungen.

Als Besonderheit dieses Falles[1]) sind die Krampfanfälle und Bewußtseinstrübungen hervorzuheben, die offenbar epileptischer Natur sind. Es handelt sich dabei, nach den eigenen Erfahrungen und der Literatur, um ganz vereinzelte Vorkommnisse. Nur in einem (hier nicht näher mitgeteilten) Falle, der einen 10jährigen Knaben betraf, sind 6 Monate nach der akuten enzephalitischen Phase kurz hintereinander zwei epileptiforme Anfälle aufgetreten, die in der Folgezeit sich nicht wiederholten. Auch hier waren keine epileptischen Antezedentien nachweisbar. Sonst berichtet nur Kennedy von einer ähnlichen Erfahrung. In einem Falle Kirschbaums war über die Natur der Anfälle kein sicheres Urteil zu gewinnen. Als eine eigentliche Enzephalitisfolge werden diese Erscheinungen bei ihrer exzeptionellen Stellung kaum anzusprechen sein. Vielmehr wird man sich, wenn man nicht ein zufälliges Zusammentreffen annehmen will, den pathogenetischen Zusammenhang am ehesten so vorstellen dürfen, daß durch den enzephalitischen Prozeß eine genuin-epileptische Anlage „ausgelöst" worden sei. Daß diese epileptischen Störungen, falls sie fortbestehen sollten, die Prognose gerade auch im Hinblick auf die

[1]) Ausführliche epikritische Erörterungen der einzelnen Fälle dürfen, sofern es sich um typische Krankheitserscheinungen handelt, weiterhin fortfallen, da Symptomatologie und Verlauf der Erkrankung zusammenhängend dargestellt werden sollen.

psychische Restitution erheblich verschlechtern würden, bedarf keiner Erörterung.

Fall 3: Frieda A., geb. 7. 7. 1914.

Vater starker Trinker, schon lange vor der Geburt der Pat., sehr gewalttätig. Auch beide Großväter tranken stark, waren leicht erregbare, jähzornige Menschen. Die Mutter ist ebenfalls sehr „nervös". Über eigentliche Geisteskrankheiten in der Familie nichts zu erfahren.

Das Kind erkrankte im Februar 1920 plötzlich mit Fieber, das 2 oder 3 Tage anhielt, lag nur kurze Zeit im Bett, da es wegen heftiger allgemeiner Unruhe nicht darin zu halten war. Sprach viel und verworren: es habe ein Stück Fleisch in der Hand, der Ofen sei umgefallen. Am zweiten Krankheitstage trat Doppelsehen auf. Pat. sah z. B. zwei Tassen, griff vorbei, fragte, „ob das Kaninchen heute zwei Köpfe habe". Die Mutter beobachtete dabei ein Abweichen des r. Auges nach innen. Schielen und Doppelsehen hielten etwa 3 Tage an. Damals war das Kind außerordentlich lebhaft, lief ruhelos umher, hielt den Mund nicht still. Zwei Tage und Nächte lang schlief es gar nicht, am vierten Tage stellte sich der Schlaf wieder ein und hielt mindestens zwei Tage und Nächte an. Seitdem ist das Kind auffallend verändert, sehr viel lebhafter, zappeliger, reizbarer geworden, ist flüchtig bei allen Verrichtungen, hat kein Interesse und keine Ausdauer mehr beim Spielen, faßt alle Gegenstände an, ohne sie wirklich zu benutzen. Früher ist sie zwar auch ein lebhaftes Kind gewesen, aber bei weitem nicht in dem Maße wie seit der Krankheit; sie war viel konzentrierter, ausdauernder und nicht so geschwätzig und ablenkbar. Sie hat besonders früh laufen und sprechen gelernt. Die Stimmung war immer heiter, „sie mußte überall dabei sein", kannte keine Angst und Schüchternheit.

Erste Aufnahme in die Klinik am 17. 6. 1920. Das Kind fiel sofort durch sein lebhaftes und geschwätziges Wesen auf. Sie suchte ihre Umgebung sofort in ihr Spiel einzubeziehen, fühlte sich gleich zu Hause. Ging man auf ihre Einfälle nicht ein, so schlug sie gleich zu oder trat mit den Füßen. Sie redete unausgesetzt, durch alles, was in ihren Gesichtskreis fiel, gleich angeregt, fast ideenflüchtig. Sie befand sich in einer lebhaften zappeligen Unruhe, kratzte und scheuerte ohne Unterlaß an ihrem Körper herum. Wenn man ihr länger zuschaute, erschien der Bewegungsdrang als recht monoton und planlos. Lag sie im Bett, so wollte sie immer jemanden bei sich haben, äußerte in rascher Folge die verschiedenartigsten Wünsche. Zeigte ausgesprochene Neigung zum Nörgeln, zum Necken ihrer Umgebung. Auffallend und sehr lästig war ihr Fragedrang: alles wollte sie wissen, ohne indessen ein tiefergehendes Interesse zu bekunden. Die im ganzen etwas gehobene Affektlage schlug leicht und abrupt ins Weinerliche um, doch waren solche Stimmungsausschläge immer nur sehr flüchtig. Oft registrierte sie die in ihren Gesichtskreis fallenden Sinneseindrücke durch laute oder geflüsterte Bemerkungen. Ihre Ruhelosigkeit steigerte sich episodisch zu ganz erheblichem Bewegungs- und Rededrang. Schlafstörungen wurden in der Klinik nicht beobachtet. — Das maniforme Zustandsbild ließ damals an eine frühzeitige Manifestation einer manisch-depressiven Anlage denken.

Am 16. 1. 1922 erneute Aufnahme in die Klinik. Die Mutter gab damals folgendes an: Das Kind war zunächst ein Jahr lang zu Hause, besuchte ein halbes Jahr die Schule, wurde aber, da sie zu störend war und keine Fortschritte machte, vom Unterricht dispensiert. Zu Hause bot sie immer dasselbe Bild. Sie war fortwährend in Bewegung, kratzte dauernd an ihrem Körper herum, weinte und lachte in raschem Wechsel, ließ sich zu keiner Beschäftigung rechte Zeit, fing immer etwas Neues an, zeigte sich sehr geräuschempfindlich, ohne Grund ängstlich, wich der Mutter nicht von der Seite. Fremden gegenüber war sie bald scheu, bald dreist. Mit anderen Kindern war sie sehr unverträglich, nörglerisch und jähzornig. Den ganzen Tag über konnte sie den Mund nicht still halten. Der Schlaf war dauernd unruhig, das Einschlafen verzögert. — Von Juli bis Dezember 1921 befand sich Pat. in der Heilerziehungsanstalt Alt-Scherbitz. Nach dortigem ärztlichen Zeugnis war das Kind beständig unruhig, zappelig, schwer konzentrierbar, unbeständig in der Stimmung, reizbar, grundlos ängstlich. Nachts hatte sie zuweilen lebhafte Sinnestäuschungen. — Nach der Rückkehr aus Alt-Scherbitz wurden die Schlafstörungen noch stärker. Die Mutter gibt an, das Kind sehe nachts fremde Leute im Zimmer, glaube kleine Jungen bei sich im Bett zu haben, die sie nicht schlafen lassen, sehe den Ofen einstürzen. Solche von lebhafter Angsterregung begleiteten Sinnestäuschungen kommen nur des nachts vor. Der Mutter ist ferner aufgefallen, daß das Kind in den letzten Wochen beim Atemholen oft „schnaufe und fauche".

Bei der Aufnahme in die Klinik zeigt sich das Kind äußerst erregt, ungebärdig, weint und schreit laut, sobald jemand in seine Nähe kommt, läßt sich aber rasch beruhigen, um im nächsten Augenblick wieder in ein haltloses Weinen auszubrechen. Der Gesichtsausdruck wechselt fortwährend und unter jähen Übergängen. Ohne eigentlich Beschäftigung zu suchen, läuft sie hin und her, nimmt bald diesen, bald jenen Gegenstand in die Hand. Kommt dabei jeder Aufforderung sofort nach, gehorcht aufs Wort. Bei Steigerungen der Erregung atmet sie beschleunigt und unter lautem schnaufenden Geräusch. — Die körperliche Untersuchung ergab nichts Krankhaftes. Im Liquor leichte Zellvermehrung (bis zu 15 Zellen im Gesichtsfeld).

Auch weiterhin ist Pat. äußerst affektlabil. Ruft man sie vom Spiel ab, ermahnt man sie zum Essen, so wird sie sofort gereizt und weinerlich, der Gesichtsausdruck spiegelt starkes Unbehagen. Sie kommt der Aufforderung aber im Augenblick nach. Die Verstimmungen sind immer ganz flüchtig. Auch ohne äußeren Anlaß kommt es zu rasch an- und abklingenden Affektbewegungen. Die Grundstimmung ist mürrisch, unfroh, nörglerisch. Der Rededrang besteht weiter fort, der Gedankengang ist sehr sprunghaft. Eine über das normale Maß hinausgehende Ablenkbarkeit durch äußere Vorgänge läßt sich nicht konstatieren. Von einer eigentlichen Vielgeschäftigkeit kann nicht gesprochen werden. Sie verläßt zwar oft, anscheinend durch eine plötzlich vermehrte innere Unruhe getrieben, nicht durch Sinneseindrücke angeregt, ihre Beschäftigung, um ein paarmal im Zimmer auf- und abzulaufen, wobei gewöhnlich die hyperpnoische Atmung auftritt, kehrt dann aber gleich zurück und fährt in der begonnenen Tätigkeit fort. Alle ihre Bewegungen sind äußerst hastig und abrupt.

Wiederholt wurden nächtliche Schlafstörungen folgender Art beobachtet: Pat. schreit plötzlich laut auf, gerät in heftigste Erregung, wird dabei völlig wach, erkennt den Arzt, steht offenbar unter lebhafter Angst, verkriecht sich unter der Decke, wenn man sie anrührt. Kramt dauernd umher, zerreißt ihre Wäsche und was ihr sonst in die Hände fällt, packt die Betten immer wieder um, verlangt ein Taschentuch, wirft es aber sofort wieder hin. Dabei spricht sie unaufhörlich, leicht ideenflüchtig, offenbar jeden auftauchenden Gedanken sofort aussprechend: „In fünf Wochen komme ich heraus... Ich habe die Puppenlappen zerrissen... Du sollst weggehen, ich will schlafen... Ich mache jetzt der Puppe das Bett...", alles äußerst hastig. Dabei laute, angestrengte fauchende Atmung. Der Gesichtsausdruck ist sehr erregt, ständig wechselnd, oft weinerlich, aber ohne Tränen. Auf Beruhigungsversuche spricht sie garnicht an. Zerrt den Umstehenden an den Kleidern herum, nimmt ihnen die Schlüssel aus der Tasche, steckt sie gleich wieder hinein, verkriecht sich unter der Decke. Oft halluzinatorische Äußerungen: es sitzen Mäuse in den Jalousien oder knabbern an ihrem Bett, sie liege auf Tannennadeln. Morgens weiß sie nichts mehr von den nächtlichen Erlebnissen. — Im März 1921 wurde der Schlaf besser, die nächtlichen Störungen blieben aus.

Die zielbewußte pädagogische Beeinflussung auf der Kinderstation der Klinik ließ eine deutliche Wirkung erkennen. Das Kind lernte seine Unruhe einigermaßen beherrschen, wurde ausdauernder bei Beschäftigungen, vielleicht weniger reizbar. Ende März 1923 wurde sie in das Jugendsanatorium Dr. Isemann in Nordhausen überführt, wo sie bis zum Ende des Jahres verblieb. Hier trat eine weitere Besserung des Schlafes und eine zunehmende allgemeine Beruhigung ein, so daß sie nach ihrer Rückkehr der Mutter wesentlich besser erschien. Seither ist der Schlaf dauernd gut geblieben. Der Anfang Januar 1923 gemachte Versuch, sie wieder in die Schule zu schicken, mißlang jedoch, da sie im Unterricht noch zu störend und wegen ihrer Unruhe und Konzentrationsschwierigkeiten nicht zu fördern war. Auch war sie sehr unverträglich und in der Erregung oft aggressiv. Da es zu Hause nicht mehr ging, wobei allerdings auch die mißlichen Milieuverhältnisse — der Vater kommt fast täglich betrunken nach Hause — mitgewirkt haben mögen, kam sie im März 1924 wieder in ein Psychopathenheim. Die Berichte von dort lassen erkennen, daß die motorische Unruhe, Reizbarkeit und Stimmungslabilität unverändert fortbestanden. Es wird hervorgehoben, daß trotz der fortwährenden Streitigkeiten mit den anderen Kindern, wobei sie allerdings oft der provozierte Teil war, sie sich als ein gutmütiges, liebevolles, hilfsbereites Kind zeigte, und daß sie bei ruhigem und energischem Anfassen im allgemeinen gut zu leiten sei. Seit der Rückkehr aus dem Heim um Weihnachten 1924 konnte die Mutter eine weitere Besserung nicht konstatieren. Auch die Mutter hebt hervor, daß sie bei allen Schwierigkeiten, die sie bereitet, doch gutmütig, zärtlich und anhänglich sei. Sie zeigte keine Neigung zum Lügen, habe niemals Geld usw. weggenommen, sei niemals von Hause fortgelaufen. Geschlechtliche Neugierde oder sonstige Zeichen sexueller Frühreife hat die Mutter nicht beobachtet. Seit Anfang dieses Jahres hat sie wieder Einzelunterricht. Der Lehrer gibt an, daß sie trotz ihrer Unkonzentriertheit leidliche Fortschritte mache.

Bei der Nachuntersuchung im Mai 1924 ist Pat. sehr unruhig. Die Hände sind unausgesetzt in zappelnder Bewegung, nesteln bald da, bald dort herum. Zwingt man sie, die Hände still zu halten, indem man sie passiv fixiert, so leistet sie Widerstand, der übrige Körper gerät um so mehr in eine ungeordnete Bewegung, das Gesicht nimmt den Ausdruck stärksten Unbehagens, gequälter Ruhelosigkeit an. Stillsitzen ist ihr unmöglich. Sie läuft im Zimmer herum, nimmt hier und dort einen Gegenstand in die Hand, um ihn gleich wieder hinzulegen, fragt nach seiner Bedeutung, aber offenbar ohne tiefergehendes Interesse, mit ihren Gedanken rasch wieder abgleitend. Erblickt sie ein Trinkglas, muß sie sofort trinken; ein Spucknapf regt sie sofort zum Spucken an. Klettert bald der Mutter, bald dem Arzt auf den Schoß, kindlich-zutraulich, ohne Scheu, aber auch ohne betonte Zärtlichkeit. Die Küsse, die sie zwischendurch der Mutter verabfolgt, scheinen nicht aus affektiver Nötigung hervorzugehen. Der Rededrang bleibt hinter dem Bewegungsdrang an Stärke erheblich zurück, zeigt sich nur, wenn sie durch eine andere Person dazu angeregt wird, während sie, sich selbst überlassen, wenig spricht. Keine spontanen Wunschäußerungen. Keinerlei Befangenheit der ungewohnten Situation gegenüber, aber auch nichts von aktiver Dreistigkeit. Leicht gehobene, ziemlich labile Stimmungslage. Meist lächelnder Gesichtsausdruck. Einfache Ermahnungen und Verbote haben wenig Einfluß auf ihr Treiben. Wenn man ihr indessen ruhig und eindringlich zuspricht, so daß sie wirklich einmal aufhorcht, ändert sich ihr Verhalten ersichtlich: sie erscheint dann mit sich selbst unzufrieden, das Gesicht nimmt einen gequälten Ausdruck an, sie gibt bescheidene Antworten und hält sich für einige Zeit ruhiger. Doch scheint sie diese erzwungene Ruhe als besonders unangenehm zu empfinden. Sobald man etwas lockerer läßt, gewinnt der Bewegungsdrang wieder die Oberhand. — Nach einem Bericht aus dem Sanatorium Dr. Isemann, wo Pat. sich wieder befindet, ist das Bild im August 1925 im ganzen noch das gleiche.

Fall 4: Kurt Z., 12 Jahre.

In der Familie keine Geistes- oder Nervenkrankheiten. Pat. hat sich körperlich und geistig normal entwickelt, ist stets ein lebhaftes Kind gewesen, gutmütig und anhänglich, hat keinerlei Erziehungsschwierigkeiten bereitet. Auf der Realschule machte er gute Fortschritte.

Anfang März 1923 hatte er einmal Erbrechen, ohne daß sonstige Störungen beobachtet wurden. Vierzehn Tage später trat abermals Erbrechen auf, Pat. klagte damals auch über Gliederschmerzen. Fieber wurde nicht festgestellt. Der hinzugezogene Arzt konnte nichts Krankhaftes finden. Nach weiteren vierzehn Tagen wiederholte sich das Erbrechen öfter. In der Schule schlief der Knabe wiederholt während des Unterrichts ein, machte sich durch sein Betragen auffällig, pfiff und sang während der Stunden, war äußerst unruhig und zappelig, setzte sich manchmal auf den Fußboden, ohne dafür einen Grund angeben zu können, gab zerstreute Antworten. Den Eltern erschien er in jener Zeit auffallend schläfrig. Wegen des Erbrechens wurde er eine Zeitlang in der Kinderklinik der Charité erfolgreich mit Atropin behandelt.

Am 5. 5. 1923 wurde er, da sein Zustand sich weiter verschlechtert hatte und ein weiteres Verbleiben zu Hause unmöglich machte, in die

Psychiatrische Klinik aufgenommen. Nach den Angaben der Eltern stand im Vordergrunde seines Verhaltens eine überaus starke motorische Unruhe; Arme und Beine waren ständig in Bewegung, er rutschte auf dem Boden hin und her, kletterte an den Möbeln hoch. Eines Tages sagte er dem Vater, er könne auf der Straße die Ladenschilder nicht mehr lesen, sehe alles verschwommen. Diese Sehstörung ging nach einigen Tagen wieder zurück. Der Schlaf war in den letzten Monaten unregelmäßig und unruhig. Den Eltern fielen ferner eigentümliche „fauchende" Atemzüge auf, die gelegentlich bei Erregungen zu beobachten waren. Vor allem klagen sie darüber, daß der Junge sich in seinem Wesen gänzlich verändert habe. Er sei ungezogen und vorlaut geworden, spreche auf der Straße ungeniert fremde Leute an, zeige keine Ausdauer mehr, „müsse immer etwas Neues haben", alles werde ihm gleich langweilig.

Bei der Aufnahme in die Klinik überfällt Pat. die Ärzte sofort mit großem Wortschwall, er sei „nervenkrank", leide an „Anfällen". Gleich darauf bekommt er einen solchen Anfall: zappelt mit Armen und Beinen, kneift die Augen zu, stöhnt ein paarmal auf. Auf Anruf erklärt er sofort: „eben hatte ich einen Anfall". Klagt auch über Schmerzen im ganzen Körper, die Haut brenne, sei ganz entzündet. Im Fortgange der Exploration reißt er plötzlich wieder die Augen auf, blickt wie abwesend um sich: „Ich soll gleich auf den Boden kommen... Da steht ein schwarzer Mann, der will mich holen..." Er wird ins Bett gebracht, springt aber immer wieder heraus, läuft im Saal umher, kramt das Bett um, legt sich mit dem Kopf ans Fußende. Dabei führt er plötzlich ein paar rasche Atemzüge unter fauchendem Geräusche aus. Dafür könne er nichts, das komme so über ihn. Als der Arzt sich vom Bett entfernen will, ruft er ihn wieder zurück, läuft ihm nach, bringt in rascher Folge eine Menge von Wünschen und Beschwerden vor, die er mehrfach wiederholt. Gibt sich aber auch rasch zufrieden, wenn man nicht darauf eingeht. Alles, was ihm in die Augen fällt, will er gleich haben. — Bei der körperlichen Untersuchung ist er sehr zappelig, äußerst wehleidig, schreit bei leiser Berührung auf, fragt wiederholt, „ob nichts Krankhaftes festzustellen sei". Somatisch o. B. Im Liquor eine Spur Opaleszenz und einzelne Lymphozyten.

Auch in der Folgezeit zeigt Pat. eine lebhafte Unruhe und Unrast bei im ganzen euphorischer Stimmungslage. Jeden in die Nähe kommenden Arzt ruft er sofort an, sucht sein Interesse zu erregen, hat immer zahlreiche Wünsche, ist sehr vorlaut und aufdringlich, gar nicht loszuwerden. Wenn man ungehalten wird, bittet er demonstrativ um Verzeihung. Besonders gern hält er sich im Garten auf, wo er größeren Auslauf hat. Er kommt dann ganz erfreut zurück, erzählt strahlend, er habe „25 Dauerläufe gemacht, zweimal auf den Hacken, einmal auf den Zehen, dreimal Parademarsch und zweimal rückwärts". „Das tue ich für meine Gesundheit." Jeden neu ankommenden Patienten fragt er neugierig nach Namen und Herkunft, erzählt mit Vorliebe von seinen „Anfällen", spricht von Gespenstern und schwarzen Männern, die ihn ängstigen. Bringt immer wieder neue körperliche Beschwerden in wehleidigem Tone vor, ist aber leicht davon abzulenken und kann im nächsten Augenblick darüber lachen. Immer wieder bittet er um körperliche Untersuchung. Wenige Minuten nach der Lumbalpunktion fragt er mit wichtiger Miene, „ob er nicht bald wieder punktiert

werde". Er zeigt ein lebhaftes Interesse für die Stationsvorgänge, ist überall zu Hause, über alles unterrichtet. Den anderen Patienten macht er sich durch seine neugierigen Fragen lästig, wird dabei aber nie eigentlich ungezogen und frech. Auch seine Wünsche trägt er stets in höflicher Form vor. Der Gesichtsausdruck ist fast immer vergnügt. Fortwährend verlangt er nach Unterhaltung. Bei der Intelligenzprüfung antwortet er vorschnell und unüberlegt, ist fahrig, zeigt aber keine intellektuellen Defekte.

Im Laufe der nächsten Woche tritt allmählich eine leichte Beruhigung ein. Sobald man sich aber mit ihm beschäftigt, steigert die Unruhe sich wieder. Pat. verlangt lebhaft in die Schule zurück, meint, es werde vielleicht wieder gehen, er wisse aber nicht, wie er sich mit den Kameraden vertragen werde, ganz ruhig könne er sich noch nicht verhalten. — Der Nachtschlaf war in der Klinik im ganzen gut, aber das Einschlafen verzögert. In den Abendstunden nimmt die Unruhe gewöhnlich stark zu. Pat. ist dann nicht ins Bett zu bekommen, muß fortwährend austreten, Wasser trinken, läuft zum Untersuchungszimmer, klopft an die Tür, verlangt „sofort" den Arzt zu sprechen. Wenn er nicht gleich Gehör findet, läßt er sich demonstrativ unter lautem Geschrei zu Boden fallen, steckt den Finger in den Mund, um Brechreiz zu erzeugen usw. Die fauchende Atmung ist nur selten beobachtet worden. — Am 18. 6. 1923 wurde Pat. nach Hause entlassen.

Bei der Nachuntersuchung im Juli 1925 machten die Eltern folgende Angaben: Im Oktober 1923 wurde der Junge wieder zur Schule (Realschule) geschickt, wo es zunächst noch sehr schlecht ging. Er benahm sich dreist und vorlaut, war beim Unterricht sehr unruhig und zerstreut, störte fortwährend durch Zwischenfragen, so daß der Direktor ihn aus der Schule entlassen wollte, aber schließlich doch noch einen Versuch mit ihm machte. Jedenfalls mußte viel Nachsicht mit ihm geübt werden. Der Junge schob alles auf die Lehrer, meinte, sie könnten ihn nicht leiden, glaubte dasselbe aber auch von seiner Mutter. Auch zu Hause war er sehr unruhig, widerspruchsbereit und aufbrausend. Der Schlaf war zeitweise eher wieder schlechter als in der Klinik. Keine Sehstörungen mehr.

Im Januar 1924 zog er sich einen Oberschenkelbruch zu und wurde deswegen im Krankenhaus Friedrichshain behandelt. Hier fiel er in den ersten Wochen noch den Schwestern durch seine starke Unruhe auf. Während der Behandlung trat jedoch eine rasche und weitgehende Beruhigung ein. Als er im Februar 1924 aus dem Krankenhause entlassen wurde, war er „wie umgewandelt". Die Veränderung fiel auch sofort in der Schule auf, die er seit März 1924 wieder regelmäßig besucht. Seine Schulleistungen wurden immer besser, er war fleißig und ausdauernd bei den Schularbeiten, im Unterricht ruhig und konzentriert, so daß er Ostern 1925 nach Tertia versetzt werden konnte und so infolge der Krankheit in der Schule nur um ein halbes Jahr zurückgekommen ist. Die Eltern sind mit seinem Betragen durchaus zufrieden. Er ist willig und hilfsbereit, meist guter Stimmung, aber noch immer leicht reizbar. Seine Rechthaberei und sein vorlautes Wesen „gehen wohl kaum über das hinaus, was in den Flegeljahren so üblich ist". Im ganzen sei er „ein flinker, munterer Junge". Körperlich ist er kräftig und rüstig, die Unruhe ist geschwunden, der Schlaf gut. — Die Untersuchung ergibt nichts Krankhaftes.

Fall 5: Johann P., geb. 1. 5. 1911.

Großvater Trinker. Mutter ungewöhnlich lebhaft, sonst Familienanamnese o. B. Der Junge lernte rechtzeitig laufen, fing aber erst mit 2 Jahren zu sprechen an. In der Schule ist er dreimal sitzen geblieben. Früher schrie er oft im Schlafe auf, knirschte auch mit den Zähnen. Mit 4 Jahren hat er 3 Anfälle gehabt, wobei er das Bewußtsein verlor, mit den Gliedern zuckte und hinterher erbrach. Über Zungenbiß usw. nichts zu erfahren. In der Erziehung habe er immer Schwierigkeiten gemacht, sei ein „Rüpel" gewesen, dabei aber auch wieder ganz gutmütig und mitleidig.

Im März oder April 1922 hat er die „Schlafkrankheit" durchgemacht. Er fieberte, schlief anfangs immerfort, dann wurde der Nachtschlaf unruhig, er wachte morgens schon um 4 Uhr auf, war gleich sehr lebhaft, pfiff und sang. Etwas zappelig sei er zwar schon vorher gewesen, seit der Krankheit habe sich die Unruhe aber bedeutend verstärkt. Der Mutter fielen Zuckungen im Unterkiefer auf. Während der ersten 5 bis 6 Wochen nach der Krankheit konnte er auch nicht lesen, da die Schrift vor den Augen verschwamm. Er ist sehr reizbar und weinerlich geworden, äußerst unverträglich, so daß aus der Schule fortwährend Klagen kommen. Er nimmt sich zu nichts Zeit, schlingt die Speisen gierig herunter. Hält sich sehr unsauber, ist dabei aber eitel. „Alles muß er anfassen." Von einem Erholungsaufenthalt wurde er bald wieder nach Hause geschickt, da er sich mit den Kindern durchaus nicht vertragen konnte. Allein ist er wesentlich ruhiger als in Gesellschaft anderer Kinder. Sein Mitleid und seine Hilfsbereitschaft betätigt er wie vor der Krankheit, gibt gern ab, „will aber auch alles haben". Im Gegensatz zu früher wird er leicht ängstlich. In der letzten Zeit hat er ein paarmal das Bett genäßt.

Bei der poliklinischen Untersuchung am 2. 8. 1922 sitzt der Junge keinen Augenblick ruhig, reibt mit den Händen an den Beinen, zieht die Beine hoch, fährt mit den Händen im Gesicht herum, grimassiert. Es fallen kurze eirförmige Zuckungen im linken Mundwinkel auf. Pat. klagt darüber, daß die anderen Jungen ihn immer ärgern. Neulich habe er ein paar Pappteller weggenommen; das sei Diebstahl, das dürfe man nicht tun, sonst komme man in die Hölle. Bei der Intelligenzprüfung erweist er sich als etwas dürftig, nicht eigentlich debil. Die körperliche Untersuchung ergab außer den erwähnten Zuckungen im Fazialisgebiet nichts Besonderes.

Nachricht vom 29. 11. 1923: Inzwischen keine Besserung. Der Junge ist noch immer sehr unruhig, muß immer etwas mit den Händen zu tun haben, läuft und springt herum, pfeift und singt übermäßig viel, gehorcht äußerst schlecht. Der Mutter fällt seine große Ungeduld auf. Wenn er auf den Zug warten muß, ist er garnicht zu halten, springt zwischen den Schienen umher. Was er sieht, will er haben. Er prügelt sich dauernd mit anderen Kindern herum, stürzt sich nach Schulschluß ohne erkennbaren Anlaß auf seine Kameraden, so daß er täglich von der Schule abgeholt werden muß. Strafen bleiben ohne jede Wirkung. Dabei ist der Junge willig, macht sich gern im Haushalt nützlich, kann aber nicht vertragen, wenn andere mithelfen wollen. Wenn die kleine Schwester bestraft werden soll, will er die Strafe auf sich nehmen, verprügelt sie aber selber bei jeder Kleinigkeit. Hat kürzlich mit anderen Jungen zusammen in einem Laden Zigaretten weggenommen. Zu Hause sind keine Unehrlichkeiten

vorgekommen. Der Schlaf ist unruhig, das Einschlafen erschwert, morgens ist er sehr früh wach.

Da alle Mittel der Schuldisziplin versagten und er für die anderen Kinder eine ständige Gefahr bedeutet, stellte der Rektor den Antrag auf Entfernung aus der Schule und Unterbringung in eine Anstalt. Im Juli 1924 kam er in eine Privatschule für psychopathische Kinder. Nach einigen Monaten berichtete der Schulleiter, daß er ihn wegen Gefährdung der anderen Zöglinge nicht länger behalten könne. Seine geradezu „tierische Bosheit", sein Hang, alles zu „stehlen", seien einfach maßlos. Er bringe alles in hellen Aufruhr. Seine Frechheit sei unbeschreiblich. Ein Herr von der Schulaufsichtsbehörde habe ihn als den „geborenen Verbrecher" bezeichnet.

Nachuntersuchung am 20. 12. 1924: Die Mutter berichtet, daß im Verhalten des Knaben keine Änderung eingetreten sei. Kürzlich habe er auf einem Vergnügungsplatz einer Händlerin 20 Mark aus der Tasche genommen und vernascht. Vor dem Einschlafen wühle er ruhelos im Bett herum, morgens störe er alle durch seine Unruhe, klettere von einem Bett ins andere. Bei jeder Kleinigkeit werde er ungeduldig. Wenn die Tür nicht gleich geöffnet wird, verursache er einen derartigen Tumult, daß die Nachbarn zusammenlaufen. Jede Zurechtweisung habe einen Wutausbruch zur Folge. In solchen Erregungen schlage er Fensterscheiben ein, habe mit einem Stein nach dem Lehrer geworfen, sei einmal vom ersten Stock aus dem Fenster gesprungen. — Bei der Untersuchung ist der Junge freundlich und ganz zutraulich. Auf die Frage nach dem entwendeten Gelde wird er verlegen, versucht zunächst, die Schuld auf andere zu schieben, gibt dann aber alles zu und gesteht bei dieser Gelegenheit, ohne gefragt zu sein, noch einen anderen kleinen Diebstahl.

Im Januar 1925 wurde Fürsorgeerziehung angeordnet und der Junge in die Anstalt Warburg verbracht, von wo der uneinsichtige Vater ihn nach einigen Wochen entführte. Nach diesem Anstaltsaufenthalt war er, nach Angabe der Mutter, zunächst noch erregter als zuvor, schlief sehr schlecht, näßte während der ersten acht Tage auch öfter ein. Nachdem er 5 Wochen zu Hause war, war eine wesentliche Beruhigung eingetreten. Auf Veranlassung des Jugendamtes wurde er wieder in ein Heim geschickt, von wo er nach drei Wochen entwich.

Seitdem ist er zunehmend ruhiger geworden. Seit Anfang Juni 1925 schläft er ungestört, näßt nicht mehr ein. Immer stärker regte sich in ihm das Verlangen nach Arbeit. Er bemühte sich selbständig und mit Erfolg um eine Stellung. Seit sechs Wochen ist er in einer Fabrik beschäftigt. Nach Aussage des Meisters gehe es mit der Arbeit ausgezeichnet, er sei sehr fleißig und gewissenhaft, dabei auch ausdauernd. Allerdings müsse man seine Art kennen, vor allem seine Reizbarkeit berücksichtigen.

Noch vor acht Wochen war es unmöglich, ihn allein auf die Straße zu lassen. Er lief jedem Hunde nach, streichelte ihn, um ihn dann plötzlich zu würgen, obgleich er im Grunde sehr tierlieb ist. Damals hat er auch noch oft im Vorbeigehen ganz grundlos ein Kind mit dem Fuße gestoßen, ihm die Spielsachen weggenommen und in die Luft geschleudert usw.; jetzt komme das kaum noch vor. Man könne ihn allein fortschicken, ohne daß er Unfug anstiftet. Bis auf die plötzlich aufsteigenden Erregungen, die

jetzt aber meist einen äußeren Anlaß erkennen lassen, ist gut mit ihm auszukommen. „Stillsitzen ist ihm noch immer das Unangenehmste." Daher sind ihm auch die Arbeitspausen besonders unangenehm und bringen ihn auf „dumme Einfälle". Er ist gefällig und gutmütig. An fremdem Eigentum hat er sich nie wieder vergriffen.

Bei der Untersuchung zeigt Pat. eine lebhafte motorische Unruhe, rutscht auf dem Stuhl hin und her, unterbricht öfter den Bericht der Mutter, die nach seiner Ansicht alles viel zu schlimm darstellt. Das „Ausfragen" mache ihm keinen Spaß, er möchte lieber schwimmen gehen. Er antwortet aber freundlich und bereitwillig, ist attent und gut konzentriert. — Neurologisch o. B.

Fall 6: Christlieb K., geb. 12. 6. 09.

Ende März 1920 akute Erkrankung mit Fieber, das mehrere Wochen anhielt. Von der zweiten Krankheitswoche an sah Pat. doppelt, konnte auch ein Vierteljahr lang nicht lesen, weil, wie er angab, die Buchstaben vor den Augen verschwammen. Zu Anfang der Erkrankung, etwa drei Wochen lang, konnte er nur mit großen Schwierigkeiten Stuhl entleeren. In den ersten Wochen schlief er viel, auch am Tage. Oft schlief er beim Essen oder über dem Schreiben eines Briefes ein. In den ersten Wochen lag er zeitweise ganz still und unbeweglich im Bett, mit gekrümmter Wirbelsäule und an die Brust gezogenem Kinn. Mehrere Monate lang bestanden auch dauernde seitliche Bewegungen des Unterkiefers unter Zähneknirschen, auch Zittern der Hände, so daß er den Löffel nicht halten konnte und gefüttert werden mußte. Zu Beginn der Erkrankung traten vorübergehend Verwirrtheitszustände mit „Verfolgungsideen" auf, auch als das Fieber schon vorüber war. Pat. äußerte Vergiftungsfurcht, verkannte die Mutter, schlug nach ihr, spie ihr das Essen ins Gesicht, war dabei nicht im Bett zu halten.

Bis Mitte Juni 1920 lag er in Elberfeld im Krankenhause. Dann erholte er sich körperlich rasch. Seitdem er wieder außer Bett ist, erscheint er der Mutter in seinem Wesen auffällig verändert. Er wurde viel lebhafter, konnte kaum einen Augenblick stillsitzen, plauderte den ganzen Tag in hastiger, überstürzter Weise, oft die Worte verschluckend, hielt bei keiner Beschäftigung mehr aus. Sprach dauernd dazwischen, wenn Erwachsene sich unterhielten, belästigte Fremde auf der Straße mit zudringlichen Fragen, ohne dabei die äußeren Höflichkeitsformen zu verletzen, gab den Leuten Rätsel auf, machte auch ungehörige Witze. Wenn man auf seine Neigungen einging, steigerte sich seine Lebhaftigkeit. Seine scharfe Auffassung aller Besonderheiten in Verbindung mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit machten ihn besonders lästig. Manchmal traten, besonders gegen Abend, unter Steigerung der motorischen Unruhe Angstzustände auf.

Von September 1920 bis Januar 1921 befand sich Pat. in der Anstalt Burghölzli bei Zürich, nachdem er sich in einem Schweizer Ferienheim durch die verursachten Lärmszenen unmöglich gemacht hatte. Über diesen Anstaltsaufenthalt liegt ein genauer Bericht in der Arbeit von Staehelin[1]) vor, dem wir kurz folgendes entnehmen: In somatischer

[1]) Vgl. Literaturangaben.

Beziehung fanden sich: prompt reagierende Pupillen, lebhafte Patellarreflexe, athetotische Bewegungen an beiden Händen, Fingertremor, horizontale zuckende Bewegungen des Unterkiefers. Pat. zeigte: „rasch wechselnde, sehr intensive, oft demonstrative Gefühlsäußerungen (fast nie heiter, meist verärgert, nörgelnd, frech, widerspenstig, theatralische Kniefälle mit übertriebenem Flehen und lächerlichen Versprechungen) mit gegen Abend sich fast immer steigernder psychomotorischer Erregung im Sinne des Beschäftigungsdranges (Plagen, Betteln, raffinierte Streiche bis zu nie sinnlosem Toben, später Simulation von Psychosen) und Rededranges (fortwährend äußerst rasches Sprechen ohne Ideenflucht oder Klangassoziationen usw.); unter stärkerer Affektwirkung beständiges Wiederholen desselben Satzes oder Satzteiles bis zu einer Art von Verbigeration." Keine Gedächtnis- oder Intelligenzstörungen, stets scharfe Auffassung der Sinneseindrücke. Er war für seine Umgebung so störend, daß er während der größten Zeit isoliert werden mußte. Über die Vortäuschung von Krankheitssymptomen enthalten die Aufzeichnungen u. a. folgendes: Er erzählt, daß er nicht mehr stehen könne, „weil ihm das Blut von den Beinen in die Brust heraufgestiegen sei", klagt über Gelenkschmerzen, ohne daß ein objektiver Befund zu erheben ist. Seine Angriffe auf die Umgebung rechtfertigt er damit, daß sie im „Schlafwandel" passiert seien. Er brachte „allerhand abgeschmackte Wahnideen" vor, äußerte z. B. einmal: „Ich höre Stimmen und sehe sie auch," versuchte durch solche Improvisationen den Nachweis zu führen, daß er auf der unruhigen Abteilung „erst krank gemacht werde".

Nach der Entlassung aus Burghölzli war der Junge, wie die Mutter angibt, in der ersten Zeit noch aufgeregter als zuvor, äußerte oft Furcht, in die Anstalt zurückgebracht zu werden, man wolle ihn „hypnotisieren", vergiften usw.

Ende März 1921 brachte ihn die Mutter, da es zu Hause nicht mehr ging, in die Charité. Sie machte folgende Angaben: Der Vater ist Syrer, die Mutter Deutsche. In der Verwandtschaft keine Geisteskrankheiten. Der Knabe ist normal geboren, hat sich rechtzeitig entwickelt, außer Kinderkrankheiten keine ernstere Erkrankung durchgemacht. Ref. schildert ihn als einen vor der Krankheit sehr aufgeweckten, aber keineswegs übermäßig lebhaften Jungen. — Einen genaueren Bericht über die prämorbide Wesensart des Pat. besitzen wir in der Mitteilung einer Heimleiterin, die ihn im Sommer 1917 mehrere Monate unter ihren Zöglingen hatte. Danach bot er auch damals schon mancherlei charakterliche Auffälligkeiten, war sehr empfindlich und reizbar, starrköpfig, nachtragend, konnte in der Wut sehr ausfallend werden, zeigte sich dabei aber auch sehr anschmiegend und weich. Im Grunde war er gutmütig, gefällig und ritterlich. Er neigte sehr zur Eifersucht. Die Stimmung war wechselnd, „entweder strahlend glücklich oder aber eine über seine Jahre hinausgehende Traurigkeit zeigend". Oftmals „machte er sich seltsame Gedanken über Kleinigkeiten". Im ganzen war er bei verständnisvollem Eingehen nicht eben schwer zu leiten.

Körperlich: Schädelumfang 55 cm. Pupillen r. > l. Die linke Pupille reagiert spurweise auf Lichteinfall, die rechte ist absolut starr. Strabismus divergens. Sehr mangelhafte Konvergenzbewegungen. Beim Fixieren eines Gegenstandes Angaben über Doppelsehen. Reflexe, Tonus usw. o. B.

Pat. findet sich sofort in den Stationsbetrieb hinein, bekundet einen regen Betätigungsdrang und mannigfache Interessen, ist aber zu keiner ausdauernden Beschäftigung zu bringen. Das zeigt sich besonders, wenn er sich selbst überlassen ist. Dagegen ist er im Gespräch unschwer zu fixieren und bleibt auch eine Zeitlang bei der Sache, um dann ganz unvermittelt abzuspringen, eine Frage zu stellen, einen albernen Witz zu machen oder einfach davonzulaufen. Er ist sehr reizbar und jähzornig, verträgt sich garnicht mit den anderen Kindern, mit denen er keinen rechten inneren Kontakt gewinnt. An jeden Erwachsenen drängt er sich heran, sei es Arzt oder Pflegerin, läßt sich auch durch energische Zurechtweisungen nicht abweisen. Die oft häufig hintereinander wiederholten Fragen lassen bei genauerem Zusehen oft den Charakter des Zwanghaften erkennen. So fragt er z. B.: „Komme ich jetzt in die Zelle?" — (Nein, warum?) — „Weil die Tante weggegangen ist, sie wollen mich holen." — (Nein, du kommst nicht in die Zelle.) — „Wozu sagst du nein, dazu, daß ich reinkomme, oder dazu, daß ich nicht reinkomme?" — (Du kommst nicht in die Zelle!) — „Ja oder nein? Du sollst sagen: Ich komme nicht in die Zelle, nein, nicht ich, du kommst nicht in die Zelle. Wenn du es zu mir sagst, mußt du sagen, du kommst nicht in die Zelle. Bejahst oder verneinst du es, daß ich in die Zelle komme?" — (Ich verneine es.) — „Du verneinst es also, daß ich nicht in die Zelle komme, ich komme also doch hinein." — Ein haltloses Weinen bildet den Abschluß der während dieser Fragen sich fortgesetzt steigernden ängstlichen Unruhe. Ein solcher Fragezwang wurde oft beobachtet. Pat. zeigt auch das Bestreben, sich immer wieder seine eigenen Gedanken, auch wenn er sich über den Sachverhalt selber offenbar im klaren ist, durch andere bestätigen zu lassen. Er läßt dann nicht eher nach, bis er eine entsprechende Antwort erhalten hat. Geht man auf solche Fragen nicht ein, so wird er immer unruhiger und weinerlicher, tritt von einem Bein aufs andere und klammert sich ängstlich an. Erst nach wiederholter und umständlicher Bestätigung schwindet das Zwangshafte in seinem Verhalten. Oft äußert er große Angst, daß man ihm den Mund berühre. Ist es einmal geschehen, so wischt und reibt er lange daran herum. Auch seine Kleider läßt er nicht gerne berühren. Einmal sagt er: „Sie beschmieren mich aus dem Grunde, weil Sie meine Gedanken wissen wollen. Ich merke immer, wenn man mir was anschmiert, auch wenn ich gar nicht hinsehe." — (Warum glaubst du denn, daß ich deine Gedanken wissen will?) — „Das kann ich doch nicht riechen." — (Womit wirst du denn beschmiert?) — „Mit dem, was man in der Nase hat, oder mit dem Gift, das du im Munde hast." — Oft weigert er sich auch, sich auf den Stuhl zu setzen, den ein anderer verlassen hat, fürchtet sich vor dem „Anhauchen", „weil der Atem vergiftet ist". Auch redet er von elektrischen Strahlen, mit denen man ihn beeinflusse, mittels derer man ihn nach Burghölzli zurückziehen wolle. Auch „verwandeln" wolle man ihn.

Sexuell ist er stark interessiert, macht den Mädchen gern den Hof, schreibt ihnen Liebesbriefe, beobachtet sie beim Auskleiden. In seinen Träumen, die er gern und ausführlich erzählt, spielen sexuelle Vorstellungen eine große Rolle. Einmal äußerte er die Befürchtung, daß sein Blut durch die Berührung mit den Mädchen „befleckt" worden sei.

Der Schlaf war während des ganzen Aufenthaltes in der Klinik bis auf gelegentliches Aufschrecken aus dem Traume gut.

Ende April 1921 wurde er von der Mutter herausgenommen, ein Jahr später aber wieder in die Klinik gebracht. Er war inzwischen in sechs oder sieben verschiedenen Pflegestellen, zuletzt mehrere Monate im „Rauhen Hause" in Hamburg. Die Mutter hat den Eindruck, daß er sich kaum verändert habe, keinesfalls leichter zu behandeln sei. Er sei noch immer sehr ermüdbar, schlafe oft bei den Schularbeiten ein.

Körperlicher Befund gegenüber dem Vorjahre unverändert. Liquor o. B.

Pat. erscheint weit schlechter diszipliniert, weniger an Gehorsam gewöhnt, unmanierlicher beim Essen usw. als im Jahre vorher (häufiger Wechsel der Pflegestellen!). Er drängt sich, wie damals, vorlaut an die Erwachsenen heran, sucht überall Interesse zu erwecken, ist neugierig, will alles wissen, überall dabei sein, macht altkluge Bemerkungen. Auffallend ist eine Neigung zu Wortspielereien. Er gibt den Leuten Rätsel auf, erzählt im Augenblick improvisierte Witze, die aber meist ohne Pointe sind. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen besteht darin, Wörter und Sätze zusammenzustellen, die man von hinten ebenso wie von vorn lesen kann, oder Reime zu bilden, die bei formaler Gewandtheit inhaltlich sehr dürftig oder ganz sinnlos sind. Mit derartigen Produktionen sucht er dauernd die Aufmerksamkeit der Umgebung an sich zu fesseln, kann sich aber auch stundenlang allein mit derartigen Formulierungen befassen, dazwischen allerdings immer wieder aufspringend und nach Unterhaltung suchend.

Die Affektlage ist im ganzen indifferent, manchmal leicht gehoben und dann eine läppische Note tragend, schlägt aber rasch ins Gereizte und Zornmütige um. In der Erregung verweigert er den Gehorsam und benimmt sich rücksichtslos bis zur Brutalität, so daß er mehrmals vorübergehend isoliert werden mußte. (Sonst wird er auf der Kinderstation gehalten.) Durch energisches Zufassen ist er wieder in die Hand zu bekommen und zeigt sich dann gewöhnlich schlapp und feige. Von wirklicher Einsicht in seine Schwierigkeiten oder Reue kann keine Rede sein. Er ist ganz egoistisch eingestellt, mißgünstig und eifersüchtig. Seinem Mißtrauen anderen gegenüber gibt er oft lebhaften Ausdruck. Er fühlt sich dauernd zurückgesetzt, verspottet, verdächtigt, verteidigt sich, wo er garnicht beschuldigt wurde. „Ihr habt geheime Blicke, das ist eure Sprache." Öfter spricht er auch von „Hypnose" und „Gedankenerraten". Eine Neigung zu Zwangsvorstellungen und Zwangshandlungen bei banalen Verrichtungen ist auch weiter unverkennbar. So geht er öfter nachsehen, ob er einen Gegenstand an den richtigen Platz gelegt hat, bittet einen Erwachsenen, mitzukommen und sich zu überzeugen, läßt es sich von ihm ausdrücklich bestätigen, wird unruhig und ängstlich-ungeduldig, wenn man nicht darauf eingeht. Gern spricht er von seiner „Nervenkrankheit", erzählt jedem Fremden sofort, daß er die „Schlafkrankheit" durchgemacht habe. Der Arzt, der seiner Meinung nach darauf nicht genügend Wert legt, ist nicht „der richtige Seelsorger" für ihn. Er liebt es, einen Arzt gegen den andern auszuspielen. Bei jeder Gelegenheit bringt er moralische und religiöse Sentenzen an, betet laut und wortreich mit großem Pathos und entschiedener Hinwendung an sein Publikum, fragt geradezu, „ob die anderen Kinder nicht zuhören dürfen, damit sie auch richtig beten lernen". Die Briefe, die er an seine Mutter schreibt, sind

voll von schwülstigen Redensarten und demonstrativen Beteuerungen seiner „Artigkeit". — In intellektueller Beziehung erwies er sich als über sein Alter hinaus gewandt in abstrakten Formulierungen und, trotz des in den letzten Jahren unregelmäßigen Schulbesuches, reich an Kenntnissen.

Im Juni 1922 wurde er in das Jugendsanatorium von Dr. Isemann in Nordhausen überführt, wo er weiter ähnliche Schwierigkeiten bereitete.

Vom 1. 2. bis 4. 3. 1924 war Pat. im Allgem. Krankenhaus Eppendorf in Behandlung. Befund: Pupillen verzogen, r > l., bds. absolut starr. Strabismus divergens. Blickbeschränkung nach oben, Blicklähmung nach unten. Doppelbilder. Augenhintergrund bds. o. B. Fazialisparese von zentralem Typ. Der l. Arm wird leicht gebeugt gehalten, der Unterarm ist proniert, die Finger sind flektiert. Fast ununterbrochen geht ein krampfartiges Zucken durch den l. Arm und die l. Schulter, wobei diese ein wenig gehoben wird. Sehnenreflexe regelrecht. Kein Babinski. Sensibilität auf der ganzen l. Körperhälfte für alle Qualitäten herabgesetzt. — Psychisch: Sehr lebhaft, faßt schnell auf, ablenkbar, spricht viel und rasch. Stimmung wechselnd. Bei geringen Anlässen bricht Pat. in lautes Geheul aus, beruhigt sich aber leicht wieder. Die Unruhe steigert sich zu Wutanfällen, in denen er aggressiv wird und isoliert werden muß. Den anderen Pat. gegenüber immer freches Benehmen.

Von März 1924 bis April 1925 befand sich Pat. mit Unterbrechung in der Anstalt Friedrichsberg in Hamburg. Befund: Schwäche des l. Mundfazialis. Zunge weicht beim Vorstrecken nach l. ab. Augenbefund unverändert. Der l. Arm wird fast ständig in pendelnder Art bewegt, Pat. kann ihn nur ruhig halten, wenn er die Schulter hebt und den Arm an den Rumpf anpreßt. Keine Muskelrigidität. — Psychisch: Sehr reizbar, streitsüchtig, ganz haltlos im Affekt. Pöbelt Alt und Jung an. Hat dauernd Wünsche. Sehr empfindlich und egoistisch, roh und rücksichtslos, aufdringlich und hartnäckig. Dabei gute Manieren, gewählte Ausdrucksweise. Gute Intelligenzleistungen. Von seinem Wissen gewaltig eingenommen, überheblich, kritisiert und korrigiert die Ärzte. Plump vertraulich. Zur Verteidigung seiner Unarten beruft er sich auf seine Krankheit.

Die Entwicklung dieses Falles unterscheidet sich von den bisher mitgeteilten Verläufen vor allem durch die langdauernde Persistenz der alten und das Hinzutreten neuer somatischer Störungen mehrere Jahre nach Krankheitsbeginn, deren Art zum Teil als atypisch für die Enzephalitis zu bezeichnen ist. Einmal handelt es sich um Paresen motorischer Hirnnerven (außer den gewöhnlich betroffenen Augenmuskelnerven sind Fazialis und Hypoglossus beteiligt), und dann um motorische Reizerscheinungen elementaren Charakters, über deren nähere Zugehörigkeit (myoklonische, choreatische Bewegungen usw.) nach der Schilderung kein sicheres Urteil zu gewinnen ist. Die halbseitige Sensibilitätsstörung wäre, falls sie wirklich organisch bedingt ist, was bei den starken hysterischen Bereitschaften des Pat. bezweifelt werden darf, mindestens sehr ungewöhnlich. Das psychische Zustandsbild hat sich während

der ganzen Jahre im wesentlichen stationär gehalten. Es zeigt außer den psychogenen noch andere aus dem Rahmen des typischen Symptomenkomplexes heraustretende Erscheinungen, die auf die degenerative Anlage des Pat. zurückzuführen sind. Darauf wird noch genauer einzugehen sein.

Fall 7: Fritz St., geb. 2. 5. 1906.

Der bis dahin immer gesunde Junge erkrankte im Januar 1920 an der „Kopfgrippe". In den ersten Tagen wurde Fieber bis zu 39 ° gemessen. Er phantasierte, war ängstlich erregt, sah schreckhafte Gestalten. Lag 14 Tage im Bett, schlief fast ununterbrochen, ließ Kot und Urin unter sich, mußte ein paar Tage lang durch Nährklystiere ernährt werden. Noch während der nächsten 6 Wochen war er tagsüber sehr schläfrig. Dann begann eine allmählich zunehmende Wesensänderung einzusetzen. Der Junge wurde sehr unruhig, lief dauernd umher, wechselte, wenn er bei Tische saß, häufig den Platz, faßte alles an, wurde auffallend hastig bei jeder Verrichtung, verlor jede Ausdauer zu geordneter Tätigkeit. Wenn er bei der Arbeit saß, sprang er plötzlich auf und legte sich auf die Erde. Er redete sehr viel, gab dreiste und vorlaute Antworten, „mußte immer das letzte Wort haben". Auch wurde er sehr reizbar und zänkisch. Überall glaubte er sich zurückgesetzt, niemand könne ihn leiden. Hatte keine Einsicht dafür, daß er sich durch sein Benehmen anderen lästig machte. Wenn er nicht gleich seinen Willen bekam, warf er sich zu Boden, drohte aus dem Fenster zu springen, atmete bei solchen Gelegenheiten hastig und geräuschvoll, „als ob er an Atemnot litte", wobei das Gesicht einen ängstlich-gespannten Ausdruck annahm. In kurzer Zeit hatte er vier verschiedene Stellen inne, von denen er überall wegen seines vorlauten Wesens wieder fortgeschickt wurde, obgleich er sich bei der Arbeit ganz geschickt angelassen haben soll. Er kaufte planlos allerlei Sachen ein, die er, ohne sie zu benutzen, wieder verkaufte oder verschenkte. „Alles, was er sieht, will er gleich haben." Gestohlen hat er nie. Der Schlaf wurde zunehmend schlechter, er stand nachts häufig auf, lief umher und sang überlaut.

Seit einem halben Jahre hat sich der Zustand weiter verschlechtert. Die Unruhe wurde noch stärker, er sprach auf der Straße unbekannte Leute an, machte überall vorlaute, dummdreiste, läppische Bemerkungen, verlor jeden Respekt vor Erwachsenen, machte sich wegen seiner Albernheiten zum Gespött der Kinder, so daß er in der ganzen Gegend unangenehm bekannt war. Wegen dieser Schwierigkeiten wird er am 15. 5. 1922 in die Klinik gebracht.

Er war schon früher stets ein lebhaftes Kind von heiterer Gemütsart, hat immer gern erzählt. Bei der Arbeit war er aber sonst eifrig und ausdauernd. Im Ganzen war er nicht schwer zu erziehen. Seine Gutmütigkeit hat durch die Krankheit nicht gelitten. In der Schule hat er mühelos die 1. Klasse erreicht; die Lehrer waren auch mit seinem Betragen stets zufrieden. „Nach der Krankheit wurde er ganz das Gegenteil von früher."

Die Mutter des Pat. erkrankte im 27. Jahre nach dem Tode eines Kindes an „Schwermut". Sie weinte viel, lief dauernd auf den Friedhof, vernachlässigte ihre Wirtschaft, machte sich selber darüber Vorwürfe.

Äußerte Selbstmordabsichten, machte auch einmal einen ernsthaften Suizidversuch. Diese Verstimmung dauerte etwa ein Jahr an, dann war sie wieder wie zuvor. Sie war immer eine ernst gestimmte Natur. Sonst sind keine abgesetzten Depressionen vorgekommen. — Zwei weitere Verwandte väterlicherseits sollen in Anstalten gewesen sein, worüber näheres nicht zu erfahren ist.

In der Klinik zeigte Pat. den Ärzten gegenüber von vornherein ein dreistes, aufdringliches Benehmen, hatte immer neue Wünsche, mischte sich in alles ein, wußte alles, verstand alles. In seiner respektlosen Vertraulichkeit war er garnicht abzuwehren, auf keine Weise zum Schweigen zu bringen. Bei der Visite rief er den Arzt immer wieder zurück. Er befand sich in einer ständigen motorischen Unruhe, legte sich mitten in der Unterhaltung plötzlich aufs Bett, sprang wieder auf, beugte sich über den Tisch, las sofort die dort liegenden Papiere, setzte sich dem Arzt auf den Schoß, machte Witze, trat dann wieder vor den Spiegel usw., alles in buntem Wechsel. Dabei antwortete er auf Fragen stets sachgemäß, unterbrach aber ungeniert den Sprechenden. Nach einer Exploration klopfte er immer wieder an die Tür, „weil er den Arzt nochmal sprechen müsse".

Jeder Respekt, jedes Gefühl für Subordination wurde bei ihm vermißt. Da er auf der Abteilung wegen fortgesetzter Neckereien, die indessen niemals den Charakter des Bösartigen trugen, mit den anderen Patienten ständig in Streit war und sich, wenn man ihn von den anderen fernhielt, über „Langeweile" beklagte, wurde versucht, ihm einen größeren Auslauf zu gewähren, indem man ihn außerhalb der Station im Hause sich Beschäftigung suchen ließ. Davon mußte aber bald wieder Abstand genommen werden, da er alle Leute ansprach und ausfragte, unaufgefordert in die Zimmer der Ärzte trat und nur mit Brachialgewalt wieder zu entfernen war, dann wieder telephonieren wollte, kurz, sich überall unbequem machte. Er selber war dabei sehr empfindlich, leicht beleidigt, aber niemals nachtragend. Die Grundstimmung war durchaus heiter und selbstzufrieden. Nur wenn man ihn in seinem Bewegungs- und Rededrang beschränkte, zeigte sich eine gequälte, nörglerische Note. Er beschäftigte sich viel mit Schreibereien, kopierte, offenbar nur um etwas zu tun zu haben, gleichgültige Zeitungsnotizen. Schrieb aber auch inhaltlich durchaus geordnete Briefe an seine Angehörigen, die seine euphorische Stimmung und seine zärtliche Familienanhänglichkeit spiegeln, immer wieder aber auch unbegründete Klagen über „schlechte Behandlung" bringen. Bezeichnend für das Bestehen einer gewissen Krankheitseinsicht sind Äußerungen wie: „Ich habe hier zweierlei gelernt, erstens nicht allzuviel reden und zweitens gegen ältere Personen Rücksicht üben. Also hat es doch etwas genutzt." Er will „Dichter oder Schiffsjunge" werden. Intellektuell erwies er sich als durchaus gut.

Die körperliche Untersuchung ergab eine Akkomodationsparese von etwa 4 D. auf dem l. Auge und eine Pupillendifferenz (r. > l.). Sonst nichts Pathologisches. Im Liquor Opaleszenz und einzelne Zellen. Der Schlaf war gut bis auf gelegentliche Störungen. Entlassen am 30. 8. 1922.

Nachuntersuchung im November 1923: Pat. war nach der Entlassung aus der Klinik zunächst einige Wochen in einer Heilerziehungsanstelt, wo er ähnliche Schwierigkeiten machte wie in der Klinik, so daß man Inter-

nierung in eine geschlossene Anstalt in Aussicht nahm. Der Vater nahm ihn aber wieder nach Hause, wo er sich seitdem dauernd befindet.

Pat. gibt an, er habe jetzt eine Stelle als Reisender inne. Sein Chef sei mit seinen Leistungen „außerordentlich zufrieden gewesen", er habe aber nach einem halben Jahre selber gekündigt, weil er sich verbessern konnte. In der Inflationszeit will er „glücklich in Aktien spekuliert haben". Mit seinen Angehörigen komme er „glänzend" aus. Er berichtet spontan über seine motorische Unruhe. Er könne nicht lange auf einem Fleck bleiben, es werde ihm alles bald langweilig. Allerdings habe er schon vor der Krankheit viel Bewegung haben müssen, jetzt sei das Bedürfnis aber viel stärker geworden. „Ich fühle mich am wohlsten, wenn ich auf den Beinen bin." Daher sage ihm auch der Beruf eines Reisenden besonders zu.

Während der Exploration hält sich Pat., verglichen mit seinem früheren Verhalten, bemerkenswert ruhig, bittet, wenn er mal aufstehen und einen Gegenstand, der sein Interesse anzieht, betrachten will, um Erlaubnis. — Augenbefund unverändert.

Nachuntersuchung am 26. 5. 1925: Pat. läßt sich als „Herr St." melden. Er könne nicht warten, „da er noch eine wichtige geschäftliche Transaktion vorhabe". Er benimmt sich äußerlich korrekt, aber ein wenig blasiert, betont den „Kavalier". Er ist offenbar von einem selbstsicheren Geltungsbewußtsein erfüllt, leicht gehobener Stimmungslage, rasch in seinen Antworten und Bewegungen, die etwas Geziertes an sich haben und offenbar den Anschein der Form- und Lebensbeherrschung erwecken wollen. Er zeigt nichts mehr von motorischer Unruhe. In großsprecherischer Weise erzählt er von seiner Berufstätigkeit, seiner Tüchtigkeit. Seit über einem Jahre sei er in einem Verlagsgeschäft als Reisender beschäftigt und fühle sich in dieser Stellung recht wohl. Die Stimmung sei immer gut. Für die früheren Störungen besteht gut Krankheitseinsicht. Es sei ihm damals selber aufgefallen, daß er so unruhig und unbeherrscht geworden sei, besonders unangenehm habe er es aber nicht empfunden. „Ich habe alles anfassen müssen, mußte es betasten, als ob es mein eigen wäre. Ein richtiger Trieb war in mir, warum kann ich selber nicht sagen. Die geringste Ursache konnte mich reizen. Dann sehnte ich mich auch, als ich in der Klinik war, sehr nach Freiheit. Ich wollte spielen, herumlaufen, alles war mir zu langweilig. Jetzt laufe ich garnicht mehr so gern." Schlaf dauernd gut. Subjektiv keine Sehstörungen mehr. Pupillendifferenz noch angedeutet.

Der Vater, den wir etwa gleichzeitig über den jungen Mann befragten, hält ihn noch für recht schwierig und „abnorm". Er befinde sich dauernd in einer grundlos vergnügten Stimmung, sehe alles optimistisch an, zeige ein durch seine Leistungen in keiner Weise begründetes Selbstbewußtsein, halte sich in kaufmännischen Dingen für einen Ausbund von Tüchtigkeit. Tatsächlich habe er noch gar keine feste berufliche Tätigkeit ausgeübt. Er habe gegen Provision Vertretungen verschiedener Art gehabt, Waren gekauft und wieder verkauft, dabei sei aber sein Verdienst so gering und unregelmäßig gewesen, daß er ihn in der Hauptsache habe unterhalten müssen. Seine Geschäftsunkenntnis und Vertrauensseligkeit anderen Leuten gegenüber haben ihn oft hereinfallen lassen. Außerdem zeige er gar keine Fähigkeit, das Geld zusammenzuhalten. „Wenn er was hat, haben

die anderen auch was." Ist mit jedem gleich gut Freund. Ausgesprochene Großmannssucht, aber dabei auch wirkliche Gutmütigkeit. Er „nehme den Mund sehr voll" und glaube dann auch wohl selber an seine Erfindungen. Sehr vergnügungssüchtig, kommt oft spät nach Hause, entschuldigt das mit „dringenden Geschäften". Zurechtweisungen gegenüber bekundet er eine harmlose Unbefangenheit. Seine Familienanhänglichkeit sei sehr ausgesprochen. Öfter habe er Schulden für ihn bezahlen müssen, die er infolge leichtfertiger Geschäfte gemacht habe. Im übrigen sei er aber in Geldangelegenheiten durchaus ehrlich, habe weder zu Hause noch anderswo jemals etwas entwendet, obgleich es ihm an Gelegenheit dazu nicht gefehlt habe. In Gesellschaft treibe er allerlei Allotria, halte „Wahlreden" auf der Straße. Seine Verstandeskräfte seien gut. Er verstehe es, sich überall beliebt zu machen. Ref. betont neben den erheblichen Schwierigkeiten, die er bereitet, immer wieder seinen unverwüstlichen Optimismus, vor allem aber auch seine Gutmütigkeit und Ehrlichkeit.

Fall 8: Gerda K., geb. 6. 9. 1907.

Pat. erkrankte Anfang März 1923, klagte, daß ihr beim Lesen und beim Handarbeiten alles vor den Augen verschwimme, dann auch über Doppelbilder beim Blick nach den Seiten. Kein Fieber gemessen. Anfangs bestanden sehr heftige Kopfschmerzen und allgemeine Mattigkeit. Keine katarrhalischen Erscheinungen. Keine Bewußtseinsstörungen. In den ersten Krankheitstagen bemerkte die Mutter eine Verengerung der Lidspalten, besonders l. Nach 14 Tagen trat starkes Schlafbedürfnis bei Tage ein, so daß Pat. öfter in der Straßenbahn einschlief. Der Nachtschlaf blieb gut. Am 20. 4. 1923 wurde Pat. in das Krankenhaus Westend eingeliefert, von dort aber in die Psychiatr. Klinik überwiesen, da sie wegen großer Unruhe und sexueller Aggressivität dort nicht zu halten war.

Abgesehen von Kinderkrankheiten und einer im Jahre 1918 überstandenen Grippe, die keine Folgeerscheinungen hinterließ, ist Pat. stets gesund gewesen. In der Schule erreichte sie ohne Mühe die Oberklasse. Charakterlich ist sie, nach Angaben der Mutter, früher immer unauffällig gewesen, ein lebhaftes, geselliges, reges Mädchen von durchschnittlich heiterer Stimmungslage, durchaus nicht vorlaut, galt vielmehr überall als ein bescheidenes, gut erzogenes Mädchen. Seit der Krankheit sei sie in ihrem Wesen „wie umgewandelt". — Familienanamnese o. B.

Bei der Aufnahme duzt Pat. ohne weiteres den Arzt, nennt ihn „Onkel". Will ihn streicheln, bittet um einen Kuß, sie sei so „wärmebedürftig". Ihr Freund, an den sie sich weggeworfen habe, sei ihr untreu geworden. Deshalb sei sie zwei- oder dreimal mit anderen Männern mitgegangen, auf den Hausboden oder in den Keller, und habe dort mit ihnen verkehrt. Sie sei „so einfach mitgegangen", „aus Liebebedürfnis". Spricht davon in völlig ungenierter Weise, bittet den Arzt, sie zu untersuchen, „ob sie vielleicht geschlechtskrank sei". Auf der Abteilung fühlt sie sich gleich zu Hause, macht sich aufdringlich an die anderen Patienten heran, hat gleich einen Streit mit den anderen Mädchen. — Die körperliche Untersuchung ergab bei dem seinem Alter entsprechend entwickelten Mädchen doppelseitige Ptosis, besonders ausgesprochen l., Strabismus divergens, mangelhaftes Eintreten des l. Bulbus in den medialen Augenwinkel bei Konver-

genzbewegung, runde, gleich weite und prompt reagierende Pupillen. Augenhintergrund bds. o. B. Sonstige Hirnnerven frei. Tonus der Armmuskulatur etwas herabgesetzt, in den unteren Extremitäten ausgesprochene Hypotonie. Sehnenreflexe regelrecht. Bei Bestreichen der Fußsohle r. zuweilen Dorsalflexion aller Zehen, l. zuweilen andeutungsweise isolierte Dorsalflexion der großen Zehe. Keine sicheren Py-Zeichen. Gang schwankend, breitbeinig, schleudernd (erinnert an die Gangstörung bei Chorea minor). Überempfindlichkeit gegen Nadelstiche am ganzen Körper. Dösiger Gesichtsausdruck. Müde, unscharf artikulierte Sprache. In der Zerebrospinalflüssigkeit leichte Eiweiß- und starke Zellvermehrung, WR. negativ.

Abends wird Pat. sehr unruhig, verlangt, daß eine andere Pat. zu ihr ins Bett komme, sie sei nicht gewohnt, allein zu schlafen. Benimmt sich so ungebärdig, daß sie auf die unruhige Abteilung verlegt werden muß, wo sie sofort sich zu einer anderen Patientin ins Bett zu legen versucht. Auch während der nächsten Tage ist Pat. ungemein störend, hat fortwährend neue Wünsche, ist unverträglich, ausgesprochen schikanös, schwärzt andere Patt. an. Sie versucht immerfort, sich zum Gegenstand der Aufmerksamkeit zu machen, ruft jeden vorübergehenden Arzt an, versucht bald durch Schmeicheleien, bald durch Drohungen oder lautes Jammern sich durchzusetzen. Ermahnungen machen nicht den geringsten Eindruck auf sie. Sie betont, „daß sie doch krank sei, also nichts dafür könne". In demonstrativer Weise bringt sie allerlei Klagen vor: bald ist der Kopf zu heiß, bald wieder zu kalt. Bei dem leisesten Entgegenkommen wird sie sofort zärtlich und zudringlich. Sie erzählt weiter hemmungslos ihre sexuellen Erlebnisse, entblößt sich gern, zeigt sich völlig ungeniert bei Benutzung der Toilette. Immer wieder versucht sie wütende sexuelle Angriffe auf die anderen Patt., macht dabei keinen Altersunterschied. Ausgesprochene Labilität der Stimmung, im allgemeinen eher mißmutig, nörglerisch. Übermäßige, aber flüchtige, oft geradezu sprunghaft anmutende Affektreaktionen. Weichliches, larmoyantes Wesen. Äußerst eigensinnig und widerspenstig. Äußert oft Angstgefühle, ohne einen Gegenstand ihrer Angst angeben zu können. Dabei besteht eine hochgradige allgemeine Bewegungsunruhe ohne eigentlichen Beschäftigungsdrang. Pat. springt auf, sobald jemand in ihre Nähe kommt, läßt sich durch andere Eindrücke gleich wieder ablenken, läuft an fremde Betten, scheuert sich dabei fortwährend die Haut, nestelt an den Haaren herum, bohrt in der Nase, spielt mit den Fingern. Im Gespräch ist sie nur flüchtig zu fixieren, gleitet in ihren Antworten rasch ab.

4. 5. 1923: Macht immer noch einen dösigen Eindruck, besonders vormittags. Singende, verwaschene Sprache mit nasalem Beiklang. Ausgesprochene Ptosis bds. Schwankender, breitbeiniger Gang.

25. 5. 1923: Weiter sehr schwierig, gänzlich undisziplinierbar. Wenn ihr wegen ihres ungezügelten Betragens Vorhaltungen gemacht werden, bittet sie in theatralischer Weise mit großem Tränenaufwand und Kniefall um Verzeihung. Gelegentlich kommt wohl eine gewisse Einsicht oder wenigstens ein Empfinden für ihre charakterliche Veränderung gegen früher zum Druchbruch. „Ich will ja artig sein, aber ich kann doch nicht." Sie versucht immer von neuem, sich den Ärzten erotisch zu nähern, fängt, zurückgewiesen, plärrend zu weinen an, ändert ihr Verhalten aber keineswegs. Sie ist dauernd in hastiger Bewegung, sprunghaft bei allen ihren

Verrichtungen. Oft besteht ein fast hypermetamorphotisches Bild zielloser Vielgeschäftigkeit, bald faßt sie diesen, bald jenen Gegenstand an, ohne ihn zweckvoll zu verwenden. Die Stimmung ist im allgemeinen unfroh und gereizt. Es fällt immer wieder ihre ausgesprochene Egozentrizität auf: sie spricht nur von sich, ihren Beschwerden, ihren Wünschen, immer in einem larmoyanten Tone. Für ihre Umgebung zeigt sie kein tiefergehendes Interesse. Noch immer erscheint sie leicht benommen, ist taumelig beim Gehen, spricht mit verschlafener Stimme in singendem Tonfall.

24. 6. 1923: In den letzten Wochen hat die bis dahin noch vorhandene Dösigkeit völliger Bewußtseinshelligkeit Platz gemacht. Pat. hat sich etwas beruhigt, zeigt sich disziplinierter, aber immer noch sehr affektlabil. Sie sucht immerfort die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, hängt sich an jeden vorübergehenden Arzt. Spricht in gezierter Weise von ihrer „Artigkeit", „es sei ihr mit Gottes Hilfe gelungen, den ganzen Vormittag über brav zu sein," alles in theatralisch aufgemachter Weise mit prononcierter Sprache und mit willkürlichen Zitterbewegungen wie in starker emotioneller Bewegung. Überall, wo etwas los ist, ist sie gleich dabei. In ihren Repliken ist sie sehr schlagfertig.

30. 7. 1923: Im ganzen unverändertes Zustandsbild. Mußte wegen immer erneuter sexueller Annäherungsversuche gegenüber anderen Patt. (versucht Cunnilingus u. dgl.) wiederholt isoliert werden. Erzählte während der Besuchsstunde den Angehörigen einer anderen Pat., sie werde hier von den Ärzten geschlechtlich mißbraucht. Zur Rede gestellt, bestreitet sie das unter großen Gesten der Entrüstung. Wiederholt bittet sie um gynäkologische Untersuchung, da sie schwanger zu sein glaube.

20. 8. 1923: Zeigt immer noch dasselbe Bild ausgesprochener Stimmungsunbeständigkeit und ungezügelten Nachgebens gegenüber allen Triebanregungen mit extremer Egozentrizität und asozialer Einstellung gegen ihre Umgebung. Läßt sich jetzt aber zur Arbeit heranziehen, äußert selbst den Wunsch nach körperlicher Betätigung. Bei der Beschäftigung ist sie, wenn Störungsreize ferngehalten werden, ziemlich ausdauernd und zuverlässig.

27. 9. 1923: Pat. kommt laut jammernd zum Arzt, sie habe solche Angst, habe durchs Fenster schießen gehört, Berlin werde belagert usw. Große demonstrative Szene, alles offenbar in dem Bestreben, sich wieder einmal in Erinnerung zu bringen. Als sie die Ergebnislosigkeit ihrer Bemühungen erkennen muß, wird sie sehr zornig.

20. 12. 1923: In den letzten Monaten ist eine zunehmende Beruhigung eingetreten, so daß Pat. dauernd auf der ruhigen Abteilung gehalten werden kann. Immerhin ist ihre starke Reizbarkeit, ihr schikanöses Wesen, ihre sexuelle Aggressivität noch recht störend. Ihre Überbeweglichkeit und Vielgeschäftigkeit ist deutlich zurückgegangen. Schlaf in den letzten Wochen gut. — Pat. wird versuchsweise nach Hause entlassen.

Nachuntersuchung am 18. 2. 1924: Die Mutter gibt an, im Anfang sei die Pat. noch recht schwer zu behandeln gewesen; es habe dauernd Zank und Streit mit den Geschwistern gegeben. Der Versuch, sie in einer Fabrik leicht zu beschäftigen, mißlang, sie wurde wieder nach Hause geschickt, weil sie eine Mitarbeiterin sexuell attackiert hatte. Sie machte damals auch wieder Annäherungsversuche an fremde Männer, nicht ohne Erfolg. In den

letzten Wochen habe sich ihr Zustand wesentlich gebessert, die Stimmung sei gleichmäßiger, die Reizbarkeit geringer geworden. Ihre Arbeitslust liege noch immer ganz darnieder. Bis zum Mittag liege sie im Bett, dann wolle sie spazieren gehen, besuche wahllos und ohne Rücksicht darauf, ob sie gern gesehen werde, ihre früheren Freundinnen. In letzter Zeit habe sie darin vielleicht etwas mehr Takt bewiesen, sich auch den Männern gegenüber zurückhaltender benommen. Sie sei wesentlich folgsamer, beherrschter, auch in ihren Zärtlichkeiten maßvoller geworden. Zu Zeiten der Menses steigere sich die Erregbarkeit. Sie klage jetzt wieder stärker über Doppelsehen.

10. 12. 1924: Pat. kommt allein besuchsweise in die Klinik. Verhält sich ruhig und geordnet, zurückhaltend, wartet, bis sie vorgelassen wird. Seit acht Tagen sei sie als Kinderpflegerin in einer Familie tätig, fühle sich dabei sehr wohl, komme gut mit den Kindern aus. Sie lebe jetzt „ganz solide", treibe keine „Vielmännerei" mehr. — Das Doppelsehen sei noch nicht verschwunden. Sie schlafe gut. — Im Verlaufe der Exploration wird Pat. immer ungenierter und versucht, erotisch zudringlich zu werden.

Der l. Bulbus weicht nach außen ab, kann beim Blick nach r. schlecht im inneren Augenwinkel festgehalten werden.

27. 3. 1925: Pat. kommt auf Veranlassung des Jugendamtes, an das sich die Mutter zwecks Berufsberatung gewandt hatte, in die Klinik. Sie gibt an, daß sie als Kinderpflegerin nicht lange ausgehalten habe. Jetzt sei sie wieder ohne Beschäftigung zu Hause. Während der Exploration bewahrt Pat. Haltung.

14. 5. 1925: Kommt mit der Mutter zur Nachuntersuchung. Die Mutter gibt an, daß sie mit ihrem Verhalten jetzt viel zufriedener sei. Die Besserung habe sich allmählich seit dem vorigen Herbst vollzogen. Die Erregbarkeit habe wesentlich nachgelassen, die Stimmung sei viel gleichmäßiger geworden. Aber sie habe noch allerlei Albernheiten im Kopfe, ulke die Leute an, ohne dabei eigentlich bösartig zu werden. Sie gehorche noch immer schlecht, aber es sei doch schon möglich, sie durch Vernunftgründe zur Einsicht zu bringen. Sie mische sich nicht mehr in fremde Angelegenheiten, sei nicht mehr so vorlaut. Während sie noch im vorigen Sommer nicht in der Straßenbahn sitzen konnte, ohne gleich mehrere Leute ins Gespräch zu ziehen, halte sie sich jetzt darin zurück. Auch suche sie auf der Straße nicht mehr die Aufmerksamkeit der Männer zu erregen, sondern gehe ruhig ihres Weges, wovon Ref. sich öfters überzeugen konnte. Als Kinderpflegerin habe sie sich nicht bewährt, da sie mit den Kindern nur Allotria trieb. Sonst sei man dort mit ihrem Benehmen zufrieden gewesen. Erst in der letzten Zeit äußere Pat. selber den Wunsch nach Beschäftigung, fange an, sich etwas im Haushalt zu betätigen, doch könne man sich auf sie noch nicht sehr verlassen. Über Lügenhaftigkeit, Renommistereien, Neigung zum Stehlen oder Fortlaufen hat Ref. nicht zu klagen. Bis zum vorigen Herbst schlief Pat. schwer ein und wurde nachts öfter wach. Seitdem ist der Schlaf dauernd ungestört.

Pat. benimmt sich bei der Untersuchung bis auf gelegentliche vorlaute Zwischenbemerkungen und eine kokette Süßlichkeit im Tone durchaus angemessen, wartet ruhig die Anrede ab, ist gut konzentriert und attent. In motorischer Beziehung zeigt sie keine Auffälligkeiten. Intellektuell ist sie

mindestens durchschnittlich. Pat. äußert spontan: „Ich merke selbst, daß es mit mir vorwärtsgeht, und bin glücklich darüber.“

Somatisch: Pupillen rund, r. = l. L. u. C. R. bds. +. Augenachsen parallel und geradeaus gerichtet, nur ganz gelegentlich leichtes Abweichen des l. Bulbus lateralwärts. Augenbewegungen frei. Beim Blick nach den Seiten kein Nystagmus. Die Bulbi treten vollständig in die seitlichen Endstellungen ein und werden gut darin festgehalten. Sonstige Hirnnerven o. B. Reflexe normal auslösbar, r. = l. Keine Py-Zeichen.

Ende Juli berichtet die Mutter, daß sie mit dem Verhalten ihrer Tochter weiter zufrieden sei.

Fall 9: Hertha St., geb. 11. 3. 1909.

Die aus gesunder Familie stammende Pat. machte eine normale Entwicklung durch und war früher nie ernstlich krank. In der Schule lernte sie etwas schwer, blieb aber niemals sitzen. Immer war sie ein lebhaftes, heiteres Kind, stets gehorsam und artig, wegen ihrer freundlichen Gemütsart überall beliebt, bei der Arbeit fleißig und umsichtig.

Weihnachten 1923 erkrankte sie an einer Mandelentzündung. Neujahr 1924 begann sie plötzlich zu fiebern und klagte, daß sie alles doppelt sehe. Während der nächsten 14 Tage schlief sie fast ununterbrochen. Dann leichte Besserung; Pat. war wenigstens für einige Stunden am Tage wach zu erhalten. Im März begann sie wieder zu arbeiten, die Sehstörungen waren fast verschwunden, sie schlief aber immer wieder über ihrer Näharbeit ein.

Allmählich entwickelte sich bei Pat. eine Wesensveränderung. Sie wurde ungehorsam, reizbar, nörglerisch, streitsüchtig, fühlte sich überall zurückgesetzt. Niemand durfte ihr mehr etwas sagen, sie fuhr gleich in die Höhe, weinte, schlug auf die Schwester ein. Häufig lief sie auch auf die Straße, ließ sich von fremden Männern ansprechen und begleiten, ohne daß es indessen, wie die Mutter mit Bestimmtheit annimmt, zu sexuellen Ausschreitungen gekommen wäre. Sie gab stets patzige Antworten. Äußerte die Absicht, zum Film zu gehen, was ihr früher fernlag. Der Nachtschlaf wurde immer unruhiger, sie fuhr oft ängstlich empor. Öfter gab sie an, schreckhafte „Gestalten“ zu sehen.

Aufgenommen in die Klinik am 13. 5. 1924. — Die körperliche Untersuchung ergab außer etwas monotoner Mimik und einer leichten Globulin- und Zellvermehrung in der Hirn-Rückenmarksflüssigkeit nichts Pathologisches.

In psychischer Beziehung fiel vor allem die ungemein labile Affektivität auf. Sie weint bei jeder Kleinigkeit, ist aber ebenso leicht wieder davon abzubringen. Jeden vorübergehenden Arzt ruft sie sofort zu sich heran, bringt immer wieder dieselben Wünsche vor. Auch den Mitpatt. gegenüber ist sie aufdringlich. Sie weiß über alles, was auf der Station vorgeht, Bescheid, allerdings nur sehr oberflächlich. In ihren Antworten ist sie klar und geordnet. Sie beklagt sich weinend über die Eltern, die sie in der letzten Zeit so wenig verstanden hätten, sie nicht mehr leiden könnten. Sie fühle sich jetzt schon wieder besser als vor einigen Wochen, eigentlich ganz gesund. Auch die alte Arbeitskraft erwache wieder. Pat. macht Zukunftspläne, möchte viel Geld verdienen, Vergnügungen mitmachen,

schöne Kleider tragen, um den Männern zu gefallen, weit in der Welt herumkommen.

Weiterhin steht ganz im Vordergrunde des Bildes die starke Unrast, die sich bei allen Betätigungen der Pat. zeigt. Sie beginnt eine Unterhaltung, schweift aber gleich wieder ab, läuft von einem zum andern, hält bei keiner Tätigkeit aus. Wenn ein Arzt sichtbar wird, ist sie sofort zur Stelle, begleitet die Visite durch alle Säle. Immer wieder trägt sie inhaltlich belanglose Bitten vor, bringt in etwas wichtigtuerischer Weise Beobachtungen über andere Patt. an, schweigt aber auf Ermahnung sofort und bekommt dabei oft Tränen in die Augen. Die Grundstimmung ist mißmutig.

Pat. empfindet selber die Veränderung gegen früher: „Ich bin immer so unruhig. Wenn ich eben was gefragt habe, werde ich gleich so ungeduldig, könnte weinen wie ein kleines Kind, wenn ich abgewiesen werde. Ich suche alles zurückzuhalten, aber dann kommt so ein furchtbares Angstgefühl über mich." Wenn sie ganz ruhig auf dem Bett liege, steige plötzlich ein Unruhegefühl in ihr auf. Sie glaube dann manchmal, daß jemand hinter ihr stehe, und dann packe sie ein großes Entsetzen. „Ich schaffe mir dann dadurch Erleichterung, daß ich aufstehe und umherlaufe und mit anderen spreche." „Früher war ich ein ganz anderer Mensch, da habe ich garnicht viel erzählt und war meist für mich allein."

In den nächsten Wochen trat eine leichte Beruhigung ein, so daß Pat. versuchsweise entlassen werden konnte.

Bei der Nachuntersuchung im Juni 1925 gab die Mutter an: Pat. sei noch recht reizbar und ungeduldig. Sie fange bei jeder Kleinigkeit zu weinen an. Aber sie sei ruhiger geworden, laufe nicht mehr so viel umher, sei zu Hause geradezu einsilbig. Ihr Interesse für die Männer, das im vorigen Jahre so stark war, sei fast verschwunden; sie gehe nur noch mit den Eltern aus. In Geldsachen sei sie absolut zuverlässig, halte sich stets bei der Wahrheit. Überhaupt sei sie „viel vernünftiger und gesetzter geworden". Seit September vorigen Jahres arbeitet sie in einer Plätterei zu voller Zufriedenheit. Die Arbeitgeberin sage, „sie könne sich kein zuvorkommenderes und bescheideneres Mädchen denken, nur sei sie ein bißchen langsam."

Bei der Untersuchung ist Pat. still und zurückhaltend, von bescheidenem Auftreten, gibt bereitwillig und freundlich Auskunft. Sie fühle sich am Tage noch immer etwas müde, schlafe nachts aber gut. Keine Sehstörungen. Die Arbeit falle ihr noch etwas schwer, aber sie arbeite gerne. Sie rege sich sehr leicht auf und könne dann sehr wütend werden, was ihr hinterher leid tue. Die Stimmung sei nicht gut: „Ich bin jetzt immer so brummig, fühle mich am wohlsten allein. Das Unruhegefühl, das sie im vorigen Jahre immer hin- und hergetrieben habe, sei verschwunden. Während sie damals immerzu erzählen mußte, spreche sie jetzt am liebsten gar nichts. Für Vergnügungen habe sie kein Interesse.

Neurologisch o. B., keine motorischen Auffälligkeiten, insbesondere keine Parkinson-Symptome.

Fall 10: Erna Sch., geb. 29. 1. 06.

Pat. erkrankte Anfang Januar 1921 mit starken Kopfschmerzen, Schnupfen und Fieber, das mehrere Tage anhielt und bis zu 39° anstieg. Sie lag über vier Wochen zu Bett, schlief fast dauernd, konnte die Augen-

lider nicht heben. Zwischendurch war sie sehr unruhig, kratzte auf der Bettdecke herum, sang und pfiff, bewegte fortwährend den Kopf hin und her. Als man sich wieder mit ihr verständigen konnte, klagte sie über Doppelsehen.

8 bis 10 Wochen nach Krankheitsbeginn besuchte sie wieder die Handelsschule, auf der sie bis zur Erkrankung gute Fortschritte gemacht hatte. Die Mutter mußte sie aber bald von der Schule wegnehmen, da sie mit ihren Mitschülerinnen nicht mehr auskam, Prügeleien provozierte und den Unterricht durch unnütze Fragen störte. Auch schlief sie oft in der Schule ein. Allmählich wurde ihr Verhalten auch zu Hause immer störender. Sie widersprach bei jeder Gelegenheit, schlug bei geringfügigen Anlässen auf die ältere Schwester los, war in ihren Wutanfällen in keiner Weise zu regieren. Fremden gegenüber wurde sie immer zudringlicher und ungenierter, sprach Leute auf der Straße an, bat die Fuhrleute, sie auf dem Wagen mitzunehmen, oder hängte sich einfach an. Wenn man ihr nicht zu Willen war, konnte sie äußerst erregt werden. Sie verursachte wiederholt Straßenaufläufe, so daß die Polizei eingreifen mußte, kam mit den Bahnbeamten, die sie nicht umsonst fahren lassen wollten, in Streit, beschimpfte sie in gröbster Weise und wurde wegen Beamtenbeleidigung verklagt.

Für einige Monate scheint dann eine gewisse Beruhigung eingetreten zu sein, bis im Sommer 1922 ein Rückfall eintrat, der sich in vermehrten Kopfschmerzen und starker Mattigkeit äußerte, ohne daß Fieberbewegungen beobachtet wurden. Danach machte sie eher noch größere Schwierigkeiten als zuvor. Ein paarmal hat sie versucht, wieder eine Tätigkeit aufzunehmen, wurde aber jedesmal nach einigen Tagen wegen ungebührlichen Verhaltens wieder entlassen. Ohne Gefühl für ihre Stellung, belästigte sie den Chef durch allerlei nicht zur Sache gehörige Fragen. Zu Hause war gar nicht mehr mit ihr auszukommen. Sie nahm alles mögliche vor, führte aber nichts zu Ende. Wollte in jeder Beziehung ihren eigenen Willen durchsetzen. Sie hat den Kopf immer voller Pläne, hat sich z. B. einen Gewerbeschein verschafft, um einen Straßenhandel zu beginnen, was aber nicht zur Ausführung kam. Ihre Reizbarkeit hat sich im letzten halben Jahre immer mehr gesteigert. Sie ist äußerst zänkisch, gerät mit den Hausbewohnern in Streit, verprügelt die Kinder, mit denen sie dann wieder „überlieb" sein kann, versuchte in der Erregung, eine Tür mit dem Beil einzuschlagen. Wegen einer Schlägerei auf der Straße schwebt z. Zt. ein Strafverfahren gegen sie. In den Geschäften machte sie Schulden, um die erstandenen Gegenstände aber gewöhnlich gleich wieder zu verschenken. Abends wird sie früh müde, schläft unruhig, spricht viel im Schlafe, was vor der Krankheit nicht der Fall war.

Früher war gut mit ihr auszukommen. Sie war fleißig und geschickt bei der Arbeit, brachte gute Schulzeugnisse nach Hause. War vordem nie ernstlich krank. — Der Vater wird als ein jähzorniger Mensch geschildert. Im übrigen Familienanamnese o. B.

Aufgenommen in die Klinik am 22. 9. 1923. Bald nach der Aufnahme beklagt sich Pat. in ungebührlicher Weise über die Krankenhauskost, die Behandlung durch die Pflegerinnen, führt heftige Reden gegen diese und bringt sofort eine große Unruhe in den Stationsbetrieb. Während der

Exploration unterbricht sie dauernd den Arzt, will ihr Krankenblatt sehen, ergreift Gegenstände, die vor ihr auf dem Tische liegen, fragt nach deren Gebrauch, äußert rasch hintereinander mannigfache Wünsche und Klagen. Bald versucht sie es mit Schmeicheleien, bald mit heftigen Reden, sich Gehör zu verschaffen, und fängt, wenn sie damit nichts erreicht, übermäßig laut zu weinen an. Im nächsten Augenblick läuft sie zum Fenster und berichtet sofort in registrierender Weise, was sie draußen sieht. Im Gespräch ist sie kaum zu fixieren. Ermahnungen bewirken nur flüchtige Reaktionen.

Pat. bestätigt im ganzen die anamnestischen Angaben der Mutter, zeigt sich über die Einzelheiten ihrer Krankheit wohl unterrichtet, läßt auch eine gewisse Einsicht in die Tatsache ihrer Wesensveränderung erkennen. Sie merke, daß ihre Freundinnen sich von ihr zurückzögen, daß sie mit niemandem mehr auskomme, weil sie überall ihren eigenen Willen durchsetzen wolle, daß sie so zänkisch geworden sei und immerfort Streit bekomme; aber „sie könne nichts dafür". Oft werde sie von einem starken Zorn gepackt, müsse sich dann mit jedem, der ihr gerade in den Weg laufe, zanken; hinterher tue ihr das dann leid. Sie sei eigentlich immer schlechter Stimmung, könne nicht mehr so froh sein wie früher, nicht mehr so herzlich Anteil nehmen. Das Interesse fürs Lesen habe nachgelassen. Sie fühle sich selber krank. Seit einem Vierteljahr sehe sie wieder doppelt.

Körperlich: Pupillen l. > r. L. R. prompt, aber wenig ausgiebig, C. R. nur spurweise. Der linke Bulbus weicht lateralwärts ab. Sonst keine neurologischen Besonderheiten.

25. 9. 1923: Auf der Abteilung sehr unruhig, laut und zudringlich, immer hinter den Ärzten her, reagiert weder auf Freundlichkeit noch Strenge. Warf heute eine andere Pat., weil diese sich ihre Liebkosungen verbat, auf die Erde.

9. 10. 1923: Auf dem Wege zu einer anderen Klinik reißt sich Pat. von der begleitenden Pflegerin los, läuft auf die Straße, zieht unterwegs die Jacke aus und wirft sie weg. Den nacheilenden Passanten spuckt sie ins Gesicht, wirft sich, als sie schließlich festgehalten wird, auf den Boden, schreit und jammert, sie werde in der Charité „wie ein Tier behandelt". Hinterher völlig einsichtslos, erklärt lachend, sie habe nur mal eine Verwandte besuchen wollen. Eine Diskussion mit Pat. ist überhaupt nicht möglich. Sie redet unausgesetzt, immer wieder dasselbe vorbringend; versucht plötzlich eine erotische Attacke auf den Arzt.

20. 10. 1923: Unverändertes Verhalten. Pat. läuft den Ärzten nach, bindet ihnen die Schürze auf, hängt sich ihnen an den Arm, mischt sich dauernd in Gespräche ein, kümmert sich um fremde Angelegenheiten, ohne dabei ein irgend tiefergehendes Interesse zu zeigen. Ihre Antworten sind stets schlagfertig und keck. Sie versucht, die Pflegerinnen gegen sich in Affekt zu bringen, indem sie diese auf schikanöse Weise reizt. Selbstunzufriedene, verdrossene Grundstimmung. Sich selbst überlassen, zeigt Pat. eine ständige motorische Unruhe. Sie bleibt nie lange auf einem Platz sitzen, springt immer wieder auf und läuft umher, treibt dabei allerlei Schabernack. Doch zeigt sie auch wieder das Bestreben, sich planvoll zu beschäftigen, hilft gern bei den Hausarbeiten, hält es dabei allerdings nicht lange aus. Heute machte sie den Versuch, aus der Anstalt zu entweichen,

indem sie auf die Gartenmauer kletterte. — 24. 10. 1923 auf Wunsch der Eltern entlassen.

18. 2. 1924 Nachuntersuchung: Die Mutter gibt an, während der ersten Wochen sei es zu Hause besser gegangen, Pat. sei ruhiger, nicht mehr so zänkisch gewesen, habe sich leidlich in das Familienleben eingefügt. Jetzt sei alles wieder beim alten. Sie laufe auf der Straße wieder den Wagen nach, verursache Straßenaufläufe, schimpfe hinter den Passanten her, habe wiederholt ganz fremde Leute in ihren Wohnungen belästigt, so daß man ihr mit der Klage wegen Hausfriedensbruchs gedroht habe. Sie mache Schulden, habe sich aber niemals an fremdem Eigentum vergriffen.

Bei der Untersuchung bietet Pat. das gleiche Bild dar wie in der Klinik. Sie ist motorisch unruhig, läuft wiederholt zum Spiegel, ordnet immer von neuem ihr Haar, nimmt die auf dem Tisch liegenden Gegenstände in die Hand, um sie gleich wieder hinzulegen, sieht dem Arzt beim Schreiben über die Schulter, will sich mit ihm boxen, redet unausgesetzt, stellt immer wieder dieselben Fragen.

19. 2. 1925: Die Mutter gibt an, Pat. sei inzwischen 5 Wochen in der Anstalt Herzberge gewesen. (Nach der dortigen Krankheitsgeschichte vom 3. 4. bis 21. 5. 1924. Diagnose: „Hebephrenie".) Seit ihrer Entlassung aus der Anstalt gehe es im ganzen besser, „es ist jetzt mit ihr auszuhalten". Ihre „äußere Unruhe" sei bedeutend zurückgegangen. Sie schlafe seit Monaten auch viel besser. Allerdings sei sie noch immer sehr reizbar und widerspenstig, es komme aber nicht mehr zu Handgreiflichkeiten. Sie dränge immerfort auf die Straße, „weil es ihr oben zu langweilig sei". Kürzlich habe sie wieder einmal einen Auflauf veranlaßt, wobei sie mit einem Polizeibeamten „gerungen" habe. Früher habe sie auf der Straße „jeden fremden Menschen angesprochen", jetzt ereigne sich das nur noch ganz gelegentlich. Zu sexuellen Exzessen sei es nie gekommen, sie halte sich von den Männern zurück, komme stets rechtzeitig nach Hause. Sie verlange viel nach Beschäftigung, helfe im Haushalt, sei dabei noch wechselnd, aber auf jeden Fall viel zuverlässiger als früher. Sie gehe nie allein zu Vergnügungen, für die sie überhaupt nicht viel übrig habe.

Pat. ist gegenüber den früheren Untersuchungen entschieden ruhiger und zurückhaltender, aber doch noch leicht abgelenkt, versucht jeden Eintretenden ins Gespräch zu ziehen, macht sich an andere Patienten heran, um sie auszufragen, will sich mit einer Pflegerin, offenbar in scherzhafter Absicht, „boxen". — Keine Sehstörungen.

20. 6. 1925: Angaben der Mutter: Wegen des letzten Straßenauflaufs und der Handgreiflichkeiten gegen den Polizeibeamten sollte Pat. mit drei Tagen Haft bestraft werden. Pat. ging deshalb persönlich zum Berliner Polizeipräsidenten und bat um Erlassung der Strafe, was sie auch erreichte. Daraufhin suchte sie den Polizeipräsidenten noch öfter auf, um von ihm einen Paß zu erlangen. Dabei machte sie sich so auffällig, daß sie auf Veranlassung des Kreisarztes wieder nach Herzberge gebracht wurde. Hier benahm sie sich zunächst sehr ungebärdig, weil sie sich die Internierung nicht gefallen lassen wollte, beruhigte sich dann aber und wurde nach 14 Tagen von den Eltern aus der Anstalt herausgenommen. (Dortige Diagnose: „Postenzephalitische psychopathische Konstitution".)

Sie „falle den Menschen noch immer auf die Nerven“, weil sie so vorlaut sei, immer etwas zu fragen habe, auf der Straße auch wieder die Leute anspreche und sich in alles einmische. Zu Hause gehe es aber entschieden besser. In der Arbeit sei sie zuverlässig, müsse allerdings zwischendurch immer mal etwas anderes vornehmen. Besonders habe sie an körperlicher Betätigung Freude, mache sich gern Bewegung. Sonst hat Ref. keine Klagen zu führen. Das Mädchen „lebe in keiner Weise ausschweifend“, sei ehrlich mit dem Gelde, wahrheitsliebend. „Aber sie läßt sich ihr Recht nicht nehmen, und wenn es den Kopf kosten sollte.“ Ihre Sachen halte sie besser in Ordnung als früher. In ihren Ansprüchen sei sie bescheiden. Sie schläft dauernd gut.

Pat. hat sich in ihrem Verhalten gegenüber den früheren Untersuchungen kaum verändert, ist vielleicht etwas geduldiger geworden, wartet ab, bis sie gerufen wird, drängt sich aber inzwischen an andere Patienten mit neugierigen Fragen heran. Vor der körperlichen Untersuchung läuft sie davon, aus Angst, daß man sie wieder in der Klinik behalten würde.

Der folgende Fall nimmt eine Sonderstellung ein. Während sich bisher gezeigt hatte, daß der enzephalitische Prozeß die intellektuelle Sphäre intakt ließ, hat sich hier ein schwerer geistiger Defektzustand etabliert. Das Ungewöhnliche dieses Ereignisses ließ zunächst, trotz der sonst charakteristischen Krankheitserscheinungen, die Diagnose immer wieder fraglich erscheinen. Die inzwischen bekanntgewordenen gleichartigen Erfahrungen sichern indessen die Zugehörigkeit dieser Fälle zur epidemischen Enzephalitis. Ihre klinischen Beziehungen zu anderen Krankheitsgruppen machen eine besondere Erörterung notwendig.

Fall 11: Wolfgang B., geb. 14. 5. 1915.

Der aus gesunder Familie stammende Knabe, der sich normal entwickelt, besonders frühzeitig sprechen gelernt hat und immer als ein kluges, aufgewecktes Kind galt, erkrankte am 20. 12. 1920 mit Fieber und starkem Durstgefühl, zeigte große motorische Unruhe, besonders in den Armen. In den nächsten Tagen steigerte sich der Bewegungsdrang, Pat. sprang und tanzte umher, griff alle Gegenstände an, grimassierte viel, faßte sich oft an die Geschlechtsteile. Am dritten Krankheitstage bemerkten die Angehörigen eine Veränderung der Sprache, die langsamer, undeutlich, lallend wurde. Während der Unruhezustände war Pat. zeitlich und örtlich immer orientiert, gab sinngemäße Antworten. Beim Essen wurde er sehr gierig, ließ sich keine Zeit dazu, lief zwischendurch immer wieder fort.

Am 5. 1. 1921 erfolgte Aufnahme in die Psychiatrische Klinik. Es fand sich zeitweilig Andeutung von Ptosis l., im Lumbalpunktat Opaleszenz und einige Zellen. Sonst somatisch nichts Pathologisches. Pat. befand sich in starker dauernder Bewegungsunruhe, die gelegentlich choreiformen, dann wieder stereotyp-rhythmischen Charakter trug, im allgemeinen aber von der Art eines planlosen Hin- und Herlaufens war mit Berühren der nächstliegenden Gegenstände und Herumtasten am eigenen Körper, unter Bevorzugung der Anal-Genitalgegend. Dabei keinerlei spontane Sprachäußerun-

gen, auf Fragen aber sinngemäße Antworten. Es gelingt trotz der starken Unruhe, Pat. zum Benennen vorgelegter Bilder, Beantworten einfacher Intelligenzfragen, Ausführen kleiner Aufträge zu bringen, wobei ein Intelligenzdefekt nicht festzustellen ist. Eine eigentliche Ablenkbarkeit macht sich nicht bemerkbar. Die Stimmungslage ist im ganzen indifferent, eher zur Euphorie neigend, dabei etwas labil. Beim Betasten der Genitalien Lustäußerungen. Das Einschlafen war in den ersten Krankheitsmonaten erschwert, ohne daß eine ausgesprochene Zunahme der Unruhe gegen Abend bemerkbar wurde; nach Schlafeintritt schlief Pat. aber gewöhnlich die ganze Nacht durch. Morgens besteht jetzt öfter eine ausgesprochene Schläfrigkeit, die erst gegen Mittag einer zunehmenden Bewegungsunruhe weicht. Im Februar hält sich das Bild im ganzen unverändert, der Bewegungsdrang steht weiter im Vordergrunde. Pat. zeigt gelegentlich etwas Interesse fürs Spielen, fällt aber gleich wieder in die elementare motorische Unruhe zurück, läuft einige Male ein paar Schritte ganz sinnlos hin und her, ohne indessen seine frühere Beschäftigung gänzlich dabei zu vergessen. Kurze sprachliche Äußerungen werden artikulatorisch gut vorgebracht, sind aber selten. Das Interesse an der Umgebung ist im ganzen sehr matt. Auch mit anderen Kindern hat er keinen wirklichen Kontakt, balgt sich nur mit ihnen herum, offenbar ohne eigentliche Affektbeteiligung, außer daß er vielleicht die lebhafte Bewegung als lustvoll empfindet.

Im März zeigt sich etwas mehr affektive Beteiligung, Pat. attachiert sich an einzelne Pfleger, zeigt adäquate Reaktion beim Besuch und Weggang der Mutter, wird verdrießlich, wenn man ihm die Spielsachen wegnimmt. Ein Versuch, ihn auf der Kinderstation zu halten, mißlingt. Durch die anderen Kinder angeregt, wird er noch unruhiger, fängt an mit Kot zu schmieren, trinkt Urin aus dem Nachtgeschirr, greift mit den Händen ins Essen und streut es umher.

Sehr spärliche spontane Sprachäußerungen. An ihn gerichtete Fragen wiederholt er wörtlich, nennt aber gelegentlich unaufgefordert seinen Namen. Ist weiter äußerst unsauber, beschmiert Gesicht und Hände mit Speichel, ißt sehr unappetitlich. Vor dem Schlafengehen hopst er oft fast eine Stunde lang im Bett herum, rennt schnell und geschickt von einem Ende des Bettes zum anderen. Schläft in letzter Zeit gut.

Im September 1921 macht sich eine leichte Besserung bemerkbar. Pat. spielt systematischer mit Bauklötzen, hält länger bei der Beschäftigung aus, hat mehr Konnex mit anderen Kindern, ist aber noch während der größten Zeit des Tages in einer planlosen Bewegungsunruhe, räumt den Papierkorb aus, wirft alles durcheinander, läuft von einem Bett zum andern, alles ohne ersichtliche Affektbeteiligung. Der Besuch der Mutter ruft kaum eine gemütliche Reaktion hervor. — Am 28. 10. 1921 versuchsweise nach Hause entlassen.

Am 9. 11. 1921 erneute Aufnahme, da er zu Hause nicht ausreichend beaufsichtigt werden kann. Hat z. B. einmal in der heißen Asche herumgekramt. Bei der Aufnahme begrüßt er die ihm bekannten Personen, nimmt von den anderen keine Notiz. Weiter sehr wenig sprachliche Spontanäußerungen, nur gelegentlich kurze Antworten auf Fragen. Oft wiederholt er in echolalischer Weise das letzte Wort an ihn gerichteter

Fragen. Er reagiert aber sinnentsprechend auf einfache Aufforderungen, gibt die Hand, zeigt die Zunge, manipuliert auch richtig mit Gegenständen.

Anfang 1922 im ganzen unverändertes Bild: Monotoner Bewegungsdrang, indifferente, manchmal euphorische Affektlage, die einem gequälten Unbehagen weicht, wenn man ihn in seinem Bewegungsdrang hemmt, Neigung zu echolalischen Reaktionen. Melodien werden leicht aufgefaßt, richtig reproduziert und spontan fortgeführt, aber ohne Worte. Fängt an zu onanieren.

Ende des Jahres dasselbe Zustandsbild. Echolalische und perseveratorische Reaktionen werden häufiger. Auf die Aufforderung, ins Bett zu steigen, spricht er vor sich hin: „Bett, Bett, Bett." (Wie heißt du?) „Du, du, heißt du?" Spontane sprachliche Äußerungen fehlen fast völlig, Pat. lernt aber fast ständig neue Melodien zu, die er vor sich hinsummt.

Der Zustand zeigt auch in der Folgezeit bis zur Entlassung aus der Klinik im Mai 1924 keine irgendwie wesentlichen Veränderungen. Soweit man bei dem Mangel an sprachlichen Äußerungen aus seinem Verhalten schließen konnte, bestand ein tiefgehender intellektueller Defektzustand, der sich anfangs rasch und dann allmählich weiter entwickelt zu haben scheint. Somatische Krankheitserscheinungen waren nicht vorhanden. Der Schlaf war in den letzten Jahren bis auf gelegentliche Störungen gut.

Am 23. 6. 1924 wurde Pat. in die Städt. Irrenanstalt Dalldorf überführt. Hier zeigt er Anfang 1925 dasselbe psychische Zustandsbild: Spricht garnicht bis auf gelegentliche echolalische Wiederholungen einzelner Silben, hat keinerlei Konnex mit den kleinen Mitpatienten, befindet sich noch immer in lebhafter einförmiger Bewegungsunruhe, hopst umher, faßt alles an, ist nicht imstande, geordnet zu spielen, im Gespräch nicht fixierbar, hält sich aber sauberer. Schlaf dauernd gut. — Bei der Nachuntersuchung im Juli 1925 dasselbe Verhalten.

Der nächste Fall betrifft eine Patientin, die bei Beginn der Erkrankung bereits im 20. Lebensjahre stand, in psychischer Hinsicht aber im wesentlichen das gleiche Krankheitsbild darbietet wie die bisher geschilderten Patienten. In diesem Alter gehört das jedenfalls schon zu den Seltenheiten. Eine weitere Eigentümlichkeit, die wir bei unseren Kindern und Jugendlichen der hier dargestellten Gruppe niemals getroffen haben, die aber von anderer Seite dabei gar nicht selten beobachtet worden ist und noch genauer besprochen werden muß, ist die Kombination mit amyostatischen Symptomen[1]). Ein besonderes Interesse gewinnt der Fall durch die Selbstbeobachtungen der intelligenten und zur Introspektion wohlbefähigten Patientin, die gerade auf die psychischen Krankheitserscheinungen, die auch bei den Kindern das Symptomenbild gestalten, ein deut-

[1]) Ich spreche hier nicht von den psychischen Alterationen der Parkinson-Gruppe, die den bekannten Antriebsstörungen der erwachsenen Amyostatiker gleichkommen. Solche Erscheinungskomplexe haben wir bei Kindern ebenfalls wiederholt zu Gesicht bekommen.

liches Licht werfen und deren psychologisches Verständnis zu fördern geeignet sind.

Fall 12: Lotte W., geb. 29. 2. 1901.

Der Vater der Pat. wird als ein reizbarer und jähzorniger Mensch geschildert, der dem Alkohol stark zuspricht und öfter Suizidtendenzen äußert, dabei als flotter Gesellschafter gilt und als tüchtiger Beamter geschätzt wird. Ähnliche Charaktere sollen in der Familie des Vaters öfter vorgekommen sein. Pat. hat sich normal entwickelt, war ein lebhaftes, heiter temperiertes Kind, überall gern gesehen, „mußte überall dabei sein", lebte sehr gesellig, war als schlagfertig bekannt. Sie zeigte frühzeitig literarische Interessen und im Pubertätsalter Züge ungewöhnlicher Empfindsamkeit. Sie besuchte das Lyzeum als gute Schülerin, später die Handelsschule. Vor der Krankheit soll sie in ihrer Motorik besonders graziös gewesen sein.

Im Januar 1921 Beginn der Erkrankung. Pat. äußerte das Gefühl einer Erleichterung ihrer Bewegungen und Gedankenabläufe, es „fliege ihr alles nur so zu", sie fühle sich „wie körperlos". Während der ganzen folgenden Nacht war sie wach und schrieb Gedichte, z. T. verworrenen Inhalts. Am dritten Tage traten heftige Zuckungen auf: Pat. bewegte die Zehen hin und her, Hände und Füße schnellten auf und ab, das Gesicht war in ständiger Bewegung. Dabei wurde Fieber zwischen 40 und 41° gemessen. Pat. „phantasierte" und war schwer im Bett zu halten. Vom nächsten Tage ab schlief sie fast ununterbrochen. Klagte dann über Doppelsehen. Der Arzt beurteilte die Krankheit als Typhus und veranlaßte die Überführung ins Lichterfelder Krankenhaus. Dort bestanden weiter fieberhafte Temperaturbewegungen und delirante Bewußtseinsstörungen. Im Laufe etwa der vierten Krankheitswoche sank das Fieber ab, das Bewußtsein hellte sich auf, der seit Beginn der Erkrankung beobachtete Speichelfluß und die Starrheit des Gesichts traten zurück. Pat. hatte Schwierigkeiten beim Stuhl- und Urinlassen, auch öfter noch leichte Temperatursteigerungen. Langsame Rekonvaleszenz. Etwa im Mai bemerkte die Mutter, daß Pat. schiele.

Damals fiel der Umgebung auch auf, daß Pat. immer „sprunghafter" wurde, bei keiner Beschäftigung mehr lange aushielt, in ihren Bewegungen eine auffallende Unruhe und Hast zeigte. Sie konnte nicht mehr ruhig sitzen, nicht mehr langsam gehen, „machte alles im Laufen ab", begann das Essen gierig hinabzuschlingen, benahm sich bei Tische sehr degagiert, griff mit den Fingern in die Schüssel. In mancher Hinsicht war sie wieder „wie ein Kind geworden", spielte am liebsten mit Kindern, beging fortwährend Taktlosigkeiten. So trat sie z. B. im Restaurant an einen fremden Tisch heran, bat um Kuchen und wurde, als man sie abwies, sehr zornmütig. Sie suchte Umgang mit Männern, sprach fremde Herren auf der Straße an und bat um Zigaretten, „was man sich bei dem wohlerzogenen Mädchen früher nicht hätte vorstellen können". Bei jeder Ermahnung und jedem Verbot geriet sie in tobende Wut, bekam Schreikrämpfe, wurde tätlich gegen die Mutter. Manchmal äußerte sie eigentümliche Sensationen, z. B. sie habe Würmer im Kopfe. Nachts näßte sie auch häufig ein, was vor der Krankheit niemals vorgekommen war.

Im Herbst 1922 hatte sich der Zustand so weit gebessert, daß Pat. wieder ihrem Berufe nachgehen konnte. Sie war zeitweise als Stenotypistin tätig, konnte sich bei der Arbeit auch ganz gut konzentrieren, wurde aber durch ein starkes Schlafbedürfnis in ihrer Arbeitsfähigkeit beeinträchtigt. Die Mutter bemerkte damals, daß der Gesichtsausdruck allmählich wieder starrer und der Speichelfluß stärker wurde.

Seit Juli 1923 traten bei Pat. „Anfälle" auf, besonders im Anschluß an Erregungen und körperliche Anstrengungen, wobei sie umfällt und, ohne die Gesichtsfarbe zu verändern, eine halbe Stunde und länger „wie schlafend" daliegt und dabei unter lebhaften Gesten von affektbetonten Erlebnissen spricht. Manchmal schlägt sie mit Händen und Füßen um sich, einmal soll eine rasch vorübergehende Lähmung einer ganzen Körperseite aufgetreten sein. Wegen dieser Anfälle bringt die Mutter sie hauptsächlich in die Klinik.

Aufgenommen am 8. 8. 1924. Pat. macht von vornherein große Schwierigkeiten auf der Abteilung. Sie verläßt ständig das Bett, läuft im Hemd den Ärzten nach, bettelt um Zigaretten. In der letzten Zeit habe sie bis zu 50 täglich geraucht, das habe ihre Unruhe günstig beeinflußt. Pat. kommt hartnäckig immer wieder auf diese Bitte zurück. Überhaupt ist sie in ihrem Verhalten durchaus unkorrigierbar, trotz guter Einsicht in das Unschickliche ihres Benehmens. Für ein Gespräch über ihr abnormes Wesen zeigt sie sich sehr zugänglich und dankbar und erweist sich dabei als gute Beobachterin ihrer inneren Vorgänge. Das Zuhören falle ihr schwer, sie müsse immer selbst sprechen. In der letzten Zeit habe sie öfter öffentliche Vorträge besucht und sich dann als Erste zur Diskussion gemeldet; es sei ihr nur darauf angekommen zu reden. In ihrem Verhalten zu anderen Menschen sei sie völlig maßlos geworden, pendle unvermittelt zwischen Liebe und Haß, könne nicht mehr „objektiv" sein. Den Männern gegenüber benehme sie sich aggressiv, obgleich sie in sexueller Beziehung eher kühler empfinde als früher. In Gesellschaft begehe sie dauernd faux pas. „Im Augenblick muß ich was sagen, als ob ich unter hypnotischem Einfluß stände, was mir dann nachher schrecklich ist." Ihr „Mitteilungsbedürfnis" sei so stark, daß sie jeden Menschen, besonders aber Männer, ansprechen müsse. Sie tue das oft nur, um sie zu „provozieren", werde aber sofort kühl, wenn jemand ihr gegenüber zudringlich wird. Die Krankheit habe ihr Wesen gänzlich verändert. Früher sei sie lebensfroh gewesen und habe sich keine unnötigen Gedanken gemacht, habe keinen Haß gekannt. Jetzt sei das anders geworden: sie könnte ihrem Vater (mit dem sie sich seit der Krankheit, für die er wenig Verständnis zeigt, entzweit hat) „ohne irgendwelche moralische Bedenken glatt erschießen". Aber auch Menschen, die sie sehr lieb habe, wäre sie imstande, in ihren „Wutanfällen" zu morden. Sie sei eben „furchtbar impulsiv". „Der Augenblick gibt mir etwas ein, etwas ganz Dummes, und schon führe ich es aus, ohne irgendwie zu überlegen, was es für mich für Folgen haben könnte. Deswegen habe ich schon manche Träne vergossen." Eine „krankhafte Sucht nach Vergnügen" zehre an ihr. Auch habe sie „eigenartige Gelüste". Als sie z. B. neulich einem Menschen mit blasser Gesichtsfarbe gegenübersaß, empfand sie „das brennende Verlangen, diesem Menschen eine Handvoll

roter Marmelade ins Gesicht zu schmieren", was sie selber als „unmotiviertes Verlangen" bezeichnet.

Während der Exploration versucht Pat., sich dem Arzt in erotischer Weise zu nähern. Bei der Zurechtweisung schimpft sie in groben Ausdrücken, nennt ihn einen „Sadisten", den sie am liebsten töten würde. Öfter liegt sie lange Zeit, manchmal stundenlang, vor der Tür des Untersuchungszimmers, um einem Arzte aufzulauern. Nach einer Erregung produziert sie einmal einen „Anfall", ähnlich denen, die die Mutter geschildert hat.

Körperlicher Befund: Reichlich adipös, etwas verstärkter Speichelfluß, sonst keine Sekretionsanomalien. Der linke Mundwinkel ist etwas schwächer innerviert als der rechte. Sonst Hirnnerven o. B. Rigor der Nackenmuskulatur; die Extremitätenmuskeln zeigen keine sichere Tonusveränderung. Die Haltung ist etwas vornübergebeugt. Die Arme pendeln beim Gehen nicht mit. Überhaupt sind die Mitbewegungen spärlich. Auch wenig mimische Ausdrucks- und Einstellbewegungen. Hoher Stimmklang, singender Tonfall. Reflexe etc. o. B. Im Liquor Opaleszenz und einzelne Lymphozyten. — Nach acht Tagen wird Pat. gegen ärztlichen Rat von den Angehörigen in unverändertem Zustande aus der Klinik abgeholt.

Nachuntersuchung am 14. 7. 1925: Pat. ist seither zu Hause gewesen, beschäftigt sich ein wenig im Haushalt, ermüdet aber rasch dabei. In allen ihren Verrichtungen ist sie bedeutend langsamer als vor der Krankheit. Die Mutter bemerkt, daß der Gesichtsausdruck in den letzten Monaten vielleicht noch unbelebter, die Haltung steifer geworden sei. Dabei gehe es aber mit dem Laufen ganz flink, sie renne sogar viel. Die Mutter berichtet von ganz plötzlich einsetzenden „Unruhezuständen". „Sie hat dann den Drang: nur fort! Muß immerzu laufen, nimmt sich irgendein Ziel vor, z. B. eine Freundin zu besuchen, geht auch meistens hin, bleibt aber nur wenige Augenblicke dort, bricht gleich wieder auf und geht wo anders hin. So besucht sie manchmal drei Freundinnen hintereinander. Es treibt sie immer hin und her, bis sie ganz kaputt und fast ohnmächtig ist. Sie sieht dann ganz echauffiert aus. Sie ist dabei immer furchtbar hastig, rennt mehr als daß sie läuft. Diese Unruhe kommt ganz plötzlich über sie: Wenn wir eben noch im Garten bei ruhigem Gespräch oder bei der Handarbeit zusammensaßen, springt sie auf einmal auf und läuft davon. Wenn ich sie dann zurückhalten will, fängt sie an zu schimpfen, wird sehr erregt. ‚Ich muß gehen, und wenn mein Leben davon abhinge!' Ich habe sie dann auch immer gehen lassen, und der Erfolg war besser, als wenn ich sie zurückhielt. Manchmal kommt sie dann ganz von selbst nach einigen Minuten zurück, sieht ein, daß ich Recht hatte, und ist dann ganz besonders lieb. Es ist, als ob ein Rausch sie befällt. Solche Zustände dauern eine halbe Stunde und länger und kommen oft mehrmals am Tage vor. Wenn die Unruhe sie so überfällt, läuft sie oft wie ein Uhrpendel im Zimmer immer auf und ab, mit ganz raschen und einförmigen Bewegungen. Dann kommt plötzlich eine Hemmung über sie, und sie bleibt stehen, wo sie gerade steht, oder schießt nach vorwärts, fällt dabei oft auf den Boden, meist aufs Gesicht. Dabei treten wieder die Anfälle auf, wobei sie allerlei erlebt, meist recht aufregende Sachen, ganze Geschichten, die gar nicht abbrechen wollen. Es ist immer ein Sinn darin.... Oft kommt auch plötz-

lich der Drang zu schreiben über sie. Sie steht dann auf, läuft ins andere Zimmer und schreibt mit riesiger Geschwindigkeit eine kleine Novelle..."

Der Schlaf ist noch immer wechselnd; sie schläft schlecht ein, im ganzen aber doch besser als im vorigen Jahre.

Nach ihren eigenen Beobachtungen befragt, macht Pat. folgende Angaben: „Ich fühle nur den Drang, denke nicht darüber nach, handle nicht logisch, sondern nur gefühlsmäßig. Ich habe das Gefühl, Abwechslung haben zu müssen, kann es in den Räumen nicht mehr aushalten, muß heraus. Es ist das Gefühl, das man hat, wenn einem eine Freude bevorsteht. Ich denke, es schafft mir Erleichterung, wenn ich draußen bin. Ich nehme mir dabei sonst gar nichts vor, das Ziel fällt mir erst unterwegs ein, es wechselt auch häufig. Ich habe dabei gar nicht den Ehrgeiz, etwas richtig zu Ende zu führen. Eigentlich weiß ich selber nicht, was ich will. Ich will nur etwas anderes, etwas Unbestimmtes, was mir gar nicht genauer vorschwebt, was in meinem Gedankengang gar nicht vorhanden ist. Ich blicke dann aber mit wachen Augen um mich, und was in der Erscheinungswelt mich reizt, das nehme ich dann auf und das bringt mich zu einem Entschluß. Wenn ich z. B. die Kinder von den Nachbarsleuten sehe, gehe ich zu ihnen; sonst wäre ich wohl wo anders hingegangen." Auf Befragen, ob denn dieser Zustand nicht sehr unangenehm sei, äußert Pat.: „Es ist mir unangenehm, mich von einem Drang beherrschen zu lassen. Ich muß doch die Oberhand behalten. Aber es geht eben nicht." — (Und wenn man Sie daran hindert, dem nachzugeben?) „Dann werde ich wütend, obgleich ich weiß, daß die anderen Recht haben. Es tut mir leid, daß ich meiner Mutter damit so viel Kummer bereite."

In einem an den Arzt gerichteten Briefe äußert sich Pat. über ihre innere Situation völlig spontan folgendermaßen: „Das Auffallendste an meinem jetzigen Zustand ist eine nervöse Unruhe, die zu bezwingen ich bis jetzt noch kein Mittel gefunden habe. Sie kommt förmlich aus der Luft und überfällt mich, ist in keiner Weise innerlich begründet. Sie hat auch nichts zu tun mit der Unruhe, die man empfindet, wenn man auf etwas wartet. Es ist ein ganz merkwürdiges Gefühl. Mich beherrscht der Gedanke vollständig: Du mußt 'raus, du kannst nicht im Zimmer bleiben, bloß was anderes sehen und hören. Die Hindernisse, die mir wehren wollen, diesen Vorsatz auszuführen, räume ich mit größter Rücksichtslosigkeit beiseite. Es gibt immer irgendwie Streit dabei, den ich hasse. Aber ich kann eben nicht anders, ich werde von einem Etwas getrieben, das mir seinen Willen aufzwingt. Wenn ich dann meinen Vorsatz ausgeführt habe und endlich draußen bin, habe ich nicht das Gefühl eines erfüllten Willens, sondern die Unruhe treibt mich weiter. Wo gehst du hin? Ich gucke mich um. Ah, da kommt der Hund von Dr. D.! Gehst mal sehen, was die machen. Kaum habe ich da ein paar Minuten gesessen, dann mahnt es schon wieder und befiehlt: Du mußt weiter! Wie Ahasver komme ich mir manchmal vor. Dann gehe ich noch zu drei oder vier Familien. Ob ich sie in der Arbeit störe oder nicht, ist mir total egal. Und wenn ich mich dann endlich nach Hause begebe, hundemüde, dann kommt mir oft der Gedanke: Wozu nun das Gerenne! Die Müdigkeit hindert mich aber nicht, nach fünf Minuten schon wieder loszurennen. ... Einen Zug meines Charakters, wie er heute aussieht, der mir sehr viel Kummer bereitet, möchte

ich noch hervorheben: Ich bin so gehässig geworden. Es fällt mir so furchtbar schwer, vornehm zu schweigen, wenn mich jemand angreift. Ich rede dann und rede und brauche gehässige Redensarten ..."

Bei der Exploration benimmt sich Pat. etwas degagiert, plump vertraulich. In Ausdrucksweise und Gebärden ist sie geziert-infantilistisch, was mit ihren sonst so besonnenen und einsichtigen Äußerungen auffallend kontrastiert. Sie unterbricht den Arzt oft durch vorlaute Bemerkungen, fragt ihn nach Wohnung und Alter. Bei Hinweis auf ihre monotone Mimik zeigt sie sich verletzt, geriert sich in gefallsüchtiger Weise, fügt aber gleich selber hinzu, daß es sie störe, daß ihre Sprache so monoton geworden sei. Ihre Stimmung sei „garnicht gut, meist verdrießlich".

Körperlicher Befund: Wenig belebter Gesichtsausdruck, etwas steife, vornübergebeugte Haltung. Beim Gehen keine Mitbewegungen der Arme. Die Schritte sind rasch, gleichmäßig und von normalem Ausmaß. Fettglänzende Gesichtshaut. Vermehrter Speichelfluß. Der l. Mundwinkel hängt etwas. Die Sprache ist modulationsarm und von nasalem Beiklang. Strabismus convergens, r. > l. Die Pupillen reagieren ausreichend auf Licht und Konvergenz. Keine Rigidität der Nacken- und Extremitätenmuskulatur. Kein Tremor. Reflexe in Ordnung. Keine Py-Zeichen. Reichlicher Fettansatz am ganzen Körper ohne dystopische Verteilung.

Vergegenwärtigen wir uns die geschilderten Einzelfälle in ihren gemeinschaftlichen, mit großer Regelmäßigkeit und in weitgehender Ähnlichkeit immer wiederkehrenden Zügen, so ergibt sich ein klinisches Gesamtbild von ausgesprochener Charakteristik. Wo man den ganzen Krankheitsverlauf zu überblicken vermag, werden sich kaum ernstliche Schwierigkeiten bei der Abgrenzung gegenüber anderen psychischen Erkrankungen des kindlichen und Jugendalters ergeben können. Aber auch da, wo die akute enzephalitische Phase anamnestisch nicht festzustellen oder, bei den sogen. „abortiven" Fällen, die erfahrungsgemäß gar nicht selten ein mit schweren psychischen Störungen einhergehendes Nachstadium entwickeln, tatsächlich sehr milde verlaufen ist, ist in der Regel der Ausschnitt des einzelnen Zustandsbildes so bezeichnend, daß man schon daraus mit hinreichender Sicherheit die Diagnose zu stellen vermag. Verwechselungen mit schizophrenen Prozessen konnten in unseren Fällen kaum jemals ernsthaft in Frage kommen. Anders verhält es sich ja bekanntlich bei den amyostatischen Syndromen, die beim ersten Bekanntwerden der Enzephalitis recht häufig mit stuporös-katatonen Zuständen verwechselt wurden und auch heute noch gelegentlich diagnostische Nöte bereiten können. Auch gegenüber den offenbar sehr seltenen und noch wenig genau studierten Frühäußerungen der manisch-depressiven Erkrankung sind, wie sich

zeigen wird, diese „maniformen“ Zustandsbilder bei der Enzephalitis schon durch die psychischen Merkmale ausreichend charakterisiert. Ungleich schwieriger gestaltet sich die Unterscheidung von gewissen Äußerungsformen der konstitutionellen Psychopathie bei Kindern und Jugendlichen, und hier wird man in der Tat ohne Kenntnis der akuten Krankheitserscheinungen und bei späterem Fehlen somatischer Störungen, die gerade bei diesen Fällen relativ geringfügig zu sein pflegen oder gänzlich vermißt werden können, in der Diagnosestellung nicht selten zu einem non liquet gelangen. Diese praktisch wichtige und theoretisch interessante Tatsache wird noch genauer zu betrachten sein.

Wo die gedankliche Darstellung eines klinischen Syndroms auf eine bloße Aneinanderreihung der vorgefundenen Symptome hinausläuft, da wird sie auch den Forderungen einer rein empirischen Orientierung über den gegebenen Sachverhalt keineswegs gerecht. Denn das Syndrom, d. h. ein durch ein bestimmtes Krankheitsgeschehen bedingter klinischer Erscheinungskomplex, ist nicht eine bloße Mannigfaltigkeit einzelner Elementarstörungen, sondern ein System durch angebbare Beziehungen untereinander zusammenhängender Elemente und damit ein strukturiertes Gebilde. Diese Zusammenhänge aufzuzeigen, gehört zu den Aufgaben einer vollständigen Deskription[1]).

---

[1]) Daß über eine solche Deskription hinaus eine „dynamische“ bzw. „psychodynamische“ Erklärung möglich sei, ist eine Anschauung, von deren Richtigkeit ich mich niemals habe überzeugen können. Auch in den psychologischen Wissenschaften haben wir unter Erklärung nichts anderes zu verstehen als die „vollständige und einfachste Beschreibung“ eines gegebenen Tatbestandes im Sinne von Gust. Rob. Kirchhoff. Wo wir bei der Beschreibung fremden Seelenlebens Tatbestände antreffen, die wir nach Analogie eigenen Erlebens zu erfassen vermögen, da sprechen wir von Verstehen bzw. „Einfühlen“. Der Unterschied „phänomenologisch—dynamisch“ existiert im Grunde nicht: es kommt letzten Endes immer auf die bloße Konstatierung von Tatsachen und ihres Zusammenhanges hinaus (Hume, Mach). Den Schein einer dynamischen Erklärung, wie er der psychologischen Begriffsbildung in Sonderheit anhaftet, dadurch zu vermeiden, daß man neugeschaffene „Beschreibungsbegriffe“ einführt — solche Versuche existieren bekanntlich —, würde indessen bei dem eingewurzelten Sprachgebrauch eine große Komplikation bedeuten und ist in der Tat nicht notwendig, wenn man sich nur den tatsächlichen Inhalt dieser Begriffe gegenwärtig hält. Wir werden daher unbedenklich Begriffe wie „Wille“, „Drang“ usw. gebrauchen, indem wir uns bewußt bleiben, daß sie nichts anderes leisten und leisten können, als eine bestimmte erlebte innere Situation zu bezeichnen, der erfahrungsgemäß bestimmte innere oder äußere Veränderungen folgen.

Die sicherlich eindrucksvollste Erscheinung in dem klinischen Bilde der hier betrachteten psychischen Folgezustände der Enzephalitis und, wie wir glauben, in der Tat die zentrale Elementarstörung, von der aus der Zugang zum Verständnis des ganzen Komplexes gewonnen werden kann, ist die ganz eigenartige, durch bestimmte Charaktere ausgezeichnete, auf der Höhe der Erkrankung fast unerschöpfliche, im weiteren Verlaufe mehr episodisch, attackenweise auftretende Unruhe und Unrast, die diese kleinen Patienten darbieten. Die für diese Zustandsbilder gewählte Bezeichnung „Hyperkinese" ist zweifellos ganz kennzeichnend, bedarf aber bei der Vieldeutigkeit dieses Begriffes einer genaueren Umschreibung und Erläuterung. Wir können in dieser Unruhe und Überbeweglichkeit den Ausdruck einer „Antriebsstörung" im Sinne einer Überproduktion von Antriebsenergien erblicken, womit allerdings so lange keine neue Einsicht gewonnen wäre, als wir uns von den pathophysiologischen Substraten dieser Vorgänge noch keine ausreichend empirisch fundierte Vorstellung zu bilden vermögen. Als müßig erscheint es uns auch bei dem tatsächlichen Stande unserer physiologischen Erkenntnis darüber eine Entscheidung treffen zu wollen, ob dieses Antriebsübermaß als Resultat einer wirklich gesteigerten Energieerzeugung oder eines Wegfalls von Hemmungsmechanismen zustande komme. Für die folgende Analyse spielen diese Fragestellungen auch keine Rolle.

In den motorischen Unruhezuständen dieser Kinder fällt zunächst als ein hervorstechendes Element das Vorkommen von allerlei unwillkürlichen Bewegungen auf: Bewegungen choreatischen, athetotischen Charakters, torquierenden Bewegungen, ähnlich wie sie beim Torsionsspasmus beobachtet werden usw. Diese elementaren, monotonen, oft stereotyp-rhythmischen Bewegungen zweifellos striärer Genese treten, wie das Bonhoeffer bereits hervorgehoben hat, besonders im Anfang der Erkrankung auf, um im späteren Verlaufe immer mehr gegenüber psychisch vermittelten Bewegungen zurückzutreten und in der Regel ganz zu verschwinden. Die psychomotorische Agitation steht in der Folge beherrschend im Vordergrunde des Krankheitsbildes.

Das Fremdartige, Ziel- und Zwecklose dieser der willensmäßigen Beherrschung offenbar in weitem Umfange entzogenen psychomotorischen Unruhe hat manche Autoren (Pfaundler, Ruetimeyer, Böhmig, Kauders u. a.) veranlaßt, von „zwangshaften" Antrieben, „Zwangshandlungen" u. dgl. zu sprechen.

Daß diese Bezeichnung unzweckmäßig und irreführend ist, bedarf keiner besonderen Hervorhebung.. Was wir sonst in der Psychopathologie unter Zwangsvorgängen verstehen, hat damit schlechterdings nichts gemein. Um wieder ganz andersartige Symptome handelt es sich bei den von Herrmann als „Zwangserscheinungen“ beschriebenen Beobachtungen bei striären Erkrankungen, speziell der Enzephalitis: Palilalie, Paligraphie und ähnlichen Iterativmechanismen. Solche motorischen Phänomene, bei denen eine Beziehung zu psychischen Vorgängen kaum anzunehmen ist, die vielmehr den rhythmisch-stereotypen Pseudospontanbewegungen verwandt sein dürften, treten, soweit unsere Erfahrungen reichen, vor allem im akuten Krankheitsstadium auf und kommen auch bei den ausgesprochen amyostatischen Zuständen nicht ganz selten vor. Im Bewegungsbilde unserer Fälle spielen sie jedenfalls keine Rolle. Den echten anankastischen Phänomenen zweifellos viel näher stehen die von Herrmann bei der Enzephalitis beschriebenen „Zwangsformulierungen“. Ganz ähnliche Erscheinungen haben auch wir bei einem unserer Patienten (Fall 6) beobachtet und werden darauf zurückkommen. Was den Vergleich mit Zwangsvorgängen nahegelegt hat, ist jedenfalls der Umstand, daß die Betätigungsweise dieser Kranken so unmotiviert und unverständlich, gewissermaßen dem Kerne der Persönlichkeit entrückt erscheint.

Weit besser zur Kennzeichnung der Eigenart dieses Verhaltens als das Wort „Zwang“ scheint uns die Bezeichnung „Drang“ gewählt zu sein, die in diesem Zusammenhange wohl zum erstenmal von F. Stern gebraucht worden ist, und zwar insbesondere im Hinblick auf die nächtlichen Unruhezustände der enzephalitischen Kinder. Dieser Begriff des „Dranges“, der in mancherlei Zusammensetzungen wie „Bewegungsdrang“, „Rededrang“ usw. ja ein altes Heimatrecht in der Psychiatrie besitzt, ist, genauer definiert, recht wohl geeignet, das Besondere und Wesentliche dieser hyperkinetischen Phänomene zu charakterisieren. Wir verstehen also unter „Drang“ eine primär gänzlich amorphe, ziel- und richtungslose Entladungstendenz, die sich, ihrer psychischen Repräsentanz nach, als eine unlustvolle Unruhe und Spannung darstellt, und die erst in ihrer Auswirkung, in ihrer Betätigung am Objekt oder infolge Interferenz mit gerichteten, intentionalen Akten sich zu einer inhaltlich bestimmten Handlung gestaltet. Diese als Dranghandlungen zu bezeichnenden Abläufe stehen auf der Stufenleiter der

Handlungen, also ganz allgemein der willkürlichen Bewegungsvorgänge (im Unterschied von den sogen. Pseudospontanbewegungen, Automatismen und Reflexen), eine Stufe tiefer als die durch ihr immanentes Gerichtetsein charakterisierten Triebhandlungen, und mit diesen natürlich unterhalb der durch Ziel- und Zweckvorstellungen geleiteten eigentlichen Willenshandlungen. Man kann dieses Verhältnis auch kurz so formulieren: Der Wille setzt sich sein Objekt, der Trieb, auf Grund des ihm innewohnenden Gerichtetseins, sucht sein Objekt, und der von Hause aus ziel- und richtungslose „blinde" Drang findet sein Objekt, d. h. er wirkt sich an dem jeweils sich ihm darbietenden Gegenstande aus. Ihm fehlt, primär jedenfalls, ein vorgestelltes oder sonst irgendwie psychisch repräsentiertes Motiv. Die primitivste Erscheinungsform des Dranges stellt sich dar als eine allgemeine ungeordnete Bewegungsunruhe. Wo die dranghaften Entladungen Triebanregungen oder Willensimpulse in sich aufnehmen, da zeigen auch die so zustande kommenden gerichteten Abläufe im Rahmen der Drangzustände den Charakter des Übermäßigen und Abirrenden[1]).

Wenn wir diese Begriffsbestimmungen und Erörterungen an den Anfang stellen, wird es möglich sein, die wesentlichen Elemente des ganzen Symptomenkomplexes in ihrem genetischen Zusammenhange zu erfassen. Betrachten wir solch ein Kind in seiner dranghaften Unruhe, so ist es gerade das Ungeordnete und Ungerichtete, aus innerer Zielstrebigkeit heraus nicht Verständliche, was uns daran als das Eigentümliche imponiert. Man gewinnt den Eindruck, als ob ein extrapersoneller Mechanismus, der der Beherrschung durch die Persönlichkeit nur in beschränktem Maße untersteht, gewissermaßen „zwangläufig" abliefe.

Bevor wir dieser Betrachtung weiter nachgehen, empfiehlt es sich, auf das Verhalten der Spontanfunktionen, auf Aufmerksamkeit und Interessebeteiligung genauer einzugehen. Man hat im Hinblick auf den ständigen Richtungswechsel der Aufmerksamkeit in diesen Drangzuständen wohl von einer „Hypervigilität" gesprochen. Indessen zeigt die nähere Beobachtung, daß von einer echten aktiven hypervigilen Einstellung im allgemeinen gar nicht die Rede sein kann. Die aktive Aufmerksamkeit

[1]) Die Perspektiven, die sich daraus für die Willenspsychologie im allgemeinen ergeben, können hier nicht weiter verfolgt werden. Die Enzephalitisforschung hat ja in mancher Hinsicht die Problematik der Willensvorgänge wieder recht bewußt werden lassen.

ist in diesen Zuständen durchaus herabgesetzt und gewöhnlich sogar schwer gestört. Auch eine gesteigerte Ablenkbarkeit nach Art der manischen Apperzeptionsstörung liegt gewiß nicht vor. Was die hier in Erscheinung tretende *vermehrte Anregbarkeit und Bestimmbarkeit der Aufmerksamkeit durch gegenwärtige Sinneseindrücke* von der manischen Ablenkbarkeit unterscheidet, ist das Fehlen einer wenn auch flüchtigen, so doch jedenfalls interessevollen Zuwendung an die Dinge der Umwelt, die damit einen mindestens zeitweiligen Aktualitätscharakter für das Denken und Handeln gewinnen. Der Manische knüpft an den empfangenen Eindruck an; dieser beherrscht für einige Zeit seinen Gedankengang. Bei unseren Patienten bleibt, wo die Störung in ihrer extremsten Ausprägung auftritt, der Eindruck weit peripherischer. Immer wieder begegnen wir dem gleichen Bilde: Ein Gegenstand wird zur Hand genommen, um sofort wieder beiseite gelegt zu werden, ohne daß oft auch nur ein Ansatz zu einer zweckvollen Verwendung erkennbar wird. Alles wird betastet, umgestoßen, umgestellt. In dem ganzen Treiben ist weder Plan noch Zweck ersichtlich, sei dieser Zweck auch noch so naheliegend und durch ein noch so flüchtiges Interesse bestimmt. So wenigstens in den ausgesprochenen Fällen. Nicht selten löst der empfangene Sinnesreiz die sprachliche Reaktion des *Benennens* aus. Es kann (Fall 10) zu einem *registrierenden Aufzählen* der optischen Eindrücke kommen.

Das *Ermangeln eines richtunggebenden Interesses* ist ganz augenscheinlich und in der Regel um so stärker, je hochgradiger die dranghafte Erregung ist. Ein Sinnesreiz in seiner zufälligen Gegebenheit, jede beliebige Veränderung der äußeren Konstellation, die in den Gesichtskreis des Patienten fällt, bestimmt die Richtung, in der der Drang sich auswirkt. Der Kranke ist gewissermaßen den Eindrücken der Außenwelt hingegeben, seine Spontaneität, die richtende, auswählende und hemmende Funktion des Interesses (der Apperzeption im Sinne der voluntaristischen Psychologie) ist reduziert zugunsten der Wirksamkeit der äußeren Reizlage. Es handelt sich hier um eine Störung, die natürlich nicht den betrachteten Zuständen eigentümlich ist, sondern ganz allgemein bei Absinken der spontanen Aufmerksamkeit sich einstellt. Die erhöhte Bestimmbarkeit durch gegenwärtige Sinnesreize bezeichnet man ja im Sinne *Wernickes* als „Hypermetamorphose". Wir werden also dem hier zutage tretenden Betätigungsdrang den

Charakter des Hypermetamorphotischen beizulegen haben[1]).

Auf das Abgesunkensein der Aufmerksamkeit möchten wir auch gewisse Iterativerscheinungen zurückführen, die wir in den geschilderten Zustandsbildern gar nicht selten antreffen. Es wurde bereits hervorgehoben, daß „echte" (neurologische) Iterativvorgänge (Sterling) im Sinne von Picks Palilalie etc. bei dieser Form enzephalitischer Erkrankung keine Rolle spielen. Dagegen fehlt es nicht an jenen iterativ-perseveratorischen Phänomenen, die wir auch sonst bei organischen Hirnerkrankungen als Ausdruck entspannter Aufmerksamkeit beobachten, also in Benommenheits- und Dämmerzuständen, bei Läsionen des Stirnhirns usw. Der Gedanke erscheint uns gar nicht fernliegend, die eigentümliche Beharrlichkeit unserer Patienten in dem unentwegten Vorbringen gegenstandsloser Klagen und gleichgültiger Wünsche, die zunächst wohl als gewollte Hartnäckigkeit und Aufdringlichkeit imponieren mag, mit der organisch bedingten Aufmerksamkeitsstörung in Zusammenhang zu bringen. Der mangelnde Gedankenfortschritt bei Fehlen eines richtenden und zielsetzenden Interesses manifestiert sich in diesen perseveratorischen Erscheinungen. Eine ähnliche Verhaltungsweise in Form eines ebenso beharrlichen wie einförmigen Querulierens haben wir auf der Grundlage der gleichen Apperzeptionsstörung auch bei Erwachsenen gesehen, bei denen die Differentialdiagnose zwischen Enzephalitis und Stirnhirntumor nicht mit Sicherheit zu stellen war. Hier ist auch an jene eigentümliche Betätigungsart zu erinnern, die am ausgesprochensten Pat. H. G. (Fall 1) zeigt. Bringt man ihm Spielsachen, Soldaten u. dgl., so baut er sie in großer Hast und Ruhelosigkeit vor sich auf, stellt sie dauernd um, zählt sie ab, beginnt dieses Spiel immer wieder von neuem. Ebenso erwecken vorgelegte Bilder gar kein Interesse wegen ihres Inhalts, er benutzt sie vielmehr nur zu immer wiederholtem Abzählen.

Man kann sich die Frage vorlegen, in welcher Beziehung das Darniederliegen der Apperzeptionsfunktionen zu der Antriebsstörung stehe, ob es sich um eine parallelgehende oder konsekutive Lei-

[1]) Auf den Begriff der Hypermetamorphose näher einzugehen, liegt hier kein Anlaß vor. Ich möchte nur bemerken, daß eine gewisse Ähnlichkeit mit bekannten schizophrenen Verhaltungsweisen nicht ohne weiteres zu einer Analogisierung der Vorgänge führen darf, wie das vielfach in vorschneller Weise geschehen ist. Die genauere Analyse führt auf wesentliche Unterschiede.

stungsstörung handle, ob gewissermaßen der einschießende Drang die Spontanmechanismen vergewaltigt und unwirksam macht, oder ob diese an sich geschädigt sind. Wir sehen keine Möglichkeit, in dieser Frage eine Entscheidung zu treffen[1]).

Als das wesentlich Kennzeichnende der Dranghandlungen wurde ihre mangelnde intentionale Bezogenheit auf ein Objekt hervorgehoben. Das Objekt stellt sich gewissermaßen dem Drange und bestimmt maßgebend das jeweilige Bild der hyperkinetischen Betätigungsart. Die richtunggebenden Spontanfunktionen der dem dranghaften Ansturm unterstehenden Persönlichkeit können bis auf ein Minimum an Wirksamkeit herabgemindert sein. Daher das Ungeordnete und Direktionslose und zugleich Überschüssige, das diesem Verhalten das Gepräge gibt.

Die elementarste Form der motorischen Drangentladung tritt uns in der zappelnden, quecksilbrigen Unruhe dieser Kinder entgegen, in dem planlosen, versatilen Hin- und Herlaufen, dem durch keine einsichtigen Motive bestimmten Schwatzen, Pfeifen und Schreien. Jeder Versuch, diese Unruhe durch äußeren Zwang zu unterdrücken, ruft heftigsten Widerstand hervor und versetzt den übrigen Körper in eine um so lebhaftere Bewegung. Der gequälte Gesichtsausdruck spiegelt dabei das vermehrte Unbehagen, die unlustvolle innere Spannung. Die eigenartigsten Bilder sehen wir da, wo die Überbeweglichkeit sich mit den krisenhaft auftretenden Atmungsstörungen verbindet, die häufig (nicht immer) den Höhepunkt der dranghaften Erregung bezeichnen. Fall 1 und 2 bieten dafür die schönsten Beispiele. Der eben noch ruhige und in seinem Verhalten völlig geordnete Patient gerät plötzlich in heftigste Bewegung, springt in das Bett und wieder heraus, läuft ein paarmal

---

[1]) Es erscheint vielleicht nicht überflüssig, einem Mißverständnis zu begegnen, zu dem diese Ausführungen Veranlassung geben könnten. Es geht nicht an, die Dranghandlungen etwa als kurzschlüssige Reaktivbewegungen auf äußere oder innere Reize auf der Grundlage einer vermehrten Ansprechbarkeit der Aufmerksamkeit, sensorischen Hyperästhesie u. dgl. aufzufassen. Daß Reaktionen auf abnorme oder übermäßig stark empfundene Körperreize in den Unruhezuständen der Enzephalitiker eine Rolle spielen, ist ganz richtig (vgl. u.); auch gerade in diesen Reaktivbewegungen ist das Übermäßige der Drangentladung oft erkennbar. Der Impuls, der den Ablauf veranlaßt, wird indessen nicht vom Objekt gegeben, sondern er entsteht im Subjekt auf Grund eines physiologisch nicht näher bekannten Vorganges, der sich im Selbsterlebnis als dranghafte Unruhe kundtut.

auf und ab, wirft sich auf den Boden, schlägt in kaum zu übersteigernder Hast einen Purzelbaum nach dem anderen, treibt zwischendurch allerlei Schabernack. Plötzlich beugt er den Körper spitzwinklig vornüber, beginnt hastig und stoßweise und unter lautem Schnaufen durch den geöffneten Mund zu atmen. Das aus Mund und Nase reichlich herabträufelnde Sekret wird mit den Händen aufgefangen und im Gesicht verschmiert. Dann läuft er wieder ein paar Schritte, bläht den Bauch auf, rollt wieder kopfüber auf dem Fußboden herum, alles in buntem Wechsel. Es ist unmöglich vorauszusehen — offenbar auch für den Patienten selber —, in welcher Weise der motorische Drang sich im nächsten Augenblick entladen wird. Der abrupte Übergang von einer absonderlichen Stellung in die andere schafft geradezu groteske Bewegungsbilder. Diese Unruhezustände können an epileptiforme Erregungen mit mehr oder minder weitgehender Bewußtseinseinengung erinnern (Fall 1). Gewöhnlich steigt die Erregungswelle dabei rasch an und sinkt ebenso rasch wieder ab. Der Paroxysmus kann plötzlich mit einer explosiven Gewalttätigkeit abschließen, wobei es zu rücksichtslosen Angriffen auf die Umgebung und blindem Zerstören kommt. In anderen Fällen erscheint das Bewußtsein nicht alteriert, die Besonnenheit erhalten, der affektive Rapport auch auf der Höhe der Exaltation ungestört. Zuweilen erinnert das Verhalten an ein klownhaftes Gebaren, besonders wenn ein demonstratives Sich-Produzieren mit Rücksicht auf den Zuschauer hinzukommt. Pat. H. A. zeigt gern seine Geschicklichkeit im Radschlagen. Ganz allgemein kann man wohl sagen, daß das Verhalten in diesen Zuständen eine mehr oder minder deutliche Abhängigkeit von der Beachtung erkennen läßt, die ihm seitens der Umgebung zuteil wird. Im übrigen führt der Vergleich mit „hysterischen“ Verhaltungsweisen natürlich nicht weiter. Der Zustand ist psychisch beeinflußbar und in gewissem Sinne psychisch (durch psychomotorische Impulse) bedingt, aber nicht „psychogen“ nach Art der Genese hysterischer Produktionen, die ja gerade durch eine bestimmte (irgendwie auf Krankheitsgewinn abzielende) Willensrichtung charakterisiert sind, während hier in der Regel das Intentionale gegenüber dem Dranghaften ganz in den Hintergrund tritt. Daß solche Drangzustände gelegentlich einmal wirklich hysterisch ausgebaut werden können (s. u.), ist nicht weiter verwunderlich. Manchmal, häufiger wohl bei Erwachsenen, ist das Bewegungsbild der mit den Atemstörungen einhergehenden dranghaften Unruhe weit weniger polymorph als hier geschildert. Wir sehen z. B. den

Patienten in einförmiger, automatenhaft anmutender Weise „wie ein Uhrpendel“ hin- und hergehen, immer denselben Weg nehmen, mit eingeengter Aufmerksamkeit auf das Nächstliegende. Diese Bewegungsform haben wir nur bei den (häufig mit Respirationsstörungen verbundenen) Drangzuständen der Amyostatiker gesehen, was wohl kein Zufall ist.

Daß die pathologischen Atmungsbewegungen als solche, die ja willkürlichen Einflüssen nicht unzugänglich sind, in ihren qualitativen und zeitlichen Verhältnissen (Größe, Rhythmus, Frequenz etc.) durch die atmungsregulierenden Zentren in der Oblongata (und vielleicht in höher gelegenen Hirnteilen) bestimmt werden, unterliegt wohl keinem Zweifel. Aber auch diese Automatismen werden durch den einschießenden Bewegungsdrang im Sinne einer Störung des Ablaufs modifiziert. Tikartige Bewegungen (Schnauf-, Schnüffel-, Hüsteltiks usw.) gesellen sich hinzu. Es entsteht ein sehr komplexer Bewegungsvorgang, in den automatische und „willkürliche“ (dranghafte, nicht willensmäßig-gerichtete) Elemente sich mischen[1].

In den nächtlichen Unruhezuständen der kindlichen Enzephalitiker, deren dranghaftes Moment schon von Stern hervorgehoben wird, erscheint das motorische Verhalten noch komplizierter, aber im Grunde durch die gleichen Merkmale gekennzeichnet, die es eben als ein dranghaftes Geschehen erkennen lassen. Das häufig beschriebene Zustandsbild (vgl. S. 16) haben wir auch bei unseren Patienten wiederholt beobachten können, am ausgesprochensten bei Fall 1 und 3. Da hier die Charaktere der Dranghandlung besonders plastisch hervortreten, soll es unter diesem Gesichtspunkt nochmals etwas eingehender geschildert werden.

Mit Einbruch der Dunkelheit, manchmal auch schon früher, steigert sich die auch schon untertags vorhandene Bewegungsunruhe zu einer hochgradigen Agitation, oder sie tritt bei dem vorher müde und schläfrig herumliegenden Kinde allererst auf. Der kleine Patient wird immer zappliger, läuft ruhelos umher, geht immer wieder austreten, springt, ins Bett gebracht, sofort wieder heraus, wechselt dauernd seine Lage, strampelt mit Armen und Beinen in der Luft

---

[1]) Daß die unwillkürlichen (choreiformen und sonstigen Pseudospontan-)Bewegungen, die Impulse, die die automatischen Zentren zu veränderter Tätigkeit bringen, und die dranghaften Antriebe letzten Endes aus denselben subkortikalen Energiequellen stammen, ist eine Hypothese, die nicht unbegründet erscheint. Das ganze Bild der komplexen Hyperkinese, wie es in diesen Zuständen sich darstellt, würde also den Charakter der subkortikalen Motorik tragen.

herum, bewegt den Kopf einförmig hin und her oder bohrt ihn in die Kissen, kriecht in den Bettbezug und wieder heraus, schneidet Gesichter, lacht, pfeift, spuckt, zwitschert wie ein Vogel, läßt die Zunge immer wieder zwischen den Zähnen erscheinen, verschmiert den Speichel. Dabei treten nicht selten die eben beschriebenen Respirationsstörungen auf, auch Hüsteln, Schnüffeln und sonstige Tikerscheinungen. Ein Patient Hofstadts „liegt zunächst ganz ruhig da, plötzlich stellt er die Beine auf, kreuzt sie, stößt einen Fuß in die Luft, stemmt sich dann auf Ferse und Hinterkopf nach Art des arc de cercle, wirft sich herum, stützt sich auf Kopf und Stirn, wirft das Gesäß in die Höhe, um sich bald darauf mit federnder Bewegung auf die Seite zu werfen". Auch wenn die Unruhe noch so stark wird, ist sie kaum mit den echten Jaktationen der infektiösen Chorea zu verwechseln; es fehlt den Bewegungen das Schleudernde und Ausfahrende. Manchmal vollziehen diese Bewegungen sich völlig lautlos (Pfaundler, Hofstadt, Stern, eigene Beobachtungen); in anderen Fällen wieder wird dabei fortwährend geschwatzt und gesungen. Oft betätigt sich der Bewegungsdrang am eigenen Körper in Form von Kratzen, Scheuern, Wischen, Nasebohren, Fingerlutschen usw., wobei es sich wohl nur zum Teil um Reaktivbewegungen auf normale und abnorme, vielleicht mit der Lokalisation des enzephalitischen Prozesses zusammenhängende Körpersensationen handelt. Sicherlich werden auch diese Reaktivbewegungen in überschüssiger, nicht reizadäquater Weise produziert. Wo der Drang sich am fremden Objekt auswirkt, wird das Amorphe, Zweck- und Planlose dieser Betätigungsweise vielleicht noch eindrucksvoller. Zunächst erscheint das Wenden der Kopfkissen, Zurechtlegen und Glattziehen der Decken vielleicht von einer zweckvollen Absicht diktiert, nämlich die geeignetste Lagerung für das Einschlafen zu finden, wie man das ja auch von der nervösen Agrypnie her kennt. Aber je länger dieses Treiben fortgesetzt wird, um so mehr verliert es nicht nur seinen Sinn, sondern wirkt der anfangs etwa zugrunde liegenden Absicht, das Einschlafen zu befördern, geradezu entgegen. Der oben erwähnte Patient Hofstadts „beginnt mit Decken und Leintuch zu spielen, stopft sie in den Mund, kaut daran herum, zieht sie wieder heraus, dreht sie zusammen, breitet sie aus, reißt schließlich mit aller Kraft, was er zerreißen kann, so daß Decken und Leintücher in Fetzen gehen". Das dauernde Umherwühlen, Klopfen gegen die Bettwand, Umpacken der Bettstücke usw. ist nur aus dem Bestreben heraus zu verstehen, eine qualvolle innere Spannung zu

lösen, wobei der Weg, den die Entladung nimmt, ziemlich unwesentlich ist und in der Hauptsache durch äußere Anregungen bestimmt wird. Sehr deutlich tritt der hypermetamorphotische Charakter dieses Nachtverhaltens in die Erscheinung, besonders da, wo es zu stärkeren Lokomotionen kommt. Pat. H. G. tanzt im Zimmer herum, dreht das Licht an und aus, beschäftigt sich an den Wasserhähnen, richtet kleine Überschwemmungen an, springt im nassen Hemd umher. Pat. F. A., bei der ausgiebigere Ortsbewegungen nicht zu beobachten sind, zupft den am Bett Stehenden an den Kleidern herum, bindet ihnen die Schürzen auf, nimmt ihnen die Schlüssel aus der Tasche, steckt sie gleich wieder hinein, verlangt ein Taschentuch, um es sofort wieder fortzuwerfen, zerreißt ihre Puppenlappen oder was ihr sonst unter die Finger kommt, macht sich zwischendurch immer wieder mit ihrem Bettzeug zu schaffen. Dazu kommt das fortwährende Herumgreifen am eigenen Körper, alles in raschem, unvermitteltem Wechsel und ohne daß in dem ganzen Treiben irgendwelche zweckgeleiteten Tendenzen erkennbar wären.

Kurz zu betrachten ist der Bewußtseinszustand, der sich mit diesem motorischen Verhalten verbindet. Walter glaubt eine Verwandtschaft mit dem typischen Beschäftigungsdelir der Alkoholiker feststellen zu können. Er erblickt die Ähnlichkeit vor allem in der „Einschränkung der Aufmerksamkeit auf die aktive Betätigung und Nichtberücksichtigung der Umgebung", welch letztere Tatsache auf „eine wenn auch geringe Bewußtseinstrübung" hinwiese. Allerdings gäbe es auch Fälle, wo die Bewußtseinstrübung fehlt. Mit Recht heben Hofstadt und Stern die symptomatologischen Unterschiede hervor, die die Abtrennung von den deliranten Syndromen, insbesondere den delirösen Zuständen des akuten Stadiums der Enzephalitis, geboten erscheinen lassen. Wie auch unsere Erfahrungen lehren, ist die Bewußtseinshelligkeit im allgemeinen gar nicht herabgesetzt. Nur wenn schließlich die Müdigkeit sich einstellt, kommt es zu einer zunehmenden traumhaften Umdämmerung des Bewußtseins. Auf der Höhe der Agitation sind die Patienten durchaus ansprechbar, antworten prompt und sachgemäß, sind allerdings nur ganz vorübergehend fixierbar. Sie erweisen sich stets als orientiert; niemals haben wir Situationstäuschungen oder Personenverkennungen feststellen können. Von der typisch deliranten Apperzeptionsstörung mit Steigerung der Suggestibilität ist nichts zu bemerken. Auch eine Störung der Auffassung, die etwa der amentiellen zu vergleichen wäre, liegt nicht vor. Die Aufmerk-

samkeit ist eingeengt und innerhalb des beschränkten Blickfeldes hypermetamorphotisch eingestellt. Die gelegentlich vorkommenden Sinnestäuschungen sind meist elementarer Art; die kombinierten plastischen Halluzinationen der Alkoholdeliranten werden durchaus vermißt. Gewöhnlich handelt es sich wohl um illusionäre Umdeutungen fremdartiger Körpersensationen: Pat. F. A. glaubt auf Tannennadeln zu liegen. Aber auch kompliziertere Phantasmen können auftreten: dieselbe Patientin spricht von kleinen Jungen, die in ihrem Bett liegen, sieht Mäuse in den Rolläden. Die Affektlage ist im ganzen indifferent; manchmal, besonders zu Beginn der Unruhephase, weist sie eine deutlich ängstliche Färbung auf. Auf die formalen Störungen des Gedankenganges, die in diesen Drangzuständen zu beobachten sind, wird noch an anderer Stelle im Zusammenhang eingegangen werden. Morgens besteht gewöhnlich leidlich gute Rückerinnerung an die nächtlichen Vorgänge; die Kinder erinnern sich, daß der Arzt an ihrem Bett gestanden, mit ihnen gesprochen hat, gehen aber ungern darauf ein und vermögen für ihr Verhalten keine Erklärung zu geben. Grósz u. Goldberger bemerken, daß die Kinder oft deutliche Scham erkennen lassen, wenn man darauf zu sprechen kommt. — Bei dem Fehlen einer tiefergehenden Bewußtseinsstörung sind semiotische Vergleichspunkte mit den symptomatischen Bildern des exogenen Reaktionstypus tatsächlich kaum gegeben.

Wir haben die enzephalitische Nachtunruhe der Kinder ausführlicher geschildert, weil wir sie als Prototyp der Drangzustände ansehen dürfen. Meist in abgeschwächter Form, aber in allen wesentlichen Zügen damit übereinstimmend, begegnen wir diesem Bilde in dem Tagverhalten unserer Patienten wieder. Der geringeren Agitation entspricht reziprok eine weniger starke Bewußtseinseinengung und damit ein lebhafterer Kontakt mit der Umgebung und ein deutlicheres Hervortreten normal-psychischer Reaktionen. Aber die ursprünglichen Charaktere der Dranghandlung bleiben erhalten und unverkennbar. Die ungerichteten dranghaften Impulse interferieren mit vorhandenen Strebungen und Willensrichtungen, sie münden gewissermaßen in höhere „Willensapparate“ ein. Es wäre dem Verständnis dieser Zusammenhänge eher abträglich, wollte man hier von einer vermehrten Initiativbildung sprechen. Denn die Initiative gehört der engeren Willenssphäre an; sie ist der Ausdruck zielsetzender psychischer Aktivität. Dagegen ist es richtig, den impulsiven Charakter dieser Handlungen hervorzuheben. Wir sprechen ja von Impulshandlungen überall da, wo unter dem

Einfluß eines überstarken Antriebs ein besonnenes Erwägen und Wählen nicht zustande kommen kann, wo also die Motivkette abgekürzt ist. Hier ist es offenbar der dranghafte Ansturm, der, metaphorisch gesprochen, den Exekutivapparaten des Willens mehr Energien zuführt, als den aktuellen Willenstendenzen entspricht und verarbeitet werden kann. Es ist die innige Mischung des Dranghaften mit Intentionalem, wobei der Akzent bald mehr auf der einen, bald mehr auf der anderen Komponente liegen und das Intentionale schließlich auch die Führung gewinnen kann, was diese Zustände charakterisiert und von anderen psychotischen Verhaltungsweisen, etwa der manischen Betriebsamkeit mit ihrer tatsächlich vermehrten Initiative, grundsätzlich unterscheidet.

Hier ist der Ort, die intrapsychischen Abläufe näher zu betrachten, wie sie im Rahmen der Drangzustände sich darstellen. Als eine elementare und für die Gestaltung des ganzen Symptomenkomplexes maßgebende Tatsache ist zunächst hervorzuheben, daß die intellektuell-mnestischen Funktionen im allgemeinen keine irgendwie erheblicheren Schädigungen erfahren. (Auf Ausnahmen von dieser Konstatierung werden wir bei der Darstellung der besonderen Verlaufsformen noch einzugehen haben.) Die meist erheblichen und ganz typischen Konzentrationsschwierigkeiten der Patienten und ihre mangelnde Bereitschaft, auf entsprechende Fragen einzugehen, können leicht intellektuelle Ausfälle vortäuschen. Aber eine sorgfältig durchgeführte Intelligenzprüfung ergibt überall da, wo vor der Erkrankung normale Verhältnisse vorlagen, in jedem Stadium der Krankheit auch entsprechende Leistungen. Das rasche und schlagfertige Urteil (bei unseren Fällen und anderswo oft besonders hervorgehoben) stellt in Verbindung mit anderen, durch die Krankheit geschaffenen Wesenseigenschaften dieser Patienten häufig eine Quelle besonderer Lästigkeit für die Umgebung dar. Es ist selbstverständlich, daß die Kinder — ähnlich, aber in entsprechend stärkerem Maße als die überlebhaften und überbeweglichen Psychopathen — durch ihre allgemeine Unruhe im Kenntniserwerb stark behindert sind und daher in ihrem geistigen Besitzstande durchschnittlich hinter den Altersgenossen zurückstehen.

Wenn man die Krankheitsgeschichten durchsieht, bedarf es keiner besonderen Erörterung, daß im Gedankenablauf der Patienten nichts an die schizophrenen Denkstörungen erinnert. Es erscheint geradezu verwunderlich, wie in der Literatur immer wieder versucht wird, solche Parallelen zu ziehen, wo doch tatsächlich alle Vergleichspunkte fehlen. Auch Ideenflucht gehört nicht zu den

typischen Erscheinungen des Krankheitsbildes. Doch können, bei entsprechender Affektlage, ideenflüchtige Elemente im Gedankengang auftreten.

Im wesentlichen lassen die formalen Störungen der Denkvorgänge sich unter dem Gesichtspunkt der schon näher bezeichneten Aufmerksamkeitsstörung verstehen. Das Denken trägt den Charakter des E i n f a l l s m ä ß i g e n, wie wir das auch sonst in Zuständen entspannter Apperzeption beobachten. Jeder auftauchende Gedanke wird sofort ausgesprochen; auch hier macht sich das Fehlen eines richtunggebenden Interesses in dem U n v e r b u n d e n e n, S p r u n g h a f t e n bemerkbar, das indessen mit schizophrener Zerfahrenheit gerade so wenig zu tun hat wie etwa das einfallsmäßige Denken in Zuständen der Ermüdung und Erschöpfung. Die Neigung zu Wort- und Satzwiederholungen, gelegentlich auch zu echolalischen Reaktionen ist, wie schon oben angedeutet, ebenfalls als Ausdruck einer Schädigung der feineren Funktionen des Interesses und der spontanen Aufmerksamkeit aufzufassen. Sie ist die äußere Manifestation des mangelhaften Gedankenfortschritts und darf u. E. den echten palilalischen Phänomenen nicht gleichgestellt werden. Auf die feineren Unterschiede und die Analogien, die sich im Hinblick auf andere organische Hirnerkrankungen ergeben, soll hier nicht eingegangen werden.

Immer wieder hören wir von den Angehörigen unserer Patienten, daß das Kind „den ganzen Tag über den Mund nicht stille halte", immer etwas zu erzählen und zu fragen habe, „überall das letzte Wort behalten müsse". Lassen wir diesen R e d e d r a n g, der sich bis zu einer Art von Logorrhoe steigern kann, einige Zeit auf uns wirken, so fällt seine inhaltliche M o n o t o n i e und Gedankenarmut auf. Die gleichen Fragen und Wünsche kehren immer wieder, und werden sie beantwortet oder erfüllt, so bleibt die adäquate Reaktion der Befriedigung aus, und schon im nächsten Augenblick kommt das Kind vielleicht mit demselben Anliegen. Einer unserer kleinen Patienten sagte bei jeder Visite zehnmal und öfter „Guten Tag". Trotz des offenbar wenig tiefgehenden Interesses an dem Vorgebrachten lassen die Kinder sich durchaus nicht abweisen. Je mehr man auf sie eingeht, um so stärker wird gewöhnlich der Rededrang, ohne dabei inhaltlich reichhaltiger zu werden. Es scheint, als ob er bis zu einem gewissen Grade den Bewegungs- und Betätigungsdrang ersetzen könne. Auch Pfeifen, Singen, Schreien scheint für die Patienten im wesentlichen dieselbe Bedeutung zu haben wie das im Grunde gegenstandslose Schwatzen. Die Einförmigkeit in Ver-

bindung mit der Unerschöpflichkeit erzeugt den Charakter des Beharrlichen und Hartnäckigen. Nur ausnahmsweise erscheint das ungeduldige, hastige, überstürzte Reden als Reflex einer lebhafteren Gedankenbewegung. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir auch in diesen Erscheinungen eine Äußerungsform des Drangmechanismus erblicken.

Wir haben die Dranghandlung in ihren Grundformen geschildert und darauf hingewiesen, wie in den komplizierteren Verhaltungsweisen dranghafte und intentionale Elemente sich miteinander verknüpfen. Es erübrigt sich, die dabei zustande kommenden Bilder im einzelnen aufzuführen. Die mitgeteilten Krankengeschichten bieten dafür eine Fülle von Beispielen. Zum Verständnis gerade der komplizierteren Handlungen ist aber noch ein weiteres Moment, dessen wir bisher kaum gedacht haben, zu berücksichtigen: die Affektivität.

Wir haben hier die Beziehungen des Affektes zum normalen Handlungsantrieb (Initiative), zur Aufmerksamkeit und Interessezuwendung nicht näher zu erörtern und nur die Stimmungslage und die gemütliche Reagibilität zu betrachten, wie wir sie bei dieser Form der Enzephalitis und insbesondere in den Drangzuständen vorfinden. In der Frage der Affektivität hat, wie uns scheinen will, die Enzephalitis-Forschung noch nicht ihr letztes Wort gesprochen; auch bei den Erwachsenen sehen wir in dieser Hinsicht noch keineswegs klar. Ein gewisser affektiver Indifferentismus scheint in der großen Mehrzahl der Fälle vorzuliegen und ein unmittelbares Korrelat der organischen Hirnschädigung zu sein. Die meisten Kranken klagen über eine „mangelnde Wärme der Gefühlsbeteiligung“ (Bonhoeffer). Diese mehr oder minder ausgesprochene gemütliche Abstumpfung kann sich mit qualitativen Affektstörungen, deren Genese — Ausfluß der ursprünglichen Persönlichkeit oder Prozeßsymptom? — noch dunkel ist, bald zu einer flachen Euphorie, bald zu einer schlaffen Depression kombinieren. Auf den organischen Ursprung weist auch das Verhalten der affektiven Ansprechbarkeit hin: die häufig vorkommende Reizbarkeit, Affektlabilität und emotionelle Inkontinenz.

Bei den sogen. „maniformen“ Zuständen der Kinder zeigt sich, bei genauerem Zusehen, die Stimmungslage gewöhnlich keineswegs nach der heiteren Seite hin verschoben. Vielleicht bringt die Freude an der Bewegung als solcher, die ja bei Kindern mit besonders starken Lustgefühlen verknüpft zu sein pflegt, ein hyperthymisches Element hinein. Depressive Verstimmungen haben wir bei Kindern

und Jugendlichen nur als flüchtige Reaktionen auftreten sehen. Sehr häufig, auch wo ein äußerer Anlaß durchaus nicht vorliegt, ist die Stimmungslage unserer Patienten mürrisch, verdrossen. Die unfrohe, nörglerische Note verleiht recht häufig den Drangzuständen geradezu ihre eigentümliche affektive Färbung.

Sehr ausgesprochen pflegt bei den kindlichen und jugendlichen Patienten die Reizbarkeit und Affektlabilität zu sein. Das Kind, das eben noch in ungebärdiger Weise weint und schreit, kann im nächsten Augenblick vergnügt lachen, um gleich darauf wieder in ein haltloses Weinen auszubrechen. Zuweilen macht sich eine flüchtige gegenstandslose Ängstlichkeit bemerkbar, die in den Abendstunden, zu Beginn der nächtlichen Unruhezustände, manchmal länger anhält. Die ohne erkennbaren Anlaß und in raschem, jähem Wechsel sich vollziehenden Stimmungsumschläge spiegeln sich im Gesichtsausdruck manchmal als ein eigenartiges Wetterleuchten. Der Reflex inneren Unbehagens, die unfrohe Hast in Verbindung mit der Stimmungsunbeständigkeit verleihen dem ganzen Wesen dieser kleinen Patienten ein schwer zu beschreibendes, aber kaum zu verkennendes Gepräge, das, wenn man es öfter gesehen hat, sofort an eine Enzephalitis denken läßt. Die Reizbarkeit zeigt sich im Verkehr mit anderen Personen als Unverträglichkeit und führt zu fortgesetzten Zänkereien. Sie kann sich gelegentlich bis zu exzessiver Zornmütigkeit steigern. Es ist gewiß manchmal schwer, in den Gewalthandlungen dieser Patienten den qualitativ bestimmten Zornaffekt von der an sich nicht mit solchen Affekten besetzten Drangentladung zu unterscheiden[1]). Wenn Pat. J. P. die verschlossene Tür sofort mit den Füßen eintritt oder auf eine leichte Zurechtweisung hin aus dem Fenster springt, so geht das wohl auch über eine pathologische Affektreaktion hinaus. Indessen würde man kaum nach einer anderen Erklärung suchen, wenn nicht Dranghandlungen von ähnlicher Gewaltsamkeit beobachtet würden, bei denen eine stärkere Affektbeteiligung sicher nicht anzunehmen ist.

Das für ihre Umgebung ungemein Störende, in seinen praktischen Auswirkungen oft in der Tat Asoziale im Verhalten

[1]) Der den Drangimpulsen eigentümliche affektive Begleitzustand ist, wie schon hervorgehoben, durch ein unlustbetontes Spannungs- und Unruhegefühl gegeben, das von leichtesten Intensitäten, bei denen es fast unbemerkt bleibt, bis zu einer „schrecklichen Angst" (vgl. Fall 9) anwachsen kann. Damit können andere qualitativ differenzierte Affekte zu einem einheitlichen Gefühlszustand verschmelzen.

dieser Kinder und Jugendlichen macht es begreiflich, daß das Dranghafte und Nicht-Intentionale in ihrem Beginnen gewöhnlich übersehen und alles als bewußte und bezweckte Unart und Böswilligkeit gedeutet wird. Eltern und Erzieher stehen dem veränderten Betragen völlig ratlos gegenüber. Fast in jedem Falle hören wir die gleiche Klage: Das früher brave und folgsame Kind hat sich „in seinem Charakter von Grund auf geändert", es ist „das gerade Gegenteil von früher" geworden, „ein wahrer Ausbund von Schlechtigkeit und der Schrecken der ganzen Familie". Einsichtige und objektiv beobachtende Angehörige berichten zwar nicht selten, daß das Kind auch wieder Beweise seiner Zärtlichkeit und Anhänglichkeit liefere und in auffallendem Gegensatz zu seinem wüsten Benehmen bei besonderen Gelegenheiten sich immer wieder gutmütig, weichherzig, hilfsbereit zeige. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß zu Hause mit ihm durchaus nicht mehr fertig zu werden ist. Der fast unerschöpfliche Bewegungs- und Betätigungsdrang, der zu allerlei „mutwilligen" Zerstörungen führt, das unausgesetzte Reden und Fragen, das fortwährende Nörgeln und Drangsalieren trotzen allen Erziehungsmitteln und pflegen durch Zurechtweisungen und Strafen eher noch gesteigert zu werden. Auf der Straße werden die Passanten ungeniert angesprochen, fremde Leute in ihrer Wohnung belästigt. Konflikte mit der Polizei, Klagen wegen Beamtenbeleidigung (tätliche Angriffe), wegen Hausfriedensbruchs usw. sind die Folge. Wie ein Gassenjunge hängt sich das den Kinderschuhen längst entwachsene Mädchen (Fall 10) an die vorüberfahrenden Wagen an. Die wohlerzogene junge Dame (Fall 12) tritt im Restaurant an fremde Tische und bettelt um ein Stück Kuchen; Zurückweisung beantwortet sie mit derben Schimpfreden. Wenn Pat. J. P. auf den Zug warten muß, turnt er zwischen den Eisenbahnschienen herum. In der Schule, die in den leichteren Fällen oft noch längere Zeit besucht wird, stören die Kinder durch ihre motorische Unruhe und Konzentrationsunfähigkeit, verlassen während des Unterrichts plötzlich ihren Platz und laufen ein paarmal hin und her, reden ungefragt, fangen plötzlich an zu pfeifen und zu singen, haben dauernd Streit und Händel mit ihren Kameraden, wobei es nicht selten zu groben Gewalttätigkeiten kommt, fügen sich keiner Disziplin, so daß (Fall 5) der verzweifelte Lehrer, der von der Krankheit nichts weiß und sich das Verhalten psychologisch nicht erklären kann, zu der Überzeugung gelangt, daß es sich bei seinem Zögling offenbar um einen „geborenen Verbrecher" handle.

Schließlich wird das Verbleiben der Patienten in der häuslichen Umgebung unmöglich und sie gelangen in die Klinik. Aber selbst auf der unruhigen Abteilung erweisen sie sich häufig als die störendsten Elemente, die an Verständnis und Geduld des Pflegepersonals ganz ungewöhnliche Anforderungen stellen und für ihre Mitpatienten tatsächlich einen Schrecken bedeuten können. Isolierung wirkt nicht anders als erfahrungsgemäß auch sonst bei erregten Kranken: ihre Gewalthandlungen werden noch rücksichtsloser, sie werden unsauber, beginnen mit Kot zu schmieren usw. In den Zuständen stärkster Unruhe sind sie noch am besten im Dauerbad zu halten. Noch lästiger wirken sie ohne Zweifel dann, wenn die dranghafte Erregung weniger stark und die Aufmerksamkeit entsprechend besser auf die Umgebung eingestellt ist. Das Bild, das diese Patienten auf der Abteilung darbieten, ist ja geradezu typisch und kaum mit einem anderen psychotischen Verhalten zu verwechseln. Bei jeder Visite hängen sie sich an den Arzt, anscheinend völlig unempfindlich gegen Ablehnung oder Ermahnungen, versuchen es bald mit Drohungen, bald mit Versprechungen und übertriebenen Liebkosungen, sich Gehör zu verschaffen. Geht man näher auf sie ein, so werden sie nur noch ungebärdiger. Es zeigt sich, daß ein wirkliches Mitteilungsbedürfnis gar nicht besteht, obgleich sie den Arzt immer wieder zurückrufen und an das Untersuchungszimmer pochen. Die anwachsende Erregung kann sich in einem paroxysmalen Ausbruch mit rücksichtsloser Aggressivität entladen. Das Fehlen einer eigentlichen hyperthymischen Stimmung, die auffallende Monotonie in dem unentwegten Querulieren lassen u. a. diese Kranken in der Regel leicht von den Manischen unterscheiden. Überall sind die kleinen Patienten im Wege; es sieht aus, als ließen sie keine Gelegenheit, sich lästig zu machen, ungenutzt vorübergehen. Gerade an dem Tisch, an dem eben geschrieben wird, muß gerüttelt werden. Der eben zusammengefegte Kehricht wird wieder auseinandergestreut. Wenn andere Patienten Schach spielen, erscheint plötzlich das Kind und wirft die Figuren durcheinander. Dem vorüberkommenden Arzt wird die Schürze aufgebunden, die Instrumente werden aus der Tasche genommen. Oder einem Patienten fliegt unversehens ein Pantoffel an den Kopf. Nachts verläßt das Kind das Bett, haut dem schlafenden Nachbarn eine Ohrfeige und legt sich wieder hin. Während man eben noch mit dem Kinde in freundlichem Gespräch stand, spuckt es einem im nächsten Augenblick, ohne jeden ersichtlichen Grund, mit lachender Miene ins Gesicht. Nur ausnahmsweise erscheinen diese Handlungen als lange überlegt

und vorbereitet, auch selten nur als momentane Reaktionen auf irgendwelchen äußeren Anlaß, in der Regel vielmehr als plötzlich aufsteigende Einfälle, über deren Entstehung der Patient sich selber keine Rechenschaft zu geben vermag. Auch wo solche Neckereien gar nicht böse gemeint und an sich vielleicht ganz harmlos sind, wirken sie schon allein durch ihr ständiges Vorkommen ungemein lästig.

Daß diese störenden Handlungen leicht als Symptome charakterlicher Entartung, als der Ausdruck bewußter und absichtlicher Böswilligkeit imponieren können, erscheint, wie gesagt, leicht verständlich. Die hartnäckige, störrische Art der kleinen Patienten, ihr vorlautes Wesen, ihre Aufdringlichkeit und Dreistigkeit, ihre stete Bereitschaft zu Nörgeleien und Neckereien, die durchaus nicht immer den Charakter harmlosen Schabernacks tragen, ihre klebrige Anschmiegsamkeit müssen in der Tat bei dem Beobachter primär den Eindruck des Gewollten, auf die betr. Person bewußt Abzielenden erwecken, wie auch ihre „Zerstörungswut" zunächst als böswillige Rücksichtslosigkeit erscheinen möchte. Immerhin fällt, wie wir schon anfangs hervorhoben, bereits in dem ersten Eindruck, den man von diesen Patienten gewinnt, eine gewisse Fremdartigkeit in der ganzen Betätigungsweise auf, in die man sich nicht einzufühlen vermag und die sich bei näherem Zusehen eben durch die dranghaften, nicht-intentionalen Elemente, die sich mit den Triebanregungen und Willensimpulsen in inniger Weise verflechten, erklärt. Die genauere Kenntnis der elementaren und schwereren Formen der Dranghandlung läßt auch in diesem komplizierten Getriebe die dranghaften Wurzeln überall erkennen.

Wir betonten bereits die Rücksichtslosigkeit, die die Handlungen dieser Patienten so häufig erkennen lassen, und die ihnen leicht als wirkliche Brutalität ausgelegt werden kann. Es ist aber doch bemerkenswert und für das Verständnis der Genese dieses Verhaltens bedeutungsvoll, daß die Rücksichtslosigkeit auch da keine Grenzen kennt, wo das eigene Wohl und Wehe in Frage steht. Ob das Kind Kleider und Bettzeug zerreißt, Scheiben einschlägt, Türen zertrümmert, Ärzte und Schwestern anspuckt, stößt und schlägt, oder ob es sich selber in den Arm beißt, bis er blutet, die sich beigebrachten Verletzungen ohne Rücksicht auf die verursachten Schmerzen vergrößert, den schützenden Verband immer wieder herunterreißt, ob es eine Treppe hoch aus dem Fenster springt: überall das gleiche rücksichtslose Vorgehen. Ein Patient Lermanns versucht in seinen dranghaften Erregungen wieder-

holt und ganz ernsthaft, sich zu erwürgen, sich die Augen einzudrücken, woran er nur mit Mühe gehindert werden kann. Ähnliche Beispiele, wie man sie sonst nur von erregten, unter dem Eindruck von Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen stehenden Schizophrenen her kennt, sind des öfteren berichtet worden. Daß dabei gelegentlich auch einmal hysterische Reaktionen auf das Verhalten der Umgebung eine Rolle spielen können, ändert nichts an der Grundtatsache. Ein Unterschied zwischen leblosen Gegenständen, fremden Personen und dem eigenen Körper wird kaum gemacht. Wenn man also schon von einem „Zerstörungstrieb" sprechen will, wie das oft geschehen ist, müßte man ihm mindestens einen ebenso rücksichtslosen „Selbstbeschädigungstrieb" gegenüberstellen. Aber beides trifft sicherlich nicht den Kern der Sache. Ganz blind, möchte man sagen, betätigt sich der Drang an seinem Gegenstande. So wenigstens in den extremen Fällen. Der schädliche Erfolg der Handlung wird als solcher nicht erstrebt, sondern allenfalls in Kauf genommen.

Von ganz ähnlichen Gesichtspunkten aus ist auch die Dreistigkeit und Aufdringlichkeit unserer Patienten zu beurteilen. Wie wenig echte, zielgerichtete Aktivität steckt doch im Grunde in diesem unentwegten Mitlaufen bei der Visite, dem immer erneuten Wiederholen einer gegenstandslosen Frage, eines belanglosen Wunsches. Natürlich kann das Interesse an der betr. Person in jedem Grade und nach jeder Richtung hin beteiligt sein, so weit eben die dranghafte Erregung spontane Einstellungen möglich macht. Sympathie und Antipathie geben dieser Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit ihre besondere Färbung; sie kann sich als aufdringliche Frechheit, als plumpe Vertraulichkeit, distanzlose Respektswidrigkeit, überlästige Gefühlsklebrigkeit, oder, bei in der Pubertätsentwicklung stehenden Jugendlichen, als erotische Zudringlichkeit usw. darstellen. Natürlich spielt dabei auch die prämorbide Charakterartung und die Resonanz der Umgebung, die mehr oder minder geschickte Behandlung der Patienten, eine wesentliche Rolle. Ferner besteht eine offenbare Abhängigkeit von dem jeweils vorhandenen Stimmungshintergrund. Je nachdem die Stimmungslage eine heitere, selbstzufriedene oder aber, wie bei diesen Fällen so häufig, eine mißmutige, reizbar-nörglerische ist, wird auch das Verhalten der Patienten bald das Gepräge einer harmlosen Lausbüberei, einer „übertriebenen Jungenhaftigkeit" (Bonhoeffer) tragen, bald einen schikanösen, querulatorischen Charakter zeigen und in den

explosiven Ausbrüchen rücksichtsloser Gewalttätigkeit eine bösartige Note nicht vermissen lassen. Überhaupt ist nicht zu verkennen, daß Züge wirklicher Bösartigkeit sich beigesellen können, die aus der dranghaften Unruhe als solcher nicht abzuleiten sind, vielmehr zu ihrem Verständnis die Beachtung der eben genannten psychologischen Voraussetzungen erfordern (s. u.).

Daß wir in der dargelegten Auffassung über die Genese des asozialen Verhaltens unserer Patienten nicht fehlgehen, beweisen auch deren eigene Angaben, wie sie auf Grund ihrer Selbstbeobachtung sich ergeben. Es besteht nicht selten ein deutliches Krankheitsgefühl, ein Bewußtsein der vorgegangenen Wesensveränderung und kritikvolle Einsicht für das Störende und Ungehörige ihres Betragens. Die Patienten haben das Gefühl, sich nicht selbst dirigieren zu können, nicht Herr ihrer Handlungen zu sein. „Ich kann ja nicht anders..., ich muß es ja tun..., ich weiß selbst, wie häßlich das von mir ist, merke, wie alle sich von mir zurückziehen," das sind Äußerungen, wie man sie häufig zu hören bekommt. Trotz ihrer ablehnenden Stellungnahme veranlaßt die „Langeweile" — so bezeichnen die Kinder oft die unbehagliche innere Spannung und Unruhe, die bei Beschränkung von außen her in vermehrtem Maße auftritt — sie zu immer neuen Streichen. Wenn sie dagegen ihrem Drange freien Lauf lassen können, empfinden sie das als angenehm und erleichternd. Ganz erfreut berichtet Pat. K. Z. von seinen Dauerläufen und „Parademärschen" im Garten, die er „seiner Gesundheit zuliebe" unternehme. Das „Herumtollen" ist die Lieblingsbeschäftigung der Patienten. „Ich fühle mich am wohlsten, wenn ich auf den Beinen bin," erklärt Pat. F. St., nachdem bereits die schwerste Unruhe abgeklungen ist; deswegen sage ihm auch der Beruf eines Reisenden am meisten zu. „Ich bin immer so unruhig. Wenn ich eben was gefragt habe, werde ich gleich so ungeduldig, könnte weinen wie ein kleines Kind, wenn ich abgewiesen werde. Ich suchte alles zurückzuhalten, aber dann kommt so ein furchtbares Angstgefühl über mich. Ich schaffe mir dann dadurch Erleichterung, daß ich aufstehe und umherlaufe und mit anderen spreche. Früher war ich ein ganz anderer Mensch" (Pat. H. St.). Die mangelnde Ausdauer, bei Spiel und Beschäftigung, bei den Schularbeiten wird von den älteren Kindern oft peinlich empfunden.

Immer wieder haben wir Gelegenheit, uns zu überzeugen, daß die Patienten den gewalttätigen Attacken aus dem Wege zu gehen und geschehenes Unrecht wieder gutzumachen bestrebt sind. Pat. H. G. weigert sich ganz einsichtig, ein neues Hemd anzuziehen,

„weil er es ja doch wieder zerreißen würde", verläßt unter einem Vorwand das Zimmer, um die Jugendfürsorgerin, für die er lebhafte Sympathie empfindet, nicht zu beleidigen, bittet, man möchte ihm eine Packung machen. Er warnt geradezu seine Umgebung vor dem bevorstehenden Ausbruch seiner Aggressivität. „Sehen Sie sich vor, Herr Doktor, heute bin ich nicht zu sprechen." Und wenn man diesen ängstlich-erregten Ankündigungen nicht rechtzeitig Beachtung schenkt, so steigert sich seine Unruhe unter den Anzeichen heftigsten inneren Unbehagens, bis es schließlich zu der unvermeidlichen Eruption kommt. Hinterher sucht er dann durch besondere Liebenswürdigkeit und Zärtlichkeit die geschädigten Personen sich wieder geneigt zu machen. Unter Tränen klagt er sich seiner „Schlechtigkeit" an. Pat. E. Sch. schildert, wie sie plötzlich und unversehens von einem starken Zorn gepackt werde und sich dann mit jedem, der ihr gerade in den Weg kommt, zanken müsse, was ihr nachher immer leid tue. So begegnen wir in Äußerungen und Verhalten bei unseren Patienten oft Zeichen echter Reue wegen der bereiteten Schwierigkeiten und können feststellen, daß sie sich von diesen Handlungen innerlich weitgehend *distanzieren*.

Besonders eingehend und aufschlußreich sind die Angaben, die die in der Eigenbeobachtung besonders geschulte Pat. L. W. über die in ihren Drangzuständen erlebte innere Situation uns macht [S. 46 ff.[1])]. Wir finden in dieser (durchaus spontanen) Selbstschilderung alle wesentlichen Elemente wieder, auf die die objektive Analyse der Fälle uns geführt hat, hier eben „von innen gesehen". Zur Charakterisierung ihres Erlebens bietet sich der Patientin selber die Bezeichnung „*Drang*" an. Sie spricht von einem „Etwas", von dem sie „getrieben werde", das ihr „seinen Willen aufzwinge" und meint damit offenbar den Drangmechanismus, den sie als außerhalb der Sphäre ihrer persönlichkeitseigenen Regungen und Strebungen stehend empfindet. Die „nervöse Unruhe", die sie als das „Auffallendste an ihrem jetzigen Zustande" erlebt, „komme förmlich aus der Luft" und überfalle sie, „in keiner Weise innerlich begründet". Sie unterscheidet diesen Gefühlszustand sehr wohl von der Erwartungsspannung, rückt ihn dieser aber nahe wegen der erhofften Lösung und Erleichterung, die indessen ihrer Erfahrung nach ausbleibt, so daß sie nicht zu dem „Gefühl eines erfüllten Willens" kommt und von der Unruhe immer weiter getrieben wird.

[1]) Auch die Angaben der Mutter der Patientin (S. 47) sind wegen ihrer Gründlichkeit und scharfen Beobachtung sehr beachtenswert.

„Gleich mahnt es schon wieder und befiehlt: Du mußt weiter!" Der Drang ist unwiderstehlich: „Ich muß gehen, und wenn mein Leben davon abhinge." Wie „Ahasver" komme sie sich manchmal vor. Und dabei hat sie ein lebhaftes Bewußtsein von der Zwecklosigkeit des ganzen Treibens: „Wozu nun das Gerenne!" — was sie jedoch nicht hindern kann, gleich wieder darin fortzufahren bis zur Erschöpfung. Wie mit dem Herumlaufen, so geht es auch mit dem Reden, wobei sie sich wider ihren Willen zu gehässigen Ausfälligkeiten hinreißen läßt. Sie meldet sich nach einem öffentlichen Vortrag, ganz beherrscht von ihrem Rededrang, als erste zur Diskussion, obgleich sie weiß, daß sie tatsächlich nichts zu sagen hat und sich nur der Verspottung preisgibt. Sehr anschaulich schildert sie das Direktionslose dieses dranghaften Geschehens: Sie denke dabei gar nicht nach, handle nicht „logisch", nehme sich gar nichts vor. Das Ziel „falle ihr erst unterwegs ein", wechsle auch häufig. Es liege ihr nichts daran, eine Sache richtig zu Ende zu führen. „Eigentlich weiß ich selber nicht, was ich will. Ich will nur etwas anderes, etwas Unbestimmtes, was mir gar nicht genauer vorschwebt, was in meinem Gedankengang gar nicht vorhanden ist." Ziel und Richtung erhält dieser Betätigungsdrang erst durch äußere Sinneseindrücke in ihrer zufälligen Gegebenheit. Nachbars Kinder, ein Hund oder was es sonst sei bestimmen den Inhalt ihrer nächsten Handlung. Hätte ein anderer Reiz sie getroffen, „wäre sie wohl wo anders hingegangen". „Was in der Erscheinungswelt mich reizt, das bringt mich zu einem Entschluß." So wird sie tatsächlich von den Eindrücken hin- und hergezogen[1]). Eigenartig sind die plötzlich auftauchenden Velleitäten, von denen sie (S. 47) spricht, die sie selber als „unmotiviertes Verlangen" empfindet. Sie sei „furchtbar impulsiv" in allen ihren Handlungen, „völlig maßlos" in Liebe und Haß geworden, wäre imstande, einen Menschen, den sie liebt, in ihren „Wutanfällen" zu ermorden, „ohne irgendwelche moralischen Bedenken". „Der Augenblick gibt mir etwas ein, etwas ganz Dummes, und schon führe ich es aus, ohne irgendwie zu überlegen, was es für mich für Folgen haben könnte. Deswegen habe ich schon manche Träne vergossen." Hindernisse, die sich der Auswirkung des Dranges entgegenstellen, „räumt sie mit größter Rücksichtslosigkeit beiseite". „Es gibt immer irgendwie Streit dabei, den ich

---

[1]) Trotz äußerlicher Ähnlichkeiten liegen die phänomenologischen Unterschiede gegenüber den Veränderungen des Bewußtseins der Eigentätigkeit bei Schizophrenen so klar, daß es sich erübrigt, darauf hier näher einzugehen.

hasse. Aber ich kann eben nicht anders." Sie leidet unter diesem Ausgeliefertsein an einen wesensfremden Mechanismus: „Es ist mir unangenehm, mich von einem Drang beherrschen zu lassen. Ich muß doch die Oberhand behalten. Aber es geht eben nicht." Sie bedauert, daß sie durch ihr Verhalten ihren Angehörigen so viel Kummer bereitet, weiß sehr wohl, „daß die anderen Recht haben" mit ihren Vorstellungen und Ermahnungen, kann sich mit ihren Taten durchaus nicht identifizieren. Aber sie ist wegen der übermächtigen Drangimpulse nicht imstande, ihren Willen ihrer inneren Stellungnahme zu den Personen und Dingen entsprechend zu bestimmen (vgl. u.).

Angesichts dieses durch die Analyse des komplizierten Krankheitsbildes bloßgelegten Tatbestandes werden wir uns die Frage vorzulegen haben, ob oder in welcher Hinsicht man denn überhaupt berechtigt sei, von postenzephalitischen „Charakterveränderungen" zu sprechen. Wir glauben, daß es sich hier nur darum handeln kann, Mißverständnisse zu beseitigen, zu denen allerdings Gelegenheit gegeben ist. So liegt natürlich eine Verkennung der wahren psychologischen Zusammenhänge vor, wenn man eine charakterogene Tendenz, etwa im Sinne einer bösartigen Absicht, da annimmt, wo tatsächlich die schädlichen Konsequenzen der Handlung einen außerhalb der Willensrichtung des Handelnden gelegenen Erfolg darstellen.

Wir sind ja weit davon entfernt, in jeder psychischen Alteration ohne weiteres eine „Charakterveränderung" zu erblicken. Wenn wir z. B. im Falle der Begleitpsychose einer akuten fieberhaften Erkrankung, trotz der Fremdartigkeit des dabei beobachteten Verhaltens, von einer solchen Veränderung nicht reden, so liegt das nicht nur daran, daß wir in dem psychotischen Zustande einen transitorischen und reversiblen Ausnahmezustand erkennen, oder weil etwa infolge tiefergehender Bewußtseinsstörungen eine Betätigungsmöglichkeit entsprechend dem Charakter zeitweilig überhaupt suspendiert ist, sondern weil gerade auch in der Psychose der Charakter sich in gewissem Sinne bewährt, manchmal geradezu demaskiert, und als Individualfaktor die besondere Reaktionsweise des Erkrankten weitgehend bestimmt. Die der Persönlichkeit eigentümlichen affektiven Grundhaltungen, Stellungnahmen und Reaktionsbereitschaften bleiben in der Psychose erhalten und gelangen zur Wirksamkeit, so weit nicht durch den Krankheitsprozeß bedingte, „pathogene" Störungen damit konkurrieren. Das ist eine Selbstverständlichkeit. Und der Inbegriff dieser auf Grund

der Temperamentsanlage und der zur Einwirkung gelangten Lebensreize im Laufe der Persönlichkeitsentwicklung gewordenen und mehr oder minder konsolidierten affektiven Reaktionsbereitschaften ist es ja eben, was wir als den Charakter eines Menschen bezeichnen. Nur so weit werden wir eine Verhaltungsweise als charakterogen auffassen dürfen, als das handelnde Subjekt sich innerlich damit identifiziert. Im anderen Falle kommt ein irgendwie gearteter Zwang (im objektiven Sinne) zur Wirkung.

Wir. haben im vorliegenden Falle diesen charakterfremden Zwang in dem pathogenen Drangmechanismus nachweisen können und gesehen, daß die Patienten selber ihre Handlungen, so weit sie hier in Betracht zu ziehen sind, als außerhalb des Bereiches ihrer charaktergemäßen Reaktionsmöglichkeiten liegend empfinden. Indessen hat sich auch gezeigt, daß durch den krankhaften Prozeß Veränderungen der Stimmungslage und der affektiven Reagibilität zustande gebracht werden, die die Stellungnahme zur Umwelt maßgebend beeinflussen und die, sofern sie nur einigermaßen habituell geworden sind, natürlich als konstitutive Elemente des Charakters, wie er geworden ist, angesehen werden müssen.

Wo immer man im Zusammenhange eines psychotischen Verlaufes von Veränderungen des Charakters spricht, wird man jedenfalls dreierlei auseinanderzuhalten haben: 1. Pathogene, prozeßbedingte Charakterveränderungen, wofür die organischen Psychosen, die chronischen Genußintoxikationen usw. ja mannigfache Beispiele liefern. Dahin würden also in unserem Falle ohne Zweifel die Veränderungen der habituellen Stimmungslage und der gemütlichen Ansprechbarkeit zu rechnen sein. 2. Durch den Krankheitsprozeß manifest gemachte Charakteranlagen, die vor der Erkrankung nicht in die Erscheinung getreten waren. Bonhoeffer hat darauf aufmerksam gemacht, daß wohl manchmal eine manisch-depressive Temperamentsanlage durch den enzephalitischen Prozeß aktiviert werden könne. 3. Durch die Tatsache des Krankseins und die damit verbundenen tiefgreifenden Änderungen der Lebensweise und des Milieus bedingte Reaktivbildungen des Charakters. Sie nehmen gerade bei unseren Patienten, was bei der Art der Primärstörungen und der gewöhnlich sehr langen Dauer der Erkrankung nicht wundernehmen kann, einen breiten Raum in dem ganzen Bilde ein, und es ist wichtig, sich ihre sekundäre Natur bewußt zu

halten, weil hier noch am ehesten die Möglichkeit einer pädagogischen Beeinflussung gegeben ist.

Wie überall in solchen Fällen, rufen die von den Patienten verursachten Störungen, um so mehr, als sie bei äußerlicher Betrachtung den Eindruck des Absichtlichen erwecken, leicht unzweckmäßige Reaktionen seitens der Umgebung hervor, die ihrerseits wieder ungünstig auf das Verhalten der Patienten zurückwirken, und so entsteht der bekannte Schadenkreis, den zu vermeiden ja eine wesentliche Aufgabe bei der Erziehung aller schwierigen Kinder darstellt. Immer neue Konfliktsmöglichkeiten ergeben sich, werden aber im allgemeinen keineswegs gesucht. So können sich als Reaktivbildungen auf unzweckmäßige Behandlung wirkliche Feindseligkeit, Boshaftigkeit, Hinterlist, Tücke, Schadenfreude, Rachsucht herausbilden. Es handelt sich dabei also um normal-psychologische Konsequenzen, die sich aus den Grundstörungen sekundär ergeben und deren Maßlosigkeit sich aus der Art und Intensität dieser pathogenen Grunderscheinungen erklärt. In der Tat kann die Aggressivität dieser Patienten ganz ungeheuerliche Formen annehmen. Hall, der geradezu von einem „Apachen-Typus" spricht, erwähnt einen 15jährigen Knaben, der ein Mädchen, das über ihn gelacht hat, fast zu Tode würgt und sich darauf selber erhängt. Von ähnlichen Beispielen rücksichtsloser Gewalttätigkeit wird öfter berichtet. In diesem Zusammenhange ist beachtenswert, daß auch die Regungen der Sympathie oft einen exzessiven Charakter annehmen. Daraus erklären sich u. a. wohl manchmal die Tierquälereien dieser Patienten (Fall 5). Hier ist auch auf die oft bemerkte sexuelle Aggressivität hinzuweisen. Welche Ausmaße diese Zudringlichkeit annehmen kann, zeigt besonders Fall 8. Durchaus nicht immer verbindet sich damit ein Verlust des Schamgefühls und eine eigentliche Haltlosigkeit in sexuellen Dingen (Fall 10). Auch hier spielen, in Konkurrenz mit den gesteigerten Bereitschaften der durch die Krankheit noch besonders aufgelockerten Pubertätspsyche, die ursprünglichen Charakterqualitäten eine wesentliche Rolle.

Im Einklang mit diesen Feststellungen bemerken wir nicht selten einen günstigen Einfluß als Folge eines rechtzeitigen Milieuwechsels, bevor es noch zu schwereren Verbiegungen des Charakters infolge Auflehnung u. dgl. gekommen ist. So erlebten wir öfter eine erhebliche Beruhigung des Patienten nach seiner Verlegung auf die Kinderstation der Klinik, wo das Zusammensein mit einer größeren Zahl anderer und meist ebenfalls schwieriger Kinder

zwar an sich reichlich Konfliktsstoffe schafft, aber eine ständige und zielbewußte pädagogische Einwirkung immer wieder das Rechte zu treffen weiß und ein tiefergehendes Ressentiment und stärkere Auflehnung gar nicht erst aufkommen läßt. Die schwereren Fälle sind allerdings nur auf der geschlossenen Abteilung, zeitweise, wie gesagt, nur im Dauerbade zu halten. Die leichteren Fälle gehören wohl am besten in ein Psychopathenheim, wo sie mit einer möglichst geringen Zahl von Kindern zusammenzubringen sind, oder in entsprechende Abteilungen der Kliniken. Das Verbleiben in der Familie dürfte in der Regel am ungünstigsten wirken, läßt sich auch meistens gar nicht durchführen. Der oben genannte Autor sieht die wesentlichste Aufgabe der Heilbehandlung darin, zu vermeiden, daß aus dem „schwierigen Kinde" ein „Apache" werde. Die günstige Wirkung der Entfernung aus dem familiären Milieu betonen auch Shrubsall u. a.

Zu ähnlichen Resultaten in der Beurteilung der „Charakterveränderungen" der kindlichen und jugendlichen Enzephalitiker, wie sie sich uns ergeben haben, gelangt auch Robin. Es handelt sich bei den Patienten mehr um Störungen des „Verhaltens" (conduite) als um wirkliche Störungen des „Charakters". Nicht die moralischen Intentionen und sozialen Tendenzen sind in ihrem Bestande geschädigt („le fond est resté bon"), die Störung liegt nicht auf Seiten der „Zentralgewalt", sondern der „Exekutive". Darin besteht der Unterschied gegenüber den Charakterschäden der Degenerierten, der „aveugles moraux".

Hysterische Reaktionen aller Art und jeden Grades, vom demonstrativ-larmoyanten Krankheitsbetonen bis hin zu plumpen Zweckproduktionen, haben wir auf dem Boden der enzephalitischen Wesensveränderung recht häufig erwachsen sehen. Der hysterische Charakter der „Anfälle" in Fall 5 ist ohne weiteres deutlich, ebenso in Fall 12, wo es sich zum Teil offenbar um den hysterischen Ausbau amyostatischer Störungen handelt. Daß die respiratorischen Krisen gern mit psychogenen Zutaten ausgestattet werden, wurde bereits hervorgehoben. Solche an der Grenze des Spielerischen liegenden Produktionen sind der kindlichen Psyche begreiflicherweise nicht fremd. Einer zum Teil recht groben Vortäuschung von körperlichen und psychischen Krankheitssymptomen (gemeint sind nicht die zweifellos echten Zwangserscheinungen) begegnen wir im Falle 6, wo Patient offenbar seine Anstaltserfahrungen verwertet, um auf die Umgebung Eindruck zu erwecken. Staehelin berichtet von einem Knaben, der „umsichtig, klug,

wie er noch ist, seine Diagnose benützt, nicht nur um Strafen zu entgehen, sondern um die Leute, denen er sein Leiden demonstriert und die ihn durch ihr Mitleid ruinieren, für die Erfüllung seiner Wünsche zu gewinnen," indem er sich aufs Betteln verlegt und, den Parkinson-Tremor entsprechend ausnutzend, sich an den Straßen wie ein Kriegszitterer produziert. Auch wo vor der Krankheit solche psychogenen Verhaltungsweisen nicht beobachtet worden sind, wird man nach Analogie mit ähnlichen Erfahrungen entsprechende Bereitschaften vorauszusetzen haben und der Krankheit, oder vielmehr den durch das Kranksein geschaffenen Situationen, nur eine auslösende und inhaltlich ausgestaltende Bedeutung beilegen dürfen.

Häufig findet man als einen Grundzug der enzephalitischen Wesensveränderung Lügenhaftigkeit und Neigung zum Stehlen angegeben (Böhmig, Clay, Kauders, Shrubsall u. a.). Daß die vielen Konfliktssituationen, in die die Kinder infolge ihres schwierigen Verhaltens geraten, mancherlei Gelegenheit geben zu kleinen Zwecklügen im Sinne des Sich-Herausredens, ist begreiflich. Aber diese Notlügen unterscheiden sich doch wesentlich von der Lügenhaftigkeit der Degenerierten. Und von einem Vorsatz und Plan wird bei der Aneignung fremder Gegenstände im allgemeinen nicht die Rede sein können. „Alles was er sieht, will er gleich haben", geben die Angehörigen öfter an. Im nächsten Augenblick läßt der Patient es wieder beiseite. Es handelt sich also in der Hauptsache um kurzschlüssige Impulshandlungen in dem gekennzeichneten Sinne (S. 65). Im Falle 5 liegen ein paar Handlungen vor, bei denen der objektive Tatbestand des Diebstahls unzweifelhaft gegeben ist. Sonst haben wir nur noch einmal bei einem jugendlichen Enzephalitiker, bei dem vor der Krankheit keine psychopathischen Züge festzustellen waren, von einem gröberen Eigentumsdelikt erfahren. Häufig wird von den Angehörigen, die wegen der übrigen Erziehungsschwierigkeiten der Kinder ganz verzweifelt sind, betont, daß die Ehrlichkeit wenigstens nicht gelitten habe (Fall 7). Fortlaufen von Hause kommt nicht selten vor, eigentliche Vagabondage nur gelegentlich. Kennedy erwähnt ein Kind, das öfter über Nacht wegblieb und den Vater bittet, es gut zu beaufsichtigen, damit das nicht vorkommen könne. Es spricht von „zwei Stimmen", einer „teuflischen", die es zum Weglaufen veranlasse, und einer „Engelsstimme", die dem widerspreche. Diese Angabe ist interessant. Es handelt sich hier anscheinend um die kindliche Ausdeutung einer psychologischen Situation, die durch die

Krankheit geschaffen und, nach dem Dargelegten, für sie ganz charakteristisch ist: Der wesensfremde, extrapersonelle Drangmechanismus, der das Kind zu Handlungen treibt, mit denen es sich selber nicht identifizieren kann, wird als „teuflisches" Prinzip gedeutet, der Einspruch der Persönlichkeit mit ihren charaktergemäßen Einsichten und Überzeugungen auf eine gute und heilsame Macht bezogen. (Eine ähnliche Beobachtung bei Leyser.) Wenn wir uns dazu an die introspektiven Beobachtungen der Pat. L. W. über ihre Unruhezustände und ihr planloses Herumlaufen erinnern, werden wir dieses Symptom richtig beurteilen. Robin führt die „fugues" der Patienten auf ihre „psychomotorische Instabilität" zurück.

Das Kontingent, das die jugendlichen Enzephalitiker zur Kriminalität stellen, ist nach allem, was wir darüber in Erfahrung bringen konnten, verschwindend gering. Unter den zahlreichen jugendlichen Kriminellen, die vom Amtsgericht Berlin-Mitte zur Untersuchung in unsere Poliklinik geschickt werden, befand sich in den letzten fünf Jahren auch nicht ein Fall von Encephalitis epidemica. Leider fehlen bisher noch statistische Unterlagen, die ein genaueres Urteil über die Verbreitung der Krankheit gerade auch im kindlichen und jugendlichen Alter möglich machen[1]). Immerhin beweist doch bei unseren großstädtischen Zahlen das angegebene Resultat, daß die Epidemie jedenfalls nach dieser Richtung hin keine praktisch-soziale Bedeutung gewonnen hat. Wimmer, der die forensischen Beziehungen der Enzephalitis näher erörtert[2]), berichtet ausführlich von einem Sechzehnjährigen, der zahlreiche Sittlichkeitsdelikte an Mädchen verübte. Der Autor scheint sich im übrigen auch nur auf ein zahlenmäßig geringes Material stützen zu können[3]).

Die letztgenannten Tatsachen, vor allem aber die pathopsychologische Analyse des ganzen Krankheitsbildes machen deutlich, daß

---

[1]) Eine von Jörger in der Schweiz veranstaltete Rundfrage, deren Ergebnis sicher nicht erschöpfend war, stellte 1924 77 Kinder mit postenzephalitischen Schädigungen fest.

[2]) Die beiden Arbeiten sind mir im Original nicht zugänglich gewesen. Ref.: Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 37, S. 304 und Bd. 38, S. 214.

[3]) Bezüglich der strafrechtlichen Beurteilung von mit Strafe bedrohten Handlungen jugendlicher Personen, die an psychischen Enzephalitisfolgen der geschilderten Art leiden, dürfte im ausgesprochenen Falle wohl kein Zweifel bestehen, daß der Täter, trotz etwa vorhandener Einsicht für das „Ungesetzliche der Tat", unfähig war, „seinen Willen dieser Einsicht gemäß zu bestimmen", und daß damit die Voraussetzungen des § 3 des Jugendgerichtsgesetzes erfüllt sind.

der Vergleich der psychischen Enzephalitisfolgen mit den Charakterschäden der „moral insanity" doch nicht sehr weit zu ziehen ist[1]). Das äußere Verhalten mag noch so viele Ähnlichkeiten aufweisen und in seiner Auswirkung gleicherweise asozial sein, die Genese der Schwierigkeiten, auf die es hier ankommt, ist eine wesentlich andere. Von jener „moralischen Farbenblindheit", jener Abstumpfung (bzw. mangelhaften Entwicklung) der ethischen Gefühlsqualitäten, wie wir sie bei den Psychopathen vom moral-insanity-Typus antreffen, kann bei unseren Patienten keine Rede sein. Vielmehr sind, wie wir uns immer wieder überzeugen können, trotz manchmal sehr ausgesprochener Egozentrizität (die auf die durch die Krankheit bedingten Affektveränderungen zurückzuführen ist), die altruistischen Gefühlstöne durchaus erhalten und keineswegs unwirksam. Daß Robin die gleiche Auffassung ausgesprochen hat, wurde bereits hervorgehoben.

Indessen scheint uns der Vergleich der psychischen Enzephalitisschäden mit den konstitutionellen Psychopathien nach einer anderen Richtung hin recht fruchtbar zu sein. Wir denken an jenen bekannten und verbreiteten Typus der überlebhaften, überbeweglichen, „agilen" Psychopathen, die, meist allerdings in erheblich abgeschwächter Form, vielleicht als konstitutionellen Dauerzustand das darbieten, was wir im Gefolge der epidemischen Enzephalitis als eine exogene Schädigungswirkung auftreten sehen. Die naheliegende Analogie soll hier nicht im einzelnen durchgeführt werden[2]). Auch bei jenen psychopathischen Kindern steht der Drang nach Bewegung, von einer ungeordneten zappeligen Unruhe bis hin zu einem übermäßigen Beschäftigungsdrang, im Vordergrunde des Bildes und beeinflußt in weitgehender Weise das ganze Verhalten. Besonders bei jüngeren Individuen zeigt sich eine Tendenz, solche offenbar psychisch vermittelten Bewegungen bis zu einem gewissen Grade zu

[1]) Daß übrigens exogene Hirnschädigungen auch das Bild der „moral insanity" im Sinne einer wirklichen moralischen Depravation tatsächlich zustande bringen können, kann nicht zweifelhaft sein. Man braucht nur an die Wirkungen des chronischen Alkohol- und Morphin-Mißbrauchs zu denken. Ziehen hat bekanntlich derartige Charakterveränderungen als Kommotionsfolgen beschrieben. Kürzlich hat Pophal, der allerdings auch die psychischen Folgezustände der Enzephalitis dahin rechnet, das Material nochmals zusammengestellt und kritisch beleuchtet.

[2]) Das würde zunächst eine genauere Differenzierung der verschiedenen Formen gesteigerter Bewegungsunruhe bei psychopathischen Individuen notwendig machen

mechanisieren, so daß das stereotype Kopfschütteln und die sonstigen rhythmischen Bewegungsstereotypien eine Beziehung zu inneren Zuständen oft kaum mehr erkennen lassen. Die Kinder sind unausgesetzt in Bewegung, laufen und klettern herum, können den Mund nicht eine Minute lang stille halten, beschäftigen sich in ständigem Wechsel, ohne Ausdauer und Konzentration auf eine bestimmte Tätigkeit, mit allen möglichen Dingen, wobei das Ziel- und Planlose dieser Vielgeschäftigkeit in den markanteren Fällen sofort deutlich wird. Eine Verwechslung mit manischen Zustandsbildern liegt auch hier nahe. Doch weist eine genauere Analyse des affektiven Verhaltens und der Aufmerksamkeit leicht die bestehenden Unterschiede auf und rückt diese Störungen den oben geschilderten nahe. Auch diese agilen Psychopathen fühlen sich am wohlsten, wenn sie ihrem „Drange" freien Lauf lassen können. Dann zeigt, bei jüngeren Individuen entschieden deutlicher als bei älteren, das ganze Treiben eine gewisse hyperthymische Färbung, während bei Beschränkung des Bewegungs- bzw. Betätigungsdranges von außen her eine mürrische, nörglerisch-gereizte Stimmung Platz greift. Die habituelle Stimmungslage ist in der Regel keineswegs manisch gehoben. Daß dieser Psychopathen-Typus ein nicht unerhebliches Kontingent zu den „Störenden" (Wilmanns), Asozialen und Kriminellen liefert, ist bekannt. So wird durch das Studium der enzephalitischen Kinder vielleicht auch auf die Genese der Asozialität bei jenen Psychopathen einiges Licht geworfen. Bonhoeffer erblickt, zunächst natürlich im Sinne einer Hypothese, unter deren Leitung den vorhandenen Beziehungen weiter nachzugehen ist, in diesem Verhalten den Ausdruck einer Störung in der Zusammenarbeit der subkortikalen Hirnteile mit dem Kortex. Daß mit zunehmendem Alter diese Erscheinungen zurückzutreten pflegen und jedenfalls einen weniger bestimmenden Einfluß auf das Spontanverhalten ausüben, entspricht dieser Vorstellung.

Überblicken wir den ganzen Krankheitsverlauf, wie er an Hand der mitgeteilten Krankengeschichten sich darstellt, so können wir in der Mehrzahl unserer Fälle, gerade in psychischer Hinsicht, eine unverkennbare Besserung konstatieren. Die voraufgegangene Analyse des psychischen Symptomenkomplexes ermöglicht es uns, über das rein Eindrucksmäßige hinaus, im einzelnen zu erkennen, worin diese Besserung besteht.

Bevor wir uns den eigenen Fällen zuwenden, soll zunächst über die in der Literatur niedergelegten Erfahrungen bezügl. Verlauf und

Ausgang der Erkrankung kurz berichtet werden. Obgleich in den letzten zwei Jahren die Mitteilungen, die sich auf eine größere Zahl von Nachuntersuchungen stützen können, sich mehren, ist es bisher doch noch nicht möglich, aus der Literatur ein klares Bild von der weiteren Tendenz der Krankheit und dem schließlichen Schicksal der Patienten zu gewinnen, teils weil die Zahlen eben doch noch zu klein sind oder die Beobachtungszeit zu kurz ist, teils aber auch weil die Angaben zu wenig detailliert oder unzureichend begründet erscheinen. Auch unser Material ist zahlenmäßig viel zu gering, um ein wirklich zuverlässiges prognostisches Urteil zuzulassen; es kann bei der noch bestehenden Unsicherheit der Vorhersage nur eine Auffassung stützen helfen, die einer relativ günstigen Beurteilung das Wort redet. Dabei ist indessen zu bedenken, daß manche Erfahrungen dafür sprechen, daß auch die jetzt gewonnenen Resultate noch keineswegs mit Sicherheit als endgültige betrachtet werden dürfen.

Einen recht trüben Ausblick eröffnet Lermann (1923), wenn er meint, daß man „wenn nicht mit einer mehr oder weniger starken Progredienz, so doch höchstens mit einem Stillstand, nur in Ausnahmefällen mit einer Besserung der Erscheinungen rechnen könne“. Die Fälle, auf die sein Urteil sich gründet, dürften in der Tat solche ungünstige Vorhersage rechtfertigen, da es sich hier um eine Komplikation mit amyostatischen Symptomen handelt (darüber s. u.). Für eine schlechte Prognose spricht sich z. B. auch Clay aus. Kennedy, der dieser Frage besonders nachgegangen ist, berichtet (1924) über 61 in 6 Jahren beobachtete Fälle von Kindern unter 14 Jahren, die an Enzephalitisfolgen litten und von denen 52 vom Beginn der Erkrankung bis zum Abschluß der Studie verfolgt werden konnten. 21 (16) Kinder boten das Bild des Parkinsonismus; davon keins gebessert, 2 stationär, 14 verschlimmert. 23 Kinder zeigten Veränderungen des Verhaltens und der Persönlichkeit; 6 waren gebessert, 17 stationär oder verschlechtert. 19 Fälle wiesen Schlafstörungen auf; unter diesen stellte sich in 9 Fällen der normale Schlaf wieder ein, bei 3 bestanden noch leichtere Schlafstörungen, 7 waren unverändert bzw. verschlechtert. Respirationsstörungen bestanden in 17 Fällen; davon 2 gut, 3 auf dem Wege zur Besserung, 12 unverändert. Shrubsall fand (1923) bei seinen katamnestischen Erhebungen, die sich auf 44 Fälle erstreckten, daß die Prognose bezügl. der „Charakterveränderungen“ im allgemeinen gar nicht so übel sei. Die Mehrzahl seiner Fälle hatte günstige Fortschritte gemacht. In der Regel trat zuerst eine Besserung des

körperlichen Allgemeinbefindens und der neurologischen Störungen ein (Verschwinden der Diplopie 1 bis 2 Jahre nach Krankheitsbeginn), dann traten die Störungen der Aufmerksamkeit zurück, und zuletzt und ganz allmählich schwand die Hemmungslosigkeit und die Irritabilität. Der Autor hebt hervor, daß unter seinem Material kein Fall von sexuellen Verfehlungen vorgekommen sei. Mehr minder weitgehende Restitutionen haben auch Anderson (40 Fälle), Sherman u. Beverly, Hohman gesehen.

Die eigenen Fälle (18) — gemeint sind hier nur die, welche psychische Alterationen in deutlicher Ausprägung darboten — betreffen kindliche und adoleszente Individuen, die bei Beginn der Erkrankung in einem Alter von 4 bis 16 Jahren standen. Nur eine Patientin (Fall 12) befand sich bereits im 20. Lebensjahre. Das ist ungewöhnlich. Im allgemeinen wird man die Altersgrenze für das Auftreten derartiger Syndrome, wie auch von Lermann angegeben wird, etwa um das Ende der Pubertätszeit ansetzen dürfen. Das entspricht auch den Erfahrungen von Grósz u. Goldberger, die ein späteres Auftreten eher bei stark psychopathischen Individuen gesehen haben wollen. In einer sehr sorgfältigen psychologischen Studie, die allerdings in allzu intellektualistischer Weise, wie uns scheinen will, die Ursache der ganzen Wesensveränderung in einem „Verlust der Fähigkeit, feinere Beziehungen wahrzunehmen und mehr oder minder entfernte Konsequenzen in Betracht zu ziehen“ und dem damit gegebenen Wegfall intellektueller Hemmungen zu finden glaubt, beschreibt Mc. Neil ausführlich den Fall eines 24jährigen Mannes, der, von Hause aus ruhig, schüchtern und ehrbar, im Anschluß an die encephalitische Erkrankung dreist, geschwätzig, hemmungslos, unternehmungslustig, unaufrichtig wurde und im wesentlichen das gleiche Bild darbot wie kindliche und jugendliche Patienten. Auch wir haben derartige Zustände ein paarmal bei Erwachsenen beobachtet, die dann stets, wie auch im Falle 12, eine Kombination mit amyostatischen Symptomen aufwiesen. Die dranghaften Impulse waren vielleicht nicht weniger stark als bei Kindern, aber die Drangzustände zeigten sich deutlicher abgesetzt gegenüber dem Durchschnittsverhalten, das einem ausgesprochen akinetischem Zustande entsprechen kann, in ihrer symptomatologischen Ausgestaltung viel monotoner und übten bei weitem nicht den Einfluß auf den psychischen Gesamthabitus der Persönlichkeit aus[1]). Die innige Verflechtung dranghafter Elemente mit

[1]) Vgl. auch die Schilderung der „drangmäßigen“ amyostatischen Unruhe der erwachsenen Enzephalitiker bei Stern.

intentionalen, die wir bei jüngeren Personen in so charakteristischer Weise vorfanden, fehlte bei Erwachsenen. Für die theoretische Betrachtung bietet diese Tatsache einen interessanten Ansatzpunkt. Man wird nicht fehlgehen, wenn man, im Sinne der mehrfach erwähnten Bonhoefferschen Vorstellung, in den Funktionsbeziehungen zwischen Rinde und Subkortex, wie sie beim unentwickelten und beim ausgereiften Gehirn bestehen, das physiologische Substrat für dieses unterschiedliche psychische Verhalten vermutet.

Der erste unserer Fälle kam im Mai 1920 in klinische Beobachtung. Die Zeit des Krankheitsbeginns verteilt sich auf die einzelnen Fälle folgendermaßen: In den Wintermonaten 1919/20 erkrankten 6 Patienten. Weitere 6 Erkrankungen fallen in den Winter 1920/21. Ein Fall stammt aus dem Anfange des Jahres 1922. Im Winter 1922/23 treten wieder 3 Krankheitsfälle auf, einer Ende 1923. Schließlich soll ein Fall, über den allerdings keine genaueren anamnestischen Daten zu erhalten waren, bereits im Jahre 1915 begonnen haben. Die Häufigkeitskurve entspricht etwa der allgemeinen Verteilung der Enzephalitiserkrankungen auf die einzelnen Teilepidemien.

Ganz kurz, weil nicht zu unserem eigentlichen Gegenstande gehörig, wollen wir die somatischen Krankheitserscheinungen des chronischen Stadiums (bzw. die somatischen Restsymptome der akuten Phase) betrachten. Es entspricht einer häufig gemachten Erfahrung (Pette, Shrubsall), daß bei den Kindern, die im Gefolge der epidemischen Enzephalitis stärkere psychische Veränderungen zeigen, sich nur geringfügige oder gar keine körperlichen Krankheitszeichen finden. Bedenkt man dabei, daß nicht selten auch das akute Stadium nur spärliche oder uncharakteristische Symptome darbietet („abortive" Fälle), so erhellt die Wichtigkeit, in dem psychischen Zustandsbilde einigermaßen signifikante Züge aufzuweisen, die die Diagnosestellung ermöglichen.

Nach Abklingen der akuten Phase fanden wir länger persistierende Pupillen- und Augenmuskelstörungen bei unseren Fällen 5mal. In Fall 6 ist der Augenbefund 5 Jahre nach Krankheitsbeginn folgender: Pupillen verzogen, r. > l., bds. absolut starr. Strabismus divergens. Blickbeschränkung nach oben, Blicklähmung nach unten. Er hat sich in der ganzen Zeit jedenfalls nicht gebessert. In 2 Fällen sind die Störungen (nach 2 bzw. 5 Jahren) noch andeutungsweise vorhanden, zweimal im Laufe mehrerer Jahre verschwunden. Bei den motorischen Reizerscheinungen (choreatischen, athetotischen Bewegungen usw.) wird es

oft zweifelhaft sein, ob sie noch dem akuten oder bereits dem chronischen Stadium zuzurechnen sind, wie ja überhaupt die Grenze zwischen diesen beiden Stadien im allgemeinen nicht scharf zu ziehen ist. Jedenfalls finden sich solche exzito-motorischen Symptome bei der hier betrachteten Krankheitsform gewöhnlich nur im Beginn des chronischen Stadiums. Einmal sahen wir sehr hartnäckige Sekretionsanomalien verbunden mit Atmungsstörungen ohne sonstige Zeichen von Hirnstammläsion (Fall 2). Im Liquor fanden sich in späteren Krankheitsstadien keine pathologischen Veränderungen, nur einmal (Fall 3) noch 2 Jahre nach Beginn der Krankheit eine etwas stärkere Lymphozytose.

Störungen der Schlaffunktion im Sinne einer anfänglichen Hypersomnie und späteren Inversion des Schlaftypus haben in unseren Fällen niemals gefehlt. Ausgeprägten nächtlichen Unruhezuständen des chronischen Stadiums — wohl zu unterscheiden von der delirösen Nachtunruhe der akuten Phase — begegneten wir bei unserem Material viermal. Die Schlafstörungen, insbesondere die blande nächtliche Agrypnie, erwiesen sich zwar im ganzen als sehr hartnäckig, aber wohl doch nicht in dem Maße, wie das vielfach bei Erwachsenen der Fall ist. In 6 Fällen wich sie nach einigen Monaten oder mindestens im Laufe eines Jahres einem nach Dauer und Verteilung normalen Schlaf, in 7 Fällen hielt sie 2 bis 3 Jahre an, um dann vollständig zu verschwinden, in einem Falle machte sich eine Besserung, die bis zu einer völligen Behebung der Störung fortschritt, erst im fünften Jahre bemerkbar. Ein Fall schließlich schläft noch jetzt, mehr als 5 Jahre nach Ausbruch der Krankheit, schlecht.

Weiter haben wir den Verlauf der Atemstörungen zu betrachten. Wir fanden sie bei unseren 18 Patienten in deutlicher Ausprägung in 2 Fällen, den Ansätzen nach mindestens noch fünfmal. Unter Kennedys Material von 61 Fällen waren sie 17mal vertreten; bei der Nachuntersuchung zeigten sie sich in 2 Fällen behoben, in 3 auf dem Wege zur Besserung und in 12 unverändert. In Fall 1 und 2 unseres Materials, wo sie am schwersten auftraten, bestehen sie in abgeschwächter Form noch heute, im 5. bzw. 6. Jahre der Krankheit. In den leichteren Fällen sind sie ganz verschwunden.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die amyostatischen Erscheinungen, weil ihr Auftreten im allgemeinen wohl mit Recht als ein signum mali ominis gewertet wird. Außer bei der schon jenseits der Pubertätsentwicklung stehenden Pat. L. W. und vielleicht im Falle 6 haben wir bei dieser Form der Enzephalitis

amyostatische Symptome niemals zu beobachten Gelegenheit gehabt. Was das Auftreten des Parkinson-Syndroms im kindlichen Alter überhaupt anbelangt, so ist ja seine relative Seltenheit bekannt. Immerhin sahen wir unter 60 Fällen 4 vollentwickelte Parkinson-Zustände bei Patienten, die bei Beginn der Erkrankung im 9., 12., 13., 15. Lebensjahre standen, und eine ganze Reihe mit leichteren und transitorischen hypertonisch-hypokinetischen Störungen. In jenen 4 ausgeprägten Fällen, die sich als progredient erwiesen, traten die striären Ausfallserscheinungen 1 bis 2 Jahre nach der akuten Krankheitsphase auf. Unter den 61 Fällen Kennedys gehörten nicht weniger als 21 diesem Typus an. Ähnlich hohe Zahlen fanden wir sonst nirgends angegeben. Es handelt sich bei dieser Häufung wohl um eine besondere lokale Eigentümlichkeit der Epidemie, wie ähnliches ja auch von dem Auftreten der nächtlichen Unruhezustände der Kinder und besonders von den myoklonischen und sonstigen motorisch-irritativen Erscheinungen bekannt ist. Die psychischen Veränderungen bei unseren 4 kindlichen Fällen entsprachen im ganzen durchaus denen der erwachsenen Amyostatiker; im Vordergrunde stand auch hier die „Aspontaneität“. Von amyostatischen Syndromen bei Kindern berichten u. a. Anderson (unter 40 Fällen ein ausgesprochener Parkinson, mehrere abortive), Böhmig, Hofstadt, Paterson und Spence (ein vollentwickelter Fall von 8 Jahren).

Daß Parkinson-Syndrom und Drangzustände, die in klinischer und pathophysiologischer Beziehung ja vielleicht etwas Gegensätzliches darstellen, einander nicht ausschließen, sondern zeitlich miteinander alternieren können, lehren außer den schon hervorgehobenen Erfahrungen auch gewisse Beobachtungen an kindlichem Material. Besonders beachtenswert sind in dieser Hinsicht die von Lermann ausführlich beschriebenen Fälle. Es handelt sich um Knaben von 13 und 9 Jahren, die beide ausgesprochene amyostatische Syndrome darbieten. Die fast kataton anmutende Starre wird durch plötzlich aufsteigende Erregungen mit brüsker Gewalttätigkeit durchbrochen. Der eine Patient macht in solchen Zuständen wiederholt ernsthafte und sehr vehemente Selbstbeschädigungs- und Suizidversuche. Die Veränderungen der Affektivität entsprechen den sonstigen Beobachtungen bei Kindern.

Fragen wir nun nach dem weiteren Schicksal der psychischen Enzephalitisfolgen bei unseren Kindern und Jugendlichen, so gestatten es die z. T. über 5 Jahre und länger sich erstreckenden Verlaufsbeobachtungen, in dieser Frage ein empirisch

fundiertes, wenn auch vielleicht noch nicht abschließendes Urteil zu gewinnen.

In unseren Fällen entwickeln sich, so weit aus den anamnestischen Angaben zu entnehmen ist, die psychischen Veränderungen immer ohne erkennbares Intervall unmittelbar, aber meist allmählich — so daß die beginnenden Störungen zunächst nur für einfache Ungezogenheiten des in der Rekonvaleszenz noch etwas labilen und überempfindlichen Kindes gehalten werden — aus der akuten Phase heraus und erreichen im Laufe von wenigen Monaten ihr Höhestadium. Nach G r ó s z und G o l d b e r g e r liegt zwischen dem Abklingen der akuten Symptome und dem ersten Auftreten der psychischen Störungen manchmal ein Zwischenraum von mehreren Wochen scheinbarer Heilung. So ausgedehnte und markante intervalläre Phasen zwischen dem akuten und dem chronischen Stadium, wie sie sonst bei der epidemischen Enzephalitis beobachtet werden, scheinen jedenfalls ungewöhnlich zu sein. In ähnlicher Weise unterscheidet sich auch der weitere Verlauf von dem sonst bei der Enzephalitis üblichen. Unzweifelhafte Remissionen oder schubweise Verschlimmerungen des psychischen Zustandes haben wir niemals gesehen. Andeutungen einer solchen Verlaufsform finden sich vielleicht im Falle 10. Fall 6 nimmt insofern eine Ausnahmestellung ein, als er in somatischer Beziehung, noch mindestens 3 Jahre nach Krankheitsanfang, eine schubhafte Progredienz erkennen läßt. In psychischer Hinsicht scheinen auch hier keine ausgesprochenen Exazerbationen vorzuliegen. Im ganzen hält sich das psychische Zustandsbild nach Art und Intensität der Krankheitserscheinungen lange Zeit stationär, um dann, so weit sich bisher sehen läßt, einer allmählichen Besserung Raum zu geben.

Untersuchen wir unter den durch die Analyse des Krankheitszustandes gewonnenen Gesichtspunkten, worin die Besserung besteht, so haben wir im allgemeinen festzustellen, daß d a s d r a n g h a f t e G e s c h e h e n i m m e r m e h r z u r ü c k t r i t t u n d e i n e n z u n e h m e n d g e r i n g e r e n E i n f l u ß a u f d a s i n t e n t i o n a l e V e r h a l t e n a u s ü b t. Manchmal vollzieht sich dieses Abklingen so, daß an die Stelle der ständigen dranghaften Erregung deutlicher abgesetzte Episoden vermehrter Unruhe oder kurzdauernde Attacken treten, die an Häufigkeit und Heftigkeit allmählich geringer werden. Damit etwa parallelgehend bessern sich die Störungen der affektiven Sphäre und der Aufmerksamkeit, die Stimmung wird ausgeglichener und nähert sich wieder der durch das Temperament bestimmten Mittellage, die Reizbarkeit tritt in

den Hintergrund, die Kinder können sich wieder besser konzentrieren, das Interesse wird lebhafter und dauerhafter. Der psychischen Besserung geht in der Regel ein Verschwinden der Schlafstörungen vorauf. Gelegentlich (Fall 4 und 9) macht sich die Restitution bereits im Laufe des ersten Jahres bemerkbar. Durchschnittlich dauert es bei unseren Fällen etwa drei Jahre, im Fall 1 vier Jahre, bis sich die ersten Zeichen einer psychischen Genesung zeigen.

Die Betrachtung der Fälle im einzelnen ergibt folgendes Bild: Am vollständigsten erscheint die Restitution wohl in Fall 4. Der im 14. Jahre stehende Knabe besucht wieder regelmäßig eine höhere Schule, seine Leistungen sind durchaus zufriedenstellend, während des Unterrichts ist er ruhig und konzentriert, bei den Schularbeiten fleißig und ausdauernd. Zu Hause bereitet er keinerlei Schwierigkeiten mehr, ist vielleicht noch etwas reizbarer als sonst. Die Eltern meinen, daß seine Rechthaberei und sein vorlautes Wesen nicht über das hinausgehe, „was in den Flegeljahren so üblich ist". Auch im Falle 9 ist eine weitgehende Besserung zu konstatieren. Die Patientin ist zwar noch recht reizbar und ungeduldig, von moroser, vielleicht etwas depressiver Stimmung, kann aber ihrem Berufe nachgehen und arbeitet zu voller Zufriedenheit. Man könne sich „kein zuvorkommenderes und bescheideneres Mädchen" denken. Eine gewisse Einsilbigkeit und Langsamkeit der Bewegungen fällt den Angehörigen auf. Man wird zunächst daran denken können, daß es sich dabei um den Ausdruck einer leichten depressiven Hemmung handle, aber auch die Frage in Erwägung ziehen müssen, ob sich hier nicht etwa die ersten Zeichen eines Parkinson-Zustandes bemerkbar machen. Obgleich die Untersuchung in keinem unserer Fälle (von Fall 12 natürlich abgesehen) irgendwie verwertbare Anhaltspunkte dafür ergeben hat, wird man den unheimlichen Gedanken nicht los, daß doch noch da und dort das Gespenst der Amyostase im Hintergrunde laure. Ein anderer, jetzt 20jähriger junger Mann, der bei Beginn der Erkrankung 16 Jahre zählte, hat nach der Krankheit noch die Reife für Obersekunda erworben und ist jetzt als Banklehrling tätig. Er ist mit seinem gegenwärtigen Zustande selber noch nicht zufrieden, gibt an, daß er noch sehr reizbar sei, sich schwer unterordnen könne, sich um Dinge kümmere, die ihn nichts angingen und daher oft Streit mit den Kollegen bekomme. Auch sei ihm das Stillsitzen sehr lästig, was er vor der Krankheit nicht gekannt habe. Im vorigen Jahre sei er noch dreimal im Geschäft eingeschlafen. Jetzt bestehe bei Tage kein ver-

mehrtes Schlafbedürfnis mehr, und der Nachtschlaf sei ungestört. Fall 1, der als ein besonders schwerer zu betrachten ist, ist bereits epikritisch beurteilt worden. Im Falle 2, bei dem auch eine sehr weitgehende Besserung festgestellt werden kann, wird die Prognose offenbar durch die neuerdings sich bemerkbar machenden Anzeichen einer Epilepsie erheblich getrübt. Von unseren 18 Patienten, bei denen wir in 15 Fällen ausführliche katamnestische Daten gewinnen konnten, dürfen 12 als gebessert gelten. Davon besuchen 3 wieder die Normalschule, einer eine Spezialschule (Fall 1), ein anderer ist im Einzelunterricht ausreichend zu fördern. 5 sind als Lehrlinge oder sonstwie beruflich tätig. Fast ausnahmslos sind noch Affektstörungen in Gestalt von Reizbarkeit und Labilität der Stimmung und eine mehr oder minder starke motorische Unrast vorhanden, die von den Patienten gewöhnlich selber als beschwerlich angegeben wird. 3 Fälle (3, 6, 10) zeigen Stillstand, wenn nicht Progredienz. Im Falle 6 ist dabei außer dem späteren Auftreten neuer körperlicher Symptome, das den krankhaften Prozeß als noch aktiv erkennen läßt, auch die degenerative Anlage in Betracht zu ziehen, die sich vor der Erkrankung bereits in allerlei charakterlichen Auffälligkeiten äußerte und während der Krankheit das Symptomenbild durch hysterische und anankastische Züge gestalten hilft. Staehelin, der diesen Patienten zuerst beobachtet und publiziert hat, denkt an die Möglichkeit, daß es sich bei ihm um eine „schizoide Persönlichkeit“ handle, die auf die Enzephalitis „schizoid reagiert“.

Das Zustandsbild, das Pat. F. St. (Fall 7) mehr als 5 Jahre nach dem akuten Stadium der enzephalitischen Erkrankung darbietet, unterscheidet sich so wesentlich von den typischen Spätzuständen dieser Krankheit und erinnert andererseits so sehr an bekannte andere klinische Syndrome, daß die Frage, wieweit es mit der Enzephalitis in Zusammenhang stehe, besondere Erörterung verdient. Die dauernd vergnügte Stimmung, der unverwüstliche Optimismus, das durch seine Leistungen in keiner Weise gerechtfertigte Selbstbewußtsein, die flotte Betriebsamkeit, die Vertrauensseligkeit und Unbedenklichkeit in geschäftlichen Dingen, die ausgesprochene Großmannssucht verbunden mit wirklicher Gutmütigkeit, die hemmungslose Art, sich in der Öffentlichkeit zu bewegen, die harmlose Unbefangenheit gegenüber allen Vorstellungen und Einwänden, dabei eine gewisse warmherzige Erlebnisfähigkeit: alles das sind Züge, die ja ohne weiteres an eine leichte manische Erkrankung bzw. an die Äußerungen einer hypomanischen Konstitution denken

lassen. Auch während seines Aufenthaltes in der Klinik zeigte er schon, weit deutlicher, als das sonst manchmal bei enzephalitischen Kindern und Jugendlichen der Fall ist, allerlei manische Anklänge. Die Anamnese ergibt nun von seiten der Mutter her allem Anschein nach eine manisch-depressive Belastung. Da vor der Enzephalitis derartige Züge bei dem Patienten nicht oder jedenfalls nicht auffällig in Erscheinung getreten waren, haben wir also damit zu rechnen, daß durch den Krankheitsprozeß eine manisch-depressive Anlage manifest gemacht worden sei (vgl. S. 77), die nun auf das Symptomenbild einen gestaltenden Einfluß ausübt und nach allmählichem Abklingen der eigentlichen enzephalitischen Restsymptome sich weiterhin bemerkbar macht. Daß übrigens eine solche krankhafte psychische Anlage, wie das öfter von der psychopathischen Konstitution behauptet worden ist, jetzt aber wohl von den meisten Autoren negiert wird, für das Auftreten psychischer Enzephalitisfolgen eine besondere Disposition schaffe — über den selbstverständlichen Einfluß auf die Pathoplastik des Bildes hinaus —, hat auch nach unseren Erfahrungen keinerlei Wahrscheinlichkeit für sich.

Einer besonderen Verlaufsform der Enzephalitis epidemica bei Kindern haben wir hier noch zu gedenken, die in klinischer und in hirnpathologischer Beziehung gleicherweise interessant ist. Sie ist gekennzeichnet durch das Auftreten intellektueller Defektsymptome.

Gar nicht selten begegnet man in der Enzephalitis-Literatur Angaben über Schädigungen der intellektuellen und mnestischen Funktionen bei Kindern. Gewöhnlich dürfte es sich dabei aber um keine echten organischen Ausfallssymptome handeln. Die Störungen der Aufmerksamkeit und des Interesses, die Schwierigkeit, sich mit den Patienten in einen geeigneten Rapport zu setzen und sie zu einem entsprechenden Eingehen auf gestellte Fragen zu veranlassen, täuschen leicht einen Intelligenzdefekt vor, wo sich bei genauerem Zusehen die Integrität dieser Sphäre herausstellt. Indessen liegt eine Reihe von Erfahrungen vor, die an dem Vorkommen wirklicher Schäden auf diesem Gebiet, von leichteren Leistungsstörungen bis hin zu einer ausgesprochenen postenzephalitischen Demenz, keinen Zweifel lassen.

Paterson und Spence, deren Beobachtungen sich auf ein Material von 25 Kindern im Alter von 3 Monaten bis zu 11 Jahren beziehen, fanden, außer leichteren geistigen Defekten bei einer ganzen Reihe ihrer Patienten, 7 Fälle, die „dauernde und hoffnungs-

lose Verblödung" darboten. Das älteste Kind dieser Gruppe war bei Krankheitsbeginn 4 Jahre alt. Sie fassen ihre Erfahrungen dahin zusammen: „Je jünger das Kind bei Ausbruch der Krankheit und je länger die akute Krankheitsphase dauert, um so schwerer wird der sich anschließende geistige Defektzustand sein." Ähnlich sprechen Anderson und Shrubsall sich aus. Hall hat einen Fall von völliger Verblödung nach Encephalitis epidemica bei einem Kinde gesehen, Stadelmann ebenfalls einen Fall bei einem Kinde von 16 Monaten, bei dem die Intelligenzeinbuße sich bald nach Beginn der Krankheit bemerkbar macht. Zwingenthal sah ein Kind von 22 Monaten, das nach der Erkrankung rasch verblödete, das selbständige Essen wieder verlernte, sich völlig interesselos zeigte, nicht mehr spielte, nicht einmal nach vorgehaltenen Gegenständen griff. Hofstadt berichtet von einem 6jährigen Patienten, bei dem neben dem allgemeinen intellektuellen Rückgang auch Verlust der Sprache eintrat. Kennedy fand von 6 Kindern unter 4 Jahren 5 geistig defekt, davon 2 vollkommen idiotisch. Die Diagnose der Encephalitis epidemica scheint in allen diesen Fällen ausreichend gesichert. Leider fehlen aber detaillierte Angaben über die klinischen Erscheinungen und den weiteren Verlauf des Verblödungsprozesses.

DaFano und Ingleby berichten über einen klinisch genauer beobachteten und anatomisch eingehend untersuchten Fall, den sie der Encephalitis epidemica zurechnen. Es handelt sich um ein Mädchen von 1 Jahr 8 Monaten, das, nachdem es eine normale körperliche und geistige Entwicklung durchgemacht hatte, in kurzer Zeit völlig verblödete. Dabei traten unwillkürliche Bewegungen im Gebiete des Kopfes und Stammes auf, die teilweise choreatisch-athetotischen Charakters waren. Ferner zeigte sich Strabismus convergens, eine Parese des Gaumensegels und eine beiderseitige Amaurose ohne Veränderungen am Augenhintergrund. Auch traten epileptiforme Anfälle auf. Kein Fieber. Liquor und Blut negativ. Das Kind starb ein Jahr nach Beginn der nervösen Störungen. Klinisch wurde an eine juvenile Form der amaurotischen Idotie gedacht. Die histologische Untersuchung des Gehirns, auf deren genauere Befunde hier nicht eingegangen werden soll, ergab im wesentlichen Veränderungen, die den bei „subakuten Fällen der Encephalitis epidemica" beobachteten glichen, aber durch ungewöhnliche Schwere und Ausdehnung ausgezeichnet waren. — Es dürfte das bisher der einzige Fall dieser Art sein, der neuro-histologisch untersucht worden ist.

Von besonderem Interesse ist ein von Urechia und Mihalescu publizierter Fall. Ein 8jähriger Knabe jüdischer Abkunft, der sich bis dahin normal entwickelt hat und stets gesund gewesen ist, zeigt plötzlich eine Wesensveränderung: er wird traurig verstimmt, verweigert die Nahrungsaufnahme, hat visuelle Sinnestäuschungen, ist nachts sehr ängstlich, lacht grundlos. Es treten abundante Schweißausbrüche und starker Speichelfluß auf. In der Klinik subfebrile Temperaturbewegungen und eine 2 Wochen dauernde Phase von Negativismus, Mutismus und Bewegungsstereotypien. Liquor und Blut negativ, ebenso die Cutan-Reaktion auf Tbc. Bald darauf entwickelt sich ein ausgesprochener Parkinsonismus in der Haltung, ohne daß Muskelrigidität besteht; die Spontanbewegungen werden spärlich. In den Fingern wird vorübergehend eine athetotisch-myoklonische Bewegungsunruhe bemerkt. Der Gesichtsausdruck bleibt intelligent. Ein Jahr lang besteht völliger Mutismus. Nach 5 Monaten ändert sich das klinische Bild ein wenig: die „schizoiden“ und extrapyramidalen Erscheinungen verschwinden. Dafür zeigt sich jetzt eine heftige Angst, die 3 Monate lang im Vordergrunde steht. Dann beginnt Pat. stammelnd wieder einzelne Worte zu sprechen, zeigt Neigung zu aggressivem Verhalten. Die Intelligenzprüfung nach Decroly ergibt ein Intelligenzalter von 6 Jahren. Die spontane Aufmerksamkeit bleibt weiter schlecht.

Der Fall 11 unserer Beobachtung liefert einen weiteren Beitrag zur Kenntnis dieser Form der epidemischen Enzephalitis, wie sie offenbar nur in frühem Kindesalter vorkommt. Kurz rekapituliert, handelt es sich dabei um folgenden Verlauf: Ein aus gesunder Familie stammender, normal entwickelter, intelligenter und geistig regsamer Knabe erkrankt im Alter von 5 Jahr 7 Monaten akut mit Fieber und starker motorischer Unruhe, die gelegentlich choreiformen, dann wieder stereotyp-rhythmischen Charakter trägt, im ganzen aber von der Art eines planlosen Herumlaufens und Herumgreifens ist. In der Klinik wird Andeutung von einseitiger Ptose bemerkt. Das Einschlafen ist während der ersten Krankheitsmonate erschwert, morgens besteht öfter eine ausgesprochene Schläfrigkeit, die erst gegen Mittag einer zunehmenden Bewegungsunruhe Platz macht. Am 3. Krankheitstage bemerken die Angehörigen eine Veränderung der Sprache, die langsamer, undeutlich, lallend wird. In den ersten Wochen sind intellektuelle Störungen nicht mit Sicherheit festzustellen. Die Stimmung ist etwas labil, neigt zur Euphorie. Unter leichten Schwankungen entwickelt die Krankheit sich weiter in der Richtung einer fortschreitenden

Demenz. Sprachliche Spontanäußerungen werden immer seltener, es macht sich eine zunehmende Neigung zu sprachlichen Perseverationen und echolalischen Reaktionen bemerkbar. Melodien werden richtig aufgefaßt, reproduziert und spontan fortgesetzt, aber ohne Worte. Patient lernt ständig neue Melodien zu. Seit etwa drei Jahren hält sich der Zustand im wesentlichen stationär. Die Sprache ist bis auf gelegentliche echolalische Wiederholungen einzelner Silben ganz verschwunden. Der Knabe zeigt keinerlei Konnex mit seinen Mitpatienten, ist nicht imstande, geordnet zu spielen. Der außerordentlich monotone Bewegungsdrang besteht unverändert fort. Bei dem Mangel sprachlicher Äußerungen ist es schwierig, sich ein sicheres Urteil über den Intelligenzstand des Patienten zu bilden. Doch besteht offenbar ein recht tiefgehender intellektueller Defektzustand, der sich in den ersten Monaten der Krankheit rasch etabliert und dann allmählich weiterentwickelt hat. Restitutive Tendenzen sind nicht zu bemerken.

Der akute Beginn mit Fieber, motorischen Reizerscheinungen und Andeutung von Augenmuskelstörungen, das zeitliche Zusammentreffen mit der großen Enzephalitiswelle in den Wintermonaten 1920/21 und schließlich die Analogie mit andrerorts gemachten Erfahrungen lassen die Zugehörigkeit dieses Falles zur Encephalitis epidemica als sehr wahrscheinlich erscheinen. Wir haben noch einen ähnlichen Fall gesehen, der sich allerdings nur einen Tag in der. Klinik befand und bei dem sichere anamnestische Aufschlüsse über den Beginn der Erkrankung leider nicht zu gewinnen waren.

Es handelt sich um einen aus der Ukraine stammenden, früher gesunden und intellektuell gut befähigten Knaben jüdischer Rasse, der 1915 im Alter von 4 Jahren, angeblich im Anschluß an einen Schreck, sich psychisch verändert haben soll. Zunächst wurde er ängstlich und weinerlich, unruhig und zappelig, weiterhin entwickelte sich im Laufe eines Jahres eine schwere Verblödung. Während des ersten Jahres soll er fast gar nicht geschlafen haben. Bald nach Beginn der Krankheit hörte er auf zu sprechen bis auf ganz seltene und kurze Äußerungen.

In der Klinik befindet sich Pat. dauernd in lebhaftester motorischer Unruhe, wippt im Bett hin und her, klatscht sich minutenlang mit beiden Händen auf die Brust, wühlt die Bettstücke durcheinander, tastet planlos den Umstehenden an den Kleidern herum, nimmt ihnen Gegenstände aus der Tasche, die er gleich wieder beiseite legt, stößt öfter unartikulierte Laute aus, kreischt und jauchzt. Keine verständlichen sprachlichen Spontanäußerungen, aber echolalisches Wiederholen gehörter Worte. Wenn es gelingt, ihn zu fixieren, was sehr schwierig und nur vorübergehend möglich ist, zeigt es sich, daß er einfache sprachliche Aufforderungen versteht. In auffallendem Gegensatz zu seinen sprachlichen Leistungen steht seine gute Fähigkeit, Melodien aufzufassen und nach Tonhöhe und Rhythmus richtig

wiederzugeben. Musik wirkt entschieden calmierend auf die Unruhe des Kindes ein. Auf Schmerzreize erfolgt normale Abwehr. Schreckreaktionen sind bei Pat. nicht auszulösen. Er muß gefüttert werden, da er sonst die Eßwaren umherstreut und verschmiert. Körperlich: R. Pupille leicht entrundet, Lichtreaktion bds. spärlich, leichter Strabismus converg., im Liquor geringe Lymphozytose und erhöhter Druck. Das psychische Zustandsbild soll während der letzten 6 Jahre stationär gewesen sein.

Urechia und Mihalescu erinnern an die Ähnlichkeit dieser Verblödungsprozesse mit der von Weygandt, Heller, Zappert u. a. beschriebenen „Dementia infantilis" bzw. der „Dementia präcocissima" deSanctis' und Constantinis. Ein charakteristischer Fall Hellers sei hier kurz wiedergegeben: Bei einem nicht belasteten Mädchen, das normal zur Welt gekommen war und schon im 2. Jahre kleine Sprüche hersagen konnte, fiel allmählich auf, daß es nicht mehr recht spielen wollte und mit kleinen Gegenständen zwecklos hantierte. Es konnte jedoch vorgezeigte Bilder richtig benennen und erkannte die Personen seiner Umgebung. Im dritten Jahre wurde es öfter unmotiviert zornig oder weinerlich. Dann traten Schlafstörung und starker Bewegungsdrang auf, tikartige Bewegungen, rhythmische Oberkörperbewegungen und starkes Kopfschütteln. Es war nicht mehr rein zu halten. Allmählich verlor es die Sprechfähigkeit, so daß es mit Beginn des vierten Jahres nur noch mühsam Bruchstücke früher auswendig gewußter Gedichte aufsagen konnte. Schließlich konnte es vorgesprochene Wörter nicht mehr reproduzieren. Es trat nun Grimassieren, Speicheln, Verharren in starren Stellungen, Auswärtsdrehen der Augen auf. Körperlich war nichts Abnormes nachweisbar. Mit vier Jahren war das Mädchen vollständig verblödet, sprach nicht, verstand nichts, erkannte seine Eltern nicht. Musik machte ihm Freude, es sang halblaut Bruchstücke von Liedern vor sich hin. Der Zustand blieb stationär. Heller kennzeichnet den Krankheitsverlauf im allgemeinen dahin, daß „nach einer Periode normaler oder annähernd normaler geistiger Entwicklung, zumeist im dritten oder vierten Lebensjahr, bald unter stürmischen Erscheinungen, bald mit schleichendem Verlauf eine schwere Verblödung eintritt, welche unter dem Bilde tiefer Idiotie endigt". Er stützt sich dabei auf 6 Fälle, denen er später noch weitere hinzufügen konnte.

Zappert, der die in der Literatur beschriebenen Fälle von „Dementia infantilis" durch 7 neue eigener Beobachtung ergänzt, stellt in seiner gründlichen klinischen Studie folgende Charakteristika des, wie er annimmt, gar nicht seltenen Krankheitsbildes fest: „1. Beginn im 3. bis 4. Lebensjahre... 2. Hervortreten von Sprachstörungen zu Beginn und im Verlaufe des Leidens. Diese Störungen

sind oft das erste Symptom. Anfangs handelt es sich oft um Sprachentstellungen, Echolalie, später um Undeutlichwerden der Sprache, um Lallen, dann stellt sich in jedem Falle große Sprechunlust ein, die zu völligem Aufhören des Spontansprechens führt. Auch das Sprachverständnis verliert sich allmählich. 3. Unruhe, oft Erregungszustände, die zuweilen einen halluzinatorischen Charakter annehmen. Auch Angstgefühle scheinen oft vorhanden zu sein. 4. Zunehmende Demenz, die innerhalb einiger Monate zur völligen Verblödung führt. Auch Unreinheit wird in vorgeschrittenen Fällen angetroffen. 5. Nichtblödsinniger, ja zuweilen direkt intelligenter Gesichtsausdruck. 6. Fehlen aller körperlichen Symptome von seiten des Nervensystems, vollkommen unbehinderte motorische Leistungsfähigkeit. 7. Schließlich stationärer Zustand ohne Beeinträchtigung der körperlichen Gesundheit. Neben diesen hervorstechendsten Krankheitszeichen sind Stereotypien in Bewegungen und im Spiele, seltener katatonische Erscheinungen, ferner initiale ethische Defektzustände, Zwangslachen und Weinen, Boshaftigkeit, Neigung zu Gewalttätigkeiten vorhanden. Bemerkenswert ist das lange Bestehenbleiben des musikalischen Gehörs, das sich nicht nur in dem Summen von Melodienstücken, sondern auch in der Beruhigungsfähigkeit durch Musik zu äußern pflegt."

Die weitgehenden klinischen Übereinstimmungen dieser Verblödungsform des kindlichen Alters mit dem von Urechia und Mihalescu mitgeteilten Falle und unseren beiden Beobachtungen sind ohne weiteres deutlich. Ob der zweite unserer Fälle der Gruppe Weygandt-Heller mit ungeklärter Ätiologie oder der Encephalitis epidemica zuzurechnen ist, läßt sich mangels ausreichender anamnestischer Daten mit Sicherheit nicht entscheiden. Indessen sprechen die Hirnnervenläsionen mehr für die letztere Annahme. Daß die Erkrankung bereits im Jahre 1915 einsetzte, kann einen Zweifel an der Diagnose nicht begründen, da ja (Urechia) zu jener Zeit bereits sporadische Enzephalitisfälle in Rumänien bekannt wurden und der Patient immerhin aus dem südlichen Rußland stammt.

Es ist von großem hirnpathologischen Interesse, daß das epidemisch-encephalitische Virus, das doch im allgemeinen eine so ausgesprochene Affinität zu subkortikalen Hirnteilen erkennen läßt, bei seiner Einwirkung in entsprechend frühen Stadien der Hirnentwicklung auch solche oligophrenen Zustände hervorbringen kann, wie wir sie uns nach allen unseren Erfahrungen nur durch eine Mitbeteiligung der Hirnrinde erklären können.

Literaturverzeichnis.

(Abgeschlossen im August 1925.)

1. Anderson, The sequelae of epidemic encephalitis in childhood, with notes on the prognosis as regards complete recovery. Quart. journ. of med. Bd. 16, Nr. 63, S. 173. 1923. — 2. Bing u. Schwartz, Über Torsionsdystonien und verwandte Symptomenkomplexe im Gefolge von Encephalitis epidemica. Schweiz. Arch. f. Neurol. u. Psych. Bd. 14, H. 1, S. 80. 1924. — 3. Böhmig, Psychische Veränderungen bei Kindern im Gefolge von epidemischer Encephalitis. Arch. f. Psych. u. Nervenkrankh. Bd. 69, S. 351. 1923. — 4. Borhoeffer, Psychosen im Kindesalter (Demonstration). Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 25, S. 229. 1921. 5. Ders., Psychische Residuärzustände nach Encephalitis epidemica bei Kindern. Klin. Woch. 1922, S. 1446. — 6. Ders., Welche Lehre kann die Psychiatrie aus dem Studium der Encephalitis lethargica ziehen? Dtsch. med. Woch. 1923, S. 1385. — 7. Clay, Mental and behavior changes in children following encephalitis. Journ. of the Michigan state med. soc. Bd. 22, Nr. 1, Nr. 37. 1923. — 8. Da Fano a. Ingleby, Histopathological observations in an unsuspected case of chronic epidemic encephalitis in a young child. Journ. of Pathol. a. Bacteriol. Bd. 27, Nr. 4, S. 349. 1924. — 9. Findlay a. Shiskin, Epidemic encephalitis in childhood... Glasgow med. journ. Bd. 95, Nr. 1, S. 18. 1921. — 10. Gerstmann u. Kauders, Über den Mechanismus der postenzephalitischen „psychopathieähnlichen" Zustandsbilder bei Jugendlichen. Arch. f. Psych. Bd. 7, S. 165. 1924. — 11. Goodhart a. Smith Cottrell, Residua and sequelae of epidemic encephalitis. Journ. of the Americ. med. assoc. Bd. 84, Nr. 1, S. 32. 1925. — 12. Groß u. Goldberger, Die chronischen Formen der Encephalitis epidemica im Kindes- und jugendlichen Alter. Jahrb. f. Kinderheilk. Bd. 104, S. 321. 1924. — 13. Guinon, A propos de l'encéphalite aiguë chez l'enfant. Bull. de la soc. de pédiatr. de Paris 1921, Nr. 2, S. 109. — 14. Gurewitsch, Über Charakterveränderung bei Kindern infolge organischer Hirnerkrankungen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 86, S. 597. 1923. — 15. Hall, The mental sequelae of epidemic encephalitis in children. Brit. med. journ. Nr. 3342, S. 110. 1925. — 16. Hauptmann, Der „Mangel an Antrieb" — von innen gesehen. Arch. f. Psych. Bd. 66, S. 615. — 17. Heller, Über Dementia infantilis. Zeitschr. f. d. Erforsch. u. Behandl. d. jugendl. Schwachsinns. Bd. 2, S. 17. 1909. — 18. Herrmann, Zwangsmäßiges Denken und andere Zwangserscheinungen bei Erkrankungen des striären Systems. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. Bd. 52, S. 324. 1923. — 19. Hofstadt, Über eine eigenartige Form von Schlafstörung im Kindesalter als Spätschaden nach Encephalitis epidemica. Münch. Med. Woch. 1920, Nr. 49, S. 1400. — 20. Ders., Beiträge zur Kenntnis der Encephalitis epidemica im Kindesalter. Zeitschr. f. Kinderheilk. Bd. 29, S. 190. 1921. — 21. Ders., Über Spät- und Dauerschäden nach Encephalitis epidemica im Kindesalter. Ebenda S. 272. 1921. — 22. Hohman, Post-encephalitic behavior disorders in children. Bull. of the J. Hopkins hosp. Bd. 33, Nr. 380, S. 372. 1922. — Ref. Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 32, S. 483. — 23. Janeke, Ein Fall von postencephalitischer Schlafstörung. Dtsch. med. Woch. 1920, Nr. 50, S. 1388. — 24. Jörger, Ergebn. einer Rundfrage über Kinder mit postenzephalitischen

Schädigungen. Schweiz. med. Woch. Jg. 53, Nr. 30, S. 679. 1924. — 25. D e r s.: Psychische Folgeerscheinungen nach Enzephalitis. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 82, S. 117. 1923. — 26. K a h l m e t e r, Zur Klinik der Encephalitis epidemica (lethargica). Münch. med. Woch. 1921, Nr. 22, S. 669. — 27. K a u d e r s, Über moriaartige Zustandsbilder und Defektzustände als Spätfolge von Encephalitis epidemica. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 74, S. 431. 1922. — 28. K e n n e d y, The prognosis of sequelae of epidemic encephalitis in children. Americ. journ. of dis. of childr. Bd. 28, Nr. 2, S. 158. 1924. — 29. K i r s c h b a u m, Über Persönlichkeitsveränderungen bei Kindern infolge von epidemischer Enzephalitis. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 73, S. 599. 1921. — 30. D e r s., Persönlichkeitsveränderungen nach Encephalitis epidemica. Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 27, S. 29. — 31. L e r m a n n, Über Charakterveränderungen bei Jugendlichen im Sinne der Psychopathie nach Encephalitis epidemica. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 86, S. 148. 1923. — 23. L é v y, Le syndrome excito-moteur tardif de l'encéphalite épidémique et la forme insomnique et hypersomnique de l'enfant. Journ. méd. franç., Bd. 12, Nr. 4, S. 154. — 33. L e y s e r, Untersuchungen über die Charakterveränderungen nach Encephalitis epidemica. Arch. f. Psych. u. Nerv. Bd. 72, S. 552. 1925. — 34. M a r i e et L é v y, Plicature du cou et du tronc par encéphalite épidémique se rapprochent du spasme de torsion. Rev. neur. Bd. 29, S. 570. 1922. — 35. M e y e r, Beiträge zur Enceph. epid. Arch. f. Psych. Bd. 70, S. 466. 1924. — 36. M o u r g u e, Le syndrome clinique de la rigidité décérébrée de Wilson consécutif à l'encéphalite épidémique. Arch. Suisse de neurol. et de psychiatr. Bd. 2, S. 163. 1922. — 37. Mc. N e i l, A peculiar transformation of personality due to encephalitis lethargica. Amerc. journ. of psychol. Bd. 34, Nr. 1, S. 13. 1923. — 38. P a t e r s o n a. S p e n c e, The after-effects of epidemic encephalitis in children. Lancet 1921, S. 491. — 39. P e t t e, Die epidemische Encephalitis in ihren Folgezuständen. Dtsch. Zeitschr. f. Nerv. Bd. 76, S. 1. 1923. — 40. P f a u n d l e r, Münch. Med. Woch. 1920, Nr. 30, S. 885. — 41. P o p h a l, Über exogene Charakterveränderungen im Sinne der „moral insanity". Monatsschr. f. Psych. u. Neur. Bd. 53, S. 343. 1923. — 42. P r o g u l s k i u. G r ö b e l, Über eine eigentümliche „nyktambulische" Verlaufsform der epidemischen Encephalitis bei Kindern. Münch. Med. Woch. 1921, Nr. 15, S. 451. — 43. R h e i n a. E b a u g h, Affective disorders following acute epidemic encephalitis in children. Americ. journ. of psychiatr. Bd. 3, Nr. 4, S. 791. 1924. — 44. R o b i n, Les troubles du caractère liés à l'encéphalite épidémique chez l'enfant et le problème de la conscience morale. Journ. de psych. norm. et pathol. Jg. 21, Nr. 4, S. 400. 1924. — 45. D e r s., Les troubles psychiques à évolution prolongée dans l'encéphalite épidémique. Journ. méd. franç. Bd. 13, Nr. 5, S. 193. 1924. — 46. R u a t a, Sull'encefalite epidem., e sul pervertimento del carattere suo postumo, nei bambini. Note e riv. di psichiatr. Bd. 10, Nr. 2, S. 241. 1922. — 47. R u e t i m e y e r, Über postenzephalitische Schlafstörung. Schweiz. med. Woch. 1921, Nr. 1. — 48. d e S a n c t i s, Dementia praecocissima cataton. o catatonia della prima infanzia. Rom, 1908. — 49. D e r s., Quadri casi clinici di Dementia praecox nell'infanzia. Riv. ital. di Neuropat. e Elettroterapia. 1919. — 50. D e r s., Riv. speriment. di freniatr. Bd. 32, H. 1. 1906. — 51. D e r s.,

Dementia praecocissima catatonica. Fol. neuro-biol. Bd. 2, Nr. 1. 1908. — 52. Sherman a. Beverly, The factor of deterioration in children showing behavior difficulties after epidemic encephalitis. Arch. of neurol. a psych. Bd. 10, Nr. 3, S. 329. 1923. — 53. Shrubsall, The after-history of some cases of epidemic encephalitis, with especial reference to changes in conduct. Journ. of Neurol. a. Psychopath. Bd. 4, Nr. 15, S. 236. 1923. — 54. Stadelmann, Zur Symptomatologie und Differentialdiagnose der Polioencephalitis epidemica im Kindesalter. Monatsschr. f. Kinderheilk. Bd. 19, S. 294. 1921. — 55. Staehelin, Zur Psychopathologie der Folgezustände der Encephalitis epidemica. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. Bd. 77, S. 171. 1922. — 56. Stern, Die epidemische Encephalitis. Monogr. a. d. Gesamtgeb. d. Neurol. u. Psych. H. 30. 1922. — 57. Suckow, Atemstörungen bei der Encephalitis epidemica. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. Bd. 56, S. 317. 1924. (Dort auch die weit. Lit. über d. Atmungsstörungen.) — 58. Thiele, Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. Bd. 42, S. 239. 1925. — 59. Urechia et Mihalescu, Sur un cas de démence infantile. Arch. int. de neurol. Bd. 43, Jg. 1924, S. 1. — 60. Vermeylen, Les troubles du caractère chez les enfants à la suite de l'encéphalite épidémique. Journ. de neur. et de psych. Jg. 23, Nr. 5, S. 81. 1923. — 61. Walter, Über Schlafstörungen nach Grippe. Med. Klin. Jg. 1921, Nr. 9, S. 245. — 62. Weygandt, Idiotie und Dementia praecox. Zeitschr. f. d. Erforsch. u. Behandl. d. jugendl. Schwachsinns. Bd. 1, S. 330. 1907. — 63. Ders. in Aschaffenburgs Handb. d. Psychiatr. 2. Abtlg., 1. Hlft., S. 215. — 64. Zappert, Dementia infantilis (Heller). Monatsschr. d. Kinderheilk. Bd. 22, S. 389. 1921. — 65. Zwingenthal, Zur Symptomatologie der Encephalitis epidemica im Kindesalter. Med. Klin. 1920, Nr. 44, S. 1131.

ABHANDLUNGEN AUS DER NEUROLOGIE, PSYCHIATRIE, PSYCHOLOGIE UND IHREN GRENZGEBIETEN

BEIHEFTE ZUR MONATSSCHRIFT FÜR PSYCHIATRIE UND NEUROLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON K. BONHOEFFER

HEFT 37

Über die Verwahrlosung der Jugendlichen

Von

Prof. Dr. Werner Runge
Direktor der städt. Nervenheilanstalt
in Chemnitz

und

Dr. Otto Rehm
Oberarzt der Heilanstalt
St. Jürgen-Asyl bei Bremen



BERLIN 1926
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

Preis Mk. 7.50,
für Abonnenten der „Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie“ Mk. 6.—

Leitfaden der FÜRSORGEERZIEHUNG

von

PROF. DR. ADALBERT GREGOR

Direktor der bad. Fürsorgeerziehungsanstalt Flehingen

Mit Beiträgen von ELSE VOIGTLÄNDER

Geh. Mk. 4.80, geb. Mk. 5.70

Nachrichten des Landesarbeitsamtes Schleswig-Holstein: ... Das vorliegende Buch ist wohl wie kein anderes geeignet, gründliche Aufklärung und Einführung über Grund, Zweck und Mittel der Fürsorgeerziehung zu geben. Hervorgehoben werden muß das tiefe psychologische Verständnis für alle Nöte und Gefahren der Jugend und die treffliche Darstellung der Zwecke und Ziele der Erziehung in praktischen modernen Forderungen. . . . .

Deutsche Volkserziehung: . . . . Das Buch verdient weiteste Beachtung, zumal es bis in einzelnste Fragen hinein unbedingt zuverlässig ist und keineswegs in trockenem Leitfadenstil, sondern geradezu fesselnd geschrieben ist. Für alle Erzieher zwar gleich wichtig, möchten wir doch die Lehrer der Hilfsschulen ganz besonders auf das Buch aufmerksam machen.

Deutsche med. Woch.: Der als Vorkämpfer auf dem Gebiete moderner Fürsorgeerziehung bekannte Verfasser bringt hier ein Buch, das eine lange gefühlte Lücke ausfüllt, und zwar in einer Form, die es gestattet, es allen für die Frage der Fürsorgeerziehung interessierten Behörden und Einzelpersonen aufs wärmste zu empfehlen . . . .

Klinische Woch.: Ein wertvoller Berater und Wegweiser für die Kreise, die an der Fürsorgeerziehung interessiert sind . . . . . .

Archiv f. Kriminologie: Ein vorzüglicher Behelf zur Einführung in die Fürsorgeerziehung für Richter, die Jugendgerichtshelfer ausbilden sollen, für Aerzte, die Fürsorgezöglinge begutachten sollen, und für Lehrer und Pfarrer, die zu Fürsorgern für entlassene Zöglinge ernannt werden. Die neueste Gesetzgebung ist berücksichtigt.

Prof. Dr. **G. Anton**

Direktor der Klinik für Nerven- und Geisteskranke in Halle

Fünf Vorträge über Entwicklungsstörungen beim Kinde.

Die Formen und Ursachen des körperlichen Infantilismus. — Über geistigen Infantilismus. — Über Nerven- und Geisteserkrankungen in der Zeit der Geschlechtsreife. — Was tun mit den zurückgebliebenen und entarteten Kindern? — Über Psychopathien, deren Verhütung und Vorsorge. Mk. 2.80

Psychiatrische Vorträge für Ärzte, Erzieher und Eltern.

Zweite Serie. — Über den Ausdruck der Gemütsbewegungen beim gesunden und kranken Menschen. — Geistige Epidemien von einst und jetzt. — Geistige Artung des Kindes und dessen Abartung. — Alkoholismus und Erblichkeit. — Über die Entstehung und operative Behandlung der Epilepsie. Mk. 2.—

Psychiatrische Vorträge für Ärzte, Erzieher und Eltern.

Dritte Serie. — Gehirnbau und Seelenkunde. — Über gefährliche Menschentypen. — Wiederersatz der Funktion bei Erkrankungen des Gehirns und Rückenmarks. — Ärztliches über Sprechen und Denken. — Geistige Artung und Rechte der Frauen. Mk. 2.40

ABHANDLUNGEN AUS DER NEUROLOGIE, PSYCHIATRIE, PSYCHOLOGIE UND IHREN GRENZGEBIETEN
BEIHEFTE ZUR MONATSSCHRIFT FÜR PSYCHIATRIE UND NEUROLOGIE
HERAUSGEGEBEN VON K. BONHOEFFER

HEFT 37

Über die Verwahrlosung der Jugendlichen

Von

Prof. Dr. Werner Runge
Direktor der städt Nervenheilanstalt in Chemnitz

und

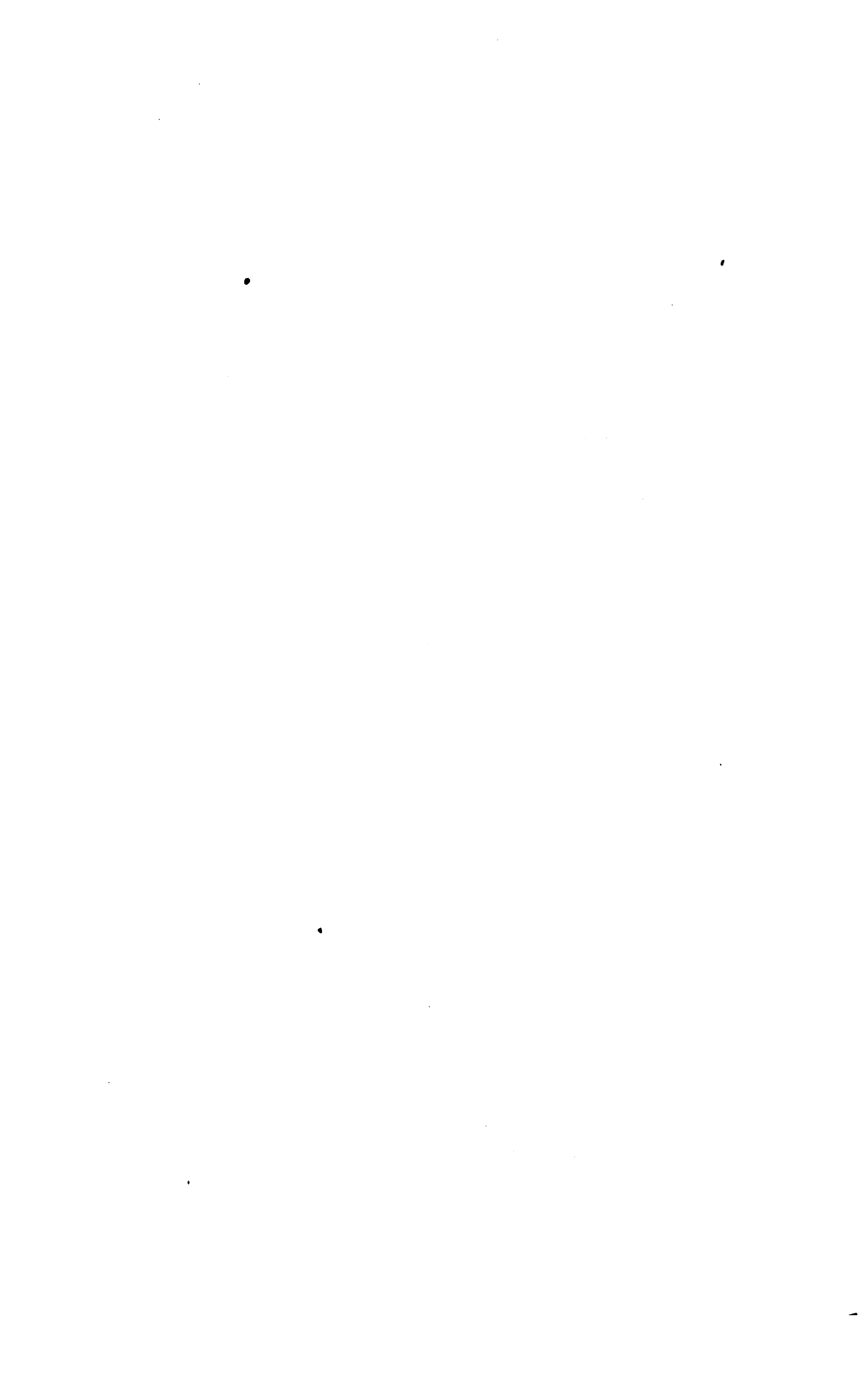
Dr. Otto Rehm
Oberarzt der Heilanstalt St. Jürgen-Asyl bei Bremen



BERLIN 1926
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg

Inhaltsverzeichnis.



Über die Verwahrlosung der Jugendlichen[1]).

I.

Klinischer Teil.

(Zugleich vergleichende Untersuchungen an verwahrlosten und nicht verwahrlosten „Abnormen".)

Von

Prof. Dr. WERNER RUNGE,
Chemnitz, früher Kiel.

Der Begriff der Verwahrlosung ist kaum exakt und erschöpfend zu definieren. Aber eine nähere Umschreibung dessen, was wir unter Verwahrlosung verstehen, ist doch notwendig, wenn wir uns näher mit diesem Begriff, mit den Ursachen und der Genese der Verwahrlosung befassen wollen. Es handelt sich nicht um einen naturwissenschaftlich oder psychiatrisch näher zu bestimmenden, sondern um einen pädagogisch-sozialen Begriff. Wir verbinden mit ihm die Vorstellung von einer Entwicklungs- oder Verhaltungsweise, die an die kindliche oder jugendliche Lebensphase geknüpft ist. Daß etwas völlig Analoges und Gleiches auch bei erwachsenen und ausgereiften Menschen vorkommt, ist schon wegen der Verschiedenheiten der Psyche und der Lebensführung des Jugendlichen und Erwachsenen nicht anzunehmen, wenn auch gewisse soziale Verhaltungsweisen des Erwachsenen, wie das Verbummeln und Herabsinken bis zum Landstreicher oder Gewohnheitsverbrecher oder das soziale Entgleisen eines chronischen Trinkers in mancher Hinsicht gewisse Ähnlichkeiten mit dem Verhalten eines in die Verwahrlosung gleitenden Kindes oder Jugendlichen aufweisen. Es wäre weiter hervorzuheben, daß wir unter „Verwahrlosen" und „Verwahrlosung" nicht etwas Feststehendes, zum Abschluß Gekommenes, sondern etwas in Entwicklung Begriffenes verstehen und im Einzelfall kaum sagen können,

---

[1]) Nach Referaten auf der Jahresversammlung des Norddeutschen Vereins für Psychiatrie und Neurologie in Kiel, Herbst 1924.

daß ein endgültiger stationärer Zustand erreicht ist. Ohne behaupten zu wollen, daß damit etwas nach jeder Richtung hin Befriedigendes und Erschöpfendes gesagt ist, können wir etwa umschreiben, daß unter Verwahrlosung die Entwicklung einer Verhaltungsweise des Kindes oder Jugendlichen zu verstehen ist, die ein Einfügen in die durch die Familie und das soziale Gemeinschaftsleben gegebenen Gesetzmäßigkeiten unmöglich macht und die durch das Auftauchen von für dieses Einfügen ungünstigen Gefühls-, Willens- und Triebrichtungen bedingt ist. Bei dieser Umschreibung ist zunächst nichts über die Ursachen dieser Entwicklung des seelischen Verhaltens gesagt, die naturgemäß durchaus verschieden sein können.

Die Methodik der Erforschung der Ursachen und Genese der Verwahrlosung kann nur die sein, daß erstens die Persönlichkeiten der Verwahrlosenden unter Berücksichtigung von vererbter Anlage, Geschlecht, Lebensalter, also die inneren Bedingungen, zweitens die äußeren Bedingungen, unter denen die Verwahrlosung sich entwickelt, und drittens die Erscheinungsformen der Verwahrlosung studiert werden. Dabei ist gleich zu betonen, daß man sich bei diesen Untersuchungen bisher ganz vorwiegend auf Fürsorgezöglinge, die bereits mehr oder minder stark und meist schon längere Zeit verwahrlost waren, gestützt hat, während in der vorliegenden Arbeit ein anderes Material, wie später zu erörtern sein wird, zugrunde gelegt worden ist. Weiter sei gleich hervorgehoben, daß dieser Abschnitt sich vom klinisch-psychiatrischen Standpunkt aus mit den pathologischen Persönlichkeiten unter den Verwahrlosten befaßt und das Studium des Milieus und der Verwahrlosungsformen nur so weit heranzieht, als es zur Aufklärung der Entwicklungsweise der Verwahrlosung dieser pathologischen Persönlichkeiten notwendig erscheint. Daß sich die Ausführungen in dem vorliegenden Teil vielfach mit denen des 2. Teils berühren und überschneiden, liegt in der Natur der Sache.

Das bisher wie erwähnt überwiegend zum Studium der Verwahrlosung verwandte Material von Fürsorgezöglingen hat vor anderem zweifellos meist eine gewisse Einheitlichkeit insofern voraus, als erst dann, wenn die Verwahrlosung einen erheblichen Grad erreicht hat, in der Regel die Unterbringung in Fürsorge-Erziehung und Fürsorge-Erziehungsanstalten zu erfolgen pflegt, erheblich weniger häufig schon dann, wenn die Verwahrlosung droht, — und ferner besteht eine Einheitlichkeit wohl deshalb, weil die Gerichte in gleichen Gegenden auch nach ungefähr gleichen oder ähnlichen Gesichtspunkten bei der Anordnung der Fürsorgeerziehung verfahren. Das erwähnte Material

hat ferner das für sich, daß es sich um lange Zeit in den Anstalten beobachtete Fürsorge-Zöglinge handelt und schließlich, daß gewöhnlich eingehende aktenmäßige Unterlagen über die Familienverhältnisse, das Milieu und die Entwicklung des Kindes vorhanden sind. Allerdings sind hier auch Bedenken zu erheben; es fehlt dem Untersucher meist der persönliche Kontakt mit den Eltern und Familienangehörigen, aus denen doch meist wichtige Anhaltspunkte für die Art der Belastung und der Milieuverhältnisse zu gewinnen sind. Die besonders früher übliche polizeiliche Feststellung der Familienverhältnisse hat ihre erheblichen Mängel, die erst in den letzten Jahren durch Mitwirkung geschulter Fürsorgerinnen, des Jugendamtes usw. wenigstens zum Teil gebessert sind. Ein weiterer Mangel vieler Arbeiten liegt darin, daß sie sich vielfach nur auf einmalige, oft kurze Untersuchungen stützen, während man sich im übrigen auf die Berichte der durchweg psychiatrisch nicht geschulten und auch pädagogisch-psychologisch nicht durchgebildeten, z. T. allerdings praktisch recht erfahrenen Erzieher stützen mußte. Eine genaue Analysierung der Einzelpersönlichkeiten der Verwahrlosten ist denn auch in der Hauptsache bisher nur von Gruhle und Gregor und Voigtländer durchgeführt worden.

Erst neuerdings ist es durch die Errichtung von Psychopathen-Beratungsstellen, heilpädagogischen Beratungsstellen, Heilerziehungsheimen, Kinderstationen in den psychiatrischen Kliniken und Anstalten möglich geworden, auch Material zur Untersuchung zu bekommen, das sich nicht nur aus bereits schwer verwahrlosten Individuen zusammensetzte, sondern zum Teil aus solchen, bei denen die Verwahrlosung erst drohte oder gewissermaßen in statu nascendi begriffen war und bei denen auch die Möglichkeit persönlicher Befragung der Eltern und Angehörigen sowie näherer und unmittelbarer Erforschung des Milieus gegeben war (Anton, Kramer, Raecke u. a.).

Bei unserer Untersuchung wird sowohl das alte Material herangezogen wie auch eigenes Material einer Psychopathen-Beratungsstelle[1]) Verwendung finden, das fast durchweg persönlich untersucht ist, wobei auch Eltern oder andere Angehörige persönlich befragt werden konnten und die Feststellung des Milieus, abgesehen von dem Eindruck, den man von den Eltern und sonstigen Erziehern gewann, auch durch geschulte Fürsorgerinnen erfolgte und durch eingehende Berichte der Lehrer ergänzt wurde. Die Erforschung

[1]) In Kiel.

der Hereditätsverhältnisse und der bisherigen Entwicklung des Kindes und Jugendlichen gelang so ziemlich zuverlässig. Ein Nachteil liegt zweifellos darin, daß eine längere Beobachtung nur in besonders schwierigen Fällen erfolgen konnte, bei denen auf andere Weise Klarheit nicht zu gewinnen war. In den anderen Fällen erfolgten aber meist mehrfache Untersuchungen. Ein besonderer Vorteil lag bei diesem Material in der Vergleichsmöglichkeit mit anderem Material aus der gleichen Beratungsstelle, das sich aus sozialen und nicht verwahrlosenden Elementen zusammensetzte.

Häufigkeit der Abnormen unter den Verwahrlosten.

Es geht aus alten und neuen Statistiken immer wieder hervor und ist zur Binsenwahrheit geworden, daß sich unter den verwahrlosenden und verwahrlosten Individuen ein sehr erheblicher Prozentsatz an Abnormen findet. Da trotz dieser Feststellungen und trotz der bei aller Anerkennung des Erreichten bei einem Teil der Abnormen zutage tretenden Mißerfolge der Fürsorge-Erziehung und sonstiger Erziehungsmethoden bisher noch keineswegs überall in ausreichender Weise die notwendigen Folgerungen daraus gezogen und die Besserungs- und Erziehungsmethoden bis auf wenige Ausnahmen noch keineswegs mit psychiatrischen Gesichtspunkten durchsetzt sind, sei noch einmal eine Zusammenstellung der hauptsächlichsten bisherigen Untersuchungsergebnisse bezüglich des Anteils an Abnormen unter den Verwahrlosten gebracht.

Tabelle I.

	Gesamtzahl	„Normal" %	„Abnorm" %
Holthausen, Ostpreußen	979	76	23
Rabbas, Westpreußen	271	84,8	15,2
Knecht, Pommern 1910	222 m. 95 w.	57 m. 34 w.	43 m. 66 w.
Schnitzer, Pommern 1912	78	37,1	62,9
Posen	122	65,6	34,4
Cramer, Hannover 1910	376 schulentl	40	60
Mönkemöller, Hannover 1911	589 schulpfl.	63	37
Snell, Reg.-Bez. Wiesbaden	132 m. 48 w	ca. 27 ca. 45	ca. 73 ca. 55
Rizor, Westfalen 1909	789	30,4	69,6

	Gesamtzahl	„Normal" %	„Abnorm" %
Brandenburg 1911	326	25,8	74,2
Hinrichs, Schlesw. Holst. 1912	84 m. 60 w.	43	57
Siefert, Prov. Sachsen 1912	732 m 332 w.	40,4 40,7	59,6 59,3
Schwartz, Prov. Sachsen 1922/23	792	34,8	65,2
Thoma, Baden 1911	650	—	51,9
Gruhle, Baden 1912	105 m.	45	55
Planner u. Zingerle, Steiermark 1921	129	38,7	61,3

Die Zahl der Abnormen schwankt zwar besonders in den älteren Statistiken stark, ist aber doch durchweg eine beträchtliche bis auf die Zahlen Ost- und Westpreußens, die ebenso wie die der früheren amtlichen preußischen Statistik nicht von psychiatrischer Seite, sondern von Laien, nämlich den Erziehern, zusammengestellt sind.

Mit der Feststellung der erheblichen Beteiligung der Abnormen an der Verwahrlosung hatte man sich früher vielfach begnügt; man neigte einfach der Annahme zu, daß die abnorme Konstitution an sich Ursache der Verwahrlosung sei. Erst Gruhle und später Gregor haben eine eingehende Erörterung über dieses Thema angeregt und eine Lösung dieser Frage versucht. Sie sind, besonders ersterer, zu einer verneinenden Antwort gelangt. „Die Konstatierung der Krankhaftigkeit besagt noch nichts über ihr Verhalten in sozialer Beziehung." Zu diesem Schluß kommt Gruhle. Die Frage läuft in letzter Linie darauf hinaus, ob, wie man im Anschluß an Kehrer sagen kann, die abnorme Konstitution des betr. Individuums so geartet ist, daß die auf jedes Individuum einwirkenden Außenreize (zu denen auch die „Erziehungsreize" gehören) in diesem Falle seine Verfassung gar nicht oder nur in ungünstigem (also verwahrlosungsfördernden) Sinne beeinflussen konnten, die konstitutive Anlage also von überwertiger Bedeutung ist, oder ob etwa nur ungewöhnliche und übel wirkende Außenreize oder auch das Ausbleiben bestimmt gearteter Reize (der Erziehungsreize) die seelische Verfassung ungünstig beeinflussen konnten, diese nur außergewöhnlich ungünstigen Reizen erlag, also für das Zustandekommen der Verwahrlosung diese Außenreize von überwertiger Bedeutung sind. Man wird — wenn die Frage so formuliert wird, schon von vornherein erkennen können, daß eine scharfe Trennung und Differenzierung zwischen der Wirksamkeit der

Anlage und der der Umweltreize gar nicht möglich ist. Gruhle ist nun trotz des gehäuften Vorkommens von Abnormen unter den Verwahrlosenden so weit gegangen, zu verlangen, daß zur Feststellung, ob die Abnormität bzw. Psychopathie überhaupt eine Bedeutung für die Verwahrlosung habe, zunächst einmal Vergleichszahlen über das Auftreten von Abnormen in einer beliebigen Gruppe von Jugendlichen, etwa Fortbildungsschülern herangezogen werden müßten. Erst wenn unter diesen eine geringere Zahl von Psychopathen festgestellt werde, als unter den Verwahrlosten, sei das ein Hinweis darauf, daß die Psychopathie doch von ursächlicher Bedeutung sein könne. Zufällig hatte ich Gelegenheit, vor 2 Jahren 70 schulentlassene Jungen, die als Lehrlinge auf einer Werft eingestellt werden sollten, gelegentlich einer Eignungsprüfung psychiatrisch-neurologisch mit Hilfe anderer Fachkollegen, denen genaue Anweisungen über die Untersuchungsmethodik gegeben waren, zu untersuchen. Unter diesen also durchweg etwa gleichaltrigen Jungen fanden sich 4 Proz. Psychopathen, 3 Proz. Debile und 4 Proz. Nervöse, also jedenfalls erheblich weniger Abnorme als unter den Verwahrlosten der oben erwähnten Statistiken. Allerdings ist dieser Vergleich aus verschiedenen Gründen nur mit Vorbehalt zu verwerten, da die Zahl der untersuchten Jugendlichen im Verhältnis zu den Zahlen der untersuchten Verwahrlosten ziemlich klein ist und da es sich um ein bereits etwas gesiebtes Material handelt, insofern, als sich zu diesen Lehrlingsstellen hauptsächlich Individuen aus Kreisen mit einer geordneten Häuslichkeit, Kinder von Eltern, die Wert auf eine gute Ausbildung und Erziehung legen, melden, also gerade Jugendliche aus abnormen Verhältnissen z. T. fehlen werden. Da aber andere Vergleichsmöglichkeiten nicht vorliegen, schien der Versuch eines solchen mit dem vorhandenen Material wertvoll. Wir werden bei Durchuntersuchung etwa der Fortbildungsschüler einer Schule oder der obersten Volksschulklassen vielleicht noch etwas höhere Zahlen von Abnormen bekommen; aber es ist doch nach dem Untersuchungsergebnis der genannten 70 Jugendlichen und überhaupt nach unsern Kenntnissen über das Volksschul- und Fortbildungsschulmaterial nicht gerade wahrscheinlich, daß der Prozentsatz an Abnormen hier an das der Verwahrlosten irgendwie heranreicht. Obwohl unser Vergleich doch gewisse Hinweise gibt, ist aber immerhin der von Gruhle geforderte Beweis noch nicht restlos befriedigend erbracht. Es wird danach im Einzelfall erst zu prüfen sein, ob er Anlage-Eigenschaften enthält, die notwendig zur Verwahrlosung führten oder die Entwicklung dieser begünstigten.

Allgemeines zur Frage der Verwahrlosung der Abnormen.

Außer der Untersuchung der „abnormen" Verwahrlosten ist naturgemäß die Feststellung der Art ihrer Belastung von besonderer Wichtigkeit. Abgesehen von der eingehenden erbbiologischen Durchforschung eines derartigen Materials, die noch aussteht und erst zum Teil von Meggendorfer in Angriff genommen ist, wird die Feststellung wertvoll sein, wie schwer und häufig die Belastung im Vergleich zu der sozialer und gesunder, wie auch zu der sozialer und abnormer sowie zu der gesunder verwahrloster Individuen ist, welche Hereditätsmomente bei den normalen und pathologischen Gruppen besonders hervortreten, und ob sich aus ihnen irgendwelche Schlüsse auf die zur Verwahrlosung führende Verhaltungsweise ziehen lassen. Es ergeben sich hierbei, worauf schon Gruhle hinwies, allerhand Schwierigkeiten: oft läßt sich außerordentlich schwer entscheiden, ob die Kinder infolge der Belastung bzw. der sich daraus ergebenden Anlage oder infolge des ungünstigen Milieus, falscher Erziehungsmaßnahmen verwahrlosen, die durch die Abnormität der Eltern mit ihren evtl. Folgeerscheinungen (Trunksucht usw.) bedingt sind. Als Beweis für die Schwierigkeit des Problems sei angeführt, daß z. B. Gruhle eine recht hohe Belastungsziffer der sog. „Milieukinder" und eine niedrigere der „Anlage-Kinder" fand. Die schon oben erwähnte Tatsache, daß sich Anlage- und Milieumomente gar nicht befriedigend gegeneinander abgrenzen lassen, bedingt, daß leider dem subjektiven Ermessen des Untersuchers nicht selten viel Spielraum überlassen bleibt, was die Beantwortung der Frage „Anlage oder Milieu" weiter erschwert. Auch Schneider hebt Ähnliches hervor.

Kompliziert wird die Sachlage weiter dadurch, daß auch Bedingungen, die in gewissen Lebensepochen liegen, wie in der Frühkinderzeit, in der Vorreife- und Reifezeit beim gesunden wie beim pathologischen Individuum das Zustandekommen der Verwahrlosung begünstigen. Ziehen, Gregor, Gervai u. a. haben hervorgehoben, daß die psychischen Eigenarten der Pubertätszeit zuweilen eine strenge Scheidung des Normalen vom Pathologischen unmöglich machen, eine Erfahrung, die jeder, der sich näher mit der psychiatrischen Untersuchung Jugendlicher befaßt hat, bestätigen wird. Gervai spricht von der bei Mädchen vorkommenden Verschlechterung der Charaktereigenschaften in der Pubertätszeit, Mönkemöller von moralischen Perversionen, die an „moral insanity" erinnern. Jedenfalls ist zu berücksichtigen, daß die Verwahrlosungsgründe in der Pubertät vielfach ganz andere sein können, als in

früheren Lebensabschnitten. Bei der Untersuchung eines größeren Materials von Verwahrlosenden wird danach eine Trennung nach dem Alter erforderlich. Schwierig ist es aber, hier eine Grenze zu ziehen, da der Beginn der Reifezeit in jedem Fall individuell verschieden sein kann. Jene Autoren, die vor allem eine Trennung nach dem Alter durchgeführt haben wie Siefert, Gregor und Voigtländer und andere, haben die Grenze bei der Schulentlassung gezogen. Richtig ist das für viele Fälle, wenn man den Beginn der Pubertätszeit treffen will, aus dem erwähnten Grund sicher nicht, aber praktisch brauchbar ist diese Regelung besonders im Hinblick auf die Änderung der Lebensführung mit der Schulentlassung wenigstens bei den hauptsächlich in Frage kommenden Besuchern der niederen Schulen, im Hinblick auf die dann eintretende Änderung der äußeren Situation überhaupt, den Eintritt in die Berufstätigkeit und die damit verbundene größere Selbständigkeit. Der Besuch der Fortbildungsschulen scheint doch kein Ersatz für die Volksschule und beeinflußt die allgemeine Lebensführung nicht so weit, daß die Unterschiede gegenüber der eigentlichen Schulzeit dadurch verwischt würden. Pubertätseinflüsse, Milieueinflüsse, Erwerbstätigkeit und in der Anlage gegebene Momente dürften in diesen Jahren zusammen oder z. T. abwechselnd das Verhalten des Jugendlichen beeinflussen. Die Frage nach den Ursachen der Verwahrlosung in diesen Jahren wird dadurch weiter kompliziert. In unserem Material ist die Grenze zwischen Kindheit und Jugend bei Abschluß des 14. Jahres gezogen, unabhängig von dem Schulbesuch. Wenn sich auch dagegen erhebliche Einwendungen machen lassen, so schien mir dies doch zweckmäßig, um wenigstens immer das gleiche Lebensalter zu treffen. Es wird weiter schließlich aus verständlichen Gründen die Trennung nach dem Geschlecht bei dem untersuchten Material notwendig. Diese, wie die Trennung nach dem Alter ist am konsequentesten in den Arbeiten von Siefert und Gregor und Voigtländer durchgeführt worden.

Tabelle II.

Schulpflichtige Knaben.

	Normal	Psychop. und „abnorm“	Debil.	Imbez.	Epil.	Geisteskrank	Summe der Abnorm.
Siefert	218=42%	135=26%	129=25%	34=7%	--	—	298=58%
Gregor u. Voigtländer	9=19,6%	26=56,9%	5=10,9%	3=6,5%	1=2,2%	2=4,3%	37=80,4%

Schulpflichtige Mädchen.

	Normal	Psychop. und „abnorm“	Debil.	Imbez.	Epil.	Geisteskrank	Summe der Abnorm.
Siefert	60=47%	16=12%	45=35%	7=6%	—	—	68=53%
Gregor u. Voigtländer	5=19,1%	14=53,8%	6=22,9%	1=3.8%	—	—	21=80,9

Schulentlassene Knaben.

	Normal	Psychop. und „abnorm“	Debil.	Imbcz.	Epil.	Geisteskrank	Summe der Abnorm.
Siefert	27=50%	7=12,9%	18=33,3%	2=3.8%	—	—	27=50%
Gregor u. Voigtländer	4=7,3%	34=64,1%	6=10,8%	3=5,4%	5=9,2%	2=3,7%	50=92,7%

Schulentlassene Mädchen.

	Normal	Psychop. und „abnorm“	Debil.	Imbez.	Epil.	Geisteskrank	Summe der Abnorm.
Siefert	72=37%	48=24%	64=33%	13=6%	—	—	125=63%
Gregor u. Voigtländer	15=20,1%	32=43,5%	18=24,1%	7=9,3%	—	2=2,6%	59=79,9%

Die Zahlen differieren in beiden Statistiken außerordentlich, insbesondere läßt sich nichts Bestimmtes sagen, ob die Abnormen unter den verwahrlosten Schulentlassenen häufiger als bei den Schulpflichtigen sind (Gregor und Voigtländers Knaben, Sieferts Mädchen) oder umgekehrt (Sieferts Knaben. Gregor und Voigtländers Mädchen während und nach der Schulzeit gleich). Die Differenzen sind offenbar z. T. in der verschiedenartigen Abgrenzung des Normalen und Pathologischen bei beiden Autoren bedingt, vielleicht auch durch rein äußere Momente, die Zuführungsmöglichkeiten in den betr. Anstalten u. a. Besonders auffallend ist demgegenüber, daß in beiden Statistiken die schulpflichtigen Knaben und Mädchen untereinander etwa den gleichen Prozentsatz an Abnormen aufweisen, die Zahlen aber nach der Entlassung aus der Schule bei beiden Geschlechtern weiter auseinander gehen, wenn auch in beiden Statistiken nicht in der gleichen Weise. Die Geschlechter scheinen sich also während der Schulzeit in der Beteiligung der

Abnormen zu gleichen, nach der Schulzeit darin zu differieren, vielleicht auch ein Anzeichen für die schon anderweitig behauptete Gleichartigkeit der Verhältnisse bezüglich der Verwahrlosung bei beiden Geschlechtern vor der Schulentlassung und der Ungleichartigkeit nach derselben. Interessant ist in dieser Hinsicht auch die Feststellung Gervais, daß die Unterschiede in der Kriminalität beider Geschlechter meist erst in der Pubertätszeit festzustellen sind.

Die verschiedenen Formen der verwahrlosenden Abnormen.

Über die Beteiligung der verschiedenen Arten der Abnormen an der Verwahrlosung gibt folgende Tabelle Aufschluß:

Tabelle III.

Namen, Ort	Zahl der Untersuchten	Norm.	Psychop.	Debil.	Imbez.	Idiot.	Epil.	Psychosen	Sonstiges
F. Z., Brandenburg Cf. Isserlin u. Gudden	32,6	25,8	32,5	48,8	37,4	2,1	2,8	0,3	—
F. C., Pommern, 1912 Schnitzer	154	28,6	ca. 11	27,2	27,3	5,9	—	—	—
Schulpfl.F.Z.,Hannover 1913/14, Mönkemöller	816	50,2	9,6	4,9	29,2	0,1	2,1	1,4	—
F. Z., Prov. Sachsen Schwartz	792	54,8%	23,5%	16,9	3,4	—	0,5	0,3	0,6%
F. Z., Sachsen, 1915 Gregor u. Voigtländer	229 m. 121 w. Sa. 350	20,9	48,5	20,0	8,5	—	0,3	1,7	—
F. Z., Euskirchen, Westf. Lückerat	158	23,4	41,1	31,6	—	—	—	—	—
Psych. Klinik München. jgdl. Kriminelle Isserlin u. Gudden	87	1,1	67,8	—	17,2	—	4,6	8,0	1,1
F. Z., Steiermark Planner u. Zingerle	129	38,7	26,4	12,4	14,7	—	0,8	—	6,8 (davon 5,4% durch. Alc. geschädigte)
Beratungsstelle Kiel Verwahrlosende 1923/24	172 100 m. 72 w.	—	64,5	22,7	10,5	—	2,3	—	—

Die Zahlen in dieser Tabelle, die im einzelnen z. T. durch Zusammenziehen verschiedener Untergruppen in den Originaltabellen gewonnen werden mußten, um überhaupt einen Vergleich miteinander zu ermöglichen, weichen ganz erheblich voneinander ab. Zunächst müssen die Zahlen von Isserlin und Gudden sowie von mir gesondert von den anderen betrachtet werden, da sie aus einem fast durchweg pathologischen verwahrlosten Material einer psychiatrischen Klinik bzw. Beratungsstelle gewonnen sind, das sich nicht aus Fürsorgezöglingen rekrutiert, wie das der übrigen Autoren. Die Anteile der Normalen schwanken bei diesem bereits zwischen 20,9 und 54,8 Proz. Der letztere Prozentsatz erscheint ungewöhnlich hoch, offenbar deshalb, weil der Autor auch noch Individuen mit psychopathischen Zügen zu den Normalen zählt und weil sich unter den „normal Beschränkten", die zu den Normalen gerechnet sind, offenbar noch Typen finden, die andere zu den Schwachsinnigen gezählt haben. In den älteren Statistiken überwiegt die Zahl der Schwachsinnigen die der Psychopathen, in den neueren von Schwartz, Gregor und Voigtländer, Lückerat stehen dagegen die Psychopathen an erster Stelle, ebenso wie in der Statistik von Isserlin und Gudden und mir. (Zu den 172 Fällen meines Materials kommen noch 10 Fälle mit Encephalitis epidemica.) Im ganzen ist wohl das neuere Material unter moderneren Gesichtspunkten untersucht und dürfte die Verhältnisse zutreffender wiedergeben. Es stehen also die Psychopathen an erster Stelle, dann folgen die Debilen und Schwachsinnigen, während die Epileptischen und Psychosen (hauptsächlich Schizophrene) nur eine ganz untergeordnete Rolle spielen. Im folgenden sollen die einzelnen Formen der Abnormen nacheinander durchgesprochen werden.

Psychopathen.

Es kann hier naturgemäß die Frage der Abgrenzung und Gruppeneinteilung bei den Psychopathen nicht eingehender erörtert werden. Einteilungen wie die Kochs und Gruhles, die die Schwachsinnsformen mit zu den Psychopathen hinzunehmen, wird man für die Untersuchung der Verwahrlosung nicht gebrauchen können, da es hier gerade auf die schärfere Heraushebung der Typen ankommt. Gegenüber anderen Einteilungen haben Kretschmer und Schneider mit Recht den Einwand erhoben, daß inkommensurable Größen nebeneinander gestellt wurden. Aber auch durch den Versuch einer charakterologischen Abgrenzung durch Kretschmer ist das Ziel einer befriedigenden Einteilung, wie Schneider betont.

nicht erreicht. Eine Gruppierung nach psychologisch-klinischen Gesichtspunkten, wie sie Schneider unter Nebeneinanderstellung möglichst vergleichbarer Typen versucht, ist jedenfalls für unsere Zwecke vorzuziehen. Vor allem wird hierbei nicht nach Reaktionen auf die Umwelt gruppiert, sondern es werden die Anlage-Eigentümlichkeiten selbst berücksichtigt.

Bei Kindern und Jugendlichen fehlen manche Psychopathentypen, wie sie bei Erwachsenen vorkommen, andere sind sehr selten oder zeigen sich vielleicht auch in anderer Form als später. Alles dies steht wohl sicher mit der noch nicht vollständigen Entwicklung der Persönlichkeit im Kindes- und Jugendalter, mit dem erst späteren In-Erscheinungtreten bestimmter Charakterzüge erst nach der Pubertätszeit in Zusammenhang, ebenso wie mit den andersartigen, primitiveren Reaktionen auf bestimmte Erlebnisformen in der Kindheit und dem Fehlen mancher Reaktionsformen, z. T. weil manche Erlebnisse noch nicht „erlebt“ werden. So sind die von Schneider und anderen geschilderten „Fanatiker“ unter den Kindern so gut wie gar nicht, unter den Jugendlichen noch wenig zu finden. Solche Psychopathen, die gewisse psychische Eigenarten zeigen, wie sie von Kraepelin, Bleuler aus anamnestischen Angaben über die Entwicklung Schizophrener retrospektiv herausgehoben und geschildert sind, sind in reiner Form, wenigstens nach dem hiesigen großen Material ziemlich selten zu finden. Jedenfalls fanden sich nur ganz vereinzelte Fälle, bei denen die spätere Entwicklung einer Schizophrenie möglicherweise vorauszusehen war. Auch Schizoide, wie sie Kretschmer u. a. geschildert haben, die nicht unbedingt Anwärter auf eine Schizophrenie zu sein brauchen, fanden sich unter dem kindlichen Material selten. Die von Mönkemöller beschriebenen „Paranoischen“ waren ebenfalls unter den Kindern und Jugendlichen nicht festzustellen. Hyperthymische sind nicht gerade häufig, wenigstens unter dem hiesigen Material nicht, Depressive etwas häufiger. Echte Zirkuläre, ebenso echte Zwangskranke (Anankastische Schneiders) sind selten. Scholz, Stier haben für jugendliche Psychopathen besondere Einteilungen und Gruppierungen vorgenommen, letzterer nach genetischen Gesichtspunkten, indem er als Hauptgruppen Fälle mit Steigerung des Trieblebens, mit Abschwächung des Trieblebens, mit falscher Verankerung des Trieblebens an einzelne Vorstellungen heraushob. Diese Einteilung berücksichtigt jedoch in etwas einseitiger Weise das Triebleben, während die doch so häufigen und ausgesprochenen Störungen der Affektivität erheblich zurücktreten und in ihrer Schärfe nicht voll

erfaßt werden, so daß manche Fälle so nicht unterzubringen sind. Am besten ist es also, sich bei den kindlichen und jugendlichen Psychopathen an die geläufige Einteilung zu halten unter Berücksichtigung der Gesichtspunkte Schneiders, möglichst vergleichbare Typen nebeneinander zu stellen. Damit möchte ich mir aber nicht die Schneidersche Ansicht zu eigen machen, der in den Psychopathien keine Krankheiten, sondern rein quantitative von dem Gewöhnlichen abweichende Variationen und Spielarten des menschlichen Wesens sieht. Gewiß wird man von einer ausgesprochenen Krankheit nicht sprechen können, in dem Sinne, daß es sich um einen aus innerem und äußerem Anlaß auftretenden, sich innerhalb eines beschränkten Zeitraumes abspielenden oder zum Tode führenden, auf fehlerhafter und pathologischer Funktion von Organsystemen beruhenden Vorgang handelt. Aber ebenso wie bei einer Krankheit handelt es sich doch auch hier um etwas Pathologisches, wenigstens in dem Sinne einer, wenn auch kongenitalen pathologischen Dysfunktion der zerebralen Systeme, wenn wir überhaupt die psychischen Vorgänge an Hirnfunktionen gebunden annehmen. Das Studium psychischer Störungen bei der kindlichen Encephalitis epidemica lehrt uns doch, daß den psychopathischen sehr ähnliche Anomalien durch exogene Hirnschädigungen hervorgerufen werden können und zwar nach den bisherigen Forschungsergebnissen nicht nur wie Schneider u. a. behaupten, auf dem Boden einer entsprechenden „Anlage“. Wenn diese Bilder den Psychopathien nicht völlig gleichen, so beruht das m. E. darauf, daß es sich um eine exogene Schädigung handelt, die wohl kaum jemals genau das gleiche Bild zu erzeugen imstande ist, wie eine durch Vererbung überkommene Anomalie. Aber die Ähnlichkeit ist doch trotz der das Gegenteil betonenden Arbeiten von Gerstmann und Kauders, Leyser auffallend, besonders bei in frühem Kindesalter erworbener Enzephalitis, ebenso wie z. B. bei psychischen Veränderungen des Kindes und Jugendlichen nach Kopftrauma, nach Infektionskrankheiten (siehe später). Sie wird z. B. auch von Bonhoeffer, Kleist hervorgehoben. Letzterer betont die „psychopathische Charakterveränderung“ bei der Enzephalitis gerade im Hinblick auf Schneiders Standpunkt, daß Psychopathien nichts Krankhaftes seien. Letzten Endes beruht die Verschiedenheit der Standpunkte Schneiders, Kronfelds und anderer einerseits und Kleists u. a. sowie des meinigen andererseits auf der grundsätzlichen Verschiedenheit der Forschungsmethoden jener Vertreter der sog. „reinen Psychiatrie“ von der der naturwissenschaftlich eingestellten Psychiater. Hinzu kommt, daß wir

gerade bei den kindlichen Psychopathen Entwicklungsstörungen rein körperlicher Art wie Zurückbleiben im Wachstum, motorische Unruhe, Bettnässen, ferner Schlafstörungen, Aufmerksamkeitsschwäche und schließlich sonstige neurologische Stigmata finden, die offensichtlich auf pathologische Vorgänge und Anomalien hinweisen und uns zwingen, die gleichzeitig zu beobachtenden psychischen Phänomene ebenfalls als pathologisch zu betrachten[1]).

Allerdings können gelegentlich Kinder mit normaler Charakteranlage, wie Weber zuzugeben ist, unter äußeren Einflüssen schwer verwahrlosen und dann Erscheinungen bieten, die den psychopathischen Äußerungen ähnlich sind. Es scheint hier aber der Mangel an Erziehung oder Fehlen der Erziehung, Leitung und Führung ebenfalls Störungen in der Persönlichkeitsentwicklung, in der normalen Entwicklung von Temperament und Charakter hervorrufen zu können bzw. durch gute Erziehung korrigierbare Trieb-, Affekt-, Willensrichtungen und Intensitäten hervortreten zu lassen, wie sie bei den Psychopathen durch krankhafte Anlage endogen bedingt und nicht durch die Durchschnittserziehung korrigierbar sind. Es liegt deswegen aber kein Grund vor, die Psychopathen nicht als pathologisch anzusehen. Im übrigen bedarf die Frage der Entstehung psychopathieähnlicher Störungen durch die Verwahrlosung noch weiterer Klärung. Wir müssen also daran festhalten, daß es sich bei den Psychopathien um pathologische und krankhafte Abweichungen des Seelenlebens handelt.

Bevor auf die bei den Verwahrlosenden vorkommenden verschiedenen Gruppen von Psychopathen eingegangen wird, sei zunächst die Frage der Belastung der gesamten verwahrlosten Psychopathen erörtert, zugleich im Vergleich zu den nicht verwahrlosten sonst in der Beratungsstelle zur Untersuchung gekommenen Psychopathen, die sich meist aus Asthenischen im Sinne Schneiders rekrutieren. Um einen Vergleich mit den Belastungsziffern Diems bei Gesunden und Geisteskranken zu ermöglichen, wurde die Feststellung genau nach den Vorschriften Diems vorgenommen. Gewisse Schwächen dieser Methodik hat bereits

---

[1]) Wenn Schneider sich gegen diese Auffassung wendet, auch weil sie leicht zur Ablehnung der Verantwortlichkeit führe, zu einer Kapitulation vor Unabänderlichem, so kann dies wohl kaum eine wissenschaftliche Feststellung beeinflussen, abgesehen davon, daß von Unabänderlichkeit nicht die Rede zu sein braucht und man ihm in gleicher Weise entgegenhalten könnte, daß die Ablehnung der Krankhaftigkeit z. B. bei der Entmündigungsfrage wieder große Schwierigkeiten bereiten kann.

Kehrer hervorgehoben, so die jeweilige Verwertung nur des belastenden Moments eines einzigen Verwandten und die Ignorierung der Abweichungen aller übrigen Familienmitglieder, die Dehnbarkeit des Begriffs der als „Charakteranomalien" bezeichneten Rubrik, zu der manche Psychopathenformen, wie z. B. die der Sonderlinge, Originale u. a. nicht gerechnet wurden. Es ist daher ein Vergleich mit den Zahlen von Diem außerordentlich erschwert, und wenn er versucht wird, nur mit erheblicher Vorsicht und Zurückhaltung zu verwerten. Da aber ein anderes Vergleichsmaterial nicht vorliegt, ist nur ein Vergleich mit dem Diemschen Material möglich. Es sind im folgenden sowohl die Fälle von sozialen Psychopathen (die sich wie gesagt in der überwiegenden Mehrzahl, aber nicht ausschließlich, aus Asthenikern rekrutieren) wie von verwahrlosten Psychopathen nach der Methodik von Diem auf Belastung durchforscht, soweit das überhaupt möglich war, um auch einen Vergleich dieser zwei Gruppen untereinander zu ermöglichen und evtl. charakteristische Unterschiede herauszufinden. Die Rubrik für Apoplexien ist weggelassen, da diese nur ganz vereinzelt festgestellt waren. Die für Selbstmord fiel fort, da alle Selbstmörder schon unter der Rubrik der Psychopathen vermerkt waren.

Hervorgehoben sei, daß die Aufstellung so ausgeführt wurde, wie Koller, Diem sie für die Geisteskranken machten, also unter Zurechnung der Hysterie und Epilepsie zu den Geisteskrankheiten, von Nervösen zu den Charakteranomalien. (Die Zahlen für Gesunde von Diem sind nach etwas anderer Einteilung gewonnen.)

Tabelle IV.

Belastung der Psychopathen nach Koller-Diem berechnet:

s. = soz. Psychop. 120 Fälle v. = verw. Psychop. 111 Fälle	direkt		indirekt		kollateral		Summa		
	s.	v.	s.	v.	s.	v.	s.	v.	
Geisteskrankheit (+Epileps.u.Hyst.) Schwachsinn	11 5 } 16=13,3	11 1 } 12=10,8	1=0,8 —	3=2,7 —	— 1=0,8%	— 1=0,9%	12 6 } 18=15,0	14 2 } 16=14,4	[7,1 30—38%]
Nervenkrankheit	3=2,4	—	—	1=0,9	1=0,8	—	4=3,0%	1=0,9	[5,7 5,0]
Trunksucht	14=11,7	19=17,1	5=4,2	1=0,9	—	—	19=15,8	20=18,1	[17,7 16,3]
Dementia senilis und Paralyse	1=0,8	2=1,8	1=0,8	1=0,9	—	—	2=1,6	3=2,7	[6,3 1,9]
Auffall. Charakter (= Psychopathie und Nervosität)	65=54,2	61=54,1	4=3,2%	3=2,7	1=0,8	1=0,9	70=58,5	65=58,6	[10,4 10—15]
	99=82,5	94=84,7	11=9,2	9=8,1	3=2,5	2=1,8	113=94,2	105=94,6	
	[33,0 50,3]		[29,0 15,0]		[5,0 12,7]		[66,9 77]		

Die in [ ] befindlichen Zahlen sind diejenigen Diems über Belastung bei Gesunden u. Geisteskranken.

In der Tabelle fällt zunächst auf, daß die Gesamtzahl der Belastung bei sozialen und nichtsozialen Psychopathen viel höher als die Diemschen Zahlen und untereinander fast gleich hoch ist (94.2 Proz. und 94.6 Proz.); das gleiche gilt für die direkte, also schwere Belastung von den Eltern her. (Daß die indirekte und kollaterale Belastung scheinbar so gering ist, liegt an der hohen direkten Belastungsziffer. nach der Methodik Diems mußten viele Fälle aus der indirekten und kollateralen Belastung wegfallen.) Wie aus den Tabellen zu sehen ist. ist die Belastung „mit auffallenden Charakteren" eine sehr hohe. Hierher wurden entsprechend den Zahlen Diems auch die sehr vielen nervösen Fälle gerechnet, ferner nicht ganz entsprechend sittlich verwahrloste und minderwertige Elemente sowie die Psychopathen. Da sich im einzelnen der Charakter der Psychopathien nicht näher bestimmen ließ, ist wohl mancher Fall mit hineingenommen. der von Diem hier nicht berücksichtigt wäre. Aber die Zahl derartiger Fälle ist doch nicht so groß, daß sie den gewaltigen Unterschied gegenüber den Diemschen Zahlen erklären könnte. Selbst wenn die große Zahl der Belastung mit Nervösen fortgelassen wird, bleiben noch Zahlen für die Belastung mit auffallenden Charakteren zurück, die weit über die Zahlen Diems hinausgehen, der die Nervösen mitrechnete, und bei beiden Gruppen von Psychopathien ziemlich gleich sind (25.8 Proz. bei den Sozialen, 24,3 Proz. bei den Verwahrlosten). Dabei ist die direkte Belastung mit auffallenden Charakteren bei den Asozialen wesentlich höher als bei den Sozialen (14.2 : 23.8). Läßt man auch die sittlich Defekten fortfallen, so bleiben die Zahlen bei den Verwahrlosten immer noch über denen von Koller-Diem für Geisteskranke; bei den sozialen Elementen gehen sie aber unter diese herunter (Zahlen für die direkte Belastung mit auffallenden Charakteren bei den Asozialen 13,6 Proz., bei den Sozialen 10 Proz.). Man kann daraus mit Vorbehalt vielleicht schließen, daß die Belastung mit auffallenden Charakteren, d. h. Psychopathen bei den verwahrlosten Psychopathen eine größere Rolle spielt. Läßt man die Nervösen fort, dann werden auch die Zahlen für die Belastung mit Trunksucht erheblich größer. (Bei den Verwahrlosten statt 18.1 Proz. 29.7 Proz., bei den Sozialen statt 15,8 Proz. 20 Proz.) Sie sind speziell auch bei der direkten Belastung wesentlich höher (17.1 : 11.7). Sie überschreiten bei der Berechnung nach Diem nicht dessen Zahlen bei Geisteskranken, aber doch wenigstens bei den Verwahrlosten die der Gesunden. Bemerkenswert ist, daß die Belastungszahl mit Trunksucht bei den Verwahrlosten erheblich größer, als bei den Nichtverwahrlosten ist und zwar sowohl für direkte

wie indirekte Belastung. Kann man bei der direkten Belastung immer noch eine gleichzeitige schlechte Milieuwirkung auf den Verwahrlosten annehmen, so kommt das doch für die indirekte Belastung nicht in Betracht. Eine gewisse Bedeutung ist der Trunksucht also wohl bezüglich der Entstehung einer zu Verwahrlosung disponierenden psychopathischen Konstitution zuzuerkennen. Die Zahlen für Belastung mit Geisteskrankheit differieren bei sozialen und verwahrlosten Psychopathen nicht wesentlich, sind höher als die Belastung mit Geisteskrankheiten bei Gesunden nach Diem und niedriger als die bei Geisteskranken. Sie wird bei Fortlassung der Nervösen ebenfalls höher, reicht dann annähernd an die Zahlen Diems bei Geisteskranken heran und ist auch dann bei beiden Tabellen auffallend gleich (27.5 bei den Sozialen zu 28,8 bei den Verwahrlosten). Eine besondere Rolle bei der Entstehung einer für die Verwahrlosung günstigen Konstitution scheint sie also nicht zu spielen. Die Belastung mit Nervenkrankheiten, Dementia senilis und Paralyse spielt keine wesentliche Rolle. Allerdings ist möglicherweise nicht jeder Paralysefall als solcher in der Verwandtschaft erkannt worden.

Was die direkte, indirekte und kollaterale Belastung überhaupt betrifft, so ist die direkte sowohl mit Einrechnung wie bei Fortlassung der Nervösen besonders groß bei den Verwahrlosten, was, wie gesagt, auf die besonders hohen Ziffern der Trunksüchtigen und auffallenden Charaktere zurückzuführen ist. Sie übertrifft auch nach Fortlassung der Nervösen bei den Verwahrlosten die Zahlen Diems für Geisteskranke. Die indirekte und kollaterale Belastung ist dagegen bei sozialen und verwahrlosten Psychopathen ziemlich gleich und steht unterhalb der Diemschen Zahlen für Gesunde und Geisteskranke, nach Fortlassung der Nervösen noch unterhalb der Zahl für Gesunde, aber über der für Geisteskranke.

Wegen der genannten Schwächen der Hereditätsuntersuchung nach Diem ist es notwendig, noch einen Gesamtüberblick über die Belastung in unseren Fällen zu geben, in dem alle vorkommenden Krankheitsfälle berücksichtigt werden. In der folgenden Tabelle sind die Suizide nicht verzeichnet, da sie ausschließlich bei Psychopathen und Alkoholisten vorkamen, die sowieso mit aufgenommen sind. Es fehlen ferner die Fälle mit Lues, da sie relativ geringe Zahlen (5 Proz. bei den sozialen, 0,9 Proz. bei den Verwahrlosten) darstellen und in der vorliegenden Tabelle nur psychische und nervöse Anomalien verzeichnet werden sollten.

Tabelle V.

	Vater		Mutter		Groß-eltern		Eltern-geschwst.		Ge-schwister		Sa.	
	s.	v.	s.	v.	s.	v.	s.	v.	s.	v.	s.	v.
Geisteskrankht.	1,7	1,8	1,7	1,8	2,5	4,5	5,8	9	—	0,9	11,7	18
Paralyse	—	1.8	0.8	—	0,8	0,9	—	—	—	—	1,8	2,7
Schwachsinn	0,8	—	4,2	4,5	—	1,8	2,5	3,6	8,4	17,4	13,3	22,5
Psychopathie	10,8	13,5	2,5	4,5	4,2	6,3	5,0	2,7	4,2	3,6	23,3	27.9
Epilepsie	—	—	0,8	—	0,8	1.8	4,2	0,9	0,8	—	6.7	2,7
Hysterie	1,7	2.7	10	7,2	0,8	2,7	0.8	1,8	1,7	—	13,3	12,6
Trunksucht	10,8	17,1	0,8	—	18,3	24,3	0,8	5,4	—	—	26,7	38,7
Nervosität	19,2	12,6	40	35,1	11,7	3,6	7	1,8	5,8	4,5	53,3	51,3
Nervenkrankht.	0,8	—	1,7	0,9	1,7	2,7	3,4	1,8	5,0	3,6	11,7	7,2
Schlaganfall	—	0,9	—	—	1.7	2,7	—	0,9	—	—	1,7	4.5
	45	38,7	62.5	53,2	42,5	51,4	30	24,3	25	26,1		

s. = soziale Psychopathen (120) — v. = verwahrloste Psychopathen (111). (Bei mehrfacher Belastung mit der gleichen Krankheit in der gleichen Familie ist bei der Zusammenzählung immer nur 1 Fall berücksichtigt.)

Es fällt nun in dieser Tabelle auf, daß die allgemeine Belastung von Seiten des Vaters, der Mutter, der Elterngeschwister bei den sozialen Psychopathen größer ist, als bei den Verwahrlosten, das letztere aber eine starke Belastung seitens der Großeltern und eine den sozialen Psychopathen gleiche Belastungszahl bei den Geschwistern zeigen. Anders wird aber das Bild, wenn man die belastenden Krankheiten berücksichtigt.

Eine stärkere Belastung der Verwahrlosten findet sich hier

1. mit Geisteskrankheit (besonders der Elterngeschwister).
2. mit Schwachsinn (besonders der Geschwister).
3. mit Psychopathie (besonders der Eltern).
4. mit Trunksucht (besonders des Vaters und der Großeltern).

Die Belastung mit Epilepsie, Hysterie, Nervosität, Nervenkrankheit, Schlaganfall, Paralyse ist entweder in beiden Fällen gleich oder doch wenig verschieden. Am stärksten ist hier der Unterschied in der Belastung mit Trunksucht; derselbe trat ja auch in der Berechnung nach Diem hervor, während der Unterschied in der Belastung mit Psychopathien nicht so stark ist, wie er nach jener schien. Deutlich ist er aber immer noch. Auffallend ist dagegen der Unterschied in der Belastung mit Schwachsinn und Geisteskrankheit. Nun sind unter

den verwahrlosten Psychopathen eine Reihe von Fällen mit recht mangelhafter Intelligenz, was bei den sozialen Psychopathen weniger hervortritt. Daher ist das Vorkommen Schwachsinniger in der Verwandtschaft solcher Psychopathen erklärlich (auch unter unserem schwachsinnigen Material war die Belastung mit Schwachsinn und tieferen aber noch in das Normale fallenden Intelligenzgraden recht häufig). Über die Art der in der Verwandtschaft vorgekommenen Geisteskrankheiten hat sich leider meist nichts Näheres feststellen lassen. Die häufige Belastung mit Trunksucht dürfte auch nach dieser Aufstellung nicht so sehr durch eine schlechte Milieueinwirkung bedeutsam sein, wie durch Keimschädigung selber, da nicht nur die Eltern, sondern auch besonders die Großeltern an diesen hohen Zahlen beteiligt sind. Ob allerdings wirklich die Keimschädigung oder die dem Alkoholismus zweifellos oft zugrunde liegende psychopathische Persönlichkeit letzten Endes der bedeutsame Faktor ist, läßt sich bisher nicht mit Bestimmtheit sagen, da Näheres über die ursprüngliche psychische Verfassung der betr. Trinker nicht festzustellen war.

Ziehen wir zum Vergleich die Belastungsziffern der erwähnten 14—15jährigen Jugendlichen, die auf ihre Eignung für die Maschinenbaulehre untersucht wurden, hinzu, so ergäbe sich über die Belastung von 56 von diesen daraufhin genauer durchforschten Fällen folgendes Bild:

Tabelle VI.

Belastung bei 56 männlichen Jugendlichen von 14—15 Jahren.

	Vater	Mutter	Groß-eltern	Eltern-geschwst.	Ge-schwister	Sa.
Geisteskrankheit	1	—	2	1	—	4 7,0
Paralyse	—	—	—	—	—	—
Schwachsinn	—	—	—	—	1	1 1,8
Psychopathie	—	—	1	2	—	3 5,4
Epilepsie	—	—	—	—	—	—
Hysterie	—	1	—	1	—	1=1,8
Trunksucht	2	—	3	—	—	5 8,9
Nervosität	4	5	—	3	1	11=19,6
Nervenkrankheiten	1	—	—	1	1	2=3,6
Schlaganfall	—	—	1	—	—	1 1,8
	8=14,3	6=10,7	7=12,5	7 12,5	3 5,4	
	12=21,4		13=23,2			

Bei Belastung mit der gleichen Krankheit in mehreren Fällen in der gleichen Familie ist bei der Zusammenzählung immer nur 1 Fall berücksichtigt.

Unter diesen Fällen finden sich auch vereinzelte Schwachsinnige und Psychopathen sowie Nervöse. Trotzdem sind die Zahlen z. B. im Vergleich zu denen Diems bei Gesunden fast durchweg niedriger und erheblich niedriger im Vergleich zu den Zahlen bei sozialen und verwahrlosten Psychopathen. Bemerkenswert ist nur, daß gewisse Belastungsmomente gegenüber anderen gehäuft sind und zwar genau wie bei den Psychopathen die Geisteskrankheiten, Psychopathien, Trunksucht und Nervosität, wenn auch naturgemäß in erheblich geringem Ausmaß als bei diesen, während der Schwachsinn ganz zurücktritt. Wenn auch wegen der Kleinheit der Zahl dieser Fälle eine gewisse Vorsicht geboten ist, so tritt doch die Bedeutung der geschilderten Faktoren für die Belastung der verwahrlosten Psychopathen deutlich hervor.

Als weiterer bemerkenswerter Faktor sei das gehäufte Vorkommen sittlich verkommener und verwahrloster Individuen in den Familien verwahrloster Psychopathen hervorgehoben — gegenüber dem selteneren Vorkommen solcher Individuen bei den sozialen Psychopathen.

	Vater	Mutter	Groß-eltern	Eltern-geschwst.	Ge-schwister	
Sittlich Verkommene bei den verwahrl Ps.	12	12	6	9	11	50 davon bei 14 mehrfach 36=32,4%
bei den sozialen Ps.	4	6	1	4	3	18 davon bei 1 mehrfach 17=14,2%

Die Zahl der sittlich verkommenen Elemente ist also in den Familien der verwahrlosten Psychopathen eine erheblich größere als bei den nicht Verwahrlosten. Besonders häufig sind sie unter den Eltern und Geschwistern. Wieder erhebt sich die schwierige Frage, ob es sich bei diesen sittlich Verkommenen um psychopathische oder nicht abnorme Individuen handelt, ob hier die Anlage bei Entwicklung der sittlichen Verkommenheit eine Rolle spielt. Obwohl dies sehr wahrscheinlich ist, läßt sich ein strikter Beweis dafür nicht erbringen. Es ist also hier, soweit die Eltern und Geschwister sittlich verkommen waren, die Wirkung der von diesen Eltern auf den Verwahrlosten überkommenen Anlage und die des durch die gleichen Eltern erzeugten üblen Milieus garnicht zu trennen.

Lues bildete bei den Verwandten und speziell Eltern der verwahrlosten Psychopathen nur ein seltenes Moment und war bei den Ver-

wandten der Nicht-Verwahrlosten häufiger. Da aber eingehendere Untersuchungen der Verwandten daraufhin nicht vorgenommen werden konnten, sind diese Zahlen nicht weiter zu verwerten. — Sehr häufig ist in unserem Material die mehrfache Belastung sowohl bei den Verwahrlosten wie bei den sozialen Psychopathen.

Tabelle VII.

Mehrfache Belastung bei den Psychopathen.

	verwahrloste Psychopathen	soziale Psychopathen
2 Belastungsfälle	26=23,4	30=25.0%
3 Belastungsfälle	19=17,1	10=8,3%
4 Belastungsfälle	11=9,9%	10–8,3%
5 Belastungsfälle	5=4,5%	3 2,5%
6 Belastungsfälle	1=0.9%	6=5%
7 Belastungsfälle	—	2–1,7%
8 Belastungsfälle	1=0.9%	—
	63=56.8%	61=50,8%

Die mehrfache Belastung ist also bei den verwahrlosten Psychopathen im ganzen etwas höher, im einzelnen besonders die 3- und 5fache, während die 6fache bei den sozialen Psychopathen überwiegt. Ein sehr durchgreifender Unterschied besteht also bei beiden Gruppen nicht. Aber auch hier trat wieder die Trunksucht bei den Verwahrlosten als Belastungsmoment in Kombination mit anderen Belastungsfaktoren gegenüber den sozialen Elementen stark hervor, nämlich in 30 Fällen von den Verwahrlosten und in 16 Fällen von den nicht Verwahrlosten. Häufiger war sie bei Ersteren speziell in Kombination mit Fällen von Hysterie, von Psychopathie. Schwachsinn und Nervosität. Auch Psychopathie in Kombination mit anderen Belastungsmomenten war bei den Verwahrlosten etwas häufiger (25 : 19), ebenso der Schwachsinn (20 : 11), dagegen bei den sozialen die Nervosität. In der Kombination von Geisteskrankheit mit anderen Faktoren fand sich ein geringerer Unterschied (7 : 5). Also auch hier wieder das starke Hervortreten der Belastung mit Trunksucht und Psychopathie bei den Verwahrlosten.

Direkte Belastung bei beiden Eltern fand sich in 25 = 22.5 Proz. der verwahrlosten Psychopathen und in 31 = 25.8 Proz. der sozialen Psychopathen. Dabei ist aber hervorzuheben, daß bei 12 von diesen sozialen Psychopathen beide Eltern nur nervös waren, was nur bei 4 von den verwahrlosten Psychopathen festgestellt wurde. Läßt man

diese fort, so bleiben 21 = 18 Proz. Verwahrloste und 19 = 15.8 Proz. soziale Psychopathen mit direkter Belastung beider Eltern und zwar verteilen sich die Fälle folgendermaßen:

	Verwahrloste (111)	Soziale (120)
Psychopathie — Nervosität	7	5
Psychopathie — Hysterie	—	2
Psychop. u. Trunks. — Nervosität	—	1
Nervosität — Hysterie	3	2
Nervosität — Imbezillität	2	—
Nervosität — Nervenkrankheit	—	1
Nervosität — Tabes	—	1
Hysterie — Hysterie	1	1
Hysterie — Nervenkrankheit	—	1
Trunksucht — Nervosität	4	2
Trunksucht — Hysterie	1	—
Trunksucht — Nervenkrankheit	1	—
Trunksucht — Imbezillität	—	1
Schlaganfall — Nervosität	1	—
Paralyse — Nervosität	1	—
Geisteskrankheit — Nervosität	—	1
Geisteskrankheit — Geisteskrankheit	—	1
	21 = 18 Proz.	19 = 15.8 Proz.

Es ergibt sich also ein zunächst durchaus regelloses Bild. Die Kombinationen von Psychopathie, Nervosität, Hysterie sind bei den Verwahrlosten mit 11 = 9.9 Proz. und den sozialen mit 11 = 9.2 Proz. ziemlich gleichmäßig vertreten. Die Kombination der Nervosität oder Hysterie mit einer organischen Nervenkrankheit kommt bei den sozialen Psychopathen zweimal, bei den verwahrlosten garnicht vor, ist also für letztere wohl bedeutungslos. Die Kombination Paralyse bzw. Tabes-Nervosität ist in beiden Fällen je einmal beobachtet, also auch für die Verwahrlosung ohne Bedeutung; hingegen ist die Kombination Nervosität — Schwachsinn nur bei letzteren zweimal vorgekommen. Ebenso überwiegt die Kombination Trunksucht — Nervosität oder Hysterie mit 5 die 2 Fälle der sozialen Psychopathen. Trunksucht — Nervenkrankheit und Schlaganfall — Nervosität dürften, da sie nur je einmal vorkommen, für die Entwicklung von zur Verwahrlosung neigenden Typen ziemlich belanglos sein, ebenso wie das Vorkommen von Geisteskrankheit—Nervosität bei je einem der Eltern, was nur bei sozialen Elementen beobachtet wurde. Man kann also aus dieser Zusammenstellung nur schließen, daß im ganzen bei den verwahrlosten

und sozialen Psychopathen mit Belastung von beiden Elternteilen her sich ungefähr die gleichen Krankheitskombinationen bei den Eltern finden, daß höchstens Trunksucht und Nervosität oder Hysterie sowie Nervosität und Schwachsinn bei den Eltern der Verwahrlosten häufiger sind. Auch hierbei muß wieder offen bleiben, ob nicht auch die durch die Trunksucht oder den Schwachsinn eines Elternteiles bedingten ungünstigen Milieumomente zur Verwahrlosung der Jugendlichen ebenso beigetragen haben, wie die Anlage selbst. Bemerkt sei dazu noch, daß sittliche Verkommenheit bei einem Elternteil und gleichzeitig Nervosität oder Trunksucht bei dem anderen Elternteil unter den Verwahrlosten viermal, unter den Sozialen einmal vorkam. Auch das scheint wieder von einer gewissen Bedeutung, drängt uns aber auch wieder die Frage nach der Milieuwirkung auf.

Alles in allem läßt sich aus den Vergleichen der Belastung von verwahrlosten Psychopathen und Gesunden einerseits und verwahrlosten und sozialen Psychopathen andererseits schließen, daß die direkte Belastung mit Psychopathie und die direkte und indirekte mit Trunksucht bei den verwahrlosten Psychopathen größer ist, daß auch die Belastung mit Schwachsinn und zwar die indirekte und kollaterale bei verwahrlosten Psychopathen größer ist, ebenso die indirekte Belastung mit Geisteskrankheit, daß schließlich die gesamten Belastungszahlen gegenüber denen bei einem Material von 56 soeben schulentlassenen Jugendlichen erheblich größer sind (sowohl bei verwahrlosten wie sozialen Psychopathen). Ferner ist hervorzuheben, daß die Gesamtbelastung und die direkte Belastung bei beiden Gruppen eine viel größere als bei dem Diem-Kollerschen Material von Gesunden und Geisteskranken ist, was auf den hohen Prozentsatz an „auffallenden Charakteren“ (Psychopathen, Nervöse, sittlich Verkommene) zurückzuführen ist, daß bei ausschließlicher Berechnung der eigentlichen Psychopathen die direkte Belastung mit diesen bei den Verwahrlosten die des Koller-Diemschen Materials noch übertrifft, während die Belastung mit Trunksucht nur die von Diem bei Gesunden gefundenen Zahlen übertrifft. — Die mehrfache Belastung ist bei den verwahrlosten Psychopathen wenig höher als bei den sozialen, wobei wieder die Kombination von Trunksucht mit Fällen anderer psychisch-nervöser Anomalien bei den Verwahrlosten eine erheblich größere Rolle spielte, die der Kombination von Psychopathie mit anderweitigen Störungen eine etwas aber nicht so erheblich größere. Auch bei den in beiden Gruppen ziemlich gleich häufig vorkommenden Fällen mit Belastung von beiden Eltern her tritt die Kombination von Trunksucht mit anderweitigen Anomalien bei den

Verwahrlosten etwas stärker auf. Trunksucht, Psychopathie, weniger Schwachsinn und Geisteskrankheit spielen also bei der Aszendenz und den Kollateralen der verwahrlosten Psychopathen eine größere Rolle. Ob die Trunksucht selbst oder eine ihr zugrunde liegende psychopathische Konstitution bedeutungsvoll ist, läßt sich nicht sicher sagen. Z. T. sind die erwähnten Momente, speziell die Trunksucht oder die ihr zugrunde liegende psychopathische Konstitution, als Belastungsmomente für die Entwicklung zur Verwahrlosung disponierender psychopathischer Konstitution bedeutungsvoll, z. T. aber auch wohl im Sinne einer Verschlechterung des Milieus für den Deszendenten. Beide Momente lassen sich bisher nicht voneinander befriedigend trennen. Schließlich sei betont, daß sittlich verkommene Individuen unter den Verwandten der verwahrlosten Psychopathen viel häufiger sind als bei den sozialen, sowohl bei den direkten wie indirekten Vorfahren und den kollateralen (etwa bei einem Drittel von den Verwahrlosten und einem Siebentel bei den sozialen). Es scheint dies nicht allein auf schlechter Milieuwirkung in diesen Familien zu beruhen, sondern z. T. auch auf dem Vorhandensein zur sittlichen Verwahrlosung disponierender Anlagen. Auch hierbei ist eine scharfe Trennung zwischen dem was bei Erzeugung der Verwahrlosung der Deszendenten Wirkung überkommener Anlage, was Wirkung des durch die sittliche Verkommenheit des Aszendenten erzeugten schlechten Milieus ist, nicht möglich. Wollten wir eine solche Trennung vornehmen, so würde sie mehr oder minder willkürlich sein.

Die Formen der Psychopathien.

Bevor auf die verschiedenen Gruppen der Psychopathen eingegangen wird, sei hervorgehoben, daß Gregor und Voigtländer ganz unabhängig von normalen oder pathologischen Befunden an ihrem Material eine Einteilung nach der moralischen Wertigkeit und Artung getroffen haben. Sie unterscheiden: moralische Intaktheit, moralische Schwäche, moralische Minderwertigkeit, asoziale Neigungen, moralische Indifferenz. Diese Einteilung ist für praktische Zwecke, insbesondere der Fürsorge-Erziehung und vor allem für den Entwurf eines Erziehungsplanes im Einzelfall sowie für prognostische Zwecke recht wertvoll, kann aber für eine klinische Untersuchung nicht in Betracht kommen, da Zustandsbild und Entwicklung nur unter dem Gesichtspunkt der moralischen Qualitäten betrachtet werden, da die Abgrenzung der einzelnen Gruppen untereinander schwierig ist und noch mehr dem subjektiven Ermessen des Untersuchers überlassen bleibt, als schon bei den sonst üblichen Gruppenbildungen der Psychopathen, so daß es durchaus nicht sicher ist.

daß der eine Untersucher z. B. unter moralischer Indifferenz, moralischer Schwäche dasselbe versteht, wie der andere. Hinzuweisen wäre in diesem Zusammenhang auch auf eine frühere Äußerung Hartmanns: „Die Begriffe moralisch und nicht moralisch sind zu Zeiten und Gegenden verschieden. Bei ihrer Anwendung besteht Gefahr, daß den subjektiven Begriffen des Untersuchers damit Einfluß auf die naturwissenschaftliche Beurteilung gewährt wird.“

Gruhle empfiehlt u. a. eine Einteilung nach der Aktivität. Wer eine Einteilung nach der Aktivität versucht hat — sie ist auch an unserem Material vorgenommen —, wird bemerkt haben, daß auch hierbei dem subjektiven Ermessen des Untersuchers der weiteste Spielraum gelassen und eine Abgrenzung der einzelnen Gruppen untereinander und gegeneinander außerordentlich schwierig ist. Jedenfalls dürfte ein Vergleich des von dem einen Forscher nach diesem Gesichtspunkt eingeteilten Materials mit dem eines anderen, der es nach dem gleichen Gesichtspunkt behandelt hat, kaum möglich sein.

In vielen Arbeiten über die Verwahrlosung ist eine Untergruppierung der Psychopathien überhaupt nicht vorgenommen; am eingehendsten ist sie noch in der Arbeit von Gregor und Voigtländer durchgeführt und zwar in Haltlose mit den Untergruppen der Erethischen und Torpiden, Triebhafte (brutale, zaghafte, energische, schwache usw.), pathologische Schwindler und Lügner. Von anderen Autoren ist gewöhnlich die „Hysterie“ und „degenerative Nervosität“ von den eigentlichen Psychopathien abgetrennt worden. So finden sich bei

		Hysterie	Degen. Nervosität
Schnitzer	in	1.9 %	1.9 %
Barth	„	12.5 % ♀	2.5 % ♀
Major	„	4.12 %	1.18 % (Neurasth.)
Thoma	„	5.8 %	—
Cramer	„	3,0 %	—
Gruhle	„	5,7 %	—
Isserlin u. Gudden	„	17,24 %	—

Bei unserem Material sind die „Hysterischen“ schon im Hinblick auf den geringen Prozentsatz, den sie meist bei anderen Autoren unter den Verwahrlosten darstellen, ferner darauf, daß auch in unserem Material das ausgeprägte Bild der hysterischen Persönlichkeit selten war und es sich fast stets um einzelne hysterische Reaktionen bei Psychopathen handelte, unter den übrigen Psychopathen aufgeteilt worden. Die endogene oder „degenerative“ Nervosität ist in Anlehnung an Schneider unter die asthenischen Psychopathen eingereiht, unter welcher Gruppe er die Empfindlichen, aus charakterologi-

schen Gründen körperlich leicht Versagenden und sich seelisch unzulänglich Fühlenden zusammenfaßt.

Unter unserem verwahrlosten und nicht verwahrlosten Material fanden sich nun folgende Typen:

Tabelle VIII.

Untergruppen der Psychopathen:

	Verwahrloste Psychopathen					Soziale Psychopathen				
	Knaben		Mädchen		Sa.	Knaben		Mädchen		Sa.
	unt. 14	üb. 14	unt. 14	üb. 14		unt. 14	üb. 14	unt. 14	üb. 14	
Willenlose	20	6	8	6	40	1	1	1	—	3
Triebhafte	8	3	6	1	18	—	—	—	—	—
Gefühllose	11	1	8	1	21	1	—	—	—	1
Erregbare	5	2	3	2	12	1	1	3	1	6
Hyperthymische	—	—	—	—	—	1	—	—	—	1
Depressive	—	—	—	—	—	—	—	2	—	2
Pseudologische	4	1	12	2	19	1	—	4	—	5
Asthenische	—	—	—	—	—	50	2	35	3	90
Frgl. Asthenisch.	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
Zwangskranke	—	—	—	—	—	1	—	2	—	3
Schizoide	1	—	—	—	—	1	—	—	—	1
	49	13	37	12	111	57	4	48	4	113

Bei diesen Typen sind nun gewisse Unterschiede gegenüber den Schneiderschen Typen hervorzuheben, die sich meist aus dem andern Charakter des kindlichen und jugendlichen Materials ergeben. Zu den Willenlosen rechnet Schneider Typen ohne sanguinisches Temperament, ohne optimistische Grundstimmung mit Widerstandslosigkeit gegen alle Einflüsse, Passivität, Verführbarkeit. In unserem Material trat diese Widerstandslosigkeit ebenfalls klar zutage; es fehlte aber vielleicht insofern nicht immer eine „optimistische“ Färbung, als diese Kinder und Jugendlichen doch nicht selten eine auffallende Sorglosigkeit, ein unbekümmertes In-den-Tag-Hineinleben aufwiesen. Sie konnten aber trotzdem nicht unter die anderen Gruppen, etwa die Sanguiniker und Hypomanischen, untergebracht werden, weil ihre Willenlosigkeit doch das ihre ganze Lebensführung bestimmende Hauptmoment war und eigentliche hypomanische und sonstige hyperthymische Züge vollkommen fehlten. Übrigens hebt auch Schneider hervor, daß die Willenlosen oft zugleich Hyperthymiker seien. Eine scharfe Abgrenzung ist hier wie überhaupt

zwischen diesen Gruppen nicht möglich. Es mag sein, daß ein anderer mehr geneigt gewesen wäre, einzelne dieser Fälle eher zu den hyperthymischen zu zählen. Aber ich habe es vorgezogen, zu diesen doch nur solche mit hypomanischem Einschlag zu rechnen. Diese waren bei unserem norddeutschen Material recht selten. Die Gemütlosen oder Gefühllosen sind zahlreicher als nach den Schneiderschen Ausführungen anzunehmen wäre; die Gemüt- und Gefühllosigkeit trat in der Tat nicht selten in starkem Maße zutage. Es ist möglich, daß dies in unserem Material vereinzelt unter exogenen Einflüssen geschah. Aber eine Abtrennung dieser von denen mit kongenitalen Gemütsdefekten war nicht möglich. Die Erregbaren meines Materials entsprechen den Explosiblen Schneiders. Die Gruppe der Triebhaften im Sinne Kraepelins ist hier im Gegensatz zu Schneider beibehalten worden, ebenso die Gruppe der Pseudologischen, die von Schneider unter die Hyperthymischen eingereiht wird. Bei den schizoiden Typen handelt es sich um Individuen, die einem Teil der von Kretschmer geschilderten Schizoiden und der von Kraepelin geschilderten präschizophrenen Typen entsprechen, den sensitiven Selbstunsicheren Schneiders, scheue, verschlossene, autistische, empfindsame Naturen. Unter den Asthenischen finden sich Nervöse verschiedener Färbungen, vereinzelte mit hysterischen Zügen. In einem Fall zeigte sich die Nervosität auch erst in der Pubertätszeit, sonst aber stets in früherem Alter. Die Zwangskranken entsprechen den Anankastischen Schneiders.

Ausdrücklich sei hervorgehoben, daß zwischen den einzelnen Gruppen naturgemäß keine scharfen Grenzen zu ziehen sind, es finden sich hier fließende Übergänge. Aus unserer Tabelle ergeben sich nun bemerkenswerte Unterschiede zwischen den verwahrlosten und sozialen Elementen sowie zwischen den Geschlechtern. Unter den sozialen ist die Hauptgruppe, welche die allermeisten in sich faßt, die der Asthenischen. Sie werden durch ihre subjektive Schwäche zum Arzt geführt; diese ist es offenbar auch in der Hauptsache, welche sie vor der Verwahrlosung bewahrt. Darüber aber noch später. Im übrigen sind auch unter den Verwahrlosten „nervöse Züge" häufig, aber die anderweitigen psychopathischen Züge treten doch bei diesen viel stärker hervor und fehlen fast ganz bei den sozialen Elementen. Im Gegensatz zu meinen Erfahrungen steht die kürzliche Mitteilung R. v. d. Leyens über einige Fälle von Verwahrlosung bei psychasthenischen Kindern. Sie gibt an, daß diese trotz ihrer Passivität in kriminelle Aktivität hineingerieten, sei es, um sich gewaltsam ihr

Leben leichter zu machen, sei es, um einer Unannehmlichkeit aus dem Wege zu gehen. Unter ihren Fällen sind jedoch in der Hauptsache solche, die doch erhebliche haltlose und willenlose Züge zeigen (einer auch hysterisch-pseudologische Züge). Gewiß traten die psychasthenischen Züge ziemlich stark hervor, aber die Willenlosigkeit und Beeinflußbarkeit dieser Fälle ist doch auffallend. Ganz reine Psychastheniker sind doch unter den Verwahrlosten recht selten. Auch *Mönkemöller* fand unter den Willensschwächlingen, wie auch den depressiven Affektnaturen und den „Einspännern" (wohl am ehesten den Schizoiden ähnelnd) wenig asoziale Neigungen. Im Gegensatz dazu stehen bei den Verwahrlosten die großen Gruppen der Willenlosen, Triebhaften, Gefühllosen, Pseudologischen und Erregbaren, von denen die der Willenlosen fast doppelt so groß ist, wie jede der anderen. Von derartigen Psychopathentypen finden sich unter den Sozial-Gebliebenen nur vereinzelte, so von den Willenlosen, Erregbaren, Gefühllosen. Die Erregbaren sind noch etwa halb so stark wie unter den Verwahrlosten vertreten. Bei dem einen noch sozialen gefühllosen Jungen handelt es sich um ein kleines Kind, dem die Verwahrlosung später sehr stark droht. — Es erhebt sich natürlich die Frage, ob die Willenlosen, Gefühllosen usw. deshalb unter unserem sozialen Psychopathenmaterial nicht oder nur wenig zu finden sind, weil sie keine subjektiven Beschwerden, keine nervösen Störungen haben, die sie zum Arzt führen und deswegen erst zu diesem gelangen, wenn sie asozial werden. Für einen Teil der Fälle mag das gelten, aber wie schon angedeutet, sind doch auch nervöse Störungen bei dem verwahrlosten Material häufig. Sie traten aber nicht so hervor, wurden auch nicht so beachtet, wie bei den Psychasthenischen, so daß eben doch bis auf wenige Ausnahmen erst die beginnende Verwahrlosung Anlaß wurde, sie dem Arzt vorzuführen. Darüber, wieviel Psychopathen der genannten Gruppen, die unter unserem Material fast ausnahmslos unter den Verwahrlosten beobachtet wurden, nun, ohne asozial zu werden und zur Verwahrlosung zu gelangen, in voller Freiheit leben, wissen wir nicht. Alles dies widerlegt aber die Tatsache nicht, *daß die Hauptvertreter verwahrloster Psychopathen eben nicht die Asthenischen, sondern ganz bestimmte andere Typen sind.* Selten scheinen unter ihnen auch vor allem die Depressiven zu sein, ferner Hyperthymische, Zwangskranke und Schizoide (bzw. Präschizophrene). Die Erstgenannten fehlen unter unserem verwahrlosten Material überhaupt. Letztere sind nur mit einem Fall vertreten. Obwohl alle diese Typen auch unter dem sozialen Material selten sind,

kann man doch annehmen, daß ihre seelische Anlage sicher weniger zur Verwahrlosung disponiert, wie die der anderen Psychopathenformen. Auch Schnitzer, Barth, Major hatten unter ihrem Material wenig Depressive, und wenn Voigtländer meint, daß sie unter den verwahrlosten Mädchen nicht selten seien, und daß diesen eine erhebliche Tendenz zur Verwahrlosung innewohne, so kann ich diese Erfahrung nicht bestätigen. Allerdings ist die Zahl der jenseits des 14. Lebensjahres stehenden Verwahrlosten in meinem Material ziemlich gering. Nebenbei bemerkt ist die geringe Zahl der schizoiden oder präschizophrenen Typen unter dem vorwiegend kindlichen Material im Verhältnis zu der Häufigkeit der Schizophrenie auffallend. Entweder verschwinden sie in diesem Alter unter den andern Psychopathentypen und sind von diesen nicht zu trennen oder die schizoiden Eigenarten entwickeln sich überhaupt erst später, während der Pubertät und nachher. Die von Willmanns festgestellte Häufigkeit der Schizophrenen unter den Landstreichern, die erst auf Grund ihrer schizophrenen Defekte dem Landstreichertum verfallen, steht in erheblichem Gegensatz zu der scheinbaren Seltenheit der schizophrenen Anlagen unter den Verwahrlosenden. — Bemerkt sei, daß Gregor und Voigtländer unter ihrem verwahrlosten Zöglingsmaterial dieselben Psychopathentypen festgestellt haben, wie sie sich in unserem finden.

Hervorzuheben ist weiter ein gewisser Unterschied der psychopathischen Verwahrlostentypen bei den verschiedenen Geschlechtern. Während bei den männlichen Individuen hauptsächlich die Willenlosen an Zahl stark hervorragen, sind unter den weiblichen neben den Willenlosen auch die Pseudologischen stark an der Verwahrlosung beteiligt, die bei der männlichen Gruppe ganz zurücktreten. Auffallend häufig waren bei den Pseudologischen hysterische Züge. Auch Gregor und Voigtländer fanden bei den Mädchen häufiger die phantastisch angelegten Naturen (41,8 Proz.), bei den männlichen mehr den Typus der Haltlosigkeit (72,3 Proz.), während Barth ein besonders starkes Hervortreten der Willensschwachen auch bei den Mädchen beobachtete. Die übrigen Gruppen sind bei den beiden Geschlechtern ziemlich gleichmäßig verteilt. Vergleiche zwischen den einzelnen Altersstufen lassen sich nicht anstellen, da die Zahlen der jenseits des 14. Jahres Verwahrlosenden zu klein ist. (Es sind übrigens unter die unter 14 Jahre alten Fälle solche aufgenommen, die bei der Untersuchung bereits älter waren, bei denen aber die Verwahrlosung schon vor dem 14. Jahr einsetzte.) Es läßt sich nur soviel sagen, daß jenseits des 14. Jahres die Haltlosen an

Zahl gegenüber den andern Gruppen bei beiden Geschlechtern stärker hervorzutreten scheinen und die Pseudologischen dann bei den Mädchen mehr zurücktreten.

Bei der Besprechung der psychischen Eigenarten der verschiedenen Gruppen wäre zweckmäßig nacheinander auf die Besonderheiten der Affektivität, der Willenstätigkeit, der intellektuellen Entwicklung einzugehen.

Die Affektivität wies bei dem Gesamtmaterial etwa 3 Variationen auf: stärkeres Hervortreten einer Reizbarkeit und zornmütigen Erregbarkeit, stärkere Betonung einer Apathie oder Gefühlskälte und schließlich einer auffallenden Empfindsamkeit, Weinerlichkeit, Ängstlichkeit. Trotzige, mürrische, ablehnende Stimmungslage war nur selten als dauerndes Charakteristikum, meist nur als vorübergehende Erscheinung anzusehen. Eine Reizbarkeit und zornmütige Erregbarkeit war bei den Willenlosen nicht sehr verbreitet und erreichte meist keine hohen Grade (bei 6 von 26 ♂ und bei 9 von 14 ♀). Unter diesen führte die Erregbarkeit vereinzelt zu einer erheblichen Unverträglichkeit und Neigung zu Zänkereien.

Eine gesteigerte Empfindlichkeit gegen äußere Reize mit reaktiven Verstimmungen, Ängstlichkeit, Scheu war im Gesamtmaterial wenig verbreitet und bei den Willenlosen noch am häufigsten vertreten, zum Teil kombiniert mit der oben geschilderten zornmütigen Reizbarkeit. Sie fand sich bei den Jungen häufiger wie bei den Mädchen (7, davon 5 unter, 2 über 14; 3, davon 2 unter, 1 über 14). Auch in dem übrigen Material überwog diese Scheu und Ängstlichkeit auffallend bei den Jungen. Sie kontrastierte lebhaft mit dem Gesamtverhalten, erinnerte an die Empfindlichkeit der Psychasthenischen, jedoch wurde die etwas „weiche" Nuance bei diesen, ferner die Neigung zu Reaktionen mit körperlichen Störungen hier vermißt.

Eine Gleichgültigkeit, Oberflächlichkeit des Fühlens und Gemütskälte gegenüber der Umwelt, aber auch gegenüber der eigenen Lebensführung war in der Gesamtheit bei den Mädchen häufiger als bei den Jungen. Sie äußerte sich nicht immer in einer vollkommenen Gefühllosigkeit und Roheit wie überwiegend bei der Gruppe der Gefühllosen, sondern oft mehr in einer Sorglosigkeit, einem unbekümmerten und dadurch auch gleichgültig wirkenden Wesen. Unter den Willenlosen war diese Nuancierung der Gefühlskälte mehrfach vertreten. Zuweilen war diese Gleichgültigkeit und Unstetigkeit in eigentümlicher Weise gemischt mit ängstlichen Zügen, die bei scheinbarer Bedrohung des eigenen Wohles in auffälliger Weise zutage trat, sich öfter in Ängstlichkeit im Dunkeln, Furcht vor Strafen äußerte, die

aber trotzdem keinen nachhaltigen Eindruck hinterließen. Es waren Typen mit mangelhafter Retentionsfähigkeit im Sinne Ewalds. Derartige affektive Färbungen fanden sich bei etwa 6 ♂ und 3 ♀ unter den Willenlosen und zwar im Alter über 14 mehr als unter 14 Jahren.

In enger Beziehung zu diesen Gefühlsanomalien stand die mangelhafte Entwicklung oder Ausbildung altruistischer Regungen, die entweder fast völlig fehlten oder nur oberflächlich, wenig nachhaltig und nur zeitweilig, meist unter äußerem Druck hervortraten. Dieser Mangel an Gefühl für die Erfordernisse, die das soziale Gemeinschaftsleben an das Einzelindividuum stellt, war im ganzen außerordentlich verbreitet und erzeugte eine mehr oder minder geringe Wertigkeit der moralischen Qualitäten überhaupt. Wenn wir dieses Empfinden als „sittliches Fühlen" bezeichnen (in dem Bewußtsein, daß damit durchaus nicht allem psychologischen Erfordernis Rechnung getragen wird), so können wir verschiedene Abstufungen dieses „sittlichen Fühlens" unterscheiden, wie „sittlich mäßig, mangelhaft, gering, defekt, schlecht" (also ähnlich wie in der Anordnung Gregors und Voigtländers nach moralischen Qualitäten; wie dieser haftet dieser Einteilung viel Willkürliches an und kann nur von einem Autor an einem Material verwandt werden, um Vergleichsmöglichkeiten zwischen den verschiedenen Variationen zu schaffen). Bei den Willenlosen waren die leichteren Grade der sittlich Defekten (sittlich mäßige und mangelhafte) unter den Jungen weit mehr verbreitet als bei den Mädchen, bei letzteren mehr bei den über 14 Jahre alten, bei den Jungen erheblich mehr bei den unter 14 Jahren; dementsprechend waren die stärker sittlich Defekten bei den willenlosen Mädchen und zwar bei diesen mehr im Alter von über 14 Jahren, bei den Jungen in jüngerem Alter verbreitet. Es spricht dies für eine häufig frühere Entwicklung der sittlichen Defektuosität bei den willenlosen Jungen, für eine spätere bei den Mädchen.

Die Willensqualitäten waren bei den Willenlosen durch die Willensschwäche und Beeinflußbarkeit ausgezeichnet. Daneben traten andere mit den Willensfunktionen eng zusammenhängende Eigenschaften mehrfach zutage, vor allem Faulheit, Antriebslosigkeit und Trägheit, besonders bei den Jungen, mehrfach auch eine ausgesprochene Unstetigkeit, seltener eine Unruhe, eine Neigung zum triebhaften impulsiven Handeln. Wenn wir eine Einteilung der Willenlosen nach der Aktivität versuchen, so geschieht das unter dem oben genannten Vorbehalt. Es war eine geringe und mäßige Aktivität bei den Willenlosen am häufigsten, eine ausgesprochene

Aktivität etwa um die Hälfte seltener und zwar bei beiden Geschlechtern. Es könnte aus der doch nicht ganz seltenen Kombination von Willenlosigkeit und Aktivität ein Widerspruch herausgelesen werden. Es handelte sich aber um ausgesprochen beeinflußbare Individuen, deren Aktivität sich gewöhnlich in der von anderen gegebenen Richtung betätigte. Diese Aktivität war bei beiden Geschlechtern vor der Pubertätszeit verbreiteter.

Die intellektuelle Entwicklung der Willenlosen war öfter eine mäßige und etwas zurück, ohne daß man von einer Debilität, die nur vereinzelt vertreten war, sprechen könnte. Dabei handelte es sich nicht nur um einen Mangel an Schulkenntnissen. Die bei den Verwahrlosten nicht seltene Aufmerksamkeitsstörung, Zerstreutheit scheint dabei vielleicht eine gewisse Rolle zu spielen. Unter den willenlosen Mädchen überwogen die intellektuell mangelhaft Entwickelten die normal Entwickelten, bei den Jungen war es umgekehrt, was bemerkenswert ist. Die mangelhafte intellektuelle Entwicklung war bei beiden Geschlechtern jenseits des 14. Jahres etwas häufiger, was wohl darauf hinweist, daß die intellektuell mangelhaften unter den Willenlosen besonders nach dem 14. Jahr verwahrlosen oder, wenn sie früher verwahrlosen, es länger bis über das 14. Jahr hinaus bleiben.

Die genannten affektiven, Willens- und intellektuellen Eigenarten waren nun bei den Willenlosen in der verschiedensten Kombination miteinander verknüpft, so daß sich eine bestimmte Gesetzmäßigkeit nicht aufstellen läßt. Es läßt sich nur soviel sagen, daß unter den Elementen mit sittlich tiefstehendstem Empfinden in der Hauptsache bei beiden Geschlechtern teils träge, gleichgültig-stumpfe, ungeniert-freche, teils sorglos-unbekümmerte, z. T. unstete Elemente häufig sind (vereinzelt reizbar-zänkische Elemente), besonders bei den Jungen mit geringer intellektueller Entwicklung und mäßiger oder lebhafter Aktivität, bei den Mädchen mehr jenseits des 14. Jahres, bei den Jungen diesseits.

Unter den Pseudologischen überwog die sorglos-unbekümmerte Note in der affektiven Färbung ganz erheblich. Unstete, unruhige, weniger träge, faule Elemente waren unter ihnen vertreten, unter den Jungen nur mäßig Aktive, unter den Mädchen ganz überwiegend Aktive. Die normale intellektuelle Entwicklung überwog gegenüber den Verhältnissen bei den Willenlosen erheblich, nur unter den Mädchen waren einzelne mit mangelhafter intellektueller Entwicklung und eine Debile. Hysterische Züge waren gerade bei dieser Gruppe unter den Mädchen nicht selten. Die schlechteren

Stufen des sittlichen Fühlens waren bei den Mädchen überwiegend, bei den Jungen in der Hälfte der Fälle vertreten. Die Gruppe der Pseudologischen ergibt also im ganzen ein etwas einheitlicheres Bild als die der Willenlosen. Es gehörten ihr nur 2 Mädchen über 14 Jahren an, alle übrigen Fälle waren jünger. — Die rege Phantasietätigkeit in Kombination mit der sorglosen, unbekümmerten Affektlage und häufig in Kombination mit Aktivität, vereinzelt mit Debilität gab hier die Grundlage für die Entwicklung verwahrlosungsfördernder Tendenzen ab.

In der Gruppe der Gefühllosen, die im Gegensatz zu den Pseudologischen bei den Jungen größer ist und nur wenige Fälle über 14 Jahren enthält, sind die Individuen mit besonders starken Defekten des altruistischen Fühlens und Mitempfindens zusammengefaßt. Auffallend war hier stets der Mangel an Reue, die Gleichgültigkeit gegenüber den Folgen der kriminellen Handlungen, oft das auffällig frühe Hervortreten dieser Gleichgültigkeit und Gefühlsdefekte. Im übrigen waren auch hier die schon erwähnten Nuancierungen der Affektivität vertreten. Wenn auch Gleichgültigkeit und Stumpfheit oder eine etwas euphorisch gefärbte Sorglosigkeit vorherrschten, so kamen doch auch Variationen mit stärkerer Reizbarkeit und Zornmütigkeit, Unverträglichkeit, vereinzelt auch mit Ängstlichkeit und Scheu besonders unter äußeren Einwirkungen vor, einmal auch eine labile Stimmungslage mit Wehleidigkeit und Empfindlichkeit, was gelegentlich zu Suiziddrohungen führte. Die intellektuelle Entwicklung war in dieser Gruppe häufiger, in fast der Hälfte der Fälle mangelhaft. Das häufige Vorkommen mangelhaft Begabter und — sogar debiler Individuen unter dieser Gruppe ist ja bekannt. Andere Züge, die fast ausschließlich bei dieser Gruppe hervortraten und in den anderen Gruppen kaum beobachtet wurden, waren eine Neigung zu Unsauberkeit und Schmutz, vereinzelt zu Kotspielen, das Stier, Rehm kürzlich bei derartigen Kindern eingehender erörtert haben, ferner vereinzelt eine triebhafte Neigung zur Befriedigung der rein sinnlichen Bedürfnisse, besonders eine zuweilen hochgradige Gefräßigkeit und Naschhaftigkeit. Gegenüber den anderen Gruppen überwog hier auch eine starke Aktivität bei der Mehrzahl der Fälle. Die Stumpfheit und mangelhafte Ansprechbarkeit für altruistische Empfindungen in Kombination mit der Gleichgültigkeit oder Sorglosigkeit oder Erregbarkeit, häufig mit intellektueller Schwäche und erheblicher Aktivität, gab in den meisten Fällen dieser Gruppe die Grundlage für die Disposition zur Verwahrlosung ab. Auf eine Steigerung des Ichgefühls, wie es Albrecht hervorhebt,

kann evtl. das Zurücktreten des altruistischen Empfindens zurückgeführt werden. Eine Steigerung des Geltungsbedürfnisses, das von Albrecht ebenfalls als charakteristisch für die antisozialen Psychopathen beschrieben wird, wurde dagegen nicht beobachtet.

Unter den triebhaften Psychopathen mit mangelhafter Hemmung der triebhaften Regungen waren unstete, unruhige, impulsive Elemente, seltener haltlose Naturen vertreten. Eine reizbare, erregbare, unverträgliche oder labile, vereinzelt eine ängstliche affektive Färbung, sehr selten eine Apathie und Gleichgültigkeit ergänzten das Bild. Im allgemeinen waren die Defekte des altruistischen Empfindens weniger schwer, als in den anderen Gruppen; die normale Intelligenzentwicklung überwog. Mäßig-Aktive waren etwas häufiger als aktive Elemente. Die Mischung von Triebhaftem, Unruhigem, Unstetem war hier offenbar die Grundlage für die Verwahrlosung der sittlich weniger defekten Individuen dieser Gruppe.

Die Gruppe der Erregbaren war durch Reizbarkeit und Zornmütigkeit, vereinzelt vermischt mit Neigung zu Roheiten und Gewalttätigkeiten, mit Unbeherrschtheit, Mangel an Ausdauer gekennzeichnet. Die Defekte des sittlichen Empfindens waren hier wieder schwerer wie in den vorigen Gruppen. Neigung zu Unsauberkeit, Schmutz, Gefräßigkeit kamen ähnlich wie bei der Gruppe der Gefühllosen vor. Intellektuell Normale waren häufiger als intellektuell Schwache, wenn auch letztere häufiger wie in der vorigen Gruppe vorkamen. Bei beiden Geschlechtern überwogen die mäßig Aktiven, aber auch die Aktiven waren nicht selten. Die Erregbarkeit, Hemmungslosigkeit, mit der ungünstigen Ausbildung des altruistischen Fühlens scheinen hier zur Verwahrlosung zu disponieren.

Bei dem einen verwahrlosten schizoiden Jungen trat neben der schizoid-autistischen Komponente eine ausgesprochene Haltlosigkeit bei labilem Gefühlsleben und ausgesprochener Aktivität zutage, die die ungünstige Konstellation ergaben.

Bemerkt sei, daß Gruhle bei seinen nach der Aktivität eingeteilten Gruppen von normalen und abnormen männlichen Fürsorgezöglingen keine ganz bestimmten Beziehungen dieser Typen zu bestimmten Psychopathenformen fand; nur waren bei seiner Gruppe der Nichtaktiven, Stumpfen, unterdurchschnittlich Begabten alle Fälle abnorm.

Eine Aufmerksamkeitsstörung in Form einer mangelhaften Tenazität der Aufmerksamkeit ist bei den schulpflichtigen verwahrlosten Psychopathen weit verbreitet, besonders bei den Knaben, und hier besonders bei den Gefühllosen und Willenlosen. Es fragt

sich, ob sie etwa erst eine Folge der Verwahrlosung ist. Da sie aber bei anderen schwerer verwahrlosten Fällen ganz fehlte, kann die Verwahrlosung kaum allein dafür verantwortlich gemacht werden. Auch unter den sozialen Psychopathen war die Aufmerksamkeitsschwäche in kindlichem Alter weit verbreitet, wenn auch nicht ganz derart, wie bei den Verwahrlosten. Sie ist also bei den psychopathischen Kindern überhaupt ein weitverbreitetes Symptom.

Periodische Schwankungen im Gefühlsleben, der Willenstätigkeit und im äußeren Handeln sind nicht ganz selten. Bei jüngeren Schulpflichtigen war oft eine Impulsivität des Handelns zu beobachten, die alle Hemmungen durchbrach. Sehr häufig konnten die Kinder nachträglich eine Aufklärung über ihre asozialen Handlungen nicht geben und über die Motive zu diesen nur ungenügend berichten. Nicht selten war ihnen das Handeln später selbst beinahe unverständlich, ein überhaupt weitverbreiteter kindlicher Zug, der aber offenbar bei den Psychopathen noch bis in die Pubertätszeit hinein weiter besteht, was bei ihrer sonstigen vorgeschrittenen psychischen Entwicklung besonders eigentümlich wirkt und die Einfühlung in die psychischen Vorgänge, die zur Tat Veranlassung gaben, oft recht erschwert.

Die Untersuchungen Gregors und Voigtländers auf die moralische Wertigkeit der Fürsorgezöglinge ergaben, daß „negative" moralische Züge bei den psychopathischen Verwahrlosten in größerer Menge vorhanden waren als bei den Gesunden (Klatschsucht, Prahlerei, Gefallsucht, Verstocktheit, Widersetzlichkeit, Schadenfreude, Gehässigkeit, Gewalttätigkeit). Alle diese Züge waren auch bei unserem Material weit verbreitet; es ist nur sehr schwer zu sagen, ob sie schon vor der Verwahrlosung als Ausdruck der psychopathischen Anlage vorhanden waren oder sich infolge dieser unter dem Einfluß der Verwahrlosung erst besonders leicht entwickelt haben. — Eine weitere charakterologische Differenzierung ist von Schneider bei den Prostituierten nach „ruhigen" und „unruhigen" Typen gemacht, ohne daß dabei ganz bestimmte Beziehungen dieser Typen zu bestimmten Psychopathenformen herausgefunden wären; nur stellte Schneider bei den „einfach Ruhigen" eine häufige Kombination mit Schwachsinn fest. Im übrigen gilt für diese Einteilung ganz besonders das früher über die Einteilung nach Aktivität gesagte.

Wenn wir die körperlichen Stigmata der verwahrlosten und sozialen Psychopathen miteinander vergleichen, so fällt auf, daß die sog. Degenerationszeichen, zu denen Schädelanomalien und -asymmetrien, Strabismus, Myopie, Kryptorchismus, Leistenbrüche

gerechnet wurden, bei den ersteren etwas häufiger vorkommen als bei den letzteren, daß das Bettnässen bei ersteren erheblich häufiger ist, besonders bei den Jungen, während Schlafstörungen und motorische Unruhe zwar bei beiden Gruppen häufiger sind, aber doch bei den sozialen Psychopathen überwiegen.

Tabelle IX.

Körperliche und nervöse Abweichungen bei den Psychopathen.

		Degen.-zeichen	Motor. Unruhe	Nägel-kauen	Bett-nässen	Schlaf-störungen	Sprach-störungen (Stottern u. a)
Verwahrloste Psychopath.	60 ♂	24=40%	14=23,3%	—	22=36,7%	17=28,3%	3=5%
	51 ♀	20=39.6%	8=15,6%	9=17,6%	10=19,6%	5=9,8%	—
Soziale Psychopath.	65 ♂	20=30,8%	30=46,2%	—	8=12,3%	27=41,5%	9=13,8%
	55 ♀	18=32,7%	20=36,4%	5=9,1%	9=16,4%	14=25,5%	2=3,6%

Da das Milieu bei den asozialen Psychopathen vielfach schlechter war, infolgedessen die Ernährung und Entwicklungsmöglichkeiten oft mangelhafter, ist nicht auszuschließen, daß das Bettnässen wenigstens zum Teil mit exogen bedingten Entwicklungsstörungen und mit fehlerhaften Erziehungsmaßnahmen zusammenhängt. In den meisten Fällen ist es aber zweifellos mit der pathologischen Konstitution in Verbindung zu bringen. Die Häufung der Degenerationszeichen bei den verwahrlosten Psychopathen kann ebenfalls mit dem schlechten sozialen Milieu bzw. den dadurch bedingten schlechten hygienischen Verhältnissen zusammenhängen, wie Bumke (Die nervöse Entartung, Berlin, Verl. von Springer, 1912) hervorhebt. Irgendwelche diagnostische Bedeutung kommt ihnen natürlich nicht zu. Erst der Vergleich mit verwahrlosten gesunden Individuen wird im übrigen über die konstitutionelle Entstehung und den Zusammenhang der erwähnten Symptome mit der zur Verwahrlosung disponierenden psychopathischen Konstitution endgültig Aufschluß geben können. Verwiesen sei im übrigen noch auf die erwähnte, bei der gefühllosen Gruppe vorkommende Neigung zum Einschmutzen und Spielen mit Kot.

Über den Prozentsatz der Beteiligung der verschiedenen Altersstufen (insbesondere der unter und über 14 Jahre) der Psychopathen an der Verwahrlosung läßt sich auf Grund unseres Materials nichts aussagen, zumal die Altersklassen über 14 Jahre aus

äußeren Gründen weniger zahlreich vertreten waren. Sicher ist, daß in den meisten Fällen die Erkennung der psychopathischen Konstitution bereits in der Kindheit möglich ist, aber bei einer Reihe von Fällen auch unseres Materials traten psychopathische Züge doch erst in der Pubertät zutage. Bei einem Teil dieser würde eine genaue Anamnese wohl sicher auch schon in der Kindheit bestehende psychopathische Züge aufdecken. In allen Fällen ist das aber nicht möglich, wie auch Ziehen zugibt.. Das erstmalige Auftauchen asozialer Neigungen (mit anderer Färbung als in der Kindheit — Ziehen), von poriomanischen Zügen, Ausbleiben oder Zurückgehen der ethisch-sittlichen Vorstellungen, das Vorkommen totaler Charakterveränderung, Verlust der Widerstandsfähigkeit und der Hemmungen in der Pubertät usw. sind bekannt und brauchen nicht näher erörtert zu werden. Ziehen verweist auf eine gerade in der Pubertätszeit bei Psychopathen und Schwachsinnigen vorkommende sexuelle Übererregbarkeit (Hyperhedonie), infolge deren es bei Mädchen zur Verwahrlosung kommen kann. Ziehen erwähnt Fälle, wo aus guter Familie stammende Mädchen sich dem ersten besten preisgaben, oder sich männliche Individuen in der Pubertätszeit an Greisinnen vergriffen. Es ist nicht immer leicht festzustellen, ob hier noch normale puberale Veränderungen oder bereits psychopathische Anomalien vorliegen. — Wenn auch der Wert einer derartigen Zusammenstellung wegen der zu großen Abhängigkeit der Zusammensetzung des Materials von äußeren Umständen hier problematisch ist, so sei doch ein Überblick über die Beteiligung der verschiedenen Altersstufen unseres Materials gegeben.

Alter.

Jahre	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20
Soziale Psychopath.	—	2	1	12	10	10	12	8	8	1	7	6	2	—	1	1	—	1
	2	1	—	3	7	4	8	5	11	6	6	1	4	2	—	3	1	—
Verwahrloste Psychopath.	—	1	—	—	5	1	4	1	9	6	3	3	7	8	7	5	1	1
	—	—	1	1	1	2	4	3	3	5	3	3	2	3	2	—	2	2

Während sich bei den sozialen Psychopathen keine besondere Gesetzmäßigkeit erkennen läßt und das Fehlen der Fälle in der Pubertätszeit in der Hauptsache auf äußere Gründe zurückzuführen ist, sind bei den verwahrlosten Psychopathen in zwei Zeitperioden Häufungen der Fälle festzustellen, nämlich im 11.—12. Jahr und im

15.—17. Jahr. Es würde dies etwa den bekannten Gipfeln der Kriminalität in der Vor-Pubertätszeit und Pubertätszeit entsprechen. Allerdings muß hervorgehoben werden, daß Verwahrlosungszeichen bei einem Teil der Fälle schon in früheren Jahren aufgetreten waren; aber die Verwahrlosung hatte doch meist erst in der Zeit der Untersuchung einen bedenklichen Grad erreicht. Wenn man nur die Zeiten des ersten Auftretens der Verwahrlosungszeichen berücksichtigt, so finden sich auch dabei 2 Gipfel etwa vom 10.—11. Jahr und 14. bis 15. Jahr, also etwas früher als bei obiger Tabelle. Diese Aufstellungen sind aber aus den genannten Gründen nur mit Vorbehalt zu verwerten. Die mehrfach erwähnte Beobachtung, daß psychopathische und andere anomale Kinder und Jugendliche frühzeitiger als Gesunde verwahrlosen, läßt sich naturgemäß aus unserem Material nicht allein bestätigen, immerhin finden sich unter ihm auffallend frühzeitige Fälle.

Fürstenheim hat eine „transitorische evolutive kriminelle Disposition der Vorreifezeit“ mit auffallend schneller sittlicher Abstumpfung beschrieben. Offenbar handelt es sich hier um das gerade in dieser Zeit häufige Auftauchen krimineller Handlungen und das Einsetzen der Verwahrlosung, Vorgänge, denen sicher oft eine psychopathische Konstitution zugrunde liegt. Wahrscheinlich gehören hier die von Siefert beobachteten Fälle von Mädchen, die von Anfang an Zeichen einer intellektuellen oder nervösen Minderwertigkeit boten und stets nach Beginn des 10. Lebensjahres eine plötzliche Wandlung ohne Milieuursache zeigen: neben Bettnässen besteht eine Neigung zu Eigentumsvergehen, Herumtreiben, Pseudologismen, Jähzorn, Reuelosigkeit, evtl. abnorm frühe sexuelle Regungen; Strafen und Zwang sind wirkungslos. Nach einiger Zeit schwindet der Zustand unter verständiger Hut. Es handelt sich also wohl bei diesen wie bei den von Fürstenheim mit einem nicht gerade sehr glücklichen Ausdruck belegten Fällen um an Entwicklungsvorgänge gebundene Erscheinungen bei Psychopathen oder Debilen. Derartige Fälle sind offenbar aus der Masse der verwahrlosten Abnormen nur bei längerer Beobachtung herauszuschälen. Unter meinem Material waren sie nicht sicher festzustellen. Die von Cimbal beschriebene akute krankhafte Verwahrlosung mit Konzentrationsschwäche, Ermüdbarkeit, Unruheperioden und asozialen Neigungen habe ich ohne psychopathische Grundlage nicht gesehen. Es handelt sich um die nicht glückliche Verquickung eines sozialen Begriffs mit medizinischen Begriffen. Davon, daß es eine Krankheit gibt, deren wesent-

lichstes Symptom die Verwahrlosung ist, konnte ich mich bisher nicht überzeugen.

Welche Bedeutung hat nun die psychopathische Konstitution bestimmter Artung für das Zustandekommen der Verwahrlosung? Ist es diese an sich, die zur Verwahrlosung führt? In älteren Arbeiten ist man auf diese Frage nicht näher eingegangen, sondern hat sich mit der Feststellung der psychopathischen Konstitution oder anderer Anomalien begnügt. Besonders Gruhle hat dann an einem nur männlichen Material diese Dinge näher untersucht und neuerdings hob er hervor, daß sich an einem größeren Material keine irgendwie psychopathische Charaktergruppe finde, die zur Verwahrlosung prädestiniert sei, daß die Psychopathie an der Verwahrlosung der Jugendlichen relativ wenig Schuld sei und die Zahl der abnormen Charaktere unter den zu rettenden und den nicht zu rettenden Fällen fast gleich groß sei. Letzteres würde m. E. noch nicht gegen die Bedeutung der Psychopathie bei der Verwahrlosung sprechen, da die Rettbarkeit oder Nichtrettbarkeit keine besonderen Schlüsse auf die Bedeutung der Psychopathie zuläßt. Der Vergleich der verwahrlosten Psychopathie-Fälle mit den nicht verwahrlosten Fällen an unserem Material zeigte zunächst deutlich, daß es doch bestimmte Psychopathieformen sind, die sich unter den Verwahrlosten finden und daß die psychopathische Konstitution allerdings zumeist kombiniert mit Milieuwirkung für die Verwahrlosung von Bedeutung ist. Neuerdings hat Kramer die Bedeutung des Milieus auch für die Verwahrlosung psychopathischer Kinder eindringlich hervorgehoben und die Frage so formuliert: „Ist die Bedeutung der Anlage so stark, daß sie den Menschen in eindeutiger Weise zu einem asozialen Verhalten prädisponiert oder können hier die Milieuverhältnisse in praktisch bedeutsamer Weise in günstigem oder ungünstigem Sinne einwirken?“ Er fand, daß Milieueinflüsse schon vom 2. Lebensjahre ab die Äußerungsformen des psychopathischen Kindes ändern können; bei sonst als Grundtyp des ethisch-defekten Kindes angesehenen Psychopathen handle es sich immer um Kinder, die unter ungünstigen Verhältnissen, Vernachlässigung, liebloser Strenge aufgewachsen seien und sich bei frühzeitiger Unterbringung in zweckmäßige Erziehungsbedingungen völlig änderten. Noch schärfer äußert sich Lückerath: Ein guter Teil der Psychopathen sind Milieupsychopathen, insofern als die ungünstige Umgebung die Entfaltung ihrer psychopathischen Eigenschaften begünstigt, ja diese oft erst in Erscheinung treten läßt. Auch Gervai betont die Bedeutung des Milieus. Major, der 82 von 118 „psychisch defekten“ Kindern ge-

heilt oder wesentlich gebessert haben will, äußert sich sehr weitgehend dahin: „Der Unverbesserliche, der geborene Verbrecher gehört in das Reich der Fabel!"[1]) Vergleicht man mit diesen Äußerungen die außerordentlich hohen Zahlen Gregors für die Verwahrlosung aus Anlage, ferner die Ansichten Barths, Isserlin und Guddens, die die Bedeutungslosigkeit des Milieus gerade bei den Abnormen betonen, so sieht man, daß die Frage noch keineswegs geklärt ist. Z. T. sind die Differenzen vielleicht daraus zu erklären, daß die Vertreter des „Anlagestandpunktes" hauptsächlich von bereits verwahrlostem Material, meist Fürsorgezöglingen ausgingen, die Anhänger der Milieuwirkung besonders in letzter Zeit von Studien an kleinen Kindern. Jedoch trifft das nicht durchweg zu.

An meinem eigenen Material wären zunächst die uneheliche Geburt und gewisse Anomalien im Familienleben hervorzuheben, die als Milieufaktoren offenbar eine Rolle spielen. Vergleichsweise werden wieder die Zahlen bei den sozialen Psychopathen herangezogen.

Tabelle X.

	Ges.-Sa. unter u. über 14	Unehel. Mädchen		Sa.	Sa. unter u. über 14	Unehel. Knaben		Sa.	Gesamtsumme d. Unehe[l.]
		unter 14	über 14			unter 14	über 14		
Soziale Psychop.	52+3	10=19,2%	—	10=19,2	63+2	6=9,5%	—	6=9,5	16=13,3[%]
Verwahrl. Psychop.	30+21	8=26,7%	2=9,5	10=19,8	31+29	18=58,1%	3=10,3	21=25%	31=27[%]

Es überwiegt also insgesamt die Zahl der Unehelichen bei den verwahrlosten Psychopathen ganz erheblich gegenüber der Zahl bei den sozial gebliebenen Psychopathen, vor allem bei den Knaben, aber auch bei den Mädchen. Sie erscheint besonders hoch, wenn man erwägt, daß auch die Zahl der unehelichen sozialen Psychopathen zweifellos schon recht hoch ist, und wenn man sie mit den Zahlen anderer Autoren vergleicht, z. B. denen Gruhles, bei dessen mehr ländlichem Material nur 13.3 Proz. unehelich geboren waren. Sie

---

[1]) Nohl hat neuerdings (in Anlehnung an Lehren Adlers) außer Milieu und Anlage bei besser situierten Jugendlichen eine andere Ursache der Verwahrlosung in Erlebnis und Situation (z. B. Stellung in der Geschwisterreihe) finden wollen. Es soll zu einer Fehlentwicklung des Charakters aus getäuschter Erfahrung des bestimmten Zielen zustrebenden Jugendlichen kommen, der in eine Situation gerät, die seinen Zwecken widerspricht, so daß er ihnen triebhaft auf Umwegen nachgehen muß. Man wird, abgesehen davon, daß hier Anlage-Momente und puberale Konflikte eine Rolle spielen, das meiste zwanglos in den Begriff der Milieuwirkung einordnen können.

geht auch über die von Gruhle aus der Literatur mitgeteilten Zahlen über Zwangszöglinge von Mönkemöller, Cramer, Thoma, Rizor, Munzinger erheblich hinaus (7,5—22,5 Proz.) und erreicht ungefähr die Zahl der Unehelichen unter den in Bayern in den Jahren 1905—1909 in Anstalten aufgenommenen Zwangszöglingen (10—30,5 Proz.). Entsprechende Zahlen aus Österreich sind noch höher und gehen bis 42 Proz. Die Zahl der in Kiel in den Jahren 1920—1924 unehelich Geborenen im Verhältnis zur Gesamtzahl der Neugeborenen schwankt von 10,1—11,0 Proz. und stieg nur einmal im Jahre 1922 auf 14,8 Proz.; die Zahl der unehelich geborenen verwahrlosten Psychopathen geht also weit über diese Zahlen hinaus, während die der sozialen Psychopathen sich mehr den genannten Normalzahlen nähert und diese viel wenige übersteigt. Dieser Vergleich könnte jedoch insofern ein schiefes Bild ergeben, als sich unsere Fälle nur aus Volkskreisen rekrutieren, bei denen die Häufigkeit der unehelichen Geburten zweifellos eine höhere ist als bei der Gesamtzahl der Bevölkerung. Aber die Annäherung der Zahl der unehelich geborenen sozialen Psychopathen, die sich aus den gleichen Kreisen rekrutieren, an die Normalzahlen widerlegt doch diese Bedenken[1]). Nach Gruhle ist die Zahl der Unehelichen unter seinem Material auch schon 3—5mal größer als unter der sonstigen jugendlichen männlichen Bevölkerung. Bemerkenswert ist ferner, daß Bolte (cf. Gruhle) unter Geisteskranken, Nervenkranken und Alkoholikern (Bremer Material) nur 4,5 Proz. Uneheliche fand. (Möglicherweise sind diese Zahlen übrigens in den Nachkriegsjahren höher geworden.) Gruhle gelangt zu dem Schluß, daß die meisten Momente dafür sprechen, daß die unglücklichen Verhältnisse, unter denen die unehelich Geborenen heranwachsen, es sind, die deren hohen Anteil am Verbrechen und an der Verwahrlosung bedingen. Auf Grund des hiesigen Materials kann man sich dieser Ansicht anschließen. Zweifellos sind unter den Eltern der unehelich Geborenen nicht selten Individuen von psychopathischer oder schwachsinniger Konstitution, aber nach den Zahlen bei den sozialen Psychopathen spielt das offenbar nur in einem Teil der Fälle für die Verwahrlosung eine Rolle. Die uneheliche Geburt bedingt besonders durch die häufige Unterbringung in Pflegestellen, den häufigen Wechsel der Pflegeeltern, z. T. auch durch die schlechte Behandlung im Hause des Stiefvaters eine un-

---

[1]) Daß die Normalzahlen nicht aus den gleichen Jahren kommen, in denen die Fälle unseres Materials geboren sind, besagt nichts, da sie zweifellos in diesen Jahren (vor und während des Krieges) eher niedriger wie höher als später waren.

günstige Einwirkung auf die soziale Lebensführung des betr. Individuums. Von den 70 unehelichen Kindern in unserem Gesamtmaterial waren allein 39 in fremden Familien untergebracht, wie sich aus folgender Tabelle ergibt, bei den Psychopathen etwa die Hälfte der Unehelichen und wieder besonders die Knaben. Unter den bei der Mutter befindlichen Kindern leben aber auch die meisten gefühllosen Psychopathen in schlechtem Milieu, während das bei den anderen Gruppen nicht der Fall ist. Ältere männliche Psychopathen wuchsen mehrfach in gutem Milieu bei der Mutter auf, verwahrlosten aber in der Pubertät. Hier wirkten offenbar starke endogene Momente mit.

Tabelle XI.

Uneheliche Kinder.

	Knaben		Mädchen		Sa.
	Bei Mutter	Bei Fremden	Bei Mutter	Bei Fremden	
Soziale Psychopath. 65♂ + 55♀	5	3	3	4	15
Verwahrl. Psychopath. 60♂ + 51♀	9	13	7	4	33

Aus einer weiteren Zusammenstellung ergeben sich die Verhältnisse in den Familien.

Tabelle XII.

Familienverhältnisse bei den Psychopathen.

	Eltern getrennt		Vater †		Mutter †		Stief- od. Pflege-vater		Stief- od. Pflege-mutter		Bei Fremden		Summa	
	Kn	M.	Kn.	M.	Kn.	M.	Kn.	M.	Kn.	M.	Kn.	M.	Kn.	M.
Soziale Psychop.	1	5	2	2	4	2	5	3	—	2	3	5	15=23,1 %	19=34,5
Verwahrl. Psychop.	5	4	1	6	1	1	7	6	3	3	11	6	38=46,7 %	26=51 %

Die Tabelle ist so aufgestellt, daß kein Fall doppelt gezählt ist, die Unehelichen sind mit hinzugezählt. Auch hier zeigt sich wieder ein Überwiegen der ungünstigen Milieumomente bei den verwahrlosten Psychopathen und zwar bei den Mädchen noch etwas mehr als bei den Jungen.

Auf die weiteren Milieuverhältnisse sei hier nicht eingegangen. (Nicht ausreichend berücksichtigt werden konnten übrigens die Vor-

strafen der Eltern, da darüber meist nur ungenügende Auskunft zu erhalten war.) Sie finden in der Arbeit von Rehm eine eingehende Würdigung. Nur sei zusammenfassend hervorgehoben, inwiefern überhaupt in unseren Fällen Milieuverhältnisse in irgendeiner Form bei der Verwahrlosung mitwirkten.

Tabelle XIII[1]).

	Knaben									
	unter 14=31					über 14=29				
	a	a + m	(a+)m	a(+m)	m	a	a + m	(a+)m	a(+m)	m
Verwahrl. Psychop.	5=16,1	15=48,3	4=12,3	7=22,6	—	5=17,2	10=34,5	1=3,4	12=41,3	1=3,4

	Mädchen									
	unter 14=30					über 14=21				
	a	a + m	(a+)m	a(+m)	m	a	a + m	(a+)m	a(+m)	m
Verwahrl. Psychop.	4=13,3	13=43,3	2=6,7	9=30	2?	5=23,8	9=42,8	2=9,5	5=23,8	—

Hervorgehoben sei nochmals, daß der Abschätzung zwischen Milieu und Anlage immer etwas Subjektives innewohnen muß, daß eine scharfe Abgrenzung beider gegeneinander nicht möglich ist und überhaupt oft sehr schwer ein Urteil zu fällen ist, welcher von beiden Faktoren mehr zur Verwahrlosung beigetragen hat. Unter diesen Vorbehalten läßt sich aus der Tabelle folgendes herauslesen:

Verwahrlosung aus Anlage allein oder unter geringer Mitbeteiligung der Milieuwirkung ist bei den jugendlichen Psychopathen beiderlei Geschlechts über 14 Jahren stärker vertreten als bei den Psychopathen unter 14 Jahren, bei denen die Milieuwirkung stärker hervortrat. Vergleicht man die Verhältnisse bei beiden Geschlechtern, so ist bemerkenswert, daß vor dem 14. Jahr die Verteilung von Milieu und Anlage in den verschiedenen Abstufungen ziemlich gleich ist, daß die Zahlen aber im Alter über 14 Jahren divergieren, hier bei dem männlichen Geschlecht die Anlage, bei dem weiblichen die Milieuwirkung hervortritt. Es ähnelt diese Feststellung der anfangs erwähnten, daß die Beteiligung der Abnormen an der Verwahrlosung bei den Schulpflichtigen etwa die gleiche, bei den Schulentlassenen

---

[1]) a = Anlage, m = Milieu, a (+ m) = Anlage + leichte Milieuwirkung, (a +) m = Milieuwirkung bei geringer Anlagewirkung usw.

sehr verschieden groß ist. Offenbar prägt sich darin bereits die verschiedenartige Differenzierung der Geschlechter nach dem 14. Jahr aus.

Weiter ist bemerkenswert, daß in nicht ganz der Hälfte der Fälle bei beiden Geschlechtern unter dem 14. Jahr Anlage- und Milieuwirkung etwa zu gleichen Teilen anzunehmen ist, daß dies jenseits des 14. Jahres bei nur ⅓ der Männer und nicht ganz der Hälfte der Mädchen zutrifft. Eine überwiegende Milieuwirkung fand sich unter 14 Jahren bei den Knaben, über 14 Jahren bei den Mädchen häufiger.

Untersucht man die einzelnen Gruppen, so ist festzustellen, daß die Anlagemomente die Milieumomente bei der Verwahrlosung der triebhaften, gefühllosen, erregbaren psychopathischen Jungen überwiegen, bei den Mädchen derselben Gruppen dies jedoch weniger hervortritt, daß bei den Willenlosen beider Geschlechter Anlage- und Milieumomente mehr zu gleichen Teilen die Verwahrlosung förderten und bei den pseudologischen Mädchen im Gegensatz zu den Knaben die Anlagemomente mehr überwogen. Anlagemomente allein hatten die Verwahrlosung nur in relativ wenigen Fällen gefördert, besonders noch bei den Triebhaften. Noch weniger spielte bei der Verwahrlosung das Milieu allein eine Rolle und zwar nur bei 4 willenlosen Knaben. In den allermeisten Fällen hatte das Milieu in irgendeiner Weise mitgewirkt, wenn auch die Anlage, wie erwähnt, vielfach als treibendes Moment überwog. Auch bei den Gefühllosen hatte bis auf 2 Fälle stets das Milieu eine gewisse Bedeutung gehabt, was den Anschauungen *Kramers* wohl entspräche. Aber es kamen doch auch Fälle gefühlloser Psychopathen ohne äußere Momente zur Verwahrlosung und zwar ein unter und ein über 14 Jahre alter Knabe. Die Anschauungen *Kramers* treffen also offenbar für viele, aber nicht für alle Fälle zu. *Zweifellos kommt der bestimmt gearteten pathologischen Anlage insofern eine Bedeutung zu, als die aus ihr erwachsenden Eigenarten einen günstigen Boden für die schlechte Milieuwirkung schaffen, als sie eine Bereitschaft und Empfänglichkeit dafür herstellen.* In manchen Fällen hat man direkt den Eindruck, als ob das ungünstige Milieu, vor allem die so häufige Zerrüttung der Familie durch Zerfall der Ehe der Eltern oder überhaupt das Fehlen eines Familienmilieus bei vorhandener Anlage die schlummernden pathologischen Züge weckt, was der Anschauung *Lückeraths* entsprechen würde. Andererseits scheinen die ungünstigen Einwirkungen die pathologischen Züge zu

modifizieren, gewissermaßen pathoplastisch zu wirken, wie es Kramer speziell bei den antisozialen Psychopathen feststellte. Daß die pathologische-psychopathische Anlage in der Pubertät vielfach stärker wirksam ist als vorher, daß die Milieuwirkungen hier öfter mehr zurücktreten, hängt wohl damit zusammen, daß sich bei den Jugendlichen eine stärkere Aktivität und Selbständigkeit, stärkere Willensregungen entwickeln, daß die in dieser Zeit auftretenden Affektschwankungen und impulsiven Willensregungen durch die psychopathische Anlage noch gesteigert sind und zu mannigfachen Konflikten mit der Umwelt Anlaß geben, daß infolge dieser Züge die Loslösung von der elterlichen Einwirkung, von der familiären Umwelt schneller erfolgt und die pathologischen Tendenzen sich selbständiger und ungehemmter auswirken.

Die Erfahrungen Gregor und Voigtländers an sog. „normalen“ und pathologischen Fürsorgezöglingen stimmen nun mit den Untersuchungsergebnissen an unserem Material insofern nicht überein, als sie weit höhere Prozentsätze an Verwahrlosung aus „innerer Ursache“ aufweisen, nämlich bei schulpflichtigen Zöglingen 71 Proz., bei nicht Schulpflichtigen 93 Proz. Die Ursache für diese Abweichungen ist schwer festzustellen; die subjektive Wertung spielt aber dabei wohl eine erhebliche Rolle. Näher beschäftigt hat sich noch neuerdings Voigtländer mit dieser Frage. Sie fand in ihrem Material normale häusliche Verhältnisse in 54,7 Proz., schuldhaft ungünstige in 30,7 Proz. Bemerkenswert ist es aber doch auch an ihrem Material, daß nur bei 27,5 Proz. die Eltern beisammen waren, in allen anderen Fehlen eines Elternteiles oder Unehelichkeit vorlag, besonders bei den Mädchen und mehr bei den Schulpflichtigen. Die Verf. glaubt aber, daß diese Zahl ein schiefes Bild gebe, da bei Vorhandensein von Stiefmüttern die Fürsorge-Erziehung schneller durchgeführt, auch Uneheliche schneller untergebracht würden. Unter meinem Material, bei dem die genannten Zahlen allerdings geringer sind, fanden sich nur vereinzelte Fürsorgezöglinge, so daß die Annahme Voigtländers hier nicht zutrifft. Auch bestand nicht der Eindruck, daß uneheliche Kinder oder Kinder, bei denen ein Elternteil fehlte, besonders leicht und gern der Beratungsstelle zugeführt wurden, das traf nur für Einzelfälle zu. Der eigentliche Grund der Zuführung war durchweg die schon beginnende Verwahrlosung. Daß die Unterbringung solcher Individuen in Fürsorge-Erziehung etwa besonders leicht erfolgte, wie Voigtländer hervorhebt, kann auch nicht gesagt werden, ebensowenig, daß die Anordnung der Fürsorgeerziehung frühzeitig und rechtzeitig erfolgte. Die Gerichte waren da-

mit sehr zurückhaltend, eher läßt sich das Gegenteil sagen. Unsere Erfahrungen, die aus dem direkten Eindruck und der persönlichen Rücksprache mit den Eltern und den Hausberichten der Fürsorgerinnen gewonnen wurden, widersprechen den Erfahrungen Voigtländers und weisen darauf hin, daß die genannten Milieumomente von Bedeutung waren. Auch R. v. d. Leyen hat sich neuerdings gegen die Feststellungen Voigtländers gewandt. (Zeitschrift für Kinderforschg. 1925, 31. Bd., Referatenteil S. 31.)

Dagegen stimmen unsere Erfahrungen mit den Erfahrungen Gregors und Voigtländers darin überein, daß die Bedeutung der Anlage die des Milieus bei den Schulentlassenen überwiegt. Gruhle weist an seinem Gesamtmaterial dem Milieu eine stärkere Bedeutung zu: 40 Proz. wären seiner Meinung nach wahrscheinlich oder mit Sicherheit vor der Verwahrlosung bei geordnetem Milieu und richtiger Leitung bewahrt geblieben! Er fand das schlechte Milieu sogar in 18 Proz. allein schuld an der Verwahrlosung, also in einem erheblich höheren Bruchteil, wie in unserem Material. Dabei handelt es sich bei seinen Fällen nur um Schulentlassene. Seine Feststellung weicht also auch von denen Gregors und Voigtländers mit ihrem aus Schulpflichtigen und Schulentlassenen bestehendem und aus beiden Geschlechtern sich rekrutierenden Material erheblich ab. Ob hier die Unterschiede des Materials für diese Differenzen anzuschuldigen sind, ist zweifelhaft, zumal auch das hiesige Material sich aus ähnlichen Altersstufen und beiden Geschlechtern zusammensetzt, wie das von Gregor-Voigtländer, und doch abweichende Ergebnisse aufweist. Daß das letztere auf die Zusammensetzung unseres Materials nur aus pathologischen Fällen zurückzuführen ist, scheint ebenfalls zweifelhaft. Vielleicht spielt doch die Verschiedenartigkeit der Erhebungen über die Umwelt neben subjektiven Momenten eine Rolle. Lund vertritt die Ansicht, daß die psychische Minderwertigkeit allein keine ausschlaggebende Bedeutung als Kausalitätsmoment für die Kriminalität hat (bei Jugendlichen). Siefert findet in der Hauptsache Verwahrlosung aus bestimmter Anlage heraus und an eine bestimmte Anlage gebunden, also ähnlich wie Gregor und Voigtländer. Bemerkenswert ist es, daß die Psychopathen unter den 79 rein durch Milieu verwahrlosten Knaben seines Materials ganz zurücktreten (9 Fälle). Das spricht für die Bedeutung gerade der psychopathischen Anlage als ein die Verwahrlosung begünstigendes Moment.

Nach unseren Erfahrungen liegen die Dinge also so, daß bestimmt geartete psychopathische Anlagen eine Bereitschaft für Verwahr-

losung abgeben, die meist unter Mitwirkung von Milieumomenten erfolgt, andererseits aber auch in einem nicht geringen Bruchteil der Fälle besonders bei den über 14 Jahre alten noch bedeutungsvoller als die Milieuwirkung ist, aber letztere wird auch hier nicht ganz vermißt.

Daß es pathologische Individuen gibt, die trotz bester Erziehungseinflüsse von klein auf zur Verwahrlosung tendieren, ist auch heute noch trotz der Erfahrungen Kramers u. a. zweifellos. Auch die Erfahrungen an Kindern mit einer erworbenen Hirnschädigung, der epidemischen Enzephalitis mit ihren psychischen Folgeerscheinungen bestätigen dies. Auch zeigen uns einzelne in der Literatur mitgeteilte Fälle, daß gewisse Individuen aus Anlage trotz scheinbar besten Milieus und bester Erziehung verwahrlosen bzw. zum Verbrecher werden. Es sind Fälle von Mayer und von Lund, die von schwer ethisch-defekten psychopathischen Eltern abstammten und trotz Aufwachsens in guter Umgebung verwahrlosten. Arbeiten über Material in Privat-Erziehungsheimen, Heilpädagogien, Heilerziehungsheimen mit Zöglingen aus besser situierten Ständen würden vielleicht noch mehr derartige Fälle beibringen können. Sie fehlen wenigstens aus neuerer Zeit bisher leider fast ganz, obwohl gerade sie zur Lösung der Frage „Milieu oder Anlage" wesentlich beisteuern könnten. Bei derartigen Fällen wäre allerdings genauer festzulegen, was man unter „gutem" Milieu und „guter" Erziehung versteht. Gerade bei Psychopathen wird mit scheinbar guter und geordneter, auf bestem Willen fußender, aber verständnisloser und mit Mangel an Einfühlungsfähigkeit verbundener Erziehung viel zu verderben sein. Sie war eben für den jeweiligen Fall nicht „gut". So hat auch z. B. Kehrer gegen den Mayerschen Fall geltend gemacht, daß hier die Einflüsse der sittlich minderwertigen Mutter (der betr. Fall entstammt einer außerehelichen Liebschaft der Mutter mit einem schweren Psychopathen), doch noch mitgewirkt haben können. Der mir nur aus dem Referat bekannte Fall Lunds scheint jedoch einwandfrei. Immerhin ist, wie auch unsere Fälle zeigen, die Mitwirkung ungünstigen oder ungeeigneten Milieus mit Sicherheit schwer auszuschließen. — Für die Wirksamkeit des Milieus und auch der Zeitverhältnisse auf die Verwahrlosung jugendlicher Psychopathen spricht die von Rehm in Bremen konstatierte Abnahme der Zahl der Verwahrlosten im letzten Jahr, wie auch an unserem Material zu konstatieren war; natürlich betrifft diese Abnahme auch die „gesunden" Verwahrlosten. Die starke Beteiligung der Psychopathen an der Steigerung der Verwahrlosung in den Nachkriegsjahren zeigt

aber doch deren starke Bereitschaft zu dieser und ihre feine Reagibilität auf ungünstige exogene Einflüsse; daß derartige Einflüsse, wie die suggestive Macht revolutionärer oder sonstiger Doktrinen extrem gerichteter Führer einen gewaltigen Einfluß auf sonst ziemlich unauffällige Psychopathen jugendlichen Alters ausübten, haben die Nachkriegszeiten zur Genüge gezeigt. Auch die von Soecknick, Toepel, Stiefler, Kalmus festgestellte Zunahme von Psychopathenaufnahmen in Kliniken auf das 5- bis 7fache des Friedensstandes mit Zunahme der forensischen Fälle, die als Folge heutiger Lebensumstände angesehen wird, weist uns auf die für die soziale und asoziale Lebensführung der Psychopathen wesentliche und ausschlaggebende Bedeutung exogener Einflüsse hin. (An unserem pathologischen Material waren übrigens Kriegseinflüsse nur in Einzelfällen anamnestisch festzustellen; es handelte sich meist um Mangel an Erziehung infolge Fehlens des Vaters; dagegen war der Einfluß der Inflationszeit mit ihrer allgemeinen aber naturgemäß besonders bei den Psychopathen wirksamen Erweckung von Gier nach Besitz und Genuß um jeden Preis häufig von deletärer Wirkung.) Es kann also nur wieder betont werden, daß bestimmt geartete psychopathische Anlage in Verbindung mit ungünstigen exogenen Faktoren vielfach die Ursache der Verwahrlosung war.

Die Verwahrlosungsformen der Psychopathen sind — zunächst rein äußerlich betrachtet — sowohl was die Art und die Häufigkeitsskala der sozialen Entgleisungen betrifft, die gleichen wie bei Gesunden. Ganz allgemein unter Berücksichtigung des Gesamtmaterials von Gesunden und Kranken gibt sich die Verwahrlosung in erster Stelle in Form von Eigentumsvergehen kund. Diebstähle sind bei den schulpflichtigen Knaben am häufigsten (Gregor und Voigtländer, Siefert, Mönkemöller, nur Gruhle fand das Vagabundieren an erster Stelle). An zweiter Stelle steht das Landstreichen bei männlichen, Herumtreiben bei weiblichen Verwahrlosten; bei schulentlassenen Mädchen treten die Eigentumsvergehen gegenüber Herumtreiben und Gewerbsunzucht mehr zurück. Das scheint regionär aber auch verschieden. Z. B. berichtet L. Gervai aus der Schweiz, daß die Mädchen weniger unter den jugendlichen Straßen- und Landbummlern zu finden seien. Über die Verwahrlosungsform bei pathologischen Typen finden sich eingehende Untersuchungen bei Siefert, Gregor und Voigtländer. Siefert findet, daß die Psychopathen (die er zusammen mit anderen Anomalien ausschließlich der Schwachsinnigen unter der Bezeichnung „Abnorme“ zusammenfaßt) eine stärkere Gewalttätigkeit

als andere zeigen, daß unter den „Abnormen“ und „Debilen“ die bedenklichsten kriminellen Geschehnisse zu finden sind, wie Tierquälerei, Roheit, Gewalttätigkeit, ausgedehnte Vagabondage, Raub, Unzucht: Brandstiftung, Perversionen. Auch Gregor und Voigtländer finden bei Körperverletzung, Sachbeschädigung, Unfug, Tierquälerei besonders oft pathologische Ursachen (also ganz allgemein, nicht unter spezieller Heranziehung der Psychopathen). Früh einsetzende Verwahrlosung wies ebenfalls auf Ursachen hin, die das Individuum als pathologisch erkennen lassen. Steltzner fand, daß das frühzeitige Erwachen des Sexualtriebs ein psychopathisches Symptom sei. Folgende Tabelle gibt einen Überblick über die Vergehen und sozialen Entgleisungen der Psychopathen unseres Materials.

Tabelle XIV.

	Knaben		Mädchen	
	unter 14 (32)	über 14 (26)	unter 14 (29)	über 14 (19)
Stehlen u. a. Eigentumsvergehen	24=75%	21=80,8%	19=65,5%	16=84,2%
Herumtreiben Fortlaufen	8 9 } 53,3%	14 6 } 76,9%	3 17 } 69%	8 6 } 73,6%
Sexuelle Neigungen	6=18,7%	2=7,6%	5=17,2%	8=42,1%
Starke Neigung zum Lügen	25=78,1%	14=53,8	24=82,8	18=94,7
Betteln	2=6,3	1=3,8	2=6,9	1=5,3
Roheiten und Roheitsdelikte	6=18,7	2=7,6%	—	—
Zerstören, Sachbeschädigung	—	—	1=3,4	1=5,3

Die Reihenfolge nach der Häufigkeit der Vergehen ist ungefähr wie die bei Normalen, nur ist Herumtreiben und Fortlaufen auffallend häufig und übertrifft bei den schulpflichtigen Mädchen die Häufigkeit der Eigentumsvergehen (was Gruhle bei seinen schulentlassenen Fürsorgezöglingen fand), während die Häufigkeit der Eigentumsvergehen bei den schulentlassenen Mädchen gegenüber dem Herumtreiben hervortrat (im Gegensatz zu anderen Autoren und mehr den Feststellungen Gervais sich nähernd). Hier spielen offenbar aber Zufälligkeiten und regionäre Verhältnisse eine Rolle. Jugendliche Dirnen wurden der Beratungsstelle überhaupt nur wenig zugeführt.

Die Eigentumsvergehen sind ihrer Art nach nicht von denen Gesunder zu unterscheiden. Häufig konnten die Kinder sich

nachträglich schwer in die Situation, aus der heraus sie zum Stehlen verleitet wurden, zurückversetzen und nur unvollkommene Erklärung über die Motive, die sie zu den meist wiederholten Vergehen veranlaßt hatten, geben. Bekannt und auch an unserem Material immer wieder festzustellen war die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit der Reueempfindungen. Hauptsächlich neigte die Gruppe der Willenlosen und Gefühllosen zu Eigentumsvergehen und wies gleichzeitig noch andere asoziale Neigungen auf, während die pseudologischen und triebhaften Psychopathen weniger häufig stahlen (die weiblichen Pseudologischen jedoch mehr) und die erregbaren Psychopathen ungefähr in der Mitte zwischen jenen stehen. Das Stehlen begann gewöhnlich im Elternhaus und wurde anderweitig fortgesetzt (in einem geringen Bruchteil wurden die Diebstähle nur zu Hause ausgeführt). Häufiger waren auch Unterschlagungen, selten Schwindeleien, Betrügereien; Schuldenmachen war wieder häufiger. Mehrfache Eigentumsvergehen wurden meist beobachtet (zirka 67.2 Proz. der männlichen und 72,9 Proz. der weiblichen Individuen), Zahlen, die mit denen von Gregor und Voigtländer ziemlich übereinstimmen. Fortlaufen und Herumtreiben: ersteres war bei den unter 14 Jahre alten, längeres Herumtreiben bei den älteren häufiger. (Reiß fand es auch unter 12 Jahren noch in ⅔ der Fälle.) Bei dem Fortlaufen handelt es sich um ein einfaches impulsives oder triebhaftes Davonrennen mit Wiederkehr, gewöhnlich nach einigen Stunden, in schweren Fällen auch mit längerem Fortbleiben. Es erfolgte oft aus Angst vor Strafe. Nicht selten entwickelte sich das ziellose Herumtreiben aus dem Fortlaufen; sehr häufig war die Verbindung mit Schulschwänzen. Beide Arten waren besonders bei den willenlosen und triebhaften Psychopathen, sowie bei den pseudologischen Mädchen vertreten, bei den triebhaften meist auch ohne Eigentumsdelikte, die daneben sonst sehr häufig waren. In Einzelfällen wurde das Fortlaufen schon in sehr frühem Lebensalter von 3 bis 4 Jahren beobachtet, aber ohne daß es zu Dauerschäden gekommen wäre oder ohne daß sich das Fortlaufen als Dauerstörung etabliert hätte. Ausgedehnte Vagabondage, die Siefert bei seinen „Abnormen" sah, fand sich ziemlich selten. Zuweilen fiel auf, wie Kinder und Jugendliche das entbehrungsreiche Vagabondieren dem Aufenthalt und der Regelmäßigkeit des Lebens in gutem Milieu des Elternhauses vorzogen, offenbar getrieben von Abenteuerlust, Sucht nach Neuem, nach Abwechslungen und einer Unruhe und Unzufriedenheit. Das Fortlaufen aus Abenteuerlust geschah besonders häufig nach Hamburg, um zur See

zu gehen oder auch nur um die Großstadtfreuden zu genießen. Manchen trieb eine unüberwindliche Scheu vor der Schule oder der gegenwärtigen Arbeitsstelle fort. Besonders häufig war das Fortlaufen (allerdings meist unter Verbleiben in der Stadt) bei schulpflichtigen Mädchen. Es ging zusammen mit dem Herumtreiben noch über die von Mönkemöller und Schott bei den Verwahrlosten allgemein auf 50 bis 60 Proz. festgestellte Häufigkeit hinaus. Die Beobachtungen über die Häufigkeit des Herumtreibens bei den schulpflichtigen Psychopathinnen scheint auf die Bedeutung der psychopathischen Konstitution bei dieser Neigung hinzuweisen. Diese Bedeutung erhellt auch daraus, daß Gruhle unter den männlichen schulentlassenen Herumtreibern 63,2 Proz. Abnorme fand, gegen 55 Proz. bei den Nichtherumtreibern. Besonders häufig war das Fortlaufen und Herumtreiben mit 73 bis 77 Proz. auch bei den über 14jährigen Psychopathen unseres Materials. Hier spielten zweifellos zuweilen die Pubertätsumwandlungen eine Rolle, die damit verknüpfte Abenteuerlust, der Tatendrang, die Lust nach Neuem, der Wunsch, sich dem als unerträglich empfundenen Zwang der regelmäßigen täglichen Arbeit (vereinzelt auch der Fortbildungsschule) zu entziehen, die gesteigerte Fantasietätigkeit (Reiß) oder auch eine gesteigerte Empfindlichkeit gegen Tadel und Strafen, bei Mädchen auch sexuelle Bedürfnisse, alles durch die pathologische Hemmungslosigkeit, die Unbeherrschtheit der Affekte und Triebe noch gesteigert. Es kann sich dabei auch um nur vorübergehende Erscheinungen handeln, wie Siefert hervorhebt. Fälle, wie sie Reiß als typisch für die Großstadt beschreibt, die durch Beziehungen zu einer Dirne in die Verwahrlosung geraten und durch Herumlungern in Verbrecherkneipen „vor der Walze" bewahrt blieben, habe ich nicht gesehen. Auch echte jugendliche Landstreicher sind, wie gesagt, in meinem Material selten, häufiger die Durchbrenner und Abenteurer. Meggendorfer fand ebenso wie Reiß unter Fällen von Affekt-Epilepsie (die wohl zur Psychopathie zu rechnen sind) das familiäre Auftreten einer Form mit schweren ethischen Defekten, Abenteurerlust und Reizbarkeit, was zu frühzeitigem Bummelleben mit Vagieren und pseudologischer Aufspielerei führte (auch Stier sah ähnliche Fälle von familiärem Wandertrieb). In anderen sogenannten affektepileptischen Fällen beobachtete Reiß mehr fughuesartige Zustände infolge einer auch körperlich bedingten gemütlichen Verstimmung. Solche Fälle sind zweifellos selten.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß sich unter dem hartnäckigem Fortlaufen, Herumtreiben und Vagieren zweifellos besonders oft pathologische und speziell psychopathische Züge verstecken.

Weiter ist auf das frühzeitige Auftreten **sexueller** Neigungen und Handlungen ohne irgendwelche tieferen erotischen Beziehungen bei den psychopathischen verwahrlosten Schulkindern hinzuweisen, die an unserem Material nicht selten beobachtet wurden. Dabei fällt die gleichmäßige Verteilung auf beide Geschlechter bei den unter 14jährigen, die starke Divergenz der Zahlen jenseits des 14. Jahres auf. Besonders auffallend ist, daß bei den männlichen jugendlichen Psychopathen im Gegensatz zu dem kindlichen sexuelle Regungen, die zu Betätigungen mit anderen Personen führen, so selten sind. Möglicherweise werden diese sexuellen Betätigungen z. T. nicht aufgedeckt, z. T. durch die Onanie gewissermaßen hintangehalten. Aber es ist zweifelhaft, ob das den großen Unterschied bei beiden Geschlechtern jenseits des 14. Jahres erklärt, es ist jedenfalls auch in anderem Material immer wieder aufgefallen. So hob B. **Paulsen** erst neuerdings wieder hervor, daß die Mädchenverwahrlosung — gemeint sind offenbar Schulentlassene — fast ausschließlich sexueller Natur ist und nur ganz selten reine Kriminalität wie bei den Männlichen vorkommt; meist bestanden enge Beziehungen zwischen der Straftat und Sexualität; fast bei allen verwahrlosten Mädchen fand sie wahllosen sexuellen Verkehr, auch bei 14- und 15jährigen, ohne persönliche Bindung. Die letzteren Feststellungen dürften in der Hauptsache nur für das Material **Paulsens** gelten; die Verbindung der Verwahrlosung mit der Sexualität war an unserem Material bei weiblichen Jugendlichen zwar sehr häufig, aber nicht immer festzustellen. Bei der kindlichen sexuellen Betätigung scheint es sich, wenigstens bei den Knaben, öfter nur um vorübergehende Erscheinungen zu handeln.

Die übrigen Vergehen zeigen bis auf die weite Verbreitung des phantastischen Lügens nichts für die Psychopathie Charakteristisches. Stehlen und Herumtreiben trat bei einem Teil der Fälle schon sehr frühzeitig auf. Vergleiche mit normalem Material fehlen jedoch. Sehr häufig war das **gleichzeitige mehrfache Vorkommen** verschiedener der in der Tabelle aufgeführten Verwahrlosungsanzeichen, so bei dem männlichen Material in 84.5 Proz., bei dem weiblichen in 89.9 Proz. der Fälle. Häufung der Delikte und Verwahrlosungsanzeichen, frühes Auftreten sexueller Betätigung, pseudologische Züge bei den Mädchen, vielleicht auch frühes Auftreten der Verwahrlosung überhaupt, scheint insgesamt für die Verwahrlosung der Psychopathen charakteristisch. Im Einzelfall kann aus derartigen Momenten allein nicht auf eine Psychopathie geschlossen werden.

Schwachsinnige.

Der Schwachsinn ist die zweithäufigste bei den Verwahrlosten festzustellende Anomalie. Unter den bisher hierher gezählten Fällen findet sich aber auch, wie unser Material zeigt, ein kleiner Bruchteil, bei dem der Schwachsinn nicht kongenital, sondern intrauterin oder während oder nach der Geburt erworben ist (Little-Fälle, infantile Enzephalitis mit entsprechenden Lähmungsresten). Es besteht der Eindruck, daß in älteren Arbeiten die Zahlen der Schwachsinnigen unter den verwahrlosten Fürsorgezöglingen zu hoch gegriffen sind; so sind wahrscheinlich die Schwachsinnigenzahlen der Brandenburgschen Zöglinge mit 48,8 Proz. Debilen und 37,4 Proz. Imbezillen, wahrscheinlich auch die von Schnitzer in Pommern festgestellten (27,2 Proz., 27,3 Proz.) zu hoch, zumal die Zahlen in späteren Arbeiten durchweg niedriger sind (nur wird von Briner für die Schweiz in 20—40 Proz. Schwachsinn als Ursache der Verwahrlosung der Schulentlassenen angegeben). Offenbar ist ein Teil der Psychopathen mit mangelhaften Schulleistungen, solche, bei denen das Wissen nicht der Begabung entsprach (Gruhle), zu den Schwachsinnigen gerechnet worden. Es geht auch viel zu weit, wenn Focher neuerdings von einer relativen „Geistesschwäche" spricht, die aus einer Unzulänglichkeit eines normalen Menschenverstandes ungewöhnlich schweren Situationen gegenüber resultiert und zum Manifestwerden latenter Kriminalität genüge. Eine solche Beurteilung der Anormalen widerspricht ohne zureichende Begründung allen bisherigen psychiatrischen Anschauungen. Keineswegs liegt bei den Verwahrlosten allgemein ein Zurückbleiben der intellektuellen Entwicklung vor, wie verschiedentlich behauptet wurde. Speziell die Untersuchungen Riebesells, der sich eingehend mit dieser Frage beschäftigte, ferner die Gregors u. a. sprachen dagegen. Allerdings stellte T. Schmidt-Kraepelin fest, daß fast allen Hilfsschulkindern eine mehr oder weniger ausgeprägte Neigung zu moralischen Abirrungen eigen sei. Berücksichtigt man aber, daß diese Kinder vielfach aus einem äußerst elenden Milieu stammen und oft nur eine recht mangelhafte Erziehung genießen, dann wäre im Einzelfall erst näher festzustellen, wieweit diese Momente die geschilderten Neigungen erweckt haben. Bei einem großen Teil meines Materials fanden sich ebenfalls solche Neigungen, bei zahlreichen anderen Fällen jedoch auch nicht. In dieser Hinsicht ist es auch bemerkenswert, daß sich in der nach moralischen Qualitäten geordneten Statistik von Gregor und Voigtländer die Schwachsinnigen unter den „moralisch Intakten" erheblich häufiger als die Psychopathen finden; das

stimmt mit unseren Erfahrungen überein. Auch Suttie hebt hervor, daß hochgradige Beschränktheit mit moralischem Lebenswandel vereinbar sei. So finden sich ja auch unter den eifrigen Mitgliedern christlich-religiöser Sekten und den Besucherinnen derartiger Veranstaltungen Schwachsinnige nicht ganz so selten.

Schwachsinnige kommen aber, wie gesagt, unter den Verwahrlosten häufiger vor, besonders Leicht-Schwachsinnige. Nach den ausführlichen Statistiken von Siefert und von Gregor und Voigtländer ist der Schwachsinn unter den weiblichen Verwahrlosten häufiger als unter den männlichen. Sie finden sich auch nach den Angaben Bonhoeffers, Grabes und Schneiders (38 von 70 Fällen) unter den Prostituierten und nach denen von Steltzner (25 von 50 Fällen) unter den jugendlichen Warenhausdiebinnen häufig. Sicher zu weit geht es aber wieder, wenn Stover unter jugendlichen Verbrecherinnen nur wenige mit „normaler Verstandestätigkeit“ gefunden haben will. B. Paulsen findet unter einem weiblichen Verwahrlosten-Material „körperlich und geistig Infantile“, besonders aus der Kriegszeit, die aus den Hilfsschulen und 3.—5. Volksschulklassen entlassen waren, sexuell fast völlig verwahrlosten, auf der Stufe 10—11jähriger Kinder standen. Es dürfte sich auch hierbei um Schwachsinnige und Debile mit körperlicher Unterentwicklung handeln.

Über die Belastung der Schwachsinnigen liegen Untersuchungen von Rüdin-Senger und T. Schmidt-Kraepelin vor. Erstere stellten fest, daß die erbliche Belastung in Familien von Hilfsschulkindern viel größer ist, als die von Normalschülern, auch viel höher als bei diesen, wenn man die gleichen Verwandten wie Diem berücksichtigt. Mehrere Male fand sich bei mehreren Hilfsschulgeschwistern ein schwachsinniger Elternteil. T. Schmidt-Kraepelin konstatierte, daß in 28 Proz. ihrer Hilfsschulkinder unmittelbare Erblichkeit vorlag und Schwachsinn der Eltern Ursache des Schwachsinns der Kinder war, daß doppelseitige Belastung mit „geistiger Minderwertigkeit“ besonders verhängnisvoll war, und meist mehrere Kinder schwachsinnig waren. An unserem Material ergab sich ähnliches. Die Belastung wurde zunächst wieder nach der Methodik Diems untersucht und dessen Zahlen zum Vergleich herangezogen. Die Verwertung muß unter dem früher angegebenen Vorbehalt geschehen.

Tabelle XV.

Belastung der Schwachsinnigen (nach Koller-Diem berechnet).

s. = soziale = 88 v. = verwahrl. = 57	direkt		indirekt		Kollateral		Summa		
	s.	v.	s.	v.	s.	v.	s.	v.	
eisteskrankheiten Epileps. u. Hysterie)	5	3	4	1	—	—	9=10,2 } 26,1	4=8,8 } 21,0	[7,1/30—38%]
Schwachsinn	12	5	—	1	2	1	14=15,9	7=12,2	
Nervenkrankheit	1	1	1	—	—	—	2=2,3%	1=1,8%	[5,7/5,0]
Trunksucht	17	13	2	1	—	—	19=21,6	14=24,6	[17,7/16,3]
Dement. senilis u. Paralyse	1	1	—	—	—	—	1=1,1	1=1,8	[6,3/1,9]
ffallend. Charakter Psychopathie und Nervosität)	34	20	6	—	1	—	41=46,6	20=35,0	
	70=79,5 %	43=75,4	13=14,8	3=5,4	3=3,4	1=1,8	86=97,8	47=82,4	
	[33,0/50,3]		[29,0/15,0]		[5,0/12,7]		[66,9/77]		

in [ ] befindlichen Zahlen sind diejenigen Diems über Belastung bei Gesunden u. Geisteskranken.

Die Zahlen gehen sowohl für soziale wie für verwahrloste Schwachsinnige zum Teil über die Zahlen von Diem hinaus, auch über die von Schott bei Schwachsinn (51 Proz. Gesamtbelastung), besonders, was die direkte Belastung mit Trunksucht und „auffallenden Charakteren" betrifft. Bei der letzteren Gruppe ist die hohe Frequenz hauptsächlich durch die Nervösen bedingt, aber auch nach Fortlassung dieser ist die Zahl noch auffallend hoch. Die Belastung mit Geisteskrankheit reicht nicht ganz an die Diemsche Zahl bei Geisteskranken heran, übertrifft aber die für Normale erheblich. Zu einem wesentlichen Teil rekrutiert sich diese Zahl aus Schwachsinnigen. Im ganzen ist also im Vergleich zu den Diemschen Zahlen die direkte Belastung eine besonders schwere, die Belastung mit Trunksucht und auffallenden Charakteren etwas höher. Bei dem Vergleich beider Gruppen, der sozialen wie verwahrlosten, fällt auf, daß die Gesamtbelastung bei den sozialen Schwachsinnigen im ganzen etwas höher ist, als bei den verwahrlosten, was besonders auf Rechnung der indirekten Belastung geht; ferner ist die Belastung mit Geisteskrankheit und mit Nervosität bei jenen höher, während bei den Verwahrlosten bemerkenswerterweise wieder die Belastung mit Trunksucht überwiegt. Die Zahlen für Trunksucht werden sich aber gleicher, wenn die Nervösen fortgelassen werden. Im Gegensatz zu den Verhältnissen bei Psychopathen ist die Belastung mit auffallenden Charakteren bei beiden Gruppen gleich, sie wird auch nach Fortlassung der Nervösen nur bei den

sozialen Schwachsinnigen wesentlich größer. — Eine gewisse Bedeutung scheint für die Gruppe der Verwahrlosten nach allem nur der Belastung mit Trunksucht zuzukommen, aber die Differenz ist in beiden Gruppen nicht so erheblich, daß die Bedeutung eine sehr wesentliche sein kann. Auch hier erhebt sich wieder die Frage: ist die der Trunksucht vielfach zu Grunde liegende Konstitution, das durch die Trunksucht geschaffene Milieu oder die Trunksucht selber das bedeutungsvolle Moment. Da hier die Trunksucht fast nur als direkt belastendes Moment bei den Eltern in Erscheinung tritt, nicht als indirekt belastendes, ist die Möglichkeit gegeben, daß speziell das Milieu durch den trunksüchtigen Elternteil (hauptsächlich der Väter) in ungünstigem Sinne beeinflußt, und die Verwahrlosung des schwachsinnigen Kindes dadurch befördert wurde. Bemerkenswert ist im übrigen, daß bei Mitzählung aller Trunksuchtsfälle bei den genannten Verwandtengraden bei sozialen wie verwahrlosten Imbezillen fast die gleichen Prozentsätze herauskommen (s. Tabelle). Es ist also zum mindesten fraglich, ob dem Trunksuchtsmoment bei den Verwandten eine Bedeutung bei der Verwahrlosung Schwachsinniger zukommt.

Im Hinblick auf die genannten Fehlerquellen in der Diem-Kollerschen Statistik ist auch bei den Schwachsinnigengruppen eine Tabelle mit Brücksichtigung aller Belastungsfälle aufgestellt.

Tabelle XVI.

	Vater		Mutter		Groß-eltern		Eltern-geschw.		Ge-schwister		Sa.	
	s.	v.	s.	v	s.	v.	s.	v.	s.	v.	s.	v.
Geisteskrankheit	—	3,5	2.2	—	4,6	1.8	4.6	3,5	2.2	—	13,6	8,8
Paralyse	1,1	—	—	1,8	—	—	—	1,8	—	—	1.1	3.5
Schwachsinn	7,9	7.0	6,8	5.3	—	—	—	1.8	28.4	28.1	37.5	38.6
Psychopathie	4,6	7.0	5,7	7.0	5,7	1,8	3.4	3.5	—	3.5	18,2	21,1
Epilepsie	1,1	1,8	1,1	—	3,4	—	1,1	1.8	5,7	3.5	11.4	7,0
Hysterie	1,1	3,5	2,2	1,8	1.1	—	1.1	—	—	—	5,7	5.3
Trunksucht	18.2	24,6	—	1,8	28,4	22,8	4,6	3,5	—	1.8	43.2	45.6
Nervosität	12,5	14,0	38.6	31.6	7.9	17.5	2,2	1,8	14,8	10,6	56,8	42.1
Nervenkrankheit	—	—	1,1	—	—	—	1,1	—	—	—	2,3	—
Schlaganfall	—	—	—	—	1.1	—	—	—	—	—	1,1	—

Belastung bei Schwachsinnigen: s. = soziale = 88, v. = verwahrloste 57.
(Bei Vorkommen mehrfacher Belastung mit einer gleichen Krankheit bei einem Fall ist bei der Addition nur jeweils 1 Belastungsfall gerechnet).

Aus dieser ergibt sich für die einzelnen Belastungsmomente eine gute Übereinstimmung in beiden Gruppen; größere Abweichungen bestehen nur bei der Belastung mit Geisteskrankheiten, die bei den sozialen Schwachsinnigen etwas überwiegen, bei der Epilepsie ebenfalls zugunsten der sozialen Schwachsinnigen, ferner bei der Nervosität, die bei den sozialen Schwachsinnigen als Belastungsmoment so erheblich überwiegt, wie kein anderes Belastungsmoment. (Im übrigen gehen die Zahlen weit über die von Schott an einem großen Schwachsinnigen-Material erhobenen Werte hinaus, was wohl sicher darauf zurückzuführen ist, daß in unseren Fällen regelmäßig persönlich sehr genaue Anamnesen erhoben sind.) Wir können also auch aus dieser Aufstellung schließen, daß bei den verwahrlosenden Schwachsinnigen besondere Belastungsmomente, die sie von dem nicht verwahrlosten unterscheiden, nicht vorliegen, bis auf die geringere Häufigkeit einer nervösen Belastung. Die erheblich stärkere Belastung mit dieser erzeugt bei den sozial gebliebenen Schwachsinnigen vielleicht die schüchterne, scheue, „psychasthenische" Komponente, die sie vor der Verwahrlosung ebenso bewahrt, wie sehr viele der sozial gebliebenen Psychopathen. Die Trunksucht als belastendes Moment scheint hier nicht mehr von besonderer Bedeutung für die Erzeugung von Eigenschaften, die die Verwahrlosung fördern.

Eine besondere Rolle spielen in der Verwandtschaft der verwahrlosten Schwachsinnigen wieder wie bei den Psychopathen die sittlich verkommenen Elemente, und zwar wie aus folgender Tabelle zu ersehen ist, nicht nur bei den direkten Aszendenten, sondern auch bei den Großeltern.

Tabelle XVII.

Sittlich-Verkommene unter den Verwandten der Schwachsinnigen.

	Vater	Mutter	Groß-eltern	Eltern-geschwst.	Ge-schwister	Sa.
Soziale	4=4,6	3=3,4	—	1=1,1	4=4,6	11=12,5
Verwahrloste	3=5,3	6=10,6	4=7,0	2=3,5	7=12,3	17=29 8

(Mehrere Fälle in derselben Familie bei der Addition nur 1 mal gezählt).

Die sittlich Verkommenen sind auch bei den sozial gebliebenen Schwachsinnigen vertreten, aber doch in geringerer Häufigkeit als bei den anderen. Auch hier scheint also hin und wieder in den Familien der Schwachsinnigen eine allgemeine Tendenz zur sittlichen

Verwahrlosung aufzutreten, teils wohl als Folge ungünstiger Anlagen, teils als Milieufolge, und ihrerseits wieder in dem einen und anderen Sinne weiter zu wirken. Der letzte Grund für die Häufung derartiger Fälle läßt sich jedoch wieder nicht feststellen, Milieu- und Anlagemomente lassen sich auch hier wieder nicht befriedigend trennen. Bemerkenswert hoch ist übrigens bei beiden Gruppen von Schwachsinnigen die Belastung mit Schwachsinn, die sehr hoch und viel höher als bei den Psychopathen (auch den verwahrlosten Psychopathen mit 22,5 Proz.) ist. Auf ähnliche Resultate von T. Schmidt-Kraepelin wurde bereits hingewiesen. Allerdings wird ihre Zahl von 28 Proz. unmittelbarer Erblichkeit infolge Schwachsinns der Eltern in unserem Material nicht erreicht (13,8 Proz. der sozialen, 13,6 Proz. der verwahrlosten Schwachsinnigen). Die von Rüdin-Senger und T. Schmidt-Kraepelin festgestellte Tatsache, daß bei einem schwachsinnigen Elternteil oft mehrere schwachsinnige Geschwister vorhanden waren, bestätigt unser Material. Bei 15,3 Proz. von den verwahrlosten und 35,2 Proz. von den sozialen Schwachsinnigen waren mehrere Geschwister schwachsinnig. (Bei 3 von den verwahrlosten, 7 von den sozialen war ein Elternteil schwachsinnig. Die betr. Zahlen sind wahrscheinlich in Wirklichkeit noch höher, da nicht in allen Fällen, besonders nicht bei Unehelichen, genaue Auskunft über die geistige Entwicklung der Eltern zu erhalten war.)

Eine mehrfache Belastung fand sich, wie aus der Tabelle zu ersehen ist, bei den sozialen Imbezillen häufiger wie bei den Verwahrlosten und zwar ist das hauptsächlich auf das Vorkommen von Schwachsinn und von Nervosität bei mehreren Familienmitgliedern (Schwachsinn, gewöhnlich bei mehreren Geschwistern) zurückzuführen. Bemerkenswert ist aber, daß die mehr als zweifache Belastung bei den Verwahrlosten etwas höher ist als bei den sozialen Schwachsinnigen. Bestimmte Schlüsse sind aber daraus nicht zu ziehen.

Tabelle XVIII.

Mehrfache Belastung bei Schwachsinnigen.

	2 mal	3 mal	4 mal	5 mal	6 mal	7 mal	8 mal	Sa.
Soziale Imbez	26=29,5	11=12,5	9=10,2	3=3,4	2=2,2	2=2,2	1=1,1	54=61,3
Verwahrl. Imbez.	8=14,0	6=10,5	5=8,7	8=14,0	—	—	—	27=47,4

Tabelle XIX.

	Soziale (88)	Verwahrloste (57)
Nervosität-Nervosität	8=9,1	5=8,8
Nervosität-Psychopathie	4=4,6	2=3,5
Nervosität-Trunksucht	5=5,7	5=8,8
Nervosität-Imbezill.	3=3,4	—
Hysterie-Imbezill.	1=1,1	2=3,5
Trunksucht-Imbezill.	1=1,1	2=3,5
Psychopathie-Geisteskrankheit	1=1,1	—

Auch aus der Belastung von beiden Eltern her (Tabelle XIX) lassen sich keine bestimmten Schlüsse auf das Überwiegen bestimmter Belastungsmomente bei den Verwahrlosten ziehen. Die Kombinationen von Hysterie und Trunksucht mit Schwachsinn sind bei den Verwahrlosten etwas zahlreicher (7 Proz.) als bei den sozialen (5,6 Proz.), aber der Unterschied ist doch für bestimmte Schlußfolgerungen zu gering. Auch die Kombinationen mit Nervosität sind insgesamt in beiden Fällen ungefähr gleich (22,7 Proz. bei den sozialen, 21,1 Proz. bei den verwahrlosten), Kombinationen mit Trunksucht und Psychopathie sind überhaupt nicht sehr zahlreich, aber bei den Verwahrlosten häufiger (12,3 Proz.) als bei den sozialen (6,8 Proz.). Eine besondere Bedeutung für die Verwahrlosung scheint aber auch dieses wegen der Kleinheit des Prozentsatzes nicht zu haben.

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß im Gegensatz zu den Befunden bei den Psychopathen sich besondere Belastungsmomente nicht feststellen lassen, die die verwahrlosten von den nicht verwahrlosten Schwachsinnigen auszeichneten und zur Entwicklung von Eigenschaften beigetragen hätten, die die Verwahrlosung förderte. Nur die recht häufige Belastung mit psychasthenischen Zügen bei den sozialen Schwachsinnigen ist vielleicht insofern von Bedeutung, als dies zur Entwicklung schüchtern-scheuer Züge bei den sozialen beigetragen hat, die zweifellos ein gewisses Hemmnis gegenüber der Verwahrlosung sind.

Die Formen des Schwachsinns.

Wesentlich ist für die Beurteilung der verwahrlosten Schwachsinnigen die Unterscheidung der einzelnen Fälle erstens nach dem Grade des Schwachsinns und zweitens nach der Qualität der

pathologischen Anomalien. Was den Grad betrifft, so überwiegen bei den Verwahrlosten im allgemeinen die leichteren Formen des Schwachsinns (Hinrichs, Major, Siefert, Gruhle u. a.). Auch in unserem Material sind sie häufiger (22, 7 Proz. zu 10.5 Proz.). Idiotie findet sich in den großen Statistiken nur vereinzelt, wie z. B. in den Statistiken der Provinzen Brandenburg, Pommern (Schnitzer), Hannover (Mönkemöller). Der Grund des Überwiegens der leichteren Formen ist wohl zum Teil der, daß die schweren Schwachsinnsfälle leichter erkannt und durch Unterbringung in Irren- oder Schwachsinnigenanstalten rechtzeitig ausgemerzt werden, bevor sie in die Fürsorge-Erziehungsanstalten gelangen. Auch fehlt den ausgesprochen Imbezillen die vielfach den Debilen innewohnende Aktivität; die später zu erörternden Willens- und Gefühlsanomalien, die zur Verwahrlosung disponieren, treten vielfach bei ihnen weniger hervor. Bei den Verwahrlosten kann die Häufigkeit solcher Züge sogar zu differential-diagnostischen Schwierigkeiten führen, wie schon aus dem Material von Hinrichsen, Isserlin und Gudden, Gregor und Voigtländer hervorgeht. Der Vorschlag von Gregor und Voigtländer, alle Fälle mit ausgeprägten, das Wesen der Persönlichkeit beherrschenden intellektuellen Defekten dem Schwachsinn zuzuzählen, erscheint am geeignetsten, Schwierigkeiten auszuschalten.

Was zunächst die mit dem Schwachsinn an sich in näherer Verbindung stehenden Wesenszüge betrifft, die die Verwahrlosung fördern können, so wäre mit Gregor hervorzuheben, daß der Schwachsinnige gewöhnlich im Sinne einer primitiven Moral handelt. Für einen geringen Teil der Fälle mag auch die von Moses hervorgehobene mangelhafte Automatisierung der gesellschaftlichen Anpassung durch die intellektuelle Schwäche, die mangelhafte Entfaltung von Gehorsam und Einfühlung eine Rolle spielen; groß ist diese Rolle sicher nicht, denn sehr viele Schwachsinnige bleiben trotz dieser Defekte sozial, aber auch Moses hat die weit größere Bedeutung der Abartungen der Affektivität, des Gefühls- und Willenslebens erkannt. Bei der Analyse unserer Fälle fällt immer wieder auf, daß Schwachsinnige häufig im Sinne von „Kurzschlußakten" ohne Überlegen, ohne nähere Voraussicht des daraus erwachsenden Unheils, der Strafe, nur beherrscht von dem augenblicklich triebhaften Verlangen handeln. Eine besondere Rolle spielt auch hier die gemütliche Indifferenz, das Fehlen „des gefühlsmäßigen Nachhalls" von Erlebnissen und Erfahrungen, neben der beeinträchtigten Entwicklung moralischer Anschauungen, den Anomalien des Trieblebens

(Gregor), dem aus ihm erwachsenden sprunghaften unberechenbaren Wesen. Eine derartige Anlage begünstigt zweifellos die Verwahrlosung unter schlechtem Milieu. Wie schon angedeutet, sind unter den schwachsinnigen Verwahrlosten Fälle mit „psychopathischen“ Zügen häufig. Durch das häufige Vorkommen dieser Affekt- und Willensstörungen wird auch die Tatsache unterstrichen, daß gerade diese Züge die Bereitschaft zur Verwahrlosung steigern.

Folgende Tabelle zeigt, wie die einzelnen Schwachsinnstypen unter den Sozialen und Verwahrlosten verteilt sind:

Tabelle XX.

Untergruppen der Schwachsinnigen.

	Soziale Schwachsinnige					Verwahrl. Schwachsinnige				
	Knaben		Mädchen		Sa.	Knaben		Mädchen		Sa.
	unter 14	über 14	unter 14	über 14		unter 14	über 14	unter 14	über 14	
Imbezill.-Gutmütige	5	2	2	4	13	2	—	—	—	2
Debil.-Gutmütige	1	—	2	—	3	—	—	—	—	—
Imbezill.-Scheue	4	1	3	—	8	—	—	—	—	—
Debil.-Scheue	6	1	5	—	12	—	—	—	—	—
Imbezill.-Stumpfe	4	5	6	—	15	1	—	3	1	5
Debil.-Stumpfe	2	1	2	—	5	—	2	—	—	2
Imbezill.-Erregbare	6	1	3	2	12	3	3	3	—	9
Debil.-Erregbare	4	1	1	—	6	6	2	—	—	8
Debil.-Empfindliche	3	—	2	—	5	—	—	—	—	—
Debil.-Unruhige	1	—	1	—	2	—	—	—	—	—
Debil.-Triebhafte	—	—	1	—	1	1	—	—	2	3
Imbezill.-Willenlose	—	—	—	—	—	—	2	1	1	4
Debil.-Willenlose	—	—	—	—	—	3	3	4	3	13
Imbezill.-Antisoziale	—	—	—	—	—	2	—	—	—	2
Debil.-Antisoziale	—	—	—	—	—	4	—	5	—	9

Zunächst ist zu erkennen, daß unter dem sozialen Material die Imbezillen mit 48 = 58,5 Proz. viel stärker vertreten sind, als unter dem asozialen Material mit 22 = 38,6 Proz. Die Zahlen differieren also derart, daß man nicht annehmen kann, daß es sich um eine rein zufällige Erscheinung handelt. Das Überwiegen der Debilen stimmt mit Beobachtungen von anderer Seite wie ausgeführt überein. Weiter traten bei den Verwahrlosten ganz andere Typen wie bei den sozialen

Elementen hervor: Während bei letzteren die gutmütigen, scheu-ängstlichen, stumpfen-apathischen Typen überwiegen, sind die Erregbaren bei den Verwahrlosten schon häufiger und überwiegen die Willenlosen und Antisozialen bei diesen ganz erheblich, etwas weniger die Triebhaften, während diese Typen bei den Sozialen wenig oder gar nicht vertreten sind.

Es zeigt sich also, daß die amoralische Lebensführung durchaus **nicht** dem Grade des Schwachsinns proportional geht, sondern daß im Gegenteil die leichteren Formen mehr zu dieser Lebensführung neigen. Bei unserem Material liegt das sicher **nicht** an den genannten äußeren Gründen. Schwachsinnige und Debile wurden unter den gleichen Gesichtspunkten zugeführt, weil sie eben asozial geworden waren. Naturgemäß kann aus diesen Feststellungen nicht etwa geschlossen werden, daß die Entwicklung der moralischen Begriffe bei den Imbezillen durchweg auf einer höheren Stufe steht, als bei den Debilen. Aber die mangelhafte Entwicklung dieser Begriffe kommt zweifellos deswegen weniger zur Auswirkung, weil einerseits die Intelligenz zu wenig entwickelt ist, um überlegtere und raffiniertere Vergehen auszuführen und sich in geschickterer Weise den Erziehungsversuchen der Umwelt zu entziehen und weil andererseits oft die Affekt- und Willensfunktionen nicht derart sind, daß sie die Auswirkung der mangelhaften moralischen Entwicklung in nachdrücklicher Weise unterstützen. So sind unter den sozialen Imbezillen die stumpfen, apathischen, gleichgültigen Naturen, die sich in das Gleichmaß des alltäglichen Lebens ohne wesentlichen Widerstand einfügen und auch auf Konflikte, die etwa aus ihrem Versagen in ihrem Broterwerb erwachsen, noch nicht mit Affektausbrüchen, hysterischen Symptomen, Erregungen, aktiven Gegenwirkungen reagieren, zahlreich vertreten, unter den verwahrlosten Elementen nur ganz vereinzelt und nur im Alter von über 14 Jahren, wo die im freien Leben entstehenden Konflikte, Verführung und Beispiel doch auch diese gelegentlich einmal aus dem Geleise werfen können, aber, wie wir sehen, nur ausnahmsweise. Es ist bemerkenswert, daß unter den 22 sozialen Fällen das Milieu achtmal mangelhaft war, ohne daß es zur Verwahrlosung kam. Auch daran ist vielleicht die Gleichgültigkeit und Apathie schuld. Auch **Ohrloff**, **Moses** kommen bezüglich der Unabhängigkeit der Verwahrlosung von der intellektuellen Schwäche an sich zu dem gleichen Resultat.

Eine große Gruppe unter den sozialen Schwachsinnigen bilden die **scheuen, ängstlichen, schüchternen Naturen**, die sich ängstlich vor Fremdeinwirkungen abschließen, sich dagegen

von der ihnen bekannten Umgebung ohne Schwierigkeit führen lassen, meist sehr brav sind und infolge ihrer Scheu und Ängstlichkeit unfähig sind, gegen das in der Umgebung Gewohnte und Hergebrachte zu verstoßen. Aber auffälliger Weise folgen sie auch dem üblen Beispiel der Umgebung meist nicht. Auch die Debilen dieser Gruppe sind durchweg nicht verwahrlost; es fehlt ihnen jegliche Initiative zum asozialen Handeln. Sie scheuen auch die aus dem asozialen Verhalten, dem Schulschwänzen, Fortlaufen, Umhertreiben, Stehlen u. a. erwachsenden Unannehmlichkeiten und bleiben deshalb unter schlechter Umgebung meist noch sozial. Es ist aber auch bemerkenswert, daß das Milieu bei den 22 dieser Gruppe zugehörigen Fällen nur dreimal mangelhaft, sonst gut schien. Das läßt an die Möglichkeit denken, daß diese scheuen, ängstlichen Naturen sich unter schlechter Milieuwirkung ändern und andere Charakterzüge in starker Weise bei ihnen hervortreten. Es ist also absolut nicht sicher auszuschließen, daß nicht auch einmal ein Angehöriger dieser Gruppe verwahrlost. Häufig ist das aber sicher nicht.

Die ausgesprochen *gutmütigen, lenksamen Naturen* ohne stark egozentrische Einstellung, die wohl gelegentlich einmal erregt und heftig werden können, sich aber auch schnell wieder beruhigen und ihr Verhalten bereuen, fehlen unter den Asozialen bis auf wenige Ausnahmen und bei diesen 2 verwahrlosten Ausnahmen handelt es sich um eine Kombination mit ausgesprochener Willensschwäche und Haltlosigkeit; beide Male waren Milieueinwirkungen mit im Spiele, in einem Fall in ausgesprochenem Maße. Auch bei einem unter die Haltlosen aufgenommenen Fall trat die Gutmütigkeit in ausgesprochenem Maße zutage. Empfindliche und sensible Debile kamen nur vereinzelt unter den sozialen Schwachsinnigen vor; das Milieu war bei diesen gut. Selbst *erregbare Imbezille* waren meist sozial geblieben, obwohl 3mal das Milieu ein recht schlechtes war. In dem einen verwahrlosten Fall eines 9jährigen Mädchens bestand eine ausgesprochene Aktivität, eine auffallend euphorische, leicht gehobene Stimmungslage, möglicherweise also eine Kombination mit einer leicht manischen Komponente. In dem zweiten Fall eines ebenfalls 9jährigen Mädchens bestanden ausgesprochene Hemmungslosigkeit, Aktivität und ethisch sittliche Defekte. Es war hier in der Hauptsache zu sexuellen Handlungen an kleinen Jungen, neben Rohheitsakten gegen andere Kinder bei ebenfalls ausgesprochener Aktivität und Unruhe gekommen. In beiden Fällen zeigten sich also ganz besondere Züge. Viel häufiger waren die *erregbaren Debilen* verwahrlost und zwar in der Hauptsache männliche Individuen, vor

allem Knaben. Nur in 2 von diesen Fällen erfolgte hier die Verwahrlosung *allein* aus der Anlage, in 5 Fällen *hauptsächlich* aus der Anlage, jedoch vielleicht unter mäßiger Mitwirkung von Milieufaktoren, in 4 Fällen unter stärkerer Mitwirkung dieser und in einem Fall mit einer gewissen Unstetigkeit hauptsächlich unter Einfluß der Milieuwirkung. Unter diesen Verwahrlosten fand sich häufig eine Kombination der Erregbarkeit mit Unruhe (2mal), mit Haltlosigkeit (2mal), mit Triebhaftigkeit (1mal), mit schwererer Asozialität (1mal). In einem Fall bestand ein auffallend mürrisches, widersetzliches Wesen bei einem Mädchen (allerdings bei Verdacht auf eine zerebrale posttraumatische Affektion). Bemerkenswert ist die geringe Beteiligung der erregbaren schwachsinnigen Mädchen an der Verwahrlosung; z. T. liegt das vielleicht daran, daß diese Fälle meines Materials in der Hauptsache *unter* 14 Jahre alt waren. Bemerkenswert ist ferner, daß 8 von den 13 Fällen eine ausgesprochene Aktivität zeigten. Dagegen waren die sozial gebliebenen Fälle durchweg *nur mäßig* oder *gar nicht aktiv*. 2 aktive Fälle wuchsen in einem recht guten Milieu unter ausreichender Aufsicht auf; es handelte sich um ein 7jähriges Mädchen und einen 9jährigen Jungen; asoziale Handlungen waren offenbar bisher hintangehalten worden. Die Aktivität der meisten erregbaren Debilen führte bei allerdings oft unzureichendem Milieu zur Verwahrlosung. Auffallend häufig, nämlich bei 6 Fällen, waren hier nervöse Störungen in Form von Schlafstörungen, motorischer Unruhe usw.

Es verwahrlosten ferner Imbezille und Debile mit einer *erheblich gesteigerten Beeinflußbarkeit und Haltlosigkeit* in größerer Anzahl, während diese unter den Sozialen überhaupt nicht vorkamen. In 8 Fällen bestand eine Kombination mit anderen stark hervortretenden Erscheinungen, nämlich 3mal mit einem sittlich stumpfen Wesen, je einmal mit Gutmütigkeit, Triebhaftigkeit, ängstlich-scheuem Wesen und hysterischen Erscheinungen. Im Gegensatz zur vorigen Gruppe handelt es sich hier durchweg um *mäßig-aktive* Individuen, vereinzelt um *nicht aktive* und nur in *einem Fall* um ein *ausgesprochen aktives* Wesen, bei dem aber eine Kombination mit gesellschaftsfeindlichem Verhalten vorlag. Nervöse Störungen der oben genannten Art waren viel seltener und kamen in nur 3 Fällen vor. Bemerkenswert ist es, daß die Fälle im Alter von über 14 Jahren hier erheblich häufiger waren als unter den erregbaren Typen, daß also die Haltlosigkeit erst in der Pubertätszeit zur Auswirkung kam (in 8 Fällen) und zwar bei beiden Geschlechtern. Die Wirkung der Anlage allein war hier weniger häufig

als bei den Erregbaren, nämlich nur in 2 Fällen; in 7 Fällen wirkten Anlage und Milieu gleichzeitig, in 6 Fällen hauptsächlich die Anlage, daneben aber auch das Milieu. Widerstandslose und Haltlose fand Voigtländer in Übereinstimmung mit unserem Material häufig unter den Mädchen. Sie weist hier auf eine besondere Form „passiver Verwahrlosung" bei den Mädchen hin.

Die Stumpfen waren, wie schon angeführt, wenig unter den Verwahrlosten vertreten und zwar handelte es sich ausschließlich um Personen über 14 Jahre. 2 von den 3 verwahrlosten, stumpfen Mädchen zeigten einen ausgesprochenen Dirnentyp, waren träge und haltlos, eine davon stark sittlich defekt. Alle 3 waren nur mäßig aktiv, eine 15jährige gar nicht aktiv und ausgesprochen träge. Die stumpfen Schwachsinnigen geraten danach, wie oben ausgeführt, am ehesten unter Einflüssen, die nach der Schulentlassung im Berufsleben eine Rolle spielen, in Verwahrlosung.

Eine ziemlich große Rolle bei den Schwachsinnigen überhaupt und auch unter den Verwahrlosten spielen die Triebhaften, Unbeherrschten, die nur unter den leicht Schwachsinnigen vertreten waren. Es handelt sich hier um 2 Fälle über, 1 unter 14 Jahren, von denen 1 nicht aktiv (19jähriges Mädchen), 1 mäßig aktiv und 1 aktiv waren. Kombination mit Reizbarkeit, Haltlosigkeit war vorhanden. 2mal handelt es sich um Verwahrlosung aus Anlage und Milieu, einmal aus Anlage (19jähriges Mädchen).

Bei der letzten wieder zahlreicheren Gruppe von ausnahmslos verwahrlosenden Individuen handelt es sich um schwerer sittlich Defekte, gesellschaftlfeindliche Schwachsinnige, alle mit einer Ausnahme nur vom Grade der Debilität. In einer Reihe von diesen Fällen herrschte eine allgemeine Stumpfheit nicht nur auf ethischem Gebiet vor, so daß man diese auch unter die stumpfen Elemente hätte einreihen können. Mehrfach war die ausgesprochene ethisch-sittliche Abstumpfung, der Mangel an altruistischem Empfinden auch mit Gleichgültigkeit gegen die eigene Person (bis auf die Neigung, den triebhaften Regungen zur Erfüllung von Begehrungen nachzugeben) verbunden, es herrschte oft die Gleichgültigkeit gegen äußerste Verschmutzung vor, auch wurde vereinzelt die erwähnte Neigung zum Beschmutzen, Spielen und Schmieren mit Kot beobachtet. Einmal bestand eine hochgradige Gefräßigkeit. Vereinzelt kamen Kombinationen mit pseudologischen Zügen (bei Mädchen), mit Willenlosigkeit vor. Nervöse Störungen der früher genannten Art waren nicht selten. Hervorzuheben ist, daß einmal in früher Kindheit eine Kommotio, einmal offenbar eine Enzepha-

litis im 1. Jahr mit Restieren von amyostatischen Symptomen überstanden war. Bemerkenswert ist es, daß 7 von 12 Fällen wieder ein recht aktives Verhalten zeigten, die übrigen ein mäßig aktives. Die Aktivität in Verbindung mit dem Mangel an jeglichem altruistischen Empfinden scheint hier im wesentlichen die Neigung zur Verwahrlosung begründet zu haben. 6mal wirkte die Anlage in Verbindung mit dem Milieu. In 2 Fällen war die Verwahrlosung hauptsächlich infolge von Milieuwirkung, in 3 Fällen hauptsächlich aus der Anlage heraus erfolgt; nur in einem Fall war die Anlage allein Ursache der Verwahrlosung bei einem Jungen über 14 Jahren. Bemerkenswert ist es, daß sich alle Antisoziale beiderlei Geschlechts bis auf je 1 Fall im Alter von unter 14 Jahren befanden und fast die Hälfte im Alter von 7—8 Jahren, ein Zeichen dafür, daß die Verwahrlosung hier bereits in außerordentlich frühem Alter eintritt. In den übrigen Gruppen waren Fälle im Alter über 14 Jahre viel häufiger.

Wir sehen also, daß auch bei den Schwachsinnigen, von denen hauptsächlich diejenigen leichteren Grades verwahrlosten, bei der Verwahrlosung ganz bestimmte Eigenschaften auftreten, die sie von den sozial gebliebenen Schwachsinnigen zumeist unterscheiden; es sind wie erwähnt Züge, die auch die verwahrlosenden Psychopathen aufweisen. Auch S c h n e i d e r hebt hervor, daß die meisten Schwachsinnigen immer nur dann asozial oder kriminell werden, wenn sie psychopathische Persönlichkeiten sind oder psychopathische Züge aufweisen. Es fragt sich nun, ob man berechtigt ist, diese Züge als U r s a c h e der Verwahrlosung anzusehen oder ob sie etwa erst als F o l g e der Verwahrlosung in Erscheinung treten. Das letztere ist von vornherein für viele Fälle unwahrscheinlich, da die Verwahrlosung bei unserem Material oft noch gar nicht lange bestand oder erst in den allerersten Anfängen vorhanden war, so daß eine erst sekundäre Ausbildung dieser Eigenschaften unwahrscheinlich war. Weiter ist es auch bemerkenswert, daß z. B. die bei vielen asozialen, ethischdefekten Psychopathen festgestellte uneheliche Geburt mit ihren Folgen bei den ethisch defekten, gemütsrohen Schwachsinnigen meist nicht vorlag und nur in einem Fall nachgewiesen ist. Man kann also hier die Wirkung, die K r a m e r seitens ungünstigen und schlechten Milieus auf die psychischen Eigenarten mancher Psychopathen feststellte, nicht nachweisen. Danach ist es auch unwahrscheinlich, daß etwa Milieuwirkung erst die genannten Züge bei all diesen antisozialen Schwachsinnigen erzeugte, wenn die Möglichkeit in Einzelfällen auch zugegeben ist. G r e g o r und V o i g t l ä n d e r betonen das Vorkommen gutartiger Elemente unter den Debilen Verwahr-

losten gegenüber den Psychopathen. Dies war auch in unserem Material festzustellen.

Bei Untersuchung der äußeren Ursachen der Verwahrlosung der Schwachsinnigen wäre zunächst auf das häufigere Vorhandensein schlechten Milieus bei den Verwahrlosenden gegenüber dem sozialen kindlichen Material hinzuweisen. Auch hier ist der Prozentsatz der Unehelichen gegenüber den sozialen Schwachsinnigen insgesamt höher, wenn auch nicht in dem Maße, wie bei den Psychopathen.

Tabelle XXI.

Uneheliche unter den Schwachsinnigen.

	Mädchen			Knaben			Sa.
	unter—über 14 Jahre	unter 14	über 14	unter—über 14 Jahre	unter 14	über 14	
Soziale Imbez.	33+5	9=27,3 %	—	44+6	5=11,4	1=16,7	15=17,1%
Verwahrl. Imbez.	12+10	6=50%	1=10%	21+16	3=14,3	3=18,8	13=22%

Ferner trat die uneheliche Geburt an Häufigkeit besonders bei den schulpflichtigen Mädchen hervor. An sich ist, wie erwähnt, nur dann etwas aus der Tatsache der Unehelichkeit zu schließen, wenn das Milieu schlecht war. Da ist es bemerkenswert, daß von den verwahrlosenden Imbezillen mehr bei fremden Personen, in Pflegestellen und dgl. aufwuchsen, als von den sozialen Imbezillen.

Tabelle XXII.

	Knaben		Mädchen		Sa.
	bei d. Mutter	bei Fremden	bei d. Mutter	bei Fremden	
Soz. Imbez. 88 ♂	3	3	4	5	15
Verwahrl. Imbez. 59 ♂	1	6	3	5	15

Ferner ist es bemerkenswert, daß die sozialen Imbezillen bis auf 9 Ausnahmen ein gutes Milieu zeigten, dagegen von den Asozialen nur 10 ein gutes, 49 ein mäßiges bis schlechtes; bei 29 von diesen wirkte das Milieu entscheidend bei der Verwahrlosung mit. Störun-

gen im Zusammenleben der Eltern fanden sich durchweg viel häufiger als bei den sozialen Schwachsinnigen:

Soziale Sa.		Verwahrl. Sa.	
männl. 50	12 24.1%	37	16=43.2%
weibl. 38	9=23.7%	22	11=50%

(Eltern getrennt lebend, Vater oder Mutter tot, Stiefvater oder Pflegevater, Stiefmutter oder Pflegemutter, bei Fremden aufgewachsen.)

Wenn auch die Milieuverhältnisse unter derartigen Einflüssen durchaus nicht immer schlechte waren, so scheint doch das Überwiegen derartiger Verhältnisse bei den asozialen Psychopathen wie asozialen Schwachsinnigen für einen Teil der Fälle von nicht unerheblicher Bedeutung. Wenn man aus der kleinen Zahl in dieser Beziehung überhaupt Schlußfolgerungen ziehen will, so scheint ein derartiges Moment bei den schwachsinnigen Mädchen besonders häufig zu sein; von diesen 11 Mädchen waren 8 unter, 3 über 14 Jahre. Daß derartige Momente aber nicht immer deletär zu wirken brauchen, zeigen die Zahlen bei den sozialen Schwachsinnigen, bei denen in rund 24 Proz. ebenfalls derartige Momente nachzuweisen waren. Es muß noch ein weiteres Moment hinzukommen, das das Zustandekommen der Verwahrlosung begünstigt und das ist eben zweifellos die oben geschilderte Anlage der betr. Schwachsinnigen.

Auf die weiteren Milieumomente sei hier nicht eingegangen.

Erwähnt sei hier, daß kriminelle Elemente in den Familien der Asozialen häufiger waren als in denen der sozialen, aber die Zahlen sind hier aus den früher genannten Gründen sicher nicht genau. Sicher dürfte auch die verständnislose Erziehung seitens schwachsinniger Mütter oder Väter zur Verwahrlosung beitragen, aber ausschlaggebend kann das nicht sein, da die Zahl der schwachsinnigen Eltern unter den sozialen Imbezillen prozentual ebenso groß gewesen ist, wie unter den Asozialen. Auch hier wird also die charakterliche Artung das Wesentliche, das Milieu, das fördernde Moment sein.

Auch für die Trunksucht sind die Zahlen bei den Eltern sozialer wie asozialer Elemente zu wenig verschieden, um hieraus schließen zu können, daß die Trunksucht als wesentlicher Milieufaktor in Frage kommt.

Tabelle XXIII.

	Knaben							
	unter 14				über 14			
	a	a+m	(a+)m	a(+m)	a	a+m	(a+)m	a(+m)
Verwahrloste Imbezille	2	12	—	8	4	3	1	4

	Mädchen							
	unter 14				über 14			
	a	a+m	(a+)m	a(+m)	a	a+m	(a+)m	a(+m)
Verwahrloste Imbezille	2	6	1	4	2	4	—	3

Auch aus dieser Tabelle, in der ganz allgemein die Anlage und Milieumomente berücksichtigt sind, ergibt sich, daß Anlage- und Milieuwirkung etwa zu gleichen Teilen in der Mehrzahl der Fälle die Verwahrlosung bewirken, die Anlage allein als wirksames Moment selten ist, dagegen als überwiegender Faktor bei gleichzeitiger geringerer Milieuwirkung stärker in Erscheinung tritt und daß das Überwiegen der Verwahrlosung selten ist. Anlagemomente allein als wirksamer Faktor kamen häufiger bei den stumpfen und erregbaren Imbezillen und bei den triebhaften Debilen vor, sie überwogen häufiger die Wirkung der Milieumomente bei den antisozialen Schwachsinnigen und Debilen. Die gleichmäßige Ursachenverteilung auf Anlage und Milieu kam bei allen Gruppen verstreut vor.

Nach meinem Material spielen also Milieufaktoren bei der Verwahrlosung der Schwachsinnigen ebenfalls eine Rolle (auch Moses hebt dieses hervor); jedoch im ganzen etwas weniger als bei den Psychopathen. Eine erheblich geringere Rolle will Voigtländer ihnen zuerkennen. Wahrscheinlich hat hier die längere Beobachtung bei Wegfall der schlechten Milieuverhältnisse zu einem anderen Resultat geführt. Aber es bleibt wieder die Frage offen, ob die Unverbesserlichkeit wirklich ein Kriterium dafür ist, daß die Verwahrlosung rein endogen bedingt war. Schlesinger, der das Hilfsschulmaterial untersuchte, kommt zu dem Resultat, daß ein Zusammentreffen endogener und exogener nachteiliger Momente bei Entstehung der ethischen Minderwertigkeit eine große Rolle spiele, also ein Resultat ähnlich dem unsrigen. Daß eine unter dem Einfluß exogener Momente bei entsprechender Anlage entstandene Verwahrlosung schließlich wegen der schlechten Anlage nicht mehr zu beseitigen ist, ist auch denkbar. Das besagt aber noch nicht, daß sie

allein aus der Anlage heraus bei bestem Milieu überhaupt entstanden wäre.

Was die Form der Verwahrlosung der Schwachsinnigen betrifft, so läßt sich zunächst hervorheben, daß das Eigentumsvergehen, hauptsächlich Stehlen, wie auch sonst allgemein bei der Verwahrlosung festgestellt ist, auch hier an der Spitze aller Vergehen steht (75 Proz. der ♀, 80 Proz. der ♂); dann folgt das Herumtreiben und Fortlaufen (50 Proz. der ♀, 30 Proz. der ♂), das Schulschwänzen (20 Proz. der ♀, 43,3 Proz. der ♂), dann sexuelle Betätigung (26,7 Proz. der ♀, 24 Proz. der ♂) im Alter von 7 bis 15 Jahren. (Prozentsatz nur von diesen Fällen gezählt.) Roheitsdelikte waren dem überwiegend kindlichen Alter entsprechend selten. Auch das Betteln (10 Proz. ♀, 6,7 Proz. ♂) war nicht häufig. Weitverbreitet war dagegen eine ausgesprochene Lügenhaftigkeit (70 Proz. ♀, 43,3 Proz. ♂). Gewisse Unterschiede zwischen den Geschlechtern bestanden auch hier. Das Herumtreiben und Fortlaufen war bei den Mädchen besonders bis 14 Jahren häufiger (7 = 63,6 Proz.), bei den Jungen bis 14 Jahren seltener (6 = 35,3 Proz.). Das Schulschwänzen überwog jedoch bei den Knaben erheblich, während ebenso wie bei den Psychopathen die Lügenhaftigkeit bei den Mädchen häufiger war. Bemerkenswert ist weiter die Häufigkeit sexueller Betätigung in irgendeiner Form im Alter von 7 bis 15 Jahren, bei Mädchen wie Jungen, während Siefert dies bei schwachsinnigen Jungen nicht fand, mehr bei psychopathischen. Bei den Mädchen handelt es sich in der Hauptsache um sexuelle Spielereien mit kleinen Knaben, bei den Knaben um solche mit Mädchen oder auch mit anderen Jungen. Einmal waren es exhibitionistische Akte, einmal perverse Betätigung (Saugen am Penis eines anderen Jungen). Bei den schwachsinnigen Mädchen kommen außerdem noch Fälle hinzu, die in relativ frühen Jahren von Erwachsenen sexuell mißbraucht worden waren; ein Mädchen verbreitete sexuelle Klatschgeschichten. Die Häufigkeit der sexuellen Betätigung im frühen Alter ist gegenüber den Psychopathen eine größere. 26,7 Proz. der schwachsinnigen zeigten eine sexuelle Betätigung gegenüber 21,4 Proz. der psychopathischen Mädchen; es besteht also eine jedoch nicht sehr wesentliche Häufigkeitsdifferenz (soweit überhaupt bei der relativ geringen Anzahl von Imbezillen etwas derartiges gesagt werden kann). Bei den schulpflichtigen weiblichen Schwachsinnigen beobachtete auch Siefert unsittliche Handlungen. Im übrigen war das Stehlen bei den Mädchen etwa ebenso häufig wie bei den psychopathischen, erheblich weniger häufig das Fortlaufen

und Herumtreiben, das Lügen und Schulschwänzen, vielleicht auch ein Zeichen für die geringe Aktivität und größere Gutartigkeit der imbezillen und debilen Mädchen, ebenso wie die Tatsache, daß mehrere Anzeichen von Verwahrlosung gleichzeitig bei den schwachsinnigen Mädchen weniger häufig als bei den psychopathischen waren. Nach Gregor und Voigtländer finden sich jedoch mehrfache Eigentumsvergehen bei den Imbezillen häufiger. Aber auch Gregor und Voigtländer betonen das häufigere Vorkommen von gutartigen Elementen bei den Debilen gegenüber den Psychopathen.

Die Verwahrlosungszeichen der Schwachsinnigen unterscheiden sich also zum Teil in der Häufigkeit von denen der Psychopathen, in der Qualität im ganzen jedoch wenig. Bei den schwachsinnigen Mädchen über 14 Jahren ist die Haltlosigkeit und Verführbarkeit offenbar besonders groß, ein Verkommen in Schmutz und Unsauberkeit besonders hervortretend.

Die Frage, ob sich die Verwahrlosungsform bei den Schwachsinnigen in besonderer Weise von der der Gesunden unterscheidet, ist ebenfalls wegen Mangel an Vergleichsmaterial aus unserem Material allein nicht zu beantworten. Voigtländer fand unter den Mädchen Widerstandslose besonders häufig, was eine besondere Form passiver Verwahrlosung bei ihnen bedingen soll. Bei den schwachsinnigen (zum Teil auch bei den psychopathischen) Mädchen fanden Voigtländer, Stelzner ein frühes Einsetzen des sexuellen Verkehrs bei gesteigerter sexueller Erregbarkeit, aber fast stets ohne irgendwelche persönlichen und tieferen Liebesbeziehungen; ein außerordentlich schneller Verfall in sexuelle Verwahrlosung, dabei Vernachlässigung des Äußeren mit Verfall in Schmutz und Unsauberkeit und Gemeinheit ist die Folge. Alles dies würde mit unseren Beobachtungen, besonders mit der festgestellten Häufigkeit sexueller Neigungen in frühem Alter unseres Materials übereinstimmen. Von Stelzner wird auch die Häufigkeit homosexueller Betätigung dieser Mädchen ohne eigentliche maskuline Züge auf Grund von Beobachtungen in einem Mädchenheim betont. Daß bei erheblicher Schwachsinnigen die asozialen Neigungen primitiverer Art sind und oft (nicht immer) nur bei Gelegenheit, nicht nach einem wohlüberlegten Plan zur Ausführung kommen, ist selbstverständlich. Schwerere Strafhandlungen als die erwähnten kamen an unserem Material nicht vor. Daß aber solche wie z. B. Brandstiftungen offenbar nicht selten sind, wird jedem Beobachter klinischen Materials bekannt sein (siehe den Teil von Rehm). Bei den Debilen wie auch

Psychopathen fand S i e f e r t besonders bedenkliche kriminelle Geschehnisse (Tierquälerei, Roheit, Gewalttätigkeit, ausgedehnte Vagabondage, Raub, Unzucht, Brandstiftung, Perversionen). Sehr erhebliche Abweichungen von dem bei anderen Beobachteten findet sich also in den Äußerungsformen der Verwahrlosung bei den Schwachsinnigen nicht.

Andere psychische Anomalien

sind unter den Verwahrlosenden erheblich seltener, wie aus den Tabellen hervorgeht. Bekannt sind auf Grund von Veröffentlichungen von B o n h o e f f e r, V i l l i n g e r, K i r s c h b a u m u. a. die i m G e f o l g e d e r E n c e p h a l i t i s e p i d e m i c a b e i K i n d e r n a u f t r e t e n d e n p s y c h i s c h e n S t ö r u n g e n. Die Entwicklung dieser kann unmittelbar im Anschluß an das akute Stadium oder im Spätstadium erfolgen. Ein Teil dieser Störungen kommt für die Erörterung der Verwahrlosung nicht in Betracht; es sind die kombiniert mit Schlafstörungen auftretenden eigenartigen nächtlichen Unruhezustände, die in ziemlich frühem Krankheitsstadium beobachtet werden. Tagsüber verhalten sich diese Kinder geordnet oder sind höchstens abgespannt, müde, apathisch.

Die weiteren hier zu erörternden Fälle zerfallen in 2 Gruppen, die bezüglich der Motilität ein gegensätzliches Verhalten zeigen: bei der einen herrscht eine motorische Unruhe, ein Bewegungsdrang vor, bei der anderen ein Ausfall an Bewegungen, eine Akinese, meist in Verbindung mit mehr oder minder ausgesprochenen Erscheinungen des akinetisch-hypertonischen Syndroms. Jedoch mischen sich auch diese Anomalien der Motilität in manchen Fällen miteinander. Betont sei, daß durchaus nicht alle Individuen beider Gruppen Tendenzen zur Verwahrlosung zeigen, während diese bei anderen in sehr ausgesprochener Weise hervortritt.

Es ist noch eine Streitfrage, ob derartige auf Temperaments- und Charakteranomalien beruhenden Tendenzen allein und ausschließlich infolge der exogenen Erkrankung des Hirns bzw. Hirnstammes entstehen können oder ob hier schon vorher eine anormale Anlage, psychopathische Konstitution vorliegt, deren Auswirkungen durch die Enzephalitis verstärkt bzw. ausgelöst werden. Nach den bisherigen Beobachtungen muß man das erstere annehmen, während M e g g e n d o r f e r, L ö f f l e r das Gegenteil behaupten. Gegen die letztere Ansicht würde schon eine Mitteilung A n t o n s sprechen, der in einem Fall mit schwerer Charakterveränderung bei Enzephalitis mit Erregbarkeit, gesteigerter Impulsivität, trotziger Wesensart,

diese nach Balkenstich, bei dem eine Drucksteigerung (Pulslosigkeit des Gehirns, Spannung der Hirnhäute) gefunden wurde, schwand. Es zeigt dies jedenfalls die Abhängigkeit der psychischen Störungen von der durch die Enzephalitis entstandenen Veränderungen. Auch unter dem Material Bonhöffers fanden sich psychopathische wie ganz normale Individuen. Der Autor hält es deshalb für wahrscheinlich, daß es sich nicht um eine endogene in der Anlage bedingte, durch den fieberhaften Prozeß ausgelöste Psychopathie handelt. Ähnlich äußern sich Hofstadt, Hahn, Gerstmann und Kauders, Ebaugh, Claude und Robin. Auch sonst finden sich in der Literatur Fälle mit oder ohne Belastung und psychopathische Symptome (z. B. bei Ruata, Villinger, Böhmig); es überwiegen aber die Fälle ohne solche Züge. Was unser Material betrifft, so war bei 2 von den 10 hier in Betracht kommenden Fällen der Vater Trinker, bei 2 weiteren Fällen die Mutter nervös, in 1 Fall Vater und Mutter nervös, in 1 Fall der Vater nervös, die Mutter psychopathisch. Bei 2 von den genannten Fällen lag außerdem eine indirekte Belastung (mit depressiver Psychose, mit Psychopathie) vor. Direkte Belastung war also in 60 Proz. der Fälle festzustellen, was recht hoch ist, wenn auch wegen der geringen Anzahl von Fällen nichts Sicheres darüber zu sagen ist. 2 von den belasteten Fällen zeigten schon vor der Enzephalitis Anzeichen einer abnormen Konstitution (motorische Unruhe, unklare Krampfanfälle). Alle übrigen hatten sich vor der Erkrankung durchaus normal entwickelt und zeigten die psychische Veränderung erst nach der Enzephalitis. Danach läßt sich also nicht behaupten, daß die Enzephalitis stets nur gewissermaßen vorher schon vorhandene, latente, psychopathische Züge manifest werden läßt. Das Zustandekommen der psychischen Störungen bei den Kindern mit Encephalitis epidemica auf die genannte Weise ist nicht mit Sicherheit für alle Fälle erwiesen.

Es ist hier nicht der Ort, auf die Psychologie der Enzephalitiskinder näher einzugehen, über die eine Reihe größerer Arbeiten in letzter Zeit vorliegen (Leyser u. a.). Es sei jedoch hervorgehoben, daß das motorische Moment, die Hyper- oder Akinese fast stets mit den psychotischen Eigenarten dieser Fälle verknüpft ist.

Das, was zweifellos in erster Linie der Asozialität dieser Kinder zugrunde liegt, ist die Impulsivität und Triebhaftigkeit des Handelns. Sie finden wir nicht nur bei der Gruppe der motorisch Erregten, sondern auch bei denen mit akinetischen Symptomen. Hand in Hand damit geht ein Verlust der Scheu und Scham, wie es Leyser des näheren beschrieben hat. Wenden wir uns zunächst der Gruppe

ohne akinetische Symptome vereinzelt mit leicht hyperkinetischen Erscheinungen zu. Sie besteht aus 5 Fällen (1, 2, 3, 8 und 9), in 2 weiteren Fällen waren akinetische Symptome nur angedeutet. Bei den besonders charakteristischen Fällen, einem 4- und 11jährigen Mädchen und einem 8jährigen Jungen handelte es sich um folgendes:

Bei den Mädchen, besonders bei dem 4jährigen, trat ein Fortfall von Hemmungen und infolgedessen ein gesteigerter Bewegungs- und Rededrang zutage, der die Kinder „manisch" erscheinen ließ: die Stimmung war dabei eine heitere, leicht gehobene, jedoch eigentlich nicht in dem Masse, wie es der motorischen Hemmungslosigkeit etwa nach dem Vorbild der Manischen entsprochen hätte. Häufiger als bei diesen wurde die heitere Stimmung durch Weinausbrüche bei geringfügigen äußeren Anlässen, auch durch Gereiztheit und zornmütige Erregungen mit Spucken und Kratzen unterbrochen. Bei beiden Kindern bestand eine erhöhte Ablenkbarkeit der Aufmerksamkeit, bei beiden eine gesteigerte Unternehmungslust, die durch mancherlei Einfälle dirigiert wurde. Alles dies erweckte durchaus den Eindruck einer manischen Erregung. Hinzu kommt nun der zunehmende Mangel an Scheu und Dreistigkeit verbunden mit Aufdringlichkeit und Unverfrorenheit, die die Kinder z. B. fremden Erwachsenen wie ihresgleichen gegenübertreten ließ. Bei dem älteren Mädchen resultierte bisweilen ein Benehmen mit z. T. deutlich erotischem Einschlag. Ermahnungen, Vorhaltungen prallten gewöhnlich völlig wirkungslos ab oder wurden sofort vergessen. Bei stärkerem Widerstand seitens der Umgebung kam es zu heftigen Ausbrüchen von Weinen, Wut, Zorn. Auf dem Boden dieses Grundzustandes, der bei der 4jährigen nur zu Konflikten mit der Umgebung führte, kam es bei der 11jährigen zu ausgesprochenen asozialen Tendenzen: sie stahl triebhaft, was ihr gefiel, und zwar in Läden oder bei anderen Kindern, u. a. Bücher, Spielsachen, Holzkisten, Eisendeckel von Sielen, einen Blockwagen usw. Dabei ging sie sehr gerissen vor, verschenkte aber die gestohlenen Gegenstände oder brachte sie nach Hause. Gleichzeitig sammelte sie in ihren Taschen Steine, Glas, Bänder, Holz. Mehrfach lief sie fort, einmal fuhr sie 3 Stunden weit auf der Bahn ohne Fahrkarte. Andere Kinder behandelte sie roh. In der Schule brüllte sie aus nichtigem Anlaß einmal derart, daß diese von einer Volksmenge bei zufälligen Unruhen gestürmt und der Direktor beinahe gelyncht wurde. Reue zeigte sie niemals. Daß das jüngere der beiden Mädchen keine asozialen Neigungen zeigte beruhte wohl in der Hauptsache auf ihrem jugendlichen Alter, Konflikte mit der Umgebung traten, wie gesagt, oft genug ein.

Bei dem 3. derartigen Fall handelte es sich um einen 8jährigen Jungen, der bereits im Alter von 1½ Jahren eine Enzephalitis mit Schlafsucht überstand. Seitdem bestand ohne somatische Residuen eine motorische Unruhe, Streitsucht, starke Reizbarkeit, Neigung zum Bettnässen, ferner auch hier ein auffallender Mangel an Scheu mit unbekümmerter sorgloser Stimmungslage, aber eigentlich ohne gehobene Stimmung. Am auffallendsten war hier der vollkommene Mangel an Mitgefühl und altruistischem Empfinden verbunden mit einer gesteigerten Betriebsamkeit und Impulsivität bei guter intellektueller Entwicklung, aber hochgradiger Ablenkbarkeit der Aufmerksamkeit. Reueanwandlungen zeigte der Junge ebenfalls nie. Besondere Stimmungsschwankungen kamen bis auf vereinzelte zornmütige Erregungen nicht vor.

Die schwere Asozialität äußerte sich seit dem 3. Lebensjahr in folgenden der zeitlichen Reihenfolge nach geordneten Unternehmungen: Bett-Anzünden, Stehlen in Läden und zu Haus, sogar während des Aufenthalts in der Klinik, Fortlaufen, nächtliches Herumtreiben, Schulschwänzen, auch Reisen als blinder Passagier auf einem Dampfer und auf der Bahn, Mordversuch an einem gleichaltrigen Jungen, der von dem Kranken ins Wasser gestoßen wurde, Roheiten. Unterschieden war der Fall von dem ersten nur durch die geringe, zeitweilig aber auch hochgradigere, motorische Unruhe und dem Mangel an gehobener Stimmungslage.

In diesen drei Fällen scheiterten jegliche häuslichen Erziehungsversuche, die an sich, vielleicht bis auf den 3. Fall, wenn es sich um gesunde Kinder gehandelt hätte, ausreichend schienen. Auch das Milieu war ein leidlich gutes. Es liegt hier also zweifellos infolge der Impulsivität und Aktivität und Triebhaftigkeit verbunden mit Mangel an Scheu und Hemmungen sowie an altruistischem Fühlen eine Konstellation zur Verwahrlosung vor, wie wir sie nur in den schwersten gesellschaftsfeindlichen Psychopathenformen zu sehen bekommen. Die auch von L e y s e r hervorgehobene Beharrlichkeit und Zähigkeit in den Wünschen und Unternehmungen zur Befriedigung der triebhaften Neigungen kam als weiteres unterstützendes Moment hinzu. Die Aggressivität sucht L e y s e r auf den Trieb der Selbst-Wiederherstellung gegenüber der ablehnenden Haltung der Umgebung zurückzuführen. Das mag zum Teil zutreffend sein, aber doch nicht für alle Fälle; in dem einen Fall wurde ganz unmotiviert, ohne daß irgendwelche Konflikte vorhergegangen waren, ein hinterlistiger Angriff auf einen Arzt unternommen, während gerade die vom Vater ausgehenden Hemmungen wirksam waren und der Junge diesem allein vorübergehend gehorchte. Auch der Mordversuch an einem gleichaltrigen Jungen erfolgte nicht aus einem derartigen Drang, sondern impulsiv und aus der Absicht heraus, sich das Ertrinken des betr. Jungen anzusehen. „Ich möchte das Ersaufen gern mal sehn!" — Es sind hier also typische Bilder von allein aus krankhafter Veränderung der Persönlichkeit entstehender Verwahrlosung gegeben. Gerade diese Gruppe ohne akinetische Symptome ähnelt den asozialen Psychopathen ganz außerordentlich. Der eine 8jährige Junge wurde auch lange Zeit für einen solchen gehalten, bis sich bei genauer Exploration das Überstehen einer Enzephalitis im Alter von 1½ Jahren herausstellte. Wenn L e y s e r meint, daß die Gefühlsstumpfheit und Roheit bei den Enzephalitikern nicht so allgemein ist, der kalte Egoismus nicht so deutlich, die Genußsucht nicht so kraß wie bei den antisozialen Psychopathen sei, so gilt auch dies nur für einen Teil der Fälle. Gerade bei den erwähnten Jungen war die

Gefühlsstumpfheit und Roheit, der Eigensinn ganz außerordentlich stark ausgesprochen. Daß die hyperthymisch-euphorische Stimmungslage nicht primär ist, sondern sekundär entsteht, die natürliche Begleiterscheinung des hyperkinetischen Gesamtzustandes darstellt, mag eher zutreffen; sie soll durch ihre Labilität, die von dem motorischen Geschehen bestimmt wird, von der Manie abweichen und Ideenflucht fehlen. Auch dies ist nur mit Einschränkung richtig. Bei dem 4jährigen Mädchen kam es zu deutlichen ideenflüchtigen Äußerungen. Die von Gerstmann und Kauders weiterhin hervorgehobenen Unterschiede gegenüber den asozialen Psychopathien (die Stellung der Pat. zu ihrem asozialen Verhalten sei eine andere: volle Krankheitseinsicht und zutreffende Beurteilung ihres Zustandes, gelegentliche Angriffe nur krisenartig, triebhaft, Mißverhältnis zwischen psychischem und motorischem Habitus) treffen auch nur für einen Teil der Fälle zu; gerade die geschilderten Fälle urteilten durchaus nicht zutreffend über ihren Zustand. Es scheint nach unseren Erfahrungen, als wenn die Abweichungen auf moralisch-ethischem Gebiet und die Ähnlichkeit mit den asozialen Psychopathen um so größer sind, je früher die Kinder an der Enzephalitis erkranken. Allerdings war die Handlungsweise durchweg nicht so überlegt und durchdacht wie bei den Psychopathen (Gerstmann und Kauders, Leyser), aber bei so jugendlichen Kindern ist das überhaupt nicht so sehr der Fall. Jedenfalls scheint es mir nicht angängig, aus derartigen Feststellungen heraus die Ähnlichkeit mit den Psychopathien, die zweifellos vorliegt, zu verwischen. Man wird von vornherein gar nicht verlangen können, daß erworbene psychische Anomalien nun ganz genau das gleiche Bild ergeben wie kongenitale, obwohl evtl. die Schädigung gleicher Systeme vorliegt.

Bei der 2. Gruppe von Fällen ist das Bild dadurch etwas anders gefärbt, daß hier akinetisch-hypertonische Symptome in mehr oder minder ausgesprochenem Maße neben den psychischen Veränderungen vorliegen und letztere mit ersteren in inniger Verbindung stehen. Zum Teil waren diese Symptome nur angedeutet, wie bei einem elfjährigen Jungen (Fall 4), einem oben schon kurz gestreiften 13jährigen und einem 11jährigen Jungen. Ausgesprochener dagegen waren sie bei zwei 16jährigen Jungen. Bei den Fällen mit andeutungsweise vorhandenen akinetischen Symptomen handelte es sich einmal um einen Tremor, ein andermal um tachypnoische Anfälle und Speichelfluß, Symptome, die allerdings kaum als Symptome des eigentlichen akinetisch-rigiden Syndroms vorkommen, aber doch sehr häufig mit diesen vereinigt sind.

Bei dem letzteren Fall, dem 13jährigen Jungen, bestand eine auffällige motorische Unruhe, dabei wieder ein Mangel an Scheu, eine auffällige Dreistigkeit, eine Neigung zu aggressiven Handlungen und eine Hemmungslosigkeit. Der Junge ist zweifellos nur durch die intensive Beaufsichtigung im elterlichen Hause und anderen Orten vor der Verwahrlosung bewahrt geblieben; sobald er auch nur vorübergehend sich selbst überlassen wurde, traten die bedenklichsten Neigungen hervor. Auch zeigten sich hier bereits hemmungslos erotisch-sexuelle Regungen mit entsprechender Agressivität gegen weibliche Personen.

Bei den 3 anderen Fällen mit schwereren akinetisch-hypertonischen Symptomen handelte es sich um psychisch nicht ganz gleichartige Bilder.

Bei einem 16jährigen, der debil war, bestand eine ausgesprochene Schlafsucht neben der allgemeinen Bewegungsarmut, eine Neigung zu zwangsartigem Lachen, wodurch der Kranke einen ausgesprochen läppischen Eindruck machte; eine ausgesprochene Gemütsstumpfheit und kindliches Gebahren. Allerdings ist schwer zu entscheiden, ob das letztere wie eine ausgesprochene Trägheit und Unaufmerksamkeit durch die Debilität oder Enzephalitis bedingt sind. Mit 12 Jahren überstand er eine Enzephalitis, mit 16 Jahren nach allmählicher Entwicklung des akinetisch-rigiden Syndroms begann er zu stehlen, beging Sachbeschädigungen und verging sich sexuell an einem 4jährigen Mädchen; zum Stehlen wurde er offenbar durch andere veranlaßt.

Es ist natürlich hier schwer zu entscheiden, ob der Fall auch ohne die enzephalitische Erkrankung diese Entwicklung genommen hätte oder nicht, zumal das Milieu im Elternhaus ein mäßiges war, aber der zeitliche Zusammenhang ist ein auffallender, die mangelhafte Triebbeherrschung (äußerste Gefräßigkeit, sexuelle Delikte) bemerkenswert. Sie ist um so schwerer einzuschätzen, als der Kranke durch die somatischen Symptome weitgehend in seiner Spontaneität beeinträcht war; die zur Verwahrlosung disponierenden Symptome wären ohne diese Beeinträchtigung der Spontaneität vermutlich erheblich mehr hervorgetreten.

Bei dem 12jährigen Jungen zeigte sich die Charakterveränderung mit Entwicklung des akinetisch-hypertonischen Syndroms: eine auffallende Gefühlsstumpfheit, die hier zweifellos nicht nur durch das akinetisch-hypertonische Syndrom vorgetäuscht wurde, paarte sich mit starker Unverträglichkeit, mit hemmungslosen Äußerungen seines Mißfallens. Hier würde die Erklärung Leysers, daß es sich dabei um eine Reaktion auf dem Widerstand der Umgebung gegen das Benehmen des Kranken handle, daß die allgemeine agressive Stimmung mit dem Fortfall der Scheu zusammenhängt, eher passen. Allerdings ist es nicht dies allein; sondern der Grund dafür ist auch in dem Vorhandensein eines trotz der motorischen Hemmung impulsiven triebhaften Handelns zu suchen, das bei der vollkommenen Gleichgültigkeit des Kranken nicht auf „dem Trieb der Selbstwiederherstellung gegenüber der ablehnenden Haltung der Umgebung“ beruhen kann, wie Leyser meint. Es trat weiter das ungehemmte und eigensinnige, iterativ vorgebrachte Verlangen nach Erfüllung immer neuer Wünsche zutage, was dann allerdings bei Ablehnung seitens der

Umwelt zu Erregungen und Angriffen auf die Umgebung führte. Das gleichzeitig immer wieder vorkommende Stehlen ist auf die gleiche ungezügelte „Wunschsucht“ und Triebhaftigkeit zurückzuführen. Triebhafte Tendenzen treten also ganz zweifellos stark in den Vordergrund; bei dem vorher nicht psychopathischen und moralisch intakten Jungen waren hemmungslose Äußerungen, die von Mangel jedes altruistischen Fühlens zeugen, auffallend.

Es sind also ähnliche Neigungen wie bei den Psychopathen, die hier die für die Verwahrlosung günstige Konstellation schaffen, nur daß diesen Tendenzen noch rücksichtsloser und ungehemmter nachgegeben wird als bei den Psychopathen.

Bei dem letzten Fall, einem 16jährigen Jungen, der mit 15 Jahren die akute Enzephalitis überstand, entwickelte sich bald darauf mit dem akinetisch-hypertonischen Syndrom eine Charakterveränderung, die bis jetzt zusammen mit einer Schlafverschiebung weiterbestand. Eine Beobachtung ergab auch hier den Mangel an Scheu, die Dreistigkeit vermischt mit Zanksucht, Eigensinn und hemmungslosen Erregungen. Alles dies war trotz des akinetisch-hypertonischen Syndroms mit einer triebhaften Unruhe, die sich in den Abendstunden ähnlich wie bei den akuten psychischen Störungen der Enzephalitis-Kinder steigerte, sich in Herumlaufen, Herumwälzen, Herumpacken mit dem Bettzeug äußerte, verknüpft. Die egozentrische, nur auf Befriedigung der eigenen Triebe bedachte Einstellung war auch hier deutlich, die Affektarmut ausgesprochen. Asozial wirkte hier besonders eine Neigung zu übelsten Verleumdungen der Umgebung und die erwähnte hartnäckige Streitlust. Zu schweren asozialen Handlungen kam es hier nicht. Die üblen Neigungen traten in dem Klinikmilieu mit dem geordneten Abteilungsbetrieb und der genauen Zeiteinteilung offenbar, wie öfter in solchen Fällen, erheblich s t ä r k e r hervor, als zu Haus, wo sich besonders die Mutter viel mit dem Kranken abgab und ihn gewähren ließ, Reibungsmöglichkeiten also offenbar geringer waren.

Ähnliche Fälle von akinetisch-hypertonischem Syndrom mit Neigung zum Zanken, Nörgeln, Hetzen, Unfügsamkeit, Unzufriedenheit, auch Lügen und Verleumden trotz oft schwerer motorischer Gebundenheit sah ich bei Jugendlichen bis etwa zum 20. Jahr häufiger. Vereinzelt kamen vorzeitige oder besonders starke, unbeherrschte sexuelle Regungen vor. Diese sexuelle Haltlosigkeit hebt auch L e y s e r hervor. Bei allen diesen kam es aber nicht zur eigentlichen Verwahrlosung, sondern nur zu Auswirkungen gegenüber der nächsten Umgebung in der Klinik.

Die Eigenarten der postenzephalitischen psychischen Störungen der Kinder und Jugendlichen, die sich in den erwähnten 2 Gruppen in etwas verschiedener Form äußerten: einerseits motorische Unruhe mit Rededrang, z. T. leicht gehobener oder gleichgültiger, „wurstiger“ Stimmungslage mit Mangel an Scheu, Zanksucht, Hemmungslosigkeit bei Willensregungen und mangelhafter Triebbeherrschung, evtl. Aggressivität, egozentrischer Einstellung und Mangel an Altruismus,

andererseits in Verbindung mit akinetisch-rigiden Symptomen ohne gehobene Stimmung und Rededrang, zuweilen mit einer mehr einförmigen, triebhaften, zuweilen nach Tageszeiten wechselnden Unruhe, im übrigen mit den gleichen psychischen Abweichungen ergaben also eine zweifellos die Verwahrlosung begünstigende oder sie direkt provozierende Konstellation, die in manchen Fällen noch durch hervorragend gutes äußeres Milieu, meist aber nur durch dauernde Aufsicht zum Teil unwirksam gemacht werden konnte.

Zwischen den beiden Gruppen steht noch eine dritte Gruppe, bei der eine eigentliche Unruhe und akinetisch-rigide Symptome fehlen, aber Symptome wie Schläfrigkeit, triebhaftes Kratzen, Nasenbohren, auch Gehirnnervenlähmungen vorhanden sind. Auch hier traten die Gleichgültigkeit und Stumpfheit gegenüber der Umwelt, die nur als störend empfunden wird, gegenüber Strafen, die egozentrische Einstellung, die mangelhafte Triebbeherrschung und das triebhafte Handeln bei Aufmerksamkeitsschwäche ohne eigentlich intellektuelle Schwäche, evtl. auch Mangel an Scheu, Neigung zum Herumbummeln hervor und führte zu asozialen Handlungen wie Stehlen, Unterschlagen, Lügen. Es kamen also alle diese Störungen mit und ohne motorische Störungen vor.

Die Art der Verwahrlosungszeichen war im Grunde die gleiche wie bei den anderen anormalen Kindern und Jugendlichen, nur war die Unverträglichkeit und Aggressivität bei einigen zweifellos größer als bei Schwachsinnigen und Psychopathen, auch die Unbeeinflußbarkeit aller asozialer Tendenzen größer als bei den meisten anderen. Eine charakteristische Färbung hatten alle diese Erscheinungen durch den Mangel an Scheu und ihre Aufdringlichkeit. Im übrigen aber waren es dieselben Delikte, die auch sonst beobachtet wurden, das Fortlaufen, Herumtreiben, Schulschwänzen, Stehlen, Roheiten, sexuelle Delikte, die sich nur dadurch von denen der Psychopathen unterschieden, daß sie vielfach triebhaft, unüberlegt, wenig systematisch durchgeführt wurden. Aber das gilt doch, wie gesagt, nicht für alle Fälle.

Die Milieuverhältnisse waren zum Teil schlechte oder mangelhafte, z. T. gute; schlecht durch unsittlichen Lebenswandel der Mutter, durch Trunksucht des Vaters bei Fortfall der Mutter, mangelhaft durch erzieherische Einsichtslosigkeit der Mutter, aber es fehlten doch fast durchweg die sonst ungünstigen Momente, wie Zerrüttung der elterlichen Ehe, Stiefeltern, uneheliche Geburt mit ihren ungünstigen Folgen. Einen gewissen Einfluß schien das Milieu inso-

fern zu haben, als es bei dauernder und guter Aufsicht zuweilen gelang, die Kinder von Vergehen zurückzuhalten, meist mißlang das aber. Prognostisch scheinen die Fälle bisher ziemlich ungünstig. Aus allen bisherigen Mitteilungen erhellt die große Bedeutung der kindlichen Encephalitis epidemica für die Verwahrlostenfrage.

Von weiteren exogenen Hirnschädigungen mit psychischen Veränderungen, die evtl. zur Verwahrlosung disponieren können, wären die posttraumatischen Charakterveränderungen zu erwähnen, die bei Kindern und Jugendlichen vorkommen. Sie sind bei diesen nicht häufig beschrieben. In den großen Lehrbüchern (Kraepelin, Bumke, Reichardt) werden sie nur gestreift. Sehr schwer ist es oft zu entscheiden, wie besonders Reichardt hervorhebt und wie jeder aus seiner Gutachtertätigkeit wissen wird, ob der betr. Kranke schon vor dem Hirntrauma psychopathisch war oder erst nachher. Auch Bumke (Lehrbuch) verweist auf diese Schwierigkeit. Speziell bei Kindern ist das oft unmöglich. Es wird weiter genau wie bei der Enzephalitis die Frage sein, ob etwa eine „latente psychopathische Anlage“ durch das Hirntrauma geweckt, ausgelöst wurde. So meint Steltzner, daß das Kopftrauma häufig von Verschlimmerung der Psychopathie, Debilität gefolgt sei. Fälle von Entwicklung ethischer Defekte bei Kindern oder Jugendlichen nach Hirntrauma sind von Ziehen, Sommer, Hübner, Albrecht, v. Rad, Pophal mitgeteilt (s. Literatur bei Pophal). Dabei zeigte sich eine Reizbarkeit, Verstocktheit, Verlogenheit, Neigung zu Diebstählen, Umhertreiben, Mangel an Anhänglichkeit (Ziehen), Neigung zum Schuldenmachen, Vernachlässigung des Äussern, Unstetigkeit, Fortlaufen, Betrügereien, Zechprellereien, Mangel an Scheu (v. Rad), Widerspenstigkeit, Brutalität, Arbeitsscheu (Pophal) und zwar auch bei solchen Individuen, die vorher gesund waren und keine Belastung aufwiesen.

Nach Kraepelin ist das Kopftrauma beim Schwachsinn meist ohne Bedeutung. Heyn, Ley, Schlesinger konnten es bei Schwachsinn in 3—6 Proz. der Fälle nachweisen. Neuerdings hat Dollinger zum Teil auf Grund eigenen Materials, zum Teil sich stützend auf Studien von Ylppö, der bei Frühgeburten häufig Gehirn- und Rückenmarksblutungen fand, und von Kowitz, der bei Neugeborenen und Kindern bis zum 2. Lebensjahr in 16,9 Proz. intrakranielle Blutungen feststellte (bei 25,5 Proz. von 1203 Totgeborenen, bei 26,6 Proz. von 911 Säuglingen der ersten Lebenswoche usw.), die Bedeutung der traumatischen Geburtsschädigung

des Gehirns als Ursache des Schwachsinns betont, die viel größer sei als bisher angenommen. Ähnliches hat ferner kürzlich Schwartz auf Grund eines großen histologisch untersuchten Materials behauptet. Dollinger stützt sich im wesentlichen auf schwere Idiotiefälle. Und es ist in der Tat bemerkenswert, daß nach unseren Erfahrungen gerade bei Idioten sich weniger häufig schwere Belastung findet wie bei den mäßig Schwachsinnigen, die gerade in der vorliegenden Arbeit ausschließlich verwertet sind; die gleiche Erfahrung hat auch Ziehen gemacht. Eine Durchsicht unseres Materials ergab, daß sich bei 4 = 4,5 Proz. der sozialen und 4 = 7 Proz. der verwahrlosten Schwachsinnigen sowie bei 3 = 2,5 Proz. der sozialen und 7 = 6,3 Proz. der verwahrlosten Psychopathen um Frühgeburten (7. und 8. Monat) handelte, die zweifellos nach den Untersuchungen Dollingers besonders leicht durch Geburtstraumen geschädigt werden. Außerdem hatten möglicherweise 6 = 6,8 Proz. der sozialen und 5 = 8,8 Proz. der verwahrlosten Schwachsinnigen sowie 9 = 7,5 Proz. der sozialen und 8 = 7,2 Proz. der verwahrlosten Psychopathen ein Geburtstrauma erlitten. (In der Hauptsache handelte es sich um Zangengeburten, in einigen Fällen um Asphyxien, die aber nach den Untersuchungen von M. Runge-Vogt offenbar bedeutungslos sind; vereinzelt war nur von schwerer Geburt berichet.) In 9 bzw. 2 Fällen der Schwachsinnigen waren Lähmungserscheinungen, öfter auch epileptische Anfälle nachzuweisen, Symptome, die sich nach den Angaben erst in den ersten Lebensjahren offenbar im Anschluß an eine Enzephalitis entwickelt hatten; hier handelte es sich, soweit sich feststellen ließ, offenbar nicht um Folgen eines Geburtstraumas. — Die Rolle der Frühgeburt bzw. des Geburtstraumas scheint in unserem Material also keine sehr große, wenn sie auch nicht unterschätzt werden darf. Zwischen den sozialen und verwahrlosten Elementen ergeben sich auch bezüglich der Häufigkeit des Geburtstraumas keine derartigen Unterschiede, daß man daraus etwa besondere Schlüsse auf die Entwicklung einer durch diese Momente bedingten, die Verwahrlosung fördernden Disposition schließen könnte. Auch die etwas größere Häufigkeit der Frühgeburt bei den Verwahrlosten ist nicht derart, daß sie besondere Schlüsse gestattete.

In unserem Material fanden sich auch Fälle, in denen mit Sicherheit ein postnatales Trauma allein als Ursache der Imbezillität oder Psychopathie bzw. einer die Verwahrlosung bedingenden Charakterveränderung angesehen werden könnte, nicht. Möglicherweise hatte eine frühzeitige, in den ersten 3 Lebensjahren überstandene

Commotio eine gewisse Bedeutung, die aber nur vermutet werden konnte, in folgenden Fällen:

2 = 1,4 Proz. der sozialen Psychopathen,
6 = 5,5 Proz. der verwahrlosten Psychopathen,
2 = 2,3 Proz. der sozialen Imbezillen,
2 = 3,5 Proz. der verwahrlosten Imbezillen, ferner bei einem sozialen Epileptiker.

Sehr groß sind also die Zahlen nicht. Aber immerhin ist es bemerkenswert, daß die Commotio unter den asozialen Psychopathen und Schwachsinnigen eine größere Rolle spielt als unter den sozialen. Die Unterschiede sind aber auch hier nicht so groß, daß man unbedingt auf eine ungünstige Wirkung des Kopftraumas bezüglich der Verwahrlosung schließen könnte. Eher kann man daran denken, daß es infolge des oft ungünstigen Milieus der Asozialen häufiger zu einem Kopftrauma kam, als bei den sozialen Elementen. Im Einzelfall wird man aber doch immer nach der ursächlichen Rolle eines Kopftraumas suchen müssen, da die nach einem solchen bisher beobachteten Charakterveränderungen wohl zweifellos zur Verwahrlosung disponieren können.

Auch nach Infektionskrankheiten mit enzephalitischen Herderkrankungen bei Kindern (Scharlach, Typhus, Masern) sind vereinzelt ähnliche Fälle beobachtet (Ziehen, Pophal).

Von Plaut ist auf die Rolle der hereditären Lues bei der Auslösung asozialer Neigungen hingewiesen worden. Bei unserem Material konnte die Wassermannsche Reaktion nicht in wünschenswertem Ausmaß angestellt werden, sie wurde aber da vorgenommen, wo Verdacht auf Lues bestand. Die Untersuchungen ergaben, daß die kongenitale Lues bei den verwahrlosten und sozialen Anormalen etwa gleich häufig vertreten war bzw. die Eltern beider in etwa gleicher Häufigkeit an Lues gelitten hatten. Es spricht das nicht für eine besondere Bedeutung der hereditären Lues bei dem Hervortreten asozialer Neigungen. Vollkommen unrichtig erscheint es, wenn Hanies und Thom als hauptsächlichste Ursache der gesellschaftsfeindlichen Gefühlsstörung die hereditäre Lues festgestellt haben wollen und belanglos, wenn Focher unter 139 weiblichen jugendlichen Verbrecherinnen in 76 Proz. Lues cerebri festgestellt haben will (!), da diese erst Folge der Verwahrlosung sein kann.

Eine geringe Rolle spielt auch die genuine Epilepsie bei der Verwahrlosung. Die Prozentsätze in den Statistiken von

Gruhle und Gregor und Voigtländer schwanken zwischen 2 und 9 Proz. Unter meinem Verwahrlosten-Material waren sie in 4 = 2,4 Proz. vertreten. Weibliche verwahrlosende Epileptiker fehlten ebenso wie in dem Material von Gregor und Voigtländer ganz. In manchen derartigen Fällen soll, wie Gregor hervorhebt, die Verwahrlosung in gar keinem engeren Zusammenhang mit der Epilepsie stehen und zwar da, wo die asozialen Handlungen außerhalb der Bewußtseinsstörungen und ohne Grundlage der epileptischen Charakterveränderungen erfolgen. Raecke hat eine größere Anzahl epileptischer Kinder mit asozialen Neigungen beschrieben, die hauptsächlich in Roheiten, Gewalttätigkeiten und Grausamkeiten gegen andere Kinder, vereinzelt in Angriffen auf Erwachsene bestanden; an zweiter Stelle stand ein ausgesprochener Wandertrieb mit Schulschwänzen und Umhertreiben, oft nicht in Zusammenhang mit Dämmerzuständen. Seltener waren Eigentumsvergehen meist auf dem Boden des epileptischen Schwachsinns. Meggendorfer erforschte eine besondere Gruppe: es handelte sich um Kinder, die von klein auf Unruhe, Reizbarkeit, Unstetigkeit, Lügenhaftigkeit zeigten und in der Erregung epileptische Anfälle (evtl. auch Petit-mal Anfälle, Schwindel, Wandertrieb, Verstimmungen ohne Demenz) bekamen. In der Aszendenz und den Kollateralen fanden sich haltlose und erregbare Psychopathen. Meggendorfer zählt mit Kraepelin derartige Fälle von „Affektepilepsie" zu den Psychopathen und konnte eine Besserung des Verhaltens durchweg in den 20er Jahren feststellen.

Was unser Material betrifft, so stehen die 4 verwahrlosten Epileptiker im Alter von 9, 13 (2mal) und 17 Jahren einer Anzahl von 14 sozialen Epileptikern im Alter von 3—16 Jahren gegenüber.

Soziale wie verwahrloste Epileptiker waren schwer belastet, erstere insgesamt in 92,9 Proz., letztere in 75 Proz. (die Belastung in dem einen unehelich geborenen Fall blieb unbekannt); direkte und kollaterale Belastung lag bei den Sozialen vor in 85,7 Proz., bei den Verwahrlosenden in 75 Proz., ein sehr erheblicher Unterschied lag also nicht vor. Die Art der Belastung war folgende:

	Soziale (14)	Verwahrlosende (4)
Schwachsinn:	2 = 14,3 Proz.	—
Psychopathie:	4 = 28,6 Proz.	1 = 25 Proz.
Hysterie:	3 = 21,4 Proz.	2 = 50 Proz.
Epilepsie:	3 = 21,4 Proz.	1 = 25 Proz.
Nervosität:	5 = 35,7 Proz.	1 (Migräne!) = 25 Proz.
Trunksucht:	4 = 28,6 Proz.	1 = 25 Proz.

Im ganzen war also kein wesentlicher Unterschied in der Belastungsart festzustellen, nur war Hysterie bei den asozialen Epileptikern etwas häufiger vertreten, und es überwog die Belastung mit Nervosität bei den Sozialen erheblich, also ähnlich wie bei den Schwachsinnigen. Jedenfalls lassen sich daraus keine Schlußfolgerungen etwa im Sinne der Meggendorferschen Feststellungen ziehen. Aber das Material ist im ganzen zu klein, um überhaupt etwas Derartiges zu schließen.

Was die Art und psychischen Eigenarten unserer Epileptiker betrifft, so waren die Hälfte der sozialen Elemente scheue, ängstliche, schüchterne, gutmütige Naturen mit wenig Aktivität. Die andere Hälfte besteht aus reizbaren und erregbaren Elementen (6) und aus einem Fall eines 3jährigen Kindes mit hochgradigem Mangel an Scheu. Bis auf den letzten Fall zeigten also alle keine besonderen Erscheinungen, die etwa eine Verwahrlosung hätten begünstigen können. Die Erregbarkeit an sich scheint, wie aus dem psychopathischen Material hervorgeht, noch nicht besonders zur Verwahrlosung zu disponieren. In 12 Fällen war aber auch das Milieu günstig, nur bei zweien war es schlechter, ohne aber das Verhalten der Kinder zu beeinflussen. Bei den Verwahrlosten zeigten sich neben einer durchweg bestehenden Reizbarkeit noch andere Temperaments- und Charakterzüge, vor allem eine Abstumpfung des altruistischen Fühlens mit gesteigerter egozentrischer Einstellung (einmal mit Neigung zu Roheit verbunden); außerdem ein trotziges, widerspenstiges Verhalten, ein Mangel an Beeinflussungsfähigkeit, eine Unruhe, Triebhaftigkeit, Hemmungslosigkeit in Äußerungen und Handeln, also Züge, die durchaus an die der verwahrlosenden Psychopathen erinnern. Bemerkenswert ist aber auch hier, daß es sich in 3 von 4 Fällen um sehr aktive Elemente im Gegensatz zu den sozialen Epileptikern handelte, in einem dementen Fall um mäßige Aktivität. Es sind also in der Regel nicht die typischen epileptischen Charakterzüge, die zur Verwahrlosung disponieren. Daß aber ausnahmsweise auch Eigenarten, die als solche charakteristisch für Epilepsie sind, zu asozialen Handlungen führen können, zeigen die Raeckeschen Fälle. Es handelte sich hier aber meist nicht um eine komplette Verwahrlosung, sondern überwiegend um aus der epileptischen Charakteranlage entspringende Roheitsdelikte.

Was die Mitwirkung des Milieus betrifft, so war diese in einem Fall des einen dementen Epileptikers auszuschließen, in 3 anderen überwogen jedenfalls die Anlagemomente, aber es spielten doch Milieumomente mit. Einer dieser war unehelich geboren und in

Pflegestellen aufgewachsen, jedoch war die letzte durchaus gut; ein anderer war in durchaus gutem Milieu aufgewachsen, aber in den Pubertätsjahren offenbar zu streng behandelt worden, infolge der triebartigen Unruhe und Aktivität des Kranken und den aus der Umgebung erwachsenden Widerständen, den Strafreaktionen kam es dann zu schweren Konflikten, besonders Fortlaufen, Schuldenmachen. Übrigens entwickelte sich hier im weiteren Verlauf eine Psychose. In einem 4. Fall war das Milieu schlecht, weil die Mutter erregbar war, früher getrunken hatte, wenig erzieherische Aufsicht ausübte, so daß ihr im Kriege das Sorge-Recht entzogen wurde. Trotzdem schien auch hier die Anlage mit Streitsucht, triebhafter Unruhe das Wesentliche. In der Hauptsache war also in den 4 Fällen die Verwahrlosung aus der Anlage heraus erfolgt. Auffallend ist aber doch auch hier wieder, daß das Milieu in 3 von 4 Fällen ziemlich mäßig war, während dies nur in 2 von den 14 sozialen Epileptikern beobachtet wurde.

Die Psychosen treten ebenfalls bei dem Verwahrlostenmaterial der Literatur stark zurück; sie schwanken in den Statistiken zwischen 0,5 und 4,6 Proz. Sie sind unter den Schulentlassenen naturgemäß häufiger als bei den Schulpflichtigen zu finden. Die Hauptrolle spielen die in der Pubertätszeit zur Entwicklung kommenden Schizophrenien, seltener sind die Manien. Auch Reiß hebt hervor, daß in der Verwandtschaft zirkulärer nur ausnahmsweise kriminell Entgleiste zu finden sind. Es dürfte sich bei der seltenen Verwahrlosung schizophrener Jugendlicher hin und wieder um die direkte Folge der Prozeßpsychose handeln, ähnlich wie bei dem allerdings meist nach dem 20. Lebensjahr auf dem Boden schizophrener Schübe sich entwickelnden Landstreichertum, wie es Wilmanns beschrieb. Bemerkenswert ist die Aufstellung einer Parathymie seitens Meggendorfers. Es handelt sich um Fälle mit zahlreichen frühzeitigen Unarten bei meist guter Begabung, Frühreife, frühzeitigem sexuellen Verkehr, gewandter Sprechweise, Versagen in der Schule und in der Lehre, Entfremdung von den Angehörigen, dann asozialen, kriminellen Handlungen (Schulden, Wechselfälschung, Betrug, Unterschlagung, Diebstahl) und leichten Beziehungs- und Verfolgungsideen, Sprunghaftigkeit, Zerfahrenheit. Dabei bestand eine schwere Belastung mit Dementia praecox besonders in den Kollateralen. Die Prognose ist ungünstig. Wahrscheinlich handelt es sich nach Ansicht Meggendorfers um eine eigenartige Form der Schizophrenie. Es ist klar, daß die aus diesen psychotischen Veränderungen erwachsenden psychischen

Eigenschaften zur Verwahrlosung disponieren. Ähnlich ist die Sachlage bei den von Rinderknecht beschriebenen „kriminellen Heboiden", bei denen sich in frühem Kindesalter mit einer Veränderung der Affektivität eine Neigung zu negativistisch-antisozialer Betätigung zeigte, z. T. mit völliger Verwahrlosung, bei späteren meist rasch vorübergehenden hebephrenen oder katatonen Erregungszuständen und relativ gut erhaltenem Intellekt. Nach der Pubertätszeit zeigte sich hier eine starke kriminelle Tendenz. Zu ausgesprochenen Verblödungszuständen kam es bei der geringen Neigung des Krankheitsprozesses zum Fortschreiten nicht. Fraglich scheint es, ob wirklich alle die von Rinderknecht beschriebenen Fälle zur Schizophrenie zu rechnen sind. Anderen Ortes würden einige wohl mehr als einfache Psychopathien aufgefaßt werden.

Unter dem großen kindlichen Material, das ich bearbeiten konnte, sah ich Fälle, wie sie Meggendorfer und Rinderknecht beschreiben, nicht. Wahrscheinlich sind sie erst in jugendlichem Material zu finden, das unter meinen Fällen nicht so häufig war. Wenn Steltzner glaubt, daß die leichten Schizophrenien bei den weiblichen Verwahrlosenden leicht übersehen werden und daß unter den Prostituierten mehr Schizophreniefälle stecken, als bekannt ist, so fehlen bis auf die Feststellung Meggendorfers positive Beweise für diese Behauptung. Die zahlreichen Verwahrlosten-Statistiken sprechen bisher gegen diese Ansicht. Es ist nicht anzunehmen, daß genau beobachtende Autoren wie z. B. Gregor, Voigtländer, derartige schizophrene Defekte übersehen haben. Im Gegensatz zur Seltenheit der Schizophrenie unter den Verwahrlosten steht die Angabe Künkels, daß viele seiner Schizophrenen in der Jugend bereits asozial waren (nach Kraepelin: träge, arbeitsscheu, unstetig, zu schlechten Streichen geneigt, nirgends aushaltend). Es ist aber bei den kindlichen Anomalen mit derartigen Zügen die spätere Entwicklung einer Schizophrenie nicht vorauszusagen.

Ganz vereinzelt kann die infantile oder juvenile Paralyse zur Verwahrlosung führen. Ich sah etwas derartiges in einem Fall, bei dem sich auf dem Boden des fortschreitenden geistigen Zerfalls bei mangelhafter Beaufsichtigung und Erziehung seitens der Eltern eine Neigung zum Herumtreiben und eine Vernachlässigung des Äußeren entwickelte, infolgederen der Kranke zunächst für schwer verwahrlost gehalten wurde. Aber etwas derartiges ist recht selten. Jede rechtzeitig einsetzende Krankenpflege pflegt solche Vorkommnisse zu verhüten. —

Damit wäre die Zahl der psychisch abnormen Kinder und Jugendlichen, die im Wesentlichen unter den verwahrlosten Individuen zu finden sind, erschöpft.

Es wäre nun noch kurz auf die prognostische Bedeutung der abnormen psychischen Konstitutionen bezüglich einer Besserung und Beseitigung der Verwahrlosung durch Erziehungsmaßnahmen einzugehen. Wie beim gesunden Individuum wird die Prognose naturgemäß von der psychischen Verfassung, der Beeinflußbarkeit des Individuums und anderen Faktoren sowie von der Art der Erziehung abhängig sein. Bisher ist im Wesentlichen der Erfolg der Fürsorgeerziehung (v. Grabe) und auch der Fürsorgeerziehung unter psychiatrischer Leitung (Gregor und Voigtländer) dabei berücksichtigt worden. Kramer hebt die auffällige Besserung kleiner psychopathischer Kinder nach Versetzung in günstiges Milieu hervor. Auf Grund unseres in der Hauptsache in der Beratungsstelle beobachteten eigenen Materials läßt sich ein Urteil über die Prognose nicht abgeben. Nach neueren Feststellungen Gregors rekrutiert sich aber das Material der schwererziehbaren Zöglinge ausschließlich aus Abnormen (unter 36 Fällen 60 Proz. Psychopathen und 40 Proz. Schwachsinnige), während unter 160 anderen nicht schwer erziehbaren Zöglingen doch immer noch ein Bruchteil psychisch Normaler zu finden war (11,2 Proz.). Unter den Schwererziehbaren fanden sich auch erheblich mehr „sehr“ und „erheblich“ Aktive (70 Proz.) als unter den anderen (56,8 Proz.). Als charakteristisch für diese unerziehbaren Abnormen hebt Gregor die völlige Unfähigkeit, ein Handwerk zu lernen, und die sich bis zur Zerfahrenheit steigernde Haltlosigkeit hervor. Nach den Feststellungen Gregors ist jedenfalls ein nicht unwesentlicher Einfluß der pathologischen, seelischen Konstitution auf die Erziehbarkeit anzunehmen, was ja nach den vielen Erfahrungen in der Praxis auch wahrscheinlich war. Aber offenbar ist es nicht angängig, aus schlechten Erziehungsfolgen etwa auf das Vorhandensein einer psychopathischen oder anderweitigen abnormen Konstitution zu schließen. Bedauerlich ist es, daß neuere wissenschaftliche Feststellungen über Erfolge und Mißerfolge der Erziehung von privaten Heilerziehungsheimen wie erwähnt bisher nicht vorliegen. Daß in diesen befindliche Material wäre wegen der schärferen Abgrenzungsmöglichkeit von Milieu und Anlagemomenten gerade zur Beurteilung der Frage, inwieweit die pathologische Anlage einen endgültigen Erziehungserfolg verhindert, besonders geeignet.

Auf Grund des in der Literatur niedergelegten Materials läßt sich z u s a m m e n f a s s e n d folgendes sagen:

Das häufige Vorkommen von psychisch abnormen Individuen unter den verwahrlosten Kindern und Jugendlichen bzw. die Verwahrlosung vieler psychisch abnormer Kinder und Jugendlicher beruht darauf, daß ganz bestimmte pathologische Züge eine Disposition und eine Bereitschaft zur Verwahrlosung schaffen und daß es dann meist unter Mitwirkung von in den Familien der Abnormen weit verbreiteten schlechten Milieu- und Erziehungsverhältnissen (besonders Zerrüttung der Familienverhältnisse durch Fehlen eines Elternteils) zur Verwahrlosung kommt. Es sind ganz bestimmte Gruppen der psychisch Abnormen, die ganz überwiegend zur Verwahrlosung neigen, während andere Gruppen kaum jemals oder nur ganz vereinzelt Verwahrloste aufweisen. Die zur Verwahrlosung vor allem disponierenden pathologischen psychischen Eigenarten treten in gleicher oder ähnlicher Form bei den zur Verwahrlosung neigenden Psychopathen, Schwachsinnigen, Epileptikern, Enzephalitiskranken, traumatisch Hirngeschädigten neben den die betreffenden Abnormen jeweils sonst charakterisierenden psychischen Anomalien in ausgesprochener Form immer wieder zutage. Einzelne dieser Züge sind möglicherweise ein Produkt der Verwahrlosung. Bei den Psychopathen weist die bei den Verwahrlosten gegenüber den Sozialgebliebenen häufigere direkte Belastung mit Psychopathie und die direkte und indirekte mit Trunksucht, sowie die häufigere direkte und kollaterale mit Schwachsinn offenbar auf eine gewisse Bedeutung dieser Belastungsfaktoren für die Entwicklung einer zur Verwahrlosung disponierenden psychopathischen Konstitution bei den Deszendenten hin. Bei den anderen Gruppen der Anormalen treten charakteristische, von der Belastung der sozial gebliebenen Anormalen abweichende Belastungsmomente n i c h t in dieser Weise hervor. Bei den n i c h t verwahrlosenden Abnormen, besonders bei den Schwachsinnigen und Psychopathen, sind oft ganz bestimmte Züge, besonders „nervöse" Störungen, Scheu, Schüchternheit, verstärkte Hemmungen und starke Belastung mit solchen nachzuweisen, die den Träger offenbar bis zu einem gewissen Grade vor der Verwahrlosung, selbst unter ungünstigem äußeren Milieu, schützen. Die Häufung sittlich verkommener Individuen in den Familien der Verwahrlosten ist oft auffallend. Die zur Verwahrlosung disponierenden psychischen Eigenarten der Anormalen sind bei beiden Geschlechtern der Häufigkeit nach etwas verschieden verteilt. Bei einem Teil der Fälle scheint sich die pathologische Anlage erst besonders in der Pubertät im Sinne einer erst ein-

setzenden Verwahrlosung oder Steigerung einer bereits vorher begonnenen Verwahrlosung auszuwirken. Die Verwahrlosungsformen der Anormalen sind im ganzen die gleichen auch der Häufigkeitsskala nach wie bei den Gesunden. Immerhin ist die Häufung der Delikte und Verwahrlosungsanzeichen, frühes Auftreten sexueller Betätigung, Häufung pseudologistischer Züge bei den Mädchen, vielleicht auch frühes Auftreten der Verwahrlosung überhaupt, auffallend schneller Verfall in sexuelle Verwahrlosung bei den Mädchen, allgemeine Verschmutzung und Unsauberkeit, bei einem Teil der Abnormen (besonders den Enzephalitikern) auffallend triebhaftes, unüberlegtes, wenig systematisches Handeln gegenüber der Verwahrlosung normaler Kinder und Jugendlicher hervorzuheben. Aus allem, insbesondere aus den Vergleichen mit sozial gebliebenen Abnormen und Gesunden gleicher Altersstufen ergibt sich gegenüber anderweitigen Feststellungen die enorme Bedeutung bestimmt gearteter psychischer Anomalien für die Verwahrlosungsfrage.

Literaturverzeichnis.

1. Albrecht: Der anetische Symptomenkomplex. Berlin 1921, S. Karger. — 2. Anton: Zur Behandlung und Erziehung der zurückgebliebenen und entarteten Kinder. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1917, 22, 305. — 3. Barth: Untersuchungen an weibl. Fürsorgezöglingen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1915, 30, 145. — 4. H. Birnbaum: Psychopathenfürsorge. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1921, 69, 23 (Anstalt Landsberg). — 5. Bischoff u. Lazar: Psychiatr. Untersuchungen in der niederösterreichischen Zwangsarbeitsanstalt Kornenburg. Jahrb. f. Psych. u. Neurol. 1914, 36, 33. — 6. Bonhoeffer: Psychische Residuär-Zustände nach Encephalitis epidemica bei Kindern. Klin. Woch. 1922, S. 1446. — 7. Briner: Verwahrlosung und Kriminalität der schulentlassenen Jugend. Schweiz. Zeitschr. f. Gesundheitspfl. 1923, 4, 505. — 8. Cimbal: Die krankhafte Verwahrlosung. Dtsch. Zeitschr. f. Nervenhlkd. 1921, 68/69, 365. — 9. Cramer: Bericht an das Landesdirektorium über die psychiatrisch-neurologische Untersuchung der schulentlassenen Fürsorgezöglinge. Allg. Zeitschr. f. Psych. 1910, 67, 493. — 10. Diem: Die psychoneurotische erbl. Belastung der Geistesgesunden und der Geisteskranken. Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 1905, 2, S. 214. — 11. Dollinger: Beiträge zur Ätiologie und Klinik der schweren Formen angeb. und früh erworbener Schwachsinnszustände. Berlin 1921, Springer. — 12. Focher: Ergebnisse psychiatrischer Beobachtungen an jugendlichen Verwahrlosten und Verbrechern. Zentralbl. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1923, 31, 305. — 13. Fürstenheim: Die Beurteilung des Geisteszustandes jugendlicher Angeklagter. III, 15, S. 1911. — 14. Gerstmann u. Kauders: Über den Mechanismus der postenzephali-

tischen „psychopathieähnlichen" Zustandsbilder bei Jugendlichen. Arch. f. Psych. 1924, **71**, 165. — 15. Laura Gervai: Kindliche und jugendliche Verbrecher. München 1914, E. Reinhardt. — 16. Girstenberg: Einfluß des Krieges auf psychopathische Jugendliche. Zeitschr. f. Schulgesundheitspfl. 1915, **28**, 445. — 17. v. Grabe: Über Fürsorgezöglinge und Erfolge der Fürsorgeerziehung. Arch. f. Kriminalanthropol. 1914, **60**, 225. — 18. Ders.: Spätschicksale von Fürsorgezöglingen und Prostituierten. Arch. f. Kriminol. 1923, **75**, 171. — 19. Gregor: Probleme und Aufgaben in der Fürsorgeerziehung. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1924, **29**, 404. — 20. Ders.: Psychologie und Sozialpädagogik schwerererziehbarer Fürsorgezöglinge. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1925, **30**, 315. — 21. Gregor u. Voigtländer: Die Verwahrlosung, ihre klinisch-psychologische Bewertung und ihre Bekämpfung. Berlin 1918, S. Karger. — 22. Dies.: Charakterstruktur verwahrloster Kinder und Jugendlicher. Beiheft 31 zur Zeitschr. f. angew. Psychol. 1922. — 23. Gruhle: Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität. Berlin 1912, J. Springer. — 24. Ders.: Psychopathie und Verwahrlosung. Bericht über den 1. Kongreß für Heilpädagogik. Berlin 1923, J. Springer. — 25. Isserlin: Psychiatrie und Heilpädagogik. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1923, **28**, 4. — 26. Isserlin u. Gudden: Psychiatr. Jugendfürsorge (mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse in Bayern). Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1912, **12**, 465. (Ref. auf d. bayerischen Psychiatertagung.) — 27. Kastan: Asoziales Verhalten jugendlicher, geistig abnormer Individuen in und nach dem Kriege. Arch. f. Psych. u. Neurol. 1922, **64**, 1. — 28. Kirschbaum: Über Persönlichkeitsveränderungen bei Kindern infolge epidemischer Enzephalitis. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1924, **73**, 599. — 29. Kowitz: Intrakranielle Blutungen und Pachymeningitis hämorrh. chron. int. bei Neugeborenen und Säuglingen. Virchows Arch. 1914, **215**, 233. — 30. Kramer: Die Bedeutung von Milieu und Anlage beim schwer erziehbaren Kind. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1923, **28**, 25. — 31. R. v. d. Leyen: Wege und Aufgaben der Psychopathenfürsorge. I und II. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1923, **28**, 37; und Ber. üb. die 3. Tag. über Psychopathenfürsorge. Berlin 1925, J. Springer. — 32. Dies.: 5 Fälle von „Verwahrlosung". Zeitschr. f. Kinderforsch. 1924, **29**, 376. — 33. Löffler: Familiengeschichtliche Untersuchungen bei Encephalitis epidemica und ihren Folgezuständen. Arch. f. Psych. 1924, **71**, 391. — 34. Leyser: Untersuchungen über die Charakterveränderungen bei der Encephalitis epidemica. Arch. f. Psych. 1924, **72**, H. 3/455. — 35. Lückerath: Die Erziehung männlicher Psychopathen in den Anstalten. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1924, **30**, 23. — 36. Lund: Über die Ursachen der Jugendsozialität. Upsala 1918. Ref. Zeitschr. f. pädagog. Psych. 1922, **22**, 138, u. Zeitschr. f. Kinderforsch., Ref. Teil, 1924, **29**, 106. — 37. Maier: Über moral. Idiotie. Journ. f. Psych. u. Neurol. 1908, **13**, 57. — 38. Major: Zur Psychologie jugendlicher Krimineller. Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 1912, **31**, 38. — 39. Meggendorfer: Klinische und genealogische Untersuchungen über „moral insanity". Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1921, **66**, 208. — 40. Mönkemöller: Psychiatrie aus der Zwangserziehungsanstalt. Allg. Zeitschr. f. Psych. 1899, **56**, 14. — 41. Ders.: Bericht an den Landesdirektor der Provinz Hannover über die Ergebnisse der psychiatr. neurol. Untersuchung der schulpflichtigen Fürsorgezöglinge der Prov. Hannover. Zeitschr. f. d. Erforsch. d. jugendl. Schwachsinns 1911, **4**, 97. — 42. Ders.: Bericht an das

Landesdirektorium Hannover. Zeitschr. f. d. Erforsch. d. jugendl. Schwachsinns 1922, 8, 16. — 43. J. Moses: Die sittlichen und sozialen Auswirkungen des jugendl. Schwachsinnes in der Gesellschaft. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1925, 31, 149. — 44. Ohrloff: Weibliche Fürsorgezöglinge. Fr. Manns pädagog. Magazin, Langensalza 1923, Beyer u. Söhne. — 45. Paulsen: Erziehungsarbeit an verwahrlosten weiblichen Jugendlichen. Ber. üb. d. 3. Tag. über Psychopathenfürsorge. Berlin 1925, J. Springer. — 46. Planner und Zingerle: Bericht über die fachärztliche Untersuchung der Zöglinge der Fürsorgeerziehungsanstalt des Grazer Schutzvereins in Waltendorf. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1921, 26, 177. — 47. Plaut: Zur forensischen Beurteilung der kongenital Luetischen. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1912, 11, 639. — 48. Pophal: Über exogene Charakterveränderungen im Sinne der „moral insanity". Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. 1923, 53, 343. — 49. Raecke: Über antisoziale Handlungen epileptischer Kinder. Arch. f. Psych. 1913, 52, 861. — 50. Raimann: Die Verwahrlosung beim weiblichen Geschlecht. Wien. Med. Woch. 1923, S. 1678. — 51. Rehm: Die Verwahrlosung der Großstadtjugend. Ver. nordd. Psych. u. Nervenärzte u. Ges. d. Neurol. u. Psych. Groß-Hamburgs. Sitzung v. 9. 6. 23. Ref. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1923, 33, 163. — 52. Riebesell: Über die Bezeichnungen zwischen Intelligenz und Moralität bei jugendlichen Verwahrlosten. Zeitschr. f. pädag. Psych. 1919, 20, 37. — 53. Rinderknecht: Über kriminelle Heboide. Zeitschr. f. Neurol. u. Psych. 1920, 57, 35. — 54. Rüdin: Über Untersuchungen an Münchener Hilfsschulkindern. Ber. üb. den I. Kongr. f. Heilpädagog. Berlin 1923, J. Springer. — 55. Toni Schmidt-Kraepelin: Untersuchungen an Hilfsschulkindern. Ber. üb. d. 1. Kongr. f. Heilpädagog. S. 14. Berlin 1923, J. Springer. — 56. K. Schneider: Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituierter. Berlin 1921, J. Springer. — 57. Ders.: Die psychopathischen Persönlichkeiten. Handb. d. Psych. v. Aschaffenburg. Wien 1923, F. Deuticke. — 58. Ders.: Die Verwahrlosung vom Standpunkt des Psychiaters. Ber. üb. d. 3. Tag. über Psychopathenfürsorge. Berlin 1925, J. Springer. — 59. Schnitzer: Bericht an den Landeshauptmann der Provinz Pommern. Zeitschr. f. d. Erforsch. u. Behandlung d. jugendl. Schwachsinns 1912, 5, 97. — 60. Schott: Über die Ursache des Schwachsinns im jugendl. Alter. Arch. f. Psych. u. Nervenkr. 1920, 195. — 61. Ph. Schwartz: Erkrankungen des Nervensystems nach traumatischer Geburtsschädigung. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych. 1924, 9L, 263. — 62. Schwartz: Bericht über die in den Jahren 1922—1923 vorgenommene neurol.-psychiatr. Untersuch. der in Erziehungsanstalten neu aufgenommenen Fürsorgezöglinge der Provinz Sachsen. Zeitschr. f. Kinderforsch. 1924, 29, 314. — 63. Siefert: Psychiatr. Untersuch. über Fürsorgezöglinge. Halle 1912, C. Marhold. — 64. Soecknick: Kriegseinflüsse auf jugendliche Psychopathen. Arch. f. Psych. u. Neurol. 1924, 70. 173. — 65. Stelzner: Die psychopathische Konstitution und ihre soziologische Bedeutung. Berlin 1911, S. Karger. — 66. Dies.: Die Frühsymptome der Schizophrenie in ihren Beziehungen zur Kriminalität und Prostitution der Jugendlichen. Allg. Zeitschr. f. Psych. 1914, 71, 60. — 67. Thoma: Untersuchungen an Zwangszöglingen in Baden. Allg. Zeitschr. f. Psych. 1911, 68, 699. — 68. Voigtländer: Familienverhältnisse und Alter der Fürsorgezöglinge. Zentralbl. f. Vormundschaftswesen 1925, 15, 6, 108. — 69. Voigtländer und Gregor: Geschlecht und Verwahrlosung. Zeitschr. f. d. ges. Neurol. u. Psych.

1921. 66. 97. — 70. W e b e r: Ärztliche Aufgaben bei Erkennung und Behandlung der psychopathischen Konstitution im schulpflichtigen Alter. Ber. üb. die 2. Tag. über Psychopathenfürsorge Köln a. Rh. 17. u. 18. 5. 1921. — 71. W i l l m a n n s: Zur Psychopathologie des Landstreichers. Leipzig 1906. — 72. Y l p p ö: Zur Physiologie, Klinik u. zum Schicksal der Frühgeburten. Zeitschr. f. Kinderheilk. 1919. 24. 1. — 73. Z i e h e n: Das Seelenleben der Jugendlichen. Langensalza 1923. Beyer u. Söhne.

Das Werk H o m b u r g e r s: „Vorlesungen über die Psychopathologie des Kindesalters“ konnte bei Abfassung der Arbeit nicht mehr berücksichtigt werden. Das Literaturverzeichnis ist auf Wunsch des Verlages erheblich gekürzt.

Über die Verwahrlosung der Jugendlichen.

II.

Sozialer Teil.

Von

Oberarzt Dr. OTTO REHM,

Heilanstalt St. Jürgen-Asyl bei Bremen.

1. Begriffsbestimmung.

Die Verwahrlosung ist ein Begriff, welcher ein Urteil über das Verhältnis der Persönlichkeit zu der menschlichen Gemeinschaft in sich birgt. Die Gesellschaft verlangt von der einzelnen Persönlichkeit ein Mittelmaß der Anpassung. Eine solche bedarf nicht nur einer gewissen intellektuellen Höhe, sondern auch eines bestimmten Grades der assoziativen Denktätigkeit, einer gewissen Reifung der Willenstätigkeit und der Gemütsbildung. Wenn einer dieser vier Faktoren einen erheblichen Mangel aufweist, oder wenn verschiedene dieser Faktoren einen verhältnismäßig geringen Ausfall zeigen, besteht die Gefahr, daß die Gemeinschaft defekt wird. Der Defekte wird in der Gemeinschaft als eine Last empfunden und beiseite geschoben. Wenn nun solche Abgeschobene nicht die Möglichlichkeit oder die Fähigkeit besitzen, sich einer andersartigen Gemeinschaft anzuschließen, so stehen sie als Einspänner einsam in der Welt und laufen infolge fehlenden Haltes an Anderen Gefahr, zu scheitern. Noch bedenklicher wird die Lage, wenn gleichartig Defekte, etwa Unstete oder Diebische, sich zusammenfinden und nun, wenn auch nur für kurze Zeit, gemeinschaftlich ihre abwegige Bahn wandeln.

Diese verschiedenartige Begabung in ihren Mängeln und Vorzügen macht die Gemeinschaftserziehung in Anstalten so sehr schwierig. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß eine gewisse Gleichartigkeit der psychologischen Konstitution für eine gemeinschaftliche Erziehung notwendig ist. Man wird nicht etwa einen willenskräftigen Dieb erfolgreich mit willensschwachen Schwachsinnigen

zusammen erziehen können; andererseits ist natürlich ein gutes Vorbild unter den Zöglingen in der Erziehung von wesentlicher Bedeutung. Es darf sich nur nicht so kraß aus der Gemeinschaft der zu Erziehenden durch seine psychische Konstellation abheben, daß es als ein fremdes Element unter den Anderen wirkt. Man wird also wohl sozial Abwegige aller Art gemeinschaftlich erziehen können, aber nicht Individuen, welche sich in wesentlichen psychologischen Faktoren diametral entgegengesetzt gegenüberstehen.

Wenn wir im folgenden von Verwahrlosung sprechen, so ist damit nicht gemeint, daß die Verwahrlosung ein endgültiges Urteil bedeutet, sondern es ist so zu verstehen, daß die Gefahr der Verwahrlosung besteht, nachdem soziale Fehler in die Erscheinung getreten sind, welche das gemeinschaftliche Leben in dem gegebenen Rahmen erschweren oder unmöglich machen. Der Ausdruck „soziale Haltlosigkeit“ ist zweifellos zu allgemein gehalten, im wesentlichen aber entspricht er dem Begriffe der Verwahrlosung in unserem Sinne. Eine Verwahrlosung finden wir sehr häufig bei Geisteskranken, welche sich infolge einer krankhaft gestörten Geistestätigkeit der Gemeinschaft mit der Umgebung entziehen und dadurch sozial Schaden leiden. Zu dieser Kategorie gehört der „Verrückte“, im weiteren Sinne aber auch der Sonderling, also etwa der Geizhals, der Pedant, der Mißtrauische usw. Wenn wir also von der Verwahrlosung der Jugendlichen sprechen, so verstehen wir darunter die Lockerung des sittlichen Haltes, der sittlichen Gemeinschaft als eines Persönlichkeitsfaktors und des sozialen Haltes als eines Allgemeinfaktors unter der Voraussetzung, daß diese Lockerung zu einer Schädigung der Gesellschaftsordnung führt.

Gregor und Andere teilen die Verwahrlosung in eine endogene und in eine exogene ein. Zu der endogenen Verwahrlosung zählen alle die Formen, bei denen Faktoren, die in der Persönlichkeit selbst begründet sind, die Verwahrlosung verursachen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um die Gesichtspunkte, welche ausschließlich auf die Konstitution der Persönlichkeit bzw. auf die durch das Erblichkeitsgeschick geschaffene psychische Plattform zurückführen. Zu der exogenen Verwahrlosung zählen alle die Faktoren, welche auf schädigende Einflüsse der Umwelt zurückzuführen sind, bzw. bei denen die Umwelteinflüsse die sozialwidrigen in der Persönlichkeit beruhenden Faktoren überwiegen oder sie zu ihrer sozialwidrigen Betätigung wachrufen.

Im Gegensatz zu dem bisherigen möchte ich die Verwahrlosung einteilen in eine aktive und in eine passive. Aktiv ist sie, wenn die Sprengung des sittlichen und sozialen Haltes auf der psychischen Eigenart der Persönlichkeit beruht; passiv ist sie zu nennen, wenn Faktoren der Umwelt das sittliche und soziale Gleichgewicht der Persönlichkeit stören. Mit dieser Definition ist die Persönlichkeit mit ihren treibenden und sich treiben lassenden Eigenschaften in den Vordergrund gerückt. Die Persönlichkeit trägt sich selbst und der engeren und weiteren Umwelt gegenüber die Verantwortung für ihr Tun und Lassen. Die Erziehung des Kindes und des heranwachsenden Jugendlichen bezweckt, selbständige Individuen heranzuziehen, welche sich der Verantwortung gegenüber der eigenen Person und der Umwelt wohl bewußt sind: nur unter besonders schweren Umständen können wir die eigene Verantwortlichkeit als vermindert oder ausgeschaltet ansehen. Darum wird die Verantwortung der Person bewußt in den Vordergrund geschoben. Selbstverständlich ist ähnlich wie bei der exogenen auch bei der passiven Verwahrlosung neben dem Gewicht der Umweltsfaktoren eine gewisse Schwäche der verwahrlosenden Persönlickeit anzunehmen.

2. *Allgemeines.*

Die Frage, ob die Verwahrlosung der Jugendlichen in der Stadt größer ist wie auf dem Lande, wenn man unter Stadt die Großstadt versteht, ist nicht entschieden. Selbst unter den Großstädten dürften sich erhebliche Differenzen finden. Es ist ohne weiteres einzusehen, daß eine Industriestadt mit ihrer stark fluktuierenden Bevölkerung andere Verhältnisse aufweist wie eine Handelsstadt, daß eine Hafenstadt sich in wesentlichen Teilen von einer Binnenstadt unterscheidet, ferner daß die Wohnweise wesentlich einwirken kann. Die Kinder einer Arbeiterfamilie, welche je nach Arbeitsgelegenheit von einem Ort zum andern ziehen und nirgends festwurzeln können, sind im ganzen wohl am meisten gefährdet. In den Hafenstädten ist die jugendliche Prostitution von besonderer Wichtigkeit. Je ungünstiger die Wohnungsverhältnisse sind, insbesondere auch je dichter die Bevölkerung zusammenwohnt, desto größer ist die Gefahr der Verwahrlosung Jugendlicher. Alle diese Verhältnisse beziehen sich auf die Stadt, während das Land infolge der Seßhaftigkeit seiner Bewohner, der günstigeren Wohnungsweise und der besseren Ernährungsverhältnisse bei geringeren Ansprüchen günstig zu wirken geeignet ist. Die Art der Persönlichkeiten ist in der Stadt und auf

dem Lande im ganzen dieselbe, wenn auch Verschiedenheiten in bezug auf die Rassezugehörigkeit und auf Stammeseigentümlichkeiten bestehen mögen. Was die Gefahr der Großstadt ist, ist die Umwelt, insbesondere im Sinne einer geringeren Intensität der Erziehung und im Sinne einer verbreiterten Möglichkeit der Verführung infolge aufdringlich dargebotener Genüsse. Es kann also kaum einem Zweifel unterliegen, daß es die Umweltsfaktoren sind, welche ein größeres Maß der Verwahrlosung in der Stadt gegenüber dem Lande bedingen. Diese Umweltsfaktoren verursachen die Entstehung einer passiven Verwahrlosung, welche somit für die Stadt besonders charakteristisch ist.

Es ist kaum zu verstehen, wie Gruhle die Ansicht vertreten kann, daß in der Stadt die Anlage allein, auf dem Lande aber Milieu und Anlage wirksam sind. Er kann zu dieser Ansicht nur dadurch gekommen sein, daß sein Material bloß zu einem Bruchteil der Stadt entstammte und er selbst seine Erfahrungen nicht an der Quelle, sondern in einer Erziehungsanstalt sammelte, welche nur gewisse Gruppen von Verwahrlosten enthielt. Gruhles Ansicht widerspricht aber überhaupt jeglichen sozialen Erfahrungen. Es besteht doch kein Zweifel darüber, daß der auf dem Lande überschüssige Bevölkerungsteil in den Wirbel der Großstadt aufgenommen, den größten sittlichen und sozialen Gefahren durch die Entwurzelung und das Hineingeschobenwerden in eine vollkommen andersartige und von ungünstigen Elementen durchsetzte Umwelt eine Lockerung der Grundsätze und eine Störung des sittlichen Gleichgewichtes bedeutet, Umstände, denen eben nur die robusten Persönlichkeiten gewachsen sind.

Da die Verhältnisse eine außerordentliche Verschiedenheit aufweisen, ist die Schwierigkeit groß, zahlenmäßig die Verwahrlosung der Kinder und Jugendlichen nachzuweisen. In Bremen betrug die Zahl der Fälle, welche zur Kenntnis und Bearbeitung der Behörden gelangten, in den Jahren nach dem Kriege fast 8 ‰. Diese Zahl ist gewonnen durch den Vergleich der genannten Fälle vom 10. bis 18. Lebensjahr mit denselben Altersstufen der ortsanwesenden Bevölkerung. Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß ein kleiner Teil von Verwahrlosungen behördlich nicht bekannt wird. Im wesentlichen handelt es sich wohl um solche Fälle, in denen die Familie vor der Notwendigkeit behördlichen Einschreitens die nötigen Vorsichtsmaßregeln vorbeugend getroffen hat. Wir werden also im ganzen die Zahl der Verwahrlosten auf annähernd 10 ‰ der einschlägigen Altersstufe schätzen dürfen. Die Verhältnisse sind in

den letzten Jahren wieder günstiger geworden. Während des Krieges stieg die Zahl sehr rasch und zwar fast auf das Dreifache der Vorkriegszeit. Die höchste Stufe wurde im Jahre 1919, in dem die Verhältnisse der Bevölkerung sich fast nach allen Richtungen hin verschlechtert hatten, erreicht. Von da an fand ein langsames Absinken statt, so daß im Jahre 1924 eine Zahl erreicht wurde, welche der in den ersten Kriegsjahren ungefähr gleichkommt.

Worauf diese Besserung, und um eine solche muß es sich handeln, insbesondere nachdem sich die Fürsorge in bezug auf die Jugendlichen nach dem Kriege erheblich intensiver gestaltet und auch das Verständnis in der Bevölkerung für diese Dinge zugenommen hat, zurückzuführen ist, ist klar. Die Persönlichkeiten sind jetzt genau wie während des Krieges vorhanden. Die Abnahme der Geburten während des Krieges kann sich bei der in Frage stehenden Altersstufe noch kaum bemerkbar gemacht haben. Es besteht nur eine Möglichkeit, die zahlenmäßige Besserung der Verhältnisse zu erklären, und zwar ist es die, daß die Umweltsbedingungen sich gebessert haben; und darüber kann auch gar kein Zweifel bestehen. Die wesentlichen ungünstigen Faktoren waren die Not und die mangelhafte Erziehung bzw. Beaufsichtigung infolge der Abwesenheit des größten Teiles der Väter und der Abkehr der Mütter vom häuslichen Herde durch Beschäftigung außerhalb des Hauses infolge der kriegstechnisch notwendigen Maßnahmen. Die psychische Qualität der Bevölkerung hat sicherlich keine Veränderung erlitten und wird eine solche auch nur in abgeschwächtem Maße in Zukunft erleiden können, während die Umweltsbedingungen einem dauernden Wechsel unterworfen sind. Aufgabe der Sozialhygiene ist es, diese Verhältnisse stetig zu verbessern.

Suchen wir den Anteil des männlichen Geschlechts an der Zahl der verwahrlosten Fälle mit dem des weiblichen Geschlechts in Verhältnis zu bringen, so finden wir nach den Angaben des Statistischen Amtes in Bremen, daß die Zahl der Knaben in der Altersstufe vom 10. bis 18. Lebensjahr der der Mädchen gleichkommt. Die Zahl der verwahrlosten Fälle ist jedoch bei den Knaben größer wie bei den Mädchen, in einem Verhältnis etwa von 4 : 3. Diese Differenz ist entschieden auf die Unterschiede der psychischen Artung der Geschlechter zurückzuführen. Der mehr aktiven Veranlagung der Knaben entspricht die größere Beteiligung an sozialwidrigen Handlungen bestimmter Art, welche an Häufigkeit an erster Linie stehen. Es handelt sich vor allen um die Vergehen gegen fremdes Eigentum, wovon später noch die Rede

sein wird. Bei den Mädchen steht im Vordergrunde die sexuelle Verwahrlosung. Man könnte sich vorstellen, daß dieses Zahlenverhältnis, das städtischen Verhältnissen entstammt, auf dem Lande sich verschiebt und zwar zugunsten der Knaben und zuungunsten der Mädchen. Es ist ja bekannt, daß gerade Vergehen im Bereiche des Sexuallebens auf dem Lande besonders häufig sind und jedenfalls die Zahl der Vergehen gegenüber fremdem Eigentum im Verhältnis zur Stadt übertreffen.

Bei der Betrachtung der erblichen Belastung ist zu unterscheiden zwischen Belastung in psychischer Beziehung und der Belastung in sozialer Beziehung. In psychischer Beziehung sind in folgendem als belastende Momente Geisteskrankheit und Psychopathie, letztere nur in ihrem stärkeren Ausdruck, in Betracht gezogen; weiterhin ist zur psychischen Belastung gerechnet die Trunksucht. Der Alkoholismus ist als eine Kombination von psychischer Schwäche als der Grundlage kombiniert mit der Vergiftung durch den chronischen Alkoholmißbrauch, welcher die Körperorgane und ihre Funktionen und damit auch das Zentralnervensystem schädigt, anzusehen. Mit dem Alkoholismus sind die sozialschädigenden Wirkungen der Sucht und der Vergiftung verbunden. Diese sozialwidrigen Einwirkungen kommen in ihren Ergebnissen in der Belastung durch soziale Schädlichkeiten erneut zum Ausdruck. Eine Belastung durch Vererbung psychisch krankhafter Eigenschaften ist in 26 Proz. der Fälle in dem mir vorliegenden Material gefunden. In den wenigsten Fällen handelt es sich um Belastung mit Geisteskrankheiten im engeren Sinne, sondern meist nur um Belastung durch auffallende psychopathische Erscheinungen. Mädchen und Knaben sind in ungefähr demselben Maße belastet. Auffallend ist der sehr hohe Prozentsatz mit Belastung durch Trunksucht eines der Eltern, meist des Vaters. Auch hier verteilt sich die Belastung in ungefähr gleichen Teilen auf Knaben und Mädchen.

Was die erbliche Belastung durch soziale Entgleisung betrifft, so ist dabei zu unterscheiden zwischen der Entgleisung des Vaters, der Mutter und der Geschwister. Die folgenden Zahlen sind nur annähernd und zweifellos als Mindestzahlen anzusehen. Ein genaues Aktenstudium der Familien dürfte in sehr viel mehr Fällen wesentliche soziale Entgleisungen feststellen lassen. Unter sozialer Entgleisung verstehe ich Bestrafung durch das Gericht, wenn die Strafe wesentlich war, soziales Heruntergleiten der Familie von einer höheren Stufe zu einer geringeren, ferner notwendige Fürsorgemaßnahmen bei sozialen Entgleisungen, im wesentlichen der Geschwister.

Zu den sozialen Entgleisungen wird Trunksucht allein hier nicht gerechnet, wohl aber die Prostitution. Bei Betrachtung der Zahlen fällt auf, daß eine soziale Entgleisung des Vaters in 7 Proz. der Fälle, der Mutter in 14 Proz. der Fälle zu finden war. Wir finden also, daß der mütterliche soziale Standpunkt bzw. die mütterliche soziale Entgleisung, wenn man annimmt, daß dieselbe bei entsprechender konstitutioneller Grundlage Einfluß nimmt auf das Verhalten der Kinder, entschieden unheilvoller wirkt, wie die väterliche Entgleisung. Es ist eine bekannte Tatsache, daß der Einfluß der Mutter auf die Kinder und deren Gebahren ein sehr viel größerer ist, als der des Vaters. Vor allem die Kinder, aber auch die Jugendlichen, pflegen der Mutter in Dingen, die das Gemütsleben betreffen, mehr als den Vater als Vorbild zu betrachten. Der Vater pflegt das robuste intellektuelle Moment in der Familie darzustellen, bei dem die Vernunft vorwiegt. Daß die Mutter besonders auf die Mädchen im Guten und im Schlechten einwirkt, ersehen wir daraus, daß nach immer erneuten Erfahrungen bei den Mädchen die soziale Entgleisung der Mutter ungleich häufiger vorgefunden wird als bei Knaben. Oder umgekehrt, die mütterliche soziale Entgleisung wirkt vernichtend auf das soziale Gebahren der Mädchen. Es ist nicht zu verwundern nach den Erfahrungen, welche wir mit der Vererbung sozialwidriger Faktoren machen, daß unter den Geschwistern sich sehr häufig soziale Entgleisung zeigt, bei meinen Fällen in 21 Proz. Die ganzen eben angeführten Zahlen würden noch höher gehen, wenn wir die Familie genealogisch weiter zurück verfolgen könnten.

Die Kinder stehen meist in einem Alter, in dem die Persönlichkeiten noch lange nicht abgeschlossen sind, so daß wir noch mit der Weiterentwicklung der Geschwister im asozialen Sinne bei einer großen Zahl rechnen können. Im ganzen dürfen wir annehmen, daß bei etwa 25 Proz. der Fälle eine sozialwidrige Erbmasse zu finden ist, also etwa in derselben Häufigkeit, wie die normwidrige psychische Belastung. Es ist zweifellos, daß letzten Endes die erstere nicht ohne die letztere bestehen kann, während umgekehrt die letztere ohne die erstere zu existieren die Möglichkeit hat, so daß wir also oftmals, wenn wir freigebig sein wollten, die Fälle der sozialen Belastung, auch wenn wir nicht bestimmt über psychisch krankhafte Verhältnisse orientiert sind, zu der Gruppe der psychisch Kranken rechnen könnten.

Nach Gregor ist jeder Fall von jugendlicher Verwahrlosung belastet, und insbesondere ist nach demselben Autor die soziale Be-

lastung in sehr vielen Fällen eine gleichartige. Sehr wahrscheinlich hat Gregor recht; die Frage ist nur, wie weit kann man mit belastenden Momenten gehen, denn schließlich wird sich überhaupt kaum ein Mensch als vollkommen frei von psychischer krankhafter oder von sozialwidriger Belastung erweisen. Es wäre schon notwendig, die psychischen Konstitutionen der Ahnen nicht nur nach krankhaften Erscheinungsformen irgendwelcher Art zu untersuchen, sondern wir müßten überhaupt eine Charakteristik der wesentlichen psychischen Konstituanten der Ahnen uns verschaffen und aus deren regelrechtem Ineinandergreifen und Zusammenarbeiten bei fehlerhaftem Zusammenspiel eine Störung einzelner psychischer Qualitäten feststellen, die vererbbar ist. Die Regelmäßigkeit dieser Vererbung bestimmten Gesetzen einzuordnen, wäre dann Aufgabe einer besonderen Forschung. Gruhle hat gefunden, daß nur in 15 Proz. seiner Fälle der Vater oder die Mutter unbestraft waren. Es handelt sich dabei wohl um Eigenheiten seines Materials, die nicht auf die Allgemeinheit übertragen werden dürfen. Unter meinen Fällen finden sich erheblich weniger Bestrafungen, wenn auch zugegeben werden darf, daß die Aufzeichnungen in dieser Richtung nicht immer sorgfältig genug waren.

Die Bestimmung des Zeitpunktes, an dem die jugendliche Verwahrlosung beginnt, unterliegt allerlei Schwierigkeiten. Wenn man als Beginn der Verwahrlosung den Zeitpunkt annimmt, an dem die ersten behördlichen Maßnahmen stattfinden, so sehen wir, daß wir eine Kurve bekommen, die bis zum 14. Jahre langsam ansteigt und von da an scharf nach oben zugeht. Die Kurven der Knaben und der Mädchen gehen fast vollkommen parallel; so finden wir in den Altersklassen bis zum 9. Jahre 4 Proz., vom 10. bis 14. Jahre 20 Proz. und vom 15. Jahre ab 76 Proz. Wir sehen also die Altersstufe bevorzugt, welche mit der Schulentlassung beginnt. Letztere ist der Zeitpunkt für die freie Berufsbetätigung im Erwerbsleben. — In dieser Zeit tritt die jugendliche Person aus den engen Grenzen der häuslichen und Schulerziehung und soll beginnen, sich seinen Lebensweg selbst zu bahnen. Es ist klar, daß dieser Zeitabschnitt bei dem jugendlichen Alter und bei der unvollendeten Entwicklung des Körpers und des Geistes viele Gefahren mit sich bringt. Eine disharmonische Entwicklung des Körpers im Verhältnis zur Psyche und eine unharmonische Entwicklung innerhalb der einzelnen psychischen Elemente stört das Zusammenwirken, und es wird in seiner Folge eine Beeinträchtigung der Gesundheit und der psychischen Betätigung in der Richtung eines normalen Zusammenspiels

verursacht. Es werden diese disharmonischen Persönlichkeiten den Kampf ums Dasein schwerer bestehen. Solche Hinderungen durch die Entwicklung sind sicherlich nicht nur Eigentümlichkeiten der Altersstufe vom 15. bis etwa 18. Lebensjahre, sondern sie ragen bei vielen Persönlichkeiten bis weit in das dritte, oft auch noch in das vierte Jahrzehnt des Lebens hinein.

Das mir zur Verfügung stehende Material macht es bis zu einem gewissen Grad wahrscheinlich, daß die Knaben im ganzen etwas früher verwahrlosen wie die Mädchen; der Grund möchte darin liegen, daß die Knaben wohl ausnahmslos bei der Schulentlassung in das freie Erwerbsleben übertreten, während die Mädchen vielfach in der Familie benötigt sind und erst allmählich voll in die Freiheit treten.

Ob die Großstadtjugend oder die ländliche Jugend früher verwahrlost, ist nicht sichergestellt. Gruhle meint, daß die Großstadtjugend zeitlich der ländlichen vorangehe. Ich halte dies auch für sehr wahrscheinlich. Wir wissen doch, daß die geistige Entwicklung des Landbewohners überhaupt langsamer vor sich geht und nicht so vielseitig ist, wie die des Stadtbewohners. Dem Stadtbewohner drängen sich in jedem Augenblick ungezählte Eindrücke auf allen Sinnesgebieten auf, und mit diesen Eindrücken sind fast ebensoviele Anregungen und schließlich Überlegungen verbunden. Die Landbewohner sind auf engere Grenzen angewiesen. Das geistige Leben derselben ist mehr intensiv als das der Stadtbewohner, welch letzteres extensiv sich auswirkt. Diese Verschiedenheit in der Bewertung bezieht sich auch auf die Kinder und Jugendlichen und bei der Eindrucksfähigkeit derselben ist anzunehmen, daß die Unterschiede bei den jugendlichen Stadt- und Landbewohnern noch sehr viel größer sind als bei den Erwachsenen. Es sind also, wie nochmals betont sein möchte, sicherlich die Umweltsfaktoren, welche die jugendliche Verwahrlosung der Großstadtbevölkerung begünstigen.

3. *Art der Verwahrlosung.*

Nach allen Autoren scheint kein Zweifel darüber zu sein, daß in der Großstadt die Unstetigkeit mit der Vorstufe des Schulelaufens, der bandenmäßige Diebstahl und die Prostitution überwiegt, während auf dem Lande geschlechtliche Ausschweifung und Roheitshandlungen im Vordergrunde der die Verwahrlosung bedingenden Handlung stehen.

Sehr wahrscheinlich verwahrlost die Großstadtbevölkerung auch stärker in bezug auf die Zahl der Reate als die Landbevölkerung. Dies hat seinen Grund in dem stark ausgeprägten Erwerbsleben der Stadt, in der Verführung durch dargebotene Genüsse und einer stärkeren Genußsucht, ferner in einer anderen Schichtung der Bevölkerung. Wie schon oben erwähnt, ist die soziale Schichtung in der Stadt zweifellos eine sehr viel mehr unterschiedliche als auf dem Lande, und die unten anstehenden Schichten sind sicherlich schädigenden Umweltseinflüssen in der Stadt in erheblich größerem Maße ausgesetzt als auf dem Lande, schon aus dem Grunde, weil sie hier ihren täglichen Unterhalt immerhin gesichert wissen.

Wir sehen also auch hier wie in so vielen sozialen Beziehungen die Schädigung der Bevölkerung und damit der Einzelperson durch den nivellierenden, entwurzelnden, unpersönlichen Einfluß des Stadtlebens mit all den äußerlichen Schädlichkeiten, die durch das Vorbild Anderer, durch Anpreisung und Verführung entstehen.

Die schädigenden Einflüsse der Umwelt konnten wir in den meisten Fällen, welche der jugendlichen Verwahrlosung verfielen, feststellen. Annähernd möchte die Zahl dieser Fälle 85 Proz. betragen. Zu diesen schädigenden Einflüssen zählt in erster Linie die soziale Entgleisung der Eltern oder eines Teiles derselben und der Geschwister etwa in 30 Proz. der Fälle. Ein weiteres wesentliches Moment ist die Störung der elterlichen Ehe, sei es, daß sich die Eltern getrennt hatten entweder durch gütliche Übereinkunft oder dadurch, daß eines der Eltern den Schauplatz der Ehe verlassen konnte, ohne wiederzukehren, was bei einem Hafenplatz mit der leichten Möglichkeit, andere Länder aufzusuchen, besonders häufig ist, sei es, daß die Ehe rechtlich geschieden ist. In 15 Proz. der Fälle kam dieser Punkt in Betracht. Von außerordentlicher Bedeutung erscheint die Verwaisung durch den Tod eines der Eltern oder beider Eltern, was in 34 Proz. festgestellt wurde, und hier sind anscheinend besonders wieder die Mädchen der leidtragende Teil, denn in 40 Proz. der verwahrlosten Mädchen handelte es sich um Waisen. Ein statistisches Material steht mir bei der Bewertung dieses und des zuletzt erwähnten Punktes nicht zur Verfügung. Es kann aber keinem Zweifel unterliegen, daß die Zahl von 15 Proz. der gestörten Ehen und von 34 Proz. der Verwaisungen ganz erheblich über das Maß des Durchschnittes hinausgeht, so daß der Einfluß dieser Schädigungen nicht abgeleugnet werden kann. Dazu kommt als weiteres schädigendes Umweltssymptom die Trunksucht eines der Eltern, meist des Vaters, in 20 Proz. der Fälle.

Wir wissen aus der täglichen Erfahrung, wie schwer die Schädigungen der Familie in materieller und sittlicher Beziehung durch einen trunksüchtigen Vater sind, besonders dann, wenn der mütterliche Teil dem Schaden willensschwach gegenübersteht.

Als letzter Punkt möchte die Unehelichkeit der Geburt angeführt sein. Bei den unehelich Geborenen kommen verschiedene Schädigungen zusammen und wirken dadurch besonders schwer. Es ist nicht nur das Fehlen des väterlichen Wirkens, sondern auch die meist prekäre soziale Lage der Mutter, welche schädlich wirken. Dazu kommt noch die Erkenntnis der Unehelichkeit der Geburt, welche ihrerseits ein soziales Einleben nach vielen Richtungen hin erschwert. Wir wissen aus Untersuchungen von Bolte, daß die Häufigkeit unehelicher Geburten mit dem Tiefstand des sozialen Niveaus zunimmt. Unsere Jugendlichen waren in 10 Proz. der Fälle unehelich geboren, gegenüber 8 Proz. des unehelich Geborenseins der entsprechenden Altersklassen in der Stadt Bremen. Unter den unehelich Geborenen waren die Mädchen gegenüber den Knaben um 100 Proz. stärker vertreten. Da man nicht annehmen kann, daß 100 Proz. mehr uneheliche Mädchen als Knaben geboren werden, so kann diese Zahl nur sagen, daß die Mädchen durch das unehelich Geborensein besonderen Schaden erleiden, und dieser Schaden wird wohl dadurch verursacht sein, daß die geschlechtliche Haltlosigkeit der Mutter hauptsächlich auf die Tochter abfärbt, nachdem schon an sich die Mädchen besonders leicht zur jugendlichen geschlechtlichen Verwahrlosung aus Gründen neigen, von denen später noch die Rede sein wird. Die Knaben befreien sich infolge ihrer besonderen Willensveranlagung im allgemeinen leichter von den Schädigungen der Familie. Bei ihnen liegen die schädigenden Einflüsse sehr viel mehr wie bei den Mädchen in der weiteren Umwelt.

a) Vergehen gegen fremdes Eigentum.

Wenn wir auf die gesellschaftswidrigen Handlungen des näheren eingehen, so kommt in erster Linie das Vergehen gegen das fremde Eigentum in Betracht. Im ganzen waren daran etwa 73 Proz. der jugendlichen Verwahrlosten beteiligt, und zwar 85 Proz. der Knaben und 60 Proz. der Mädchen. Dies Ergebnis stimmt mit dem anderer Untersucher vollständig überein. Die Knaben sind die aktiven und neigen mehr zu Willenshandlungen.

Der Anlaß zu diesen Vergehen ist selten Not, dagegen häufig Verführung, sehr häufig die Sucht nach Genüssen, bei den älteren Jugendlichen nach Geld und Geldeswert, bei den jüngeren vielfach die Befriedigung des Spieltriebes. Das Geld soll Verwendung finden zur Be-

schaffung von Zigaretten und Alkohol, zur Beschaffung von Süßigkeiten, es soll dienen zur Ermöglichung des Besuches von Tanzgelegenheiten und Kino und schließlich soll es dienen zum Erwerb von Kleidung und Schmuck. Die Handlungen geschahen nur teilweise planmäßig, teilweise verdanken sie Zufälligkeiten ihre Ausführung als Gelegenheitsdiebstahl. Bandenmäßige Einbruchsdiebstähle sind bei den älteren männlichen Jugendlichen verhältnismäßig häufig, sie sind begünstigt durch das Bestehen der Landbuden auf den Parzellen, welche mit Vorliebe heimgesucht wurden.

Die Neigung zu Vergehen gegen das fremde Eigentum ist so gut wie immer schon in sehr früher Jugend ausgeprägt. Sie zeigt sich dann in der Begierde, in der Häuslichkeit zum Zwecke des Naschens, die Speisevorräte zu erleichtern und sie unter Umständen auch den verschlossenen Behältern gewaltsam zu entnehmen. Man kann geradezu annehmen, daß diese N a s c h h a f t i g k e i t eine Vorstufe zu den späteren Eigentumsvergehen bildet, wenn auch natürlich nicht jedes naschhafte Kind später zum Dieb wird. Jedenfalls ist die Naschhaftigkeit als ein bedenkliches Zeichen einer sozialen Hemmungslosigkeit zu bewerten. Eine gewisse Einschränkung dieses Urteils ist höchstens in Hinsicht auf die Zeit der Not in und nach dem Kriege möglich, als tatsächlich das Vorhandensein von dem Kinde begehrenswerten Vorräten besonders verführerisch wirken konnte.

K a r m a n vergleicht den sozial kranken Jugendlichen in seiner Denk- und Triebweise mit den Angehörigen eines primitiven Volkes. Das primitive Volk hatte das Bewußtsein des gemeinschaftlichen Besitzes mit dem Rechte der Besitzergreifung. Erst die weitere Entwicklung der Völker soll den Einzelbesitz gebracht haben. — Der in Mode gekommene Vergleich alles psychisch normalen und krankhaften Geschehens mit der Denk- und Handlungsweise der primitiven Völker hat seine großen Bedenken. Erstens wissen wir sehr wenig von der Denk- und Handlungsweise der Primitiven, wie erst B u m k e kürzlich richtig ausgeführt hat; zweitens besteht gar kein gerechtfertigter Grund dazu, ein Kind als ein unentwickeltes Individuum mit der Denk- und Handlungsweise eines Primitiven, immerhin Erwachsenen, zu vergleichen. Es ist auch im höchsten Grade unwahrscheinlich, daß die Okkupationsberechtigung der Primitiven so weit geht, daß einer dem anderen das persönliche Eigentum, etwa an Kleidung und Nahrung, einfach wegnehmen kann, sehen wir doch sogar bei den Tieren, daß sie ein ausgeprägtes Gefühl für das persönliche Eigentum haben und um das, was zu ihrer Lagerstatt und Nahrung gehört, mit dem Räuber hartnäckig kämpfen. Außerdem kommt noch dazu, daß

wir praktisch mit solchen Vergleichen gar nichts anfangen können, denn wir wissen alle ganz genau, daß die Mehrzahl der Kinder und Jugendlichen, wenn sie die entsprechende Entwicklungsstufe erreicht haben, ein durchaus normales Gefühl für den Unterschied zwischen Mein und Dein haben, und daß dieses Bewußtsein nicht etwa nur anerzogen, sondern tief in der natürlichen Entwicklung wurzelt. Wie ich eben schon erwähnte, finden wir diese Entwicklung ja auch bei den Tieren. bei denen sicherlich das Gefühl für das Recht des persönlichen Besitzes nicht anerzogen ist.

b) Unstetigkeit.

An zweiter Stelle steht in der Häufigkeit der Erscheinungsformen der jugendlichen Verwahrlosung die Unstetigkeit. Unstetigkeit muß nicht, wie etwa die Neigung zu Diebstahl, zu sozialer Verwahrlosung führen, sie kann sich innerhalb eines sozialen Rahmens abspielen, wie etwa bei manchen nicht an die Scholle gebundenen Berufen. Bei Kindern und Jugendlichen, die im wesentlichen noch an die Häuslichkeit gebunden sind, äußert sich die Unstetigkeit aber meist asozial. Man kann im Zweifel sein, ob die Unstetigkeit als ein sozial oder als ein psychisch krankhaftes Symptom zu bewerten ist. Ein einheitliches psychisches Symptom ist sie sicher nicht. Im wesentlichen bedeutet die Unstetigkeit wohl eine Störung der Willenstätigkeit, sei es im Sinne einer Willenschwäche, sei es im Sinne einer Vermehrung der psychomotorischen Antriebe, also einer Willenserregung. Es kann sich dabei einerseits um angeborene Schwächezustände, andererseits um erworbene krankhafte Zustände handeln, welch letztere entweder vorübergehend oder chronisch sein können. Die Unstetigkeit kann, sie braucht aber nicht triebhaft zu sein. Das wesentliche des Triebhaften ist wohl, daß eine Zielvorstellung fixiert ist und daß die Psychomotilität diesen Zielvorstellungen folgt, ohne durch vernunftgemäße Überlegungen gezügelt zu werden. Dabei kann es sich einerseits um krankhafte Vorstellungen handeln, wie etwa bei einem Epileptiker oder einem Schizophrenen, oder um Zielvorstellungen, die einerseits im einzelnen Falle erstrebenswert sind, andererseits aber durch ihre Fixierung eintönig und abgebraucht werden, so daß sie eigentlich eines normalen Interesses in der Folge entbehren.

Die Erscheinung der Unstetigkeit findet sich in meinem Material in etwa 46 Proz. der gesamten Fälle, dabei überwiegen die Knaben mit 57 Proz. die Mädchen mit 35 Proz. erheblich. Daß die Knaben hier in der Mehrheit sind, liegt wohl ebenso wie bei den Eigentumsvergehen an der größeren Aktivität gegenüber den Mädchen. Als

Vorstufe der Unstetigkeit ist das Schulelaufen anzusehen, welches in etwa 26 Proz. der Fälle wiederum bei den Knaben in erheblich höherem Grade wie bei den Mädchen vorkommt. Die Gründe des Schulelaufens sind durchaus verschiedene. Das nächstliegende Moment ist das, daß das Kind den Schulbesuch aus Furcht vor Strafe meidet. Das kommt zweifellos gelegentlich vor, wird aber noch sehr viel häufiger als Vorwand von seiten der Kinder gebraucht. Ist die Schule einmal geschwänzt, so leiert sich das Verfahren sehr leicht ein. Im Kriege und in der ersten Nachkriegszeit war ein häufiger Vorwand für das Schulelaufen das sogenannte Hamstern, das vielfach große Ähnlichkeit mit bandenmäßigen Diebstahlsexpeditionen hatte. — Der häufigste Grund des Schulelaufens ist das Spiel und die Lust am Neuen. Vielfach versäumen die Kinder bei dem Schulgang im emsigen Spiele den Zeitpunkt des Schulbesuchs und treiben sich dann in den ferneren Stunden spielend oder sich das Leben der Straße und die Schaufenster ansehend neugierig herum. Meist ist es so, daß sie zur Zeit der Schulbeendigung wieder in der Häuslichkeit erscheinen, so daß die Umgebung von dem Schulelaufen zunächst gar nichts merkt. Andere Formen des Schulelaufens sind krankhafte Verstimmungs- oder Erregungszustände, bei denen entweder die Entschlußfähigkeit fehlt oder die Ablenkbarkeit so stark ist, daß das Ziel versäumt wird.

Bei den Jugendlichen wertet sich die Unstetigkeit in allzu häufigem Stellenwechsel ohne zureichenden Grund aus. Besonders leicht wird dies den Dienstmädchen, bei denen sich naturgemäß sehr oft irgendein Grund zum Stellenwechsel ergibt, wobei aber eben die Häufigkeit des Wechsels schließlich auffallend erscheinen muß. Weniger leicht wird der Stellenwechsel den jugendlichen Knaben, solange sie sich in der Lehre befinden. Mit dem Wechsel der Stelle pflegt dann eine Verzögerung der Ausbildung verbunden zu sein, und schließlich entweder Arbeitslosigkeit oder ein Herabsinken auf eine geringere soziale Stufe, also etwa vom Handwerk zum ungelernten Arbeiter, zum Nietenwärmer oder Laufburschen zu folgen.

Eine weitere Art der Unstetigkeit, die schon mehr einen triebartigen Charakter hat, ist das planlose Weglaufen von einer Stelle, das dann häufig zu Umhertreiben in der Gegend führt. Eine weitere Gruppe der Unsteten ist vergnügungssüchtig. Die Jugendlichen verlassen die Häuslichkeit, um sich auf der Straße herumzutreiben und Wirtschaften, Kino und Tanz zu besuchen. In einzelnen Fällen dient die Unstetigkeit zur Befriedigung des Wissenstriebes und der Unternehmungslust. Auf gewisse

Jugendliche üben umherziehende Jahrmarktstruppen einen besonderen Reiz aus, und sie folgen ihnen ohne Besinnen. Am deutlichsten schließlich wird das Triebhafte bei einer kleinen Gruppe der Jugendlichen, das sind die Landstreicher. Die Gruppe der Landstreicher enthält die Persönlichkeiten, welche dem Krankhaften am nächsten stehen. Es ist aus früheren Untersuchungen, besonders von Wilmanns, bekannt, daß sich unter den Landstreichern vorzugsweise Schizophrene befinden. Die Diagnose der Schizophrenie unterliegt bei den Jugendlichen ganz besonderen Schwierigkeiten, und es ist außerordentlich schwer, die dem angeborenen Schwachsinn am ähnlichsten erscheinende Gruppe der Hebephrenen herauszuschälen und die geistige Erkrankung im einzelnen Falle nachzuweisen.

c) Geschlechtliche Ausschweifung.

Geschlechtliche Ausschweifung als Zeichen einer jugendlichen Verwahrlosung findet sich etwa in 35 Proz. der Jugendlichen, vorwiegend der Mädchen, nur im ganz geringen Grade bei den Knaben. 52 Proz. der Mädchen und nur 11 Proz. der Knaben zeigen eine geschlechtliche Verwahrlosung. Die geschlechtliche Verwahrlosung der Mädchen wird begünstigt durch die gegenüber den Knaben frühzeitige geschlechtliche Reifung. Bewußte Homosexualität ist verhältnismäßig selten, bei den Mädchen ist mir kein Fall bekannt, bei den Knaben kommt sie gelegentlich vor und dann im Sinne einer homosexuellen Prostitution. Dieselbe hat ihre Ursache nicht etwa in einer homosexuellen Veranlagung, wenn man eine solche überhaupt annehmen will, sondern in der Verführung durch Erwachsene, welche den Knaben Geld oder andere Genüsse versprechen und verschaffen.

Unbewußte Homosexualität ist bei den Kindern sehr häufig. Bei mangelhafter Beaufsichtigung reißen derlei spielerische Gepflogenheiten in der Altersstufe sehr leicht ein, in welcher das Sexuelle noch unbewußt ist, und in welcher die Entwicklungsstufe der andersgeschlechtlichen Neigung noch nicht erreicht ist. In dieser kindlichen Altersstufe treten nebeneinander bunt gemischt hetero- und homosexuelle Neigungen auch zwischen Geschwistern verschiedenen Geschlechtes auf; besonders ungünstig wirkt natürlich dann, wenn etwa eines der Geschwister, meist das Mädchen, durch sexuellen Verkehr etwa infolge Mißbrauchs durch einen Erwachsenen geschlechtlich aufgeklärt ist.

Die Schulentlassung gibt auch hier, wie bei jeglicher Art sozialer Verwahrlosung das Signal zur Loslösung von der häuslichen Gebundenheit und von der elterlichen Aufsicht und wirkt sich bei den

Mädchen infolge der in dieser Zeit einsetzenden geschlechtlichen Reife besonders tragisch aus. Aus den Äußerungen der Mädchen ergibt sich oft mit drastischer Deutlichkeit, daß sie mit der Schulentlassung und Konfirmation den Zeitpunkt zum geschlechtlichen Verkehr herangekommen erachten, ja sich geradezu auf diesen Zeitpunkt von vornherein eingestellt haben.

Die Veranlassung zum Geschlechtsverkehr bietet sich in der Regel in der Verführung durch Erwachsene bei Gelegenheit von Vergnügungen. Der Verkehr mit Gleichaltrigen ist geradezu eine Seltenheit. Nur selten ist es die Freude am Geschlechtsgenuß selbst, welche den Anlaß gibt, sondern meist eine gewisse Gefälligkeit gedankenloser Art gegenüber dem Manne, eine Gefälligkeit, die den Mann verpflichten soll zur Vermittlung des Vergnügens, des Genusses auch in Gestalt von Schmuck und Kleidung. Von hier ist der Weg zur jugendlichen Prostitution ein ganz kurzer. Manchmal findet sich bei Mädchen im Kindesalter lange vor der geschlechtlichen Reife infolge Verführung durch Erwachsene ein bewußtes sexuelles Verhältnis. Die Voraussetzung ist die Erkenntlichkeit des Mannes durch Geschenke, im wesentlichen in Gestalt von Süßigkeiten. Es hat sich in solchen Fällen eine kindliche Prostituition entwickelt.

Geschlechtliche „Verhältnisse“ sind bei den jugendlichen Mädchen selten, meist spielt sich dieses gegenseitige Verhältnis so ab, daß der Verkehr wahllos nach der Art der Prostitution erfolgt. Eine Vergütung geschieht in der Regel nicht wie bei den erwachsenen Prostituierten in der Form einer Entlohnung mit Geld in einer der Marktlage entsprechenden Höhe, sondern in der Gestalt von Geschenken in irgendeiner Form.

Die jugendliche Prostitution ist in sozialer und klinischer Art wohl als die schwerste Form jugendlicher Verwahrlosung anzusehen. Die jugendlichen Prostituierten sind sowohl psychisch als auch sozial erheblich stärker belastet wie die jugendlichen Verwahrlosten insgesamt. Am augenfälligsten ist die außerordentliche Schwere der sozialen Belastung, insbesondere durch die Mutter. Das unehelich Geborensein spielt keine besondere Rolle. Die jugendlichen Prostituierten nähern sich, was die zahlenmäßige Beteiligung an Eigentumsvergehen und Unstetigkeit betrifft, durchaus den Knaben. In 50 Proz. sind sie geschlechtskrank oder geschlechtskrank gewesen. Sie sind verhältnismäßig häufig dem Trunke ergeben und leiden merkwürdig oft an Bettnässen. Fast die Hälfte der jugendlichen Prostituierten ist angeboren schwachsinnig. Wie oben schon angeführt, spielt die sexuelle Erregbarkeit durchaus keine ausschlag-

gebende Rolle, was die jugendlichen Prostituierten durchaus mit den erwachsenen gemeinsam haben; das ausschlaggebende klinische Moment ist wohl eine starke Willensschwäche.

Paulssen in Hamburg hat eine Gruppe jugendlicher, geschlechtlich verwahrloster Mädchen herausgeschält, welche sie als den Aufstiegstyp bezeichnet. Es handelt sich um Mädchen mit besserer Bildung, welche infolge Unbefriedigtseins in einem untergeordneten Berufe, dem sie sich infolge der Zeitverhältnisse widmen mußten, zur Prostitution gekommen sind. Diese Persönlichkeiten finden sich nach einiger Zeit wieder aus dieser Situation heraus und sind zu einem neuen Anstieg fähig. Mir scheint dieser Typ an Zahl sehr gering zu sein. Die geschlechtliche Verwahrlosung bedeutet ein so schweres Darniederliegen der ganzen Willenssphäre, daß an ein Aufsteigen aus eigener Willenskraft erst gedacht werden kann, wenn die Entwicklungsstufe endgültig überwunden ist. Wir können mit Recht annehmen, daß es sich bei sehr vielen jugendlichen Verwahrlosten um eine Störung, im wesentlichen eine Hemmung, der Persönlichkeitsentwicklung handelt. So ist es erklärlich, daß wohl der größte Teil dieser Jugendlichen nach Ausgleich der Störung wieder in ein geordnetes Fahrwasser kommt. Das wird auch die Entwicklung der Mädchen sein, welche Paulssen im Auge hat. Man muß außerdem im Auge behalten, daß ausgesprochen krankhafte Störungen im Stande sind, infolge einer Willenslähmung bzw. Willenserregung vorübergehend eine geschlechtliche Verwahrlosung eintreten zu lassen. Derartige Fälle sind aber nicht ohne weiteres in Hinsicht auf ihre Besserungsfähigkeit sozial zu gruppieren, sondern sie vertragen in dieser Richtung nur eine klinische Zusammenfassung.

d) Genußsucht.

Was die Genußsucht betrifft, so steht in vorderster Linie bei den männlichen Jugendlichen das Rauchen im wesentlichen in Gestalt von Zigaretten. Nicht selten sind die Folgen des Rauchens in Gestalt der bekannten nervösen Erscheinungen nachzuweisen. Als zweitwichtigstes Genußmittel kommt der Alkohol in Frage, dessen gewohnheitsmäßiger Genuß hauptsächlich die Mädchen betrifft. Es ist sehr auffallend, daß die Mädchen dem Alkohol mehr fröhnen wie die Knaben, zweifellos eine Folge des Besuches von Vergnügungsstätten aller Art. Zur Genußsucht gehört auch der gewohnheitsmäßige Besuch von Kino und Tanzlokal. Der Besuch des Kino wird sehr häufig von den Eltern begünstigt und wächst sich dann zu einer fehlerhaften Gewohnheit aus. Die phantasiebegabten jugendlichen Jungen

finden dort die Nahrung zu weiteren Stoffen, ähnliche wie bei der Lektüre von Schundliteratur, welche trotz der Bekämpfung noch immer weit verbreitet ist.

Die Knaben neigen mehr zu Eigentumsvergehen, zu Unstetigkeit und zum Genuß von Nikotin, die Mädchen zur Betätigung bezügl. der Sexualität, zum Besuch von Kino und Tanz und zum Genuß von Alkohol. Das Schulelaufen als Vorstufe der Unstetigkeit ist charakteristisch für die Knaben.

Von größter Wichtigkeit ist es, zu erörtern, ob der Art der gesellschaftswidrigen Einstellung der jugendlichen Verwahrlosten auch eine bestimmte klinische Form abnorm psychischen Verhaltens entspricht. Das scheint nicht der Fall zu sein. Wir finden in den verschiedenen Gruppen der sozial Abwegigen die verschiedensten klinischen Gruppen vereint. Einen großen Anteil in sämtlichen Gruppen haben die angeboren Schwachsinnigen. Nach meinen Erfahrungen sind 30 Proz. der jugendlichen Verwahrlosten mehr oder minder schwachsinnig. Meist handelt es sich um einen geringen Grad intellektueller Schwäche, wie man ihn der Gruppe der Debilen zuschreibt. In dieser klinischen Gruppe der Schwachsinnigen finden sich wieder die verschiedensten Formen von Denkstörungen, Willensstörungen und Gemütsstörungen. Zweifellos hat die Willensschwäche und der angeborene Schwachsinn eine gewisse Affinität, so daß sich diese Eigenschaften verhältnismäßig häufig in der einzelnen Persönlichkeit zusammenfinden. Psychische Schwächlinge sind die Jugendlichen fast alle; genau so, wie man unter den Gewohnheitsverbrechern und auch bei dem Gros der Verbrecher überhaupt irgend etwas psychopathisches wohl immer finden kann. Die Gruppen der Zerfahrenen und der Zerstreuten bzw. Ablenkbaren, die Gruppe der Willensschwachen und Willenserregten, die Gruppe der Gemütslosen, der Gemütsschwachen und der Gemütserregbaren verteilen sich auf die sozialen Gruppen anscheinend ohne Gesetzmäßigkeit.

Eine kleine Gruppe sozial Abwegiger konnte ich neulich unter der Bezeichnung „jugendliche Kotspieler" zusammenfassen. Es handelt sich um Kinder, die sozial erblich belastet sind. Bei einigen läßt sich auch eine gleichartige soziale Abwegigkeit der Eltern nachweisen. Die Kinder entgleisen auf allen sozialen Gebieten, welche dieser Altersstufe überhaupt zugängig sind; im wesentlichen sind es Vergehen gegen fremdes Eigentum, Herumtreiben und sexuelle Ausschweifungen. Klinisch findet sich Belastung mit Schizophrenie, Schwachsinn, Affektlabilität und anderen Äußerungen von Psycho-

pathie. Die wesentliche Störung beruht auf dem Gebiet der Gemütstätigkeit. Es besteht eine Art von Affektperversität im Sinne des Heimtückischen und der Grausamkeit. Das sexuelle Triebleben ist vorzeitig entwickelt, wenn es sich auch noch im Rahmen des Halbbewußten und Spielerischen bewegt. Die Mehrzahl der Fälle zeigt die Erscheinung des Bettnässens.

Zu erwähnen ist noch die Lügenhaftigkeit. Das Lügen ist wohl eine Eigenschaft, die bei jedem Kinde zeitweise gefunden wird. Unter den jugendlichen Verwahrlosten finden sich viele, bei denen das Lügen zu einer der wichtigsten Erscheinungen wurde. Vielfach aber ist das Lügen sekundär, indem das Kind oder der Jugendliche zur Lüge greift, wenn es sich irgend etwas hat zuschulden kommen lassen, weil es weiß, es wird sich Tadel oder Strafe zuziehen. So kommt es, daß wir die Lügenhaftigkeit als eine gewissermaßen selbstverständliche Folge der sozialen Abwegigkeit anführen können. Dagegen gibt es Jugendliche, die fortwährend, auch ohne genügende Veranlassung, lügen. Sie finden Freude daran, anderen Kindern oder auch Erwachsenen etwas vorzumachen und, wenn sie die Wirkung wahrnehmen, daß sie Personen finden, die ihnen glauben, wird das Interesse an dem Lügen stärker, und sie verwickeln sich in ganze Lügengespinste, denen sie selbst schließlich nicht entrinnen können. Je nach den intellektuellen Fähigkeiten wächst sich diese Lügnerei entweder zur Hochstapelei oder zum pathologischen Lügen aus. Diese letzteren, die krankhaften, vielfach hysterischen Lügner, glauben schließlich an das Erfundene und setzen sich selbst in die Mitte des Lügengespinstes als handelnde Person. Solche Persönlichkeiten wirken sich oft so aus, daß sie den Spott oder den Scherz herausfordern. Vom kindlichen Spiel bis zum pathologischen Lügen ist sehr häufig ein kurzer Schritt. Das kindliche Spiel pflegt ja auch vielfach den Akteur in den Mittelpunkt der Handlung zu stellen, und wenn nun ein Kind nicht rechtzeitig in die Wirklichkeit zurückversetzt wird, sei es durch die erzieherische Wirkung der Umgebung, sei es durch eine innere Veranlassung der Persönlichkeit selbst, das Spiel abzubrechen, so kann sich aus dem Spiel auf Grund einer verträumten Veranlagung im Sinne des psychopathologischen ein pathologisches Lügengebilde herausentwickeln. Bei Hysterischen können solche Lügengebilde phantastischer Art, auch noch bei Erwachsenen, auf Grund einer Bewußtseinsveränderung im Sinne eines Dämmerzustandes, entstehen.

Wenn wir biologisch die Grundlagen der sozialen Verwahrlosung der Jugendlichen ergründen wollen, so müssen wir immer auf die einzelne Persönlichkeit zurückkommen. Es handelt sich um die Kon-

stitution des Einzelnen sowohl in körperlicher wie in psychischer Beziehung. Das Körperliche und Psychische ist nicht zu trennen; denn wir erkennen mit jedem Tag mehr, daß materielle Schädigungen des Gehirns, nicht nur in der Großhirnrinde, schwerste psychische Veränderungen verursachen können. Eine psychische Veränderung ohne körperliche Schädigung gibt es überhaupt nicht, so daß wir in jedem einzelnen Fall eine eingehende körperliche Untersuchung vornehmen müssen. Zweifellos beruht die Verwahrlosung schließlich auf den psychischen Schädigungen, die angeboren oder erworben sein können. In weitaus den meisten Fällen sind die hier in Betracht kommenden Schädigungen auf eine mangelhafte psychische Konstitution zurückzuführen, und diese Konstitution beruht im wesentlichen auf einer fehlerhaften Erbmasse. Auf dem Boden dieser erblichen Belastung erwächst die Verwahrlosung der Jugendlichen. Die Erbmasse ist wohl in allen Bevölkerungsschichten eines Volksstammes im ganzen dieselbe. Unterschiede könnte man sich nur dann vorstellen, wenn in dem betreffenden geographischen Bezirk gewisse Schichten vorzugsweise eingewandert sind, Schichten, welche besondere Stammeseigentümlichkeiten der eingewurzelten Bevölkerung zuführen. Dieser Zufluß könnte auch nur dann von wesentlicher Bedeutung sein, wenn er ein verhältnismäßig sehr starker gewesen ist. Im allgemeinen aber ist man sicher berechtigt, zu sagen, daß die Art und Häufigkeit der Erbmasse in sämtlichen Schichten dieselbe ist. Wenn nun, wie es nach meinem Material außer Zweifel ist, die Verwahrlosung mit verhältnismäßig wenig Ausnahmen in den sozialen niederen Schichten sich ausgebreitet hat, so ist also nur eine Möglichkeit als Ursache denkbar, das ist die Masse der schädigenden Umwelteinflüsse, die gerade auf die besprochenen Schichten aus den verschiedensten, früher schon berührten Gründen besonders stark wirksam ist.

Die Zukunft der jugendlichen Verwahrlosten erscheint abhängig erstens von der Wirksamkeit der eingeleiteten behördlichen Schutz- und Erziehungsmaßnahmen. Dazu gehören Beaufsichtigung der Familie, Beratung der Familie, Aufsicht des Jugendlichen, Versetzung in ein anderes geeigneteres Milieu, Erziehung in einer passenden Anstalt und schließlich Strafe.

Die Zukunft ist zweitens abhängig von dem Kräfteverhältnis zwischen aktiver und passiver Verwahrlosung bzw. von dem Parallelogramm der Kräfte, nämlich der psychischen Artung einerseits und der Umweltsverhältnisse andererseits. Je schwerer die aktive Verwahrlosung bzw. die psychische Entartung ist, desto notwendiger ist es, günstige Umweltsverhältnisse zu schaffen. Sind die ungünstigen

Umweltsverhältnisse an der Verwahrlosung schuld, so genügt die Besserung derselben allein schon, um der Verwahrlosung Einhalt zu tun. Bei schwerer aktiver Verwahrlosung kommt es schließlich auf eine mehr oder weniger intensive Unschädlichkeitsmachung der betreffenden Persönlichkeit an.

Die bisherigen Erfolge der Maßnahmen gegenüber den jugendlichen Verwahrlosten erscheinen nicht ungünstig. Sie schwanken zahlenmäßig zwischen 50 und 75 Proz., und wenn wir dabei in Betracht ziehen, daß die bekannten Zahlenangaben meist nur die schwereren Fälle betreffen, welche den Arzt oder den Erzieher beschäftigt haben, so werden wir wohl sagen können, daß mindestens 75 Proz. der einschlägigen Jugendlichen einer sozialen Besserung oder Heilung zugeführt werden kann und bisher schon zugeführt worden ist.

Bei der Bekämpfung der jugendlichen Verwahrlosung erscheinen uns drei Punkte wesentlich. Der Kampf muß geführt werden erstens gegen die Summe der gesellschaftswidrigen Einflüsse der Familie und der weiteren Umwelt, zweitens gegen die Auswirkung gesellschaftswidriger psychischer Eigenschaften, drittens gegen die rassen- und gesellschaftsschädigende Vererbung und gegen die Erzeugung gesellschaftswidriger krankhafter Erscheinungen von seiten des Körpers und des Geistes durch schädigende Krankheiten:

Als solche Krankheiten kommen in Betracht die die körperliche und geistige Widerstandsfähigkeit herabsetzenden Erkrankungen von seiten gewisser Drüsen, von seiten des Knochenmarkes und des Blutes, ferner insbesondere der Syphilis und der Tuberkulose, zu denen in neuerer Zeit unter den ebenfalls weitgehend schädigenden Infektionskrankheiten die Encephalitis infectiosa nach Grippe getreten ist.

Das soziale Ziel der Bekämpfung der jugendlichen Verwahrlosung ist erstens die Sicherung des familiären Haltes und Zusammenhaltes, die Besserung der Erwerbs- und Wohnungsverhältnisse, die Vergrößerung der Arbeitsmöglichkeit und -freudigkeit, die Einschränkung der Möglichkeit, der Genußsucht in öffentlichen Vergnügungsstätten und überhaupt in Hinsicht in Alkohol und Nikotin zu befriedigen, und schließlich die körperliche und geistige Ertüchtigung durch körperliche und geistige Bildungsmöglichkeiten.

Zweitens kommt in Betracht die Erziehung in Haus, Schule und Arbeitsstätte durch Umbildung der sozial ungünstigen psychischen Verhaltungsweisen in soziale günstige.

Drittens ist eine fortschreitende gesetzgeberische Tätigkeit auf dem Gebiete der Rassenverbesserung notwendig.

Um Fortschritte in der Bekämpfung der jugendlichen Verwahrlosung erreichen zu können, ist unermüdliche Arbeit aller Bevölkerungsschichten und Berufsklassen unbedingt notwendig. Die einschlägigen Faktoren können gar nicht genug tun, durch Heranführen der verständigen Persönlichkeiten im engen und weiteren Kreise nach allen Richtungen unermüdlich ohne Rücksicht und unter stetem Hinweis auf die Ursachen zu wirken. Notwendig ist ferner eine zielbewußte Organisation beamteter und freiwilliger Kräfte, welche von sachverständiger Seite planmäßig in Grundlage, Zweck, Aussichten und Ziele der Maßnahmen zur Bekämpfung der jugendlichen Verwahrlosung eingeführt werden müssen.

Wichtig ist es, die Lücke zu schließen, welche von dem Zeitpunkte ab, an welchem die Fürsorgeerziehung ihr Ende erreicht hat, besteht. Für schwere Psychopathen ist die rechtzeitige Entmündigung wegen Geistesschwäche dann unbedingt notwendig, sonst sind sie mit dem vollendeten 20. Lebensjahre plötzlich losgelöst von allen behördlichen Fürsorgemaßnahmen und frei in ihren Entschließungen, so daß sie selbst Gefahr laufen, erneut zu verwahrlosen, oder es entsteht die Gefahr, daß sie die Umwelt schädigen. Der Vormund für derartige asoziale psychopathische Persönlichkeiten müßte ein Berufsvormund sein, dem ohne weiteres alle Mittel behördlicher Erkundigungen und behördlichen Eingreifens zur Verfügung stehen, und welcher insbesondere den Zusammenhang mit Jugendamt und Jugendgericht zu wahren hat.

Wenn wir das ganze Material von dem Gesichtspunkt der aktiven bzw. passiven Verwahrlosung einteilen, finden wir folgendes: Rein aktiv verwahrlost ist etwas mehr wie die Hälfte der Fälle; eine rein passive Verwahrlosung weisen etwa 7 Proz. der Fälle auf. Die übrigen sind gemischt, d. h. ihre Verwahrlosung erscheint aktiv und passiv zu gleicher Zeit. Vergleichen wir die Geschlechter, so zeigt sich die bekannte Verschiebung zuungunsten der aktiven und zugunsten der passiven Verwahrlosung bei Mädchen, so daß bei den Knaben etwa 4 Proz., bei den Mädchen etwa 10 Proz. passiv verwahrlost sind. Auch die gemischten Fälle sind bei den Mädchen verhältnismäßig häufiger und bei den Knaben verhältnismäßig gering an Zahl.

4. *Verwahrlosungstypen.*

a) Aktive Verwahrlosung.

Unter den Fällen mit aktiver Verwahrlosung finden sich alle Schattierungen klinischer und sozialer Abwegigkeit. Psychisch

Kranke, d. h. solche Jugendliche, welche mit einer ausgesprochenen und wohl umschriebenen Geisteskrankheit behaftet sind, gehören ausnahmslos zu der bezeichneten Gruppe. Die Umweltsverhältnisse, welche ja allein die passive Verwahrlosung verursachen können, spielen in diesen Fällen entweder keine oder eine nur untergeordnete Rolle. Sie stehen durchaus im Gegensatz zu der großen Menge sonstiger verwahrloster Jugendlicher.

Wir finden also unter den aktiv Verwahrlosten die jugendlichen Schizophrenien, die Fälle von Epilepsie, von manisch-depressivem Irresein und von infektiöser Enzephalitis, daneben aber das Gros sämtlicher anderen Fälle. Als Typen möchte ich folgende Fälle anführen:

1. Gerhard Bü., geboren 1905. Der Großvater väterlicherseits litt an periodischem Wahnsinn und war vorübergehend in einer Irrenanstalt, ein Bruder ist epileptisch verblödet und gestorben. Von den zahlreichen Geschwistern ist ein Teil intellektuell wenig gut veranlagt und fügt sich schwer in das praktische Leben ein. Die wenig aktive Mutter ist eine vortrefflich sorgende Hausfrau, der Vater steht intellektuell über dem Durchschnitt, ist ein sehr angesehener Lehrer und sozial vielseitig tätig. Er scheint etwas erregbar zu sein und neigt zu Blutwallungen.

Gerhard neigte als Volksschüler zum Naschen, besuchte später die Realschule, bei seiner ausgezeichneten Auffassung zunächst mit sehr gutem Erfolg, wurde später faul, schwänzte schließlich manchmal die Schule, hatte immer eine Ausrede bei der Hand, bummelte in der Stadt und mit Vorliebe am Bahnhof herum, besuchte Kino, las besonders gern Kriminalromane, Wildwestgeschichten und Lustspiele. Das Geld zu diesen Liebhabereien verschaffte er sich durch den Verkauf von Brotmarken, die er zu Hause stahl. In der Handelsschule arbeitete G. zuerst mit großem Fleiß, dann ließ er nach. Als Lehrling in einem Geschäftsbetrieb lag ihm die Führung des Postscheckbuches ob. Er fälschte die Unterschrift des Prokuristen auf einem Bankscheck. Die Bank bemerkte den Betrugsversuch. Das Geld wollte er angeblich mit anderen Lehrlingen zusammen verschlicken. G. leugnete zunächst alles. Außerdem hatte er in dem Geschäft Kaffee und Kakao in kleinen Mengen gestohlen, verkauft und den Erlös fürs Kino verwendet. Nach Entdeckung der Angelegenheit fuhr er mit geliehenem Gelde in eine nahegelegene Großstadt, war dort einige Tage in einem Geschäft, fuhr schließlich nach einer anderen Hafenstadt, von wo er schwarz nach Amerika fahren wollte, um sich dort eine Stellung zu suchen. Nach einer weiteren Reise durch verschiedene Städte kam er selbst zurück, stahl sogleich seinem Bruder eine größere Summe und verschwand wieder für 2 Tage. Vom Jugendgericht wurde er wegen mangelnder sittlicher Reife freigesprochen.

Mit 13 Jahren wollte er sich wegen eines mäßig guten Zeugnisses aus Angst vor den Schlägen des Vaters umbringen. Er erkletterte den Mast einer Hochspannungsfernleitung, zog sich schwere Verbrennungen zu, welche den Verlust des rechten Armes und die Verstümmelung der linken Hand zur Folge hatten. Mit 17 Jahren legte er sich vor einen Zug und trug eine schwere

Schädelverletzung davon. Der Grund war: Hatte sich Schlickereien für Geld gekauft, das ihm sein Bruder anvertraut hatte, und wofür er zu Hause Vorwürfe erhalten hatte.

G. fühlt sich gesund, gibt zu, manchmal sehr lustig und manchmal ohne Grund traurig zu sein. Schwere Musik rühre ihn zu Tränen. Gefühl der inneren Gedankenflucht, zerstreut, starker Betätigungsdrang; sagt, er müsse erst irgendeinen Blödsinn machen oder jemand ärgern, um sich auszutoben. Er macht sehr hübsche Federzeichnungen, hält sich selbst für leichtsinnig und leicht verführbar.

Seit 2 Jahren ist er wieder in einem Geschäft, soll dort tüchtiges leisten, macht aber stets den Eindruck einer leicht gehobenen Stimmung[1]).

Diagnose: Klinisch: Hypomanische Konstitution (Dominantes Erbgut). Sozial: Diebisch und betrügerisch.

Die Umwelt konnte Gerhard nur in günstigstem Sinne beeinflussen, dagegen ist er selbst imstande, ungünstige Umweltsfaktoren herzustellen.

2. Georg Bu., geboren 1902. Vater Gärtner, Eltern energielos. Die Mutter soll in der Jugend „mondsüchtig" gewesen sein, sie bekommt nach Aufregungen Herzkrämpfe. Die Schwester macht einen eitlen, etwas hochfahrenden Eindruck, wird aber als gesund und ordentlich angesehen.

Georg galt immer als gut begabt, zeigte lebhafte Phantasie, leichte Auffassung, war andererseits erregbar, träumerisch, leicht beeinflußbar und sehr anpassungsfähig. Er wurde von Jugend an in der Familie verwöhnt. Im 8. Lebensjahre steigerte sich die Nervosität, er bekam Nervenzittern und -Zucken für Augenblicke, wurde, wenn erregt, auffallend blaß und zeigte sich als weichmütig. Er besuchte die Seminarschule mit ziemlich gutem Erfolge, jedoch wurden seine Leistungen später schlechter, manchmal traten auch im Seminar Zuckungen auf. Im 15. Lebensjahr besuchte er schon das Bordell. Mit dem Ausbruch der Revolution verließ er das Seminar und betätigte sich mit besonderer Hingabe und aktiv auf Seite der Ordnungspartei politisch. Er trat einem Freikorps bei und erhielt im Kampfe um die Vaterstadt einen Lungenschuß. Im Lazarett kam er in leichtsinnige Gesellschaft; da er Geld brauchte, beteiligte er sich an üblen Schiebergeschäften. Die Zuckungen wiederholten sich. Nach Schlägen auf der Straße zeigte sich vorübergehend eine Lähmung der rechten Seite. Nach Entlassung aus dem Lazarett 1920 geriet er in die Gesellschaft einer berüchtigten Frauensperson, die ihn an sich fesselte, infizierte sich mit Tripper, hielt Sektgelage ab. Mit der Frau floh er mit gefälschtem Paß nach Danzig, gab sich als Oberleutnant aus, behauptete, er habe Akten zu Kaiser Wilhelm geschafft und wolle nach Amerika. In Danzig beschaffte er sich durch Betrug eine größere Geldsumme und floh schließlich mit einem Flugzeug nach Stolpmünde. Dann versuchte er durch Salvarsanschwindel Geld zu bekommen, indem er statt Salvarsan Papier einpackte. Er kam ins Heim für Jugendliche, wo Nachtwandeln, nächtliches Aufschrecken und körperliche nervöse Zeichen beobachtet wurden. Wegen des Salvarsanschwindels wurde er mit 6 Monaten Gefängnis bestraft. Aus dem Heim rückte er mit anderen zusammen aus, schwindelte dem Kameraden vor, im Garten seien 45 000 Mark vergraben, damit wollten sie in Berlin ein Zigarettengeschäft betreiben. Vom Zwange des Heims befreit, trank er viel, wurde schließlich von dem Vorsteher auf der Straße ge-

---

[1]) Nachtrag bei der Korrektur: Ist neuerdings flüchtig geworden, nachdem er in dem Geschäft eine größere Geldsumme unterschlagen hatte.

faßt, bekam einen schweren Tobsuchtsanfall, wobei er mit einem Messer hantierte. Im Gefängnis machte er den Versuch, sich aufzuhängen. Schließlich wurde noch der Versuch gemacht, Georg bei einem Pastor unterzubringen, dort war er nur 2 Wochen. Er besuchte reichlich Wirtschaften, versetzte einen wertvollen Pelzmantel, machte Schulden und schwindelte.

Die Untersuchung ergab leichte nervöse Erscheinungen körperlicher Art, sehr gute intellektuelle Leistungen, wechselnde Stimmungen: er war im wesentlichen leicht gehoben und zeigte rasche Entschlußkraft. Später rückte Georg in einem Geschäft mit der Portokasse aus und wurde weiterhin in Berlin wegen eines Raubversuches und sonst wegen Betrugs und Diebstahls mehrfach bestraft.

Diagnose: Klinisch: Psychogene Reaktion (Erbgut der Mutter), Betätigungsdrang. Phantasievoll. Sozial: Vergehen gegenüber fremdem Eigentum.

Auch in diesem Falle spielt der Einfluß der Umwelt gegenüber den aktiven asozialen Eigenschaften eine kaum nennenswerte Rolle.

3. Rosa Uhl., geboren 1906. Die Mutter gilt als sehr nervös, ein Bruder war Hilfsschüler, 2 Geschwister sind in früher Kindheit an Krämpfen gestorben. Sie selbst war Hilfsschülerin, galt als schwer erziehbar und verlogen, begann mit dem 7. Lebensjahre zu stehlen und zwar in sehr raffinierter Weise, ließ dabei andere Kinder Schmiere stehen, sie verführte andere Mitschülerinnen zum Betteln, trieb sich häufig nachts herum, nächtigte mit Knaben in einer Sandkiste und kam schließlich deshalb in eine Erziehungsanstalt. Dort entpuppte sie sich als Bettnässerin, sie lief sehr häufig weg, kam deshalb in eine strengere Anstalt. Nachdem sie sich dort 1½ Jahre leidlich gut geführt hatte, wurde sie versuchsweise entlassen, stahl sofort wieder und verkehrte geschlechtlich. Aus einem Heim entwich sie, prostituierte sich in Berlin und in Hamburg, verübte Taschendiebstähle und wurde schließlich als geschlechtskrank in ein Krankenhaus gebracht. Seit 3 Jahren befindet sie sich meistens in einer Anstalt, öfters kommt es zu schweren Erregungszuständen nach Anlässen; meist verhält sie sich ruhig, zeigt geradezu hündische Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit, letztere besonders gegenüber Krankenschwestern, wobei ihre Neigung auf das homosexuelle Gebiet hinüber zu greifen droht.

Diagnose: Klinisch: Debilität, Unstetigkeit, psychogene Reaktion. Sozial: Jugendliche Prostitution, Diebstähle.

Häusliche Verhältnisse und ursprüngliche Umwelt trugen durchaus günstigen Charakter. Die Verwahrlosung ist eine aktive und beruht im wesentlichen auf der Neigung zu Diebstählen, welche schließlich die Prostitution aus Not, nicht aus einem inneren Triebe, zur Folge hatte. Nach einer gewissen Beruhigung scheint sich das sexuelle Gefühl der Homosexualität zuzuwenden.

4. Richard Meier, geboren 1906. Vater Beamter; endogene Erkrankungen sind in der Familie nicht beobachtet.

Mittelmäßiger Schüler, wuchs in sehr behäbigen Verhältnissen auf. Wegen Nachlassens im Unterricht wurde ihm eine naturwissenschaftliche Sammlung, an der er sehr hing, weggenommen. Er verbrauchte viel Geld für Zigarettenrauchen, verkaufte mit 14 Jahren ohne Erlaubnis Gerümpel, mit 15 Jahren Neigung zum Geschlechtsverkehr mit Mädchen. Schloß sich an einen moralisch

nicht gefestigten Klassenkameraden an, sammelte Zeitungen mit Beschreibungen von Verbrechen, fand Freude an Detektivromanen, ging eifrig ins Kino, log sehr viel. Als Kind Stottern und nervös, jetzt sehr frech, schloß sich von der Familie ab, ging seine eigenen Wege, legte sich eine Sammlung von Schlüsseln und Dietrichen an, stahl aus der elterlichen Wohnung Gegenstände, um das Metall zu verkaufen, verübte schließlich gemeinsam mit seinem Schulkameraden Einbruchsdiebstähle, bei denen es ihnen auf Rauchwaren und Metall ankam, nahm ungeniert Mädchen nachts in die elterliche Wohnung mit, verkehrte geschlechtlich mit einer Hausangestellten und kam öfters betrunken nach Hause. Unter dem Vorwand eines Ausfluges blieb er einige Tage von zu Hause weg und wollte sich im Moor als Torfarbeiter verdingen, kneipte schließlich lange und übernachtete in einem Eisenbahnwaggon. Vom Jugendgericht wegen der Einbruchsdiebstähle bestraft.

Außerordentlich groß, kräftig und mannhaft, Stimmung immer überlegen und leicht gehoben, stark ablenkbar, im Sprechen sich überhaspelnd, zerstreut: innere Ideenflucht, gutmütig, lenkbar, verspricht alles.

Hat sich seitdem, seit 2 Jahren, bei landwirtschaftlicher Beschäftigung und gründlichem körperlichen Ausarbeiten sozial gut gehalten.

Diagnose: Klinisch: Konstitutionelle Erregung, phantasievoll. Sozial: Diebstähle (z. T. raffinierte Einbruchsdiebstähle), frühzeitiger Sexualtrieb, Vergnügungssucht, Alkohol- und Tabakmißbrauch.

Der aktiven Natur entspricht eine rein aktiv-soziale Verwahrlosung bei günstiger häuslicher und sonstiger Umwelt, wobei vielleicht infolge zu großer Vertrauensseligkeit der Eltern der Betätigung ein zu weites Feld eingeräumt war.

5. Otto Ke., geboren 1906. Der Vater starb 1919 an Gehirnschlag. Der Familienkreis besteht aus Mutter, Großmutter mütterlicherseits und einer jüngeren Schwester. Als Knabe wurde er wegen Versetzung seines Vaters vielfach umgeschult, schließlich durch die Revolution aus seiner Laufbahn gerissen und fern seiner Heimat eingeschult. Die Schulfortschritte hatten infolge der äußeren Störungen in den letzten Jahren nachgelassen. Die Großmutter zog die Schwester vor und stichelte gegen den Jungen, so daß dieser sich zu Hause sehr unbehaglich fühlte. Im ganzen war er immer ernst und etwas schüchtern. Die unerquicklichen wirtschaftlichen Verhältnisse drückten sehr auf den Bestand der Familie. In der jetzigen Schule überragte er an Alter und Größe die Mitschüler erheblich und schloß sich einem körperlich ebenso gearteten Schüler an. Er rauchte und trank viel, besuchte Kino und Theater. Er log zu Hause und renommierte gegenüber seinen Mitschülern. Mit 17 Jahren beging er gemeinschaftlich mit einem anderen willensstarken, unternehmenden, konstitutionell erregten Mitschüler zusammen Diebstähle und Einbruchsdiebstähle. Der Erlös des Diebesgutes wurde verwendet, um der Vergnügungssucht zu fröhnen. Dazu gehörte auch Verkehr in Mädchenkneipen und gelegentlicher geschlechtlicher Verkehr, auch im eigenen Hause.

Der Jüngling ist 186 cm groß, schmal, blutarm. Er ist intellektuell sehr gut entwickelt, macht einen psychisch frühreifen Eindruck und ist für die Situation vollständig einsichtig.

Der etwas schlaffe und willensschwache junge Mann, dessen Umweltsverhältnisse wirtschaftlich und affektiv ungünstig sind, und welcher dem Einfluß eines willensstarken Kameraden unterlegen ist, ist ein Beispiel für die Kombination aktiver und passiver Verwahrlosung.

b) Passive Verwahrlosung.

Als Vertreter der 3. Gruppe, der reinen passiven Verwahrlosung, mögen folgende Fälle angeführt sein:

1. Herbert Teuerlich, geboren 1915, Vater zum 3. Male verheiratet, nachdem die ersten beiden Ehen geschieden waren. Die erste Frau ist die Mutter des Herbert. Der Vater gilt als jähzornig, die Mutter ist gestorben. Der Vater, bei dem das Kind sich befindet, erklärte von sich selbst, er habe keine väterlichen Gefühle zu dem Kinde, er sorge für dasselbe nur aus Vaterlandsinteressen. Er soll politischer Spitzel sein. Die Mutter hatte früher erklärt, sie wolle und könne das Kind nicht haben, sie wolle es nur hin und wieder sehen, damit es ihr nicht entfremdet werde. Weil das Kind ungehorsam ist und zu dummen Streichen neigt, wird es wegen der Gefahr der Verwahrlosung in das Heim für Jugendliche gebracht. Es zeigt sich als intellektuell hochstehend, sehr gerissen, vorlaut, ungeniert, aber offen. Er soll zu Pflegeeltern kommen.

Der 9jährige Knabe zeigt bis jetzt, abgesehen von Ungezogenheiten, die im Bereiche des Kindlichen liegen, weder krankhafte psychische, noch asoziale Symptome. Es handelt sich um einen Fall reiner passiver Verwahrlosung.

2. Else Filz, geboren 1912, Mutter liederlich und moralisch verkommen, trieb in Gegenwart des Kindes Geschlechtsverkehr, Vater wegen Diebstahls im Gefängnis. Das Kind selbst ist sehr schwächlich, ist in der Schule bisher einmal sitzengeblieben, ist der mütterlichen Erziehung wegen Gefahr der Verwahrlosung entzogen. In der Pflegestelle nahm es unsittliche Handlungen an sich vor, hob die Röcke hoch und betastete seine Geschlechtsteile. Den 6jährigen Sohn der Pflegeeltern trat sie in die Schamgegend. Über ihre Handlungsweise zeigte das Mädchen keinerlei Reue oder Schamgefühl; es gab zynisch zu, daß es das so bei ihrer Mutter gesehen habe.

Zweifellos besteht bei dem Kinde weitgehend eine passive Verwahrlosung. Sehr wahrscheinlich ist die Artung eine psychopathische und man kann durchaus damit rechnen, daß sich eine weitgehende aktive Verwahrlosung zeigen wird. Zur Zeit bestehen dafür nicht genügende Anhaltspunkte.

3. Franziska Gröschel, 17 Jahre alt: der Vater litt an multipler Sklerose mit Geistesstörung, war Sittlichkeitsverbrecher und ist durch Unglücksfall gestorben. Die Mutter lebt zeitweise in wilder Ehe, sie soll geschlechtskrank sein. Es gehen in ihrer Wohnung viele Männer ein und aus. Vier Geschwister sind ordentlich.

Das Mädchen hat in der Schule gut gelernt, ist im katholischen Waisenhaus erzogen, war nach der Schulentlassung erst Dienstmädchen, später Arbeiterin und hat ihre Stellen oft gewechselt. Seit dem 16. Lebensjahr pflegte

es vielfachen Geschlechtsverkehr, stand unter dem Einfluß einer Freundin, welche es zu einer Reise nach Hamburg verführte, wo es sich prostituierte. Seit einigen Monaten ist das Mädchen in einer Schokoladenfabrik als Arbeiterin, es bekommt viel Männerbesuch, ist sehr elegant gekleidet und läßt sich frisieren. Schließlich rückte es nach Dortmund aus, wo es polizeilich sistiert wurde. Im Heim für Jugendliche erschien die Franziska eitel, haltlos, zungenfertig, weitschweifig, verschämt, im ganzen aber gleichgültig. Sie zeigte ein unausgeglichenes Wesen. Körperlich bestanden leichte nervöse Erscheinungen. Sie wurde in ein katholisches Fürsorgeheim gebracht, das sie als verstockt, hinterlistig und träge bezeichnet.

Aus einer Umgebung, die sittlich weitgehend verwahrlost ist und das schlechteste Beispiel bot, verwahrloste das Mädchen frühzeitig sexuell. Es geriet unter den Einfluß einer Freundin in die Laufbahn einer jugendlichen Prostituierten, ohne, wie die jugendlichen Prostituierten sonst, nach anderen Richtungen, insbesondere in bezug auf fremdes Eigentum, sozial zu entarten. Es handelt sich im wesentlichen um eine passive Verwahrlosung, Fürsorgeerziehungsmaßnahmen erscheinen bei dem einseitig sozial entarteten Mädchen aussichtsvoll.

c) Verwahrlosung mehrerer Geschwister.

Einen tiefen Einblick in die familiäre soziale Verwahrlosung gewähren die Verhältnisse, sobald mehrere Geschwister in den sozialen Abgrund gestürzt werden. Es ist glücklicherweise verhältnismäßig sehr häufig, daß sämtliche Geschwister oder ein Teil derselben trotz ungünstiger Umweltsverhältnisse, trotz schwerer psychopathischer und sozialer Belastung in erblicher Richtung von seiten der Eltern sich ohne wesentliche Schäden sozial aufrecht erhalten. Es kann in solchen günstigen Fällen die psychische Erbmasse durch uns nicht bekannte Faktoren eine besondere, also günstige Gruppierung erfahren haben, so daß die Schädlichkeiten der Umwelt, von denen man doch annehmen muß, daß sie in gleicher Weise gleichzeitig auf sämtliche Geschwister eindringen müssen, unwirksam geblieben sind. Es ist dies ein Beweis dafür, daß die Umweltsbedingungen allein eine soziale Verwahrlosung nicht verursachen können, sondern daß die entsprechende psychische und vielleicht auch körperliche Konstitution Bedingung ist. Umgekehrt kann sicherlich im einzelnen Falle unter Umständen eine ungünstige Gruppierung psychischer Erbmassen ohne widrige Umweltsbedingungen die Verwahrlosung verursachen.

Im folgenden sollen eine Anzahl von Fällen mit geschwisterlicher Verwahrlosung angeführt werden.

1. Mutter sehr erregbar, früher Krämpfe, leidet an Basedowscher Krankheit, im ganzen 8 Geschwister, eine Schwester schwachsinnig.

a) Helene Baum, 19 Jahre alt, bis vor kurzem Bettnässerin, in der Schule 3mal sitzengeblieben, zuletzt Hilfsschule, lügnerisch und naschhaft, hielt sich gern auf der Straße auf. Mit 14 Jahren Gelddiebstähle, deshalb in eine Erziehungsanstalt, dort unsauber, von anderen Kindern zu unsittlichen Handlungen verführt, frech. Nach Schulentlassung innerhalb 4 Jahren in 12 verschiedenen Stellen, bummelte zuletzt, kam abends spät oder gar nicht nach Hause, blieb schließlich 8 Tage von zu Hause weg, trieb sich in Kneipen herum, pflegte geschlechtlichen Verkehr, wurde tripperkrank. Neigt dazu, andere Mädchen zu Unsittlichkeiten zu verführen. Dann in ein Heim.

b) Toni Baum, 15 Jahre alt. Bis zur Schulentlassung ordentlich, besuchte dann mit Freundinnen viel das Kino, ließ sich den Eintritt von einem jungen Herrn bezahlen, zeigte Vorliebe für Detektiv- und gruselige Geschichten, tanzte viel und lief gern auf der Straße herum, blieb schließlich einige Tage von zu Hause weg, schlief bei einem jungen Manne, verneint aber geschlechtlichen Verkehr. Manchmal Bettnässen, Schwindelgefühl nach Aufregungen, Kopfschmerzen, wechselnde Stimmung, leicht erregbar, schämt sich und will sich bessern.

Beide Mädchen stammen aus sittlich guten Verhältnissen von einer nervösen Mutter. Die leicht schwachsinnige Helene verwahrloste frühzeitig geschlechtlich mit Umhertreiben und Eigentumsvergehen. Die geistig regsamere Toni zeigt sich mehr vergnügungssüchtig und exzedierte im Anschluß daran geschlechtlich. Sie ist ausgesprochen nervös in psychogenem Sinne. Beide Mädchen sind Bettnässerinnen. Es handelt sich zweifellos um eine aktive Verwahrlosung bei günstigen Umweltsbedingungen.

2. Vater energielos, Großvater väterlicherseits Trinker und Epileptiker, Mutter früher mehrmals wegen Diebstahls und Betrugs bestraft. Die Eltern gelten als unzuverlässig in sittlicher Beziehung.

a) Bernhard Hauser, 12 Jahre alt, seit dem 10. Lebensjahr Betrügereien, ließ sich in Geschäften Gegenstände verabreichen, wobei er falsche Angaben machte, verkaufte die Sachen und legte den Erlös in Schlickereien an, besuchte das Rennen und verpulverte das Geld. Als Kind soll er Anfälle gehabt haben, deren Charakter nicht näher bekannt ist. Er lernte in der Schule schlecht, kommt spät nach Hause, ist nervös erregbar und gereizt, klagt über Kopfschmerzen, Bettnässen. Phantastisch eingestellt, erfindet und lügt er. Das phantastische Gefühlsleben überragt den Verstand.

b) Frerich Hauser, 10 Jahre alt, in der Schule 3mal sitzengeblieben, unlustig zum Lernen, treibt sich herum, stiehlt zu Hause, ist verlogen, frech und unfolgsam, macht einen schläfrigen und verträumten Eindruck.

c) Konrad Hauser, 8 Jahre alt. Der willige Begleiter des Bruders Bernhard auf seinen betrügerischen Touren.

Aus einem durch Eigentumsvergehen belasteten Elternhause stammend, weiter belastet durch einen willensschwachen Vater, ist der ältere Bruder der aktive, der raffinierte Betrügereien vollführt, der mittlere ist weniger aktiv und der dritte ist das willenlose Werk-

zeug seines älteren Bruders. Aktive Verwahrlosung ist innig verflochten mit einer passiven bei nervöser Veranlagung.

3. Vater früher Trinker, ein Bruder im Gefängnis.

a) Johann Schaum, 18 Jahre alt, mäßiger Schüler, mit 13 Jahren wegen fortwährenden Schulelaufens in einer Anstalt, mit 16 Jahren dort entlassen. Gelegenheitsarbeiter, Geldunterschlagung. Mit 13 Jahren schon einmal Diebstahl. Verschmitzt und durchtrieben.

b) Helene Schaum, 17 Jahre alt, Hilfsschülerin, machte keine Schularbeiten, schwänzte die Schule, angeblich, weil der Lehrer sie schlug. Als Schülerin Einbruchsdiebstahl. Aß den gestohlenen Zucker auf, bettelte. Mit 14 Jahren lief sie mit einer Freundin von zu Hause weg und verdingte sich auf eigene Faust bei einem Bauern. In der gleichen Zeit mit einem 15jährigen Burschen Geschlechtsverkehr und dadurch geschlechtskrank. Schwachsinnig, leichte nervöse körperliche Erscheinungen, stumpf, arbeitsscheu und unverträglich.

Die Geschwister haben große Ähnlichkeit, beide schwachsinnig, beide unstet und beide diebisch. Beim Mädchen gesellte sich dazu noch geschlechtliche Hemmungslosigkeit. Es handelt sich im wesentlichen um gleichartige aktive Verwahrlosung.

4. Von den häuslichen Verhältnissen ist nichts ungünstiges bekannt.

a) Hermann Zach, 15 Jahre alt, schlechter Schüler, lief nach 3 Monaten aus der Lehre ohne Grund weg, stahl Waren, verschlickte den Erlös, trieb sich auf der Landstraße herum, verließ immer wieder seine Stellung und stahl in stetem Rückfall. Geistig und körperlich sehr langsam, schwachsinnig.

b) Albert Zach, 17 Jahre alt, Bettnässer, 1 Jahr Lehrling, dann mit einem homosexuellen Manne nach einer benachbarten Stadt, blieb 6 Tage bei diesem, bis er verschwand, bettelte dann, unterschlug schließlich eine größere Geldsumme, fuhr nach Hamburg, wo er 6 Tage in einem Hotel wohnte, vagabundierte sodann bis nach Hannover und wurde dort festgenommen. Schwachsinnig, sehr vergeßlich, lügenhaft.

Zwei schwachsinnige Brüder mit gemeinsamer Neigung zu Diebstählen, Landstreichen, der eine verführt zu Homosexualität. Aktive Verwahrlosung in beiden Fällen bei Schwachsinn und Willensschwäche.

5. Vater mit häufigem Berufswechsel, schlug die Mutter, gestorben; Mutter sehr nervös, 2 Mutterbrüder Trinker, 1 Schwester leichtsinnig.

a) Käthe Schwerin, geboren 1907, häufiger Stellungswechsel, 1922 Tripper, bei einer Razzia in einer Wirtschaft verhaftet, Verkehr mit Amerikanern, trinkt, prostituiert sich. Mit 14 Jahren Geschlechtsverkehr mit dem Bruder der Mutter, häufiger Kinobesuch, Vorliebe für Detektivgeschichten und Schundliteratur, prostituierte sich, um schöne Sachen zu haben. Körperlich nervöse Symptome, Bettnässerin.

b) Albert Schwerin, geboren 1908. In der Schule faul und dumm, Schuleschwänzen, wenn er seine Aufgaben nicht gemacht hatte; brachte gefälschte Entschuldigungen mit, erbrach das Pult der Lehrer und stahl daraus. Einbruchsdiebstähle mit 12 Jahren, kaufte für den Erlös Pistolen und Fußball. Nach mehrfacher Unterbringung bei Bauern und in Anstalten fortgesetzt Gelddiebstähle. Frech, faul, gleichgültig, leicht schwachsinnig, körperlich nervös.

Aus sehr minderwertiger Umwelt stammend und mit Nervosität und Trunksucht belastet, geriet das Mädchen frühzeitig in die Prostitution aus Vergnügungssucht. Der schwachsinnige Bruder kam, nachdem er als Kind schon unredlich war, frühzeitig zu Einbruchsdiebstählen und wurde ein Gewohnheitsdieb. In beiden Fällen aktive und passive Verwahrlosung.

6. Eltern in Scheidung begriffen, Vater lebt in wilder Ehe, kümmert sich nicht um die Familie. Bestrafter Trinker. Ein Bruder gerichtsbekannt.

a) Margarete Raum, geboren 1904. Häufiger Stellenwechsel aus ungenügenden Gründen, schließlich in Wirtschaften beschäftigt, zuletzt im Freihafen in Matrosenkneipe. Wurde eine Zeitlang von einem Matrosen ausgehalten. Mit 17 Jahren in Hamburg Prostitution und geschlechtskrank, in einer Erziehungsanstalt Erregungszustände, deshalb längere Zeit in einer Irrenanstalt.

b) Erich Raum, geboren 1913. Mit 9 und 10 Jahren bandenmäßige Diebstähle und Einbruchsdiebstähle. Benutzte das Diebesgut zum Spielen, z. B. ein Papierband zum Pferdespielen. Körperlich nervös. Unregelmäßiger und unpünktlicher Schulbesuch.

Ähnliche Verhältnisse wie bei den vorigen Fällen bei sehr ungünstigen Umweltsverhältnissen, starke aktive Verwahrlosung im Sinne der Unstetigkeit, beim Knaben Diebstähle, beim Mädchen Prostitution.

7. Mutter 1919 gestorben, war Dirne. Nach dem Tode der Mutter führte die ähnlich geartete Mutters-Mutter den Haushalt. Mutter und deren Schwester verkehrten als Kinder mit dem leiblichen Vater geschlechtlich. Ein Onkel und der Großvater väterlicherseits waren trunksüchtig.

a) Friedrich Meier, geboren 1912, besuchte von klein auf oft das Kino, mit ca. 8 Jahren häusliche Gelddiebstähle, zuletzt auf Anstiften der jüngeren Schwester Elise. Erlös diente zum Ankauf von Bonbons.

b) Heinz Meier, geboren 1914. Häusliche Diebstähle, verführte die Schwester Elise zu Diebstählen und verschlickte das Geld.

c) Elise Meier, geboren 1916. Von Jugend an lügenhaft, Strafen erfolglos, onanierte seit ihrem 5. Lebensjahre, trieb mit ihren Brüdern perverse Sexualitäten, wurde von dem Bruder Friedrich zu Diebstählen und Zerwerfung von Gegenständen angestiftet; wenn sie bestraft wurde, wurde sie von den Brüdern ausgelacht. Von einem Bruder mit dem Brotmesser bedroht. Lebhaft, geschwätzig, frech und ausfallend, dabei aber auch anschmiegend.

Die Geschwister schmierten mit Kot, wickelten denselben in Papier. Die Schwester mußte öfters ihre großen Bedürfnisse neben dem Klosett verrichten. Die Katze bekam dann die Schläge dafür. Das wollte Heinz so.

Drei Geschwister, aus sittenloser Umwelt stammend, verwahrlosen in früher Kindheit geschlechtlich, indem sie sich gegenseitig zu homo- und heterosexuellem Verkehr verführen. Kotspielen, Grausamkeit, Diebstähle. Aktive und passive Verwahrlosung.

8. Vater früher Trinker, Mutter nervenkrank, gestorben, Stiefmutter. Vater wegen Tierquälerei bestraft.

a) Diedrich Vollhardt, geboren 1909. Mit 13 Jahren häufiges Masturbieren, geschlechtlicher Verkehr mit einem jüngeren Bruder und der Schwester Gesine, wahrscheinlich verführt durch die letztere. Fleißig, willig, schamhaft, reuig.

b) Gesine Vollhardt, geboren 1912. Mit 9 Jahren, anscheinend verführt, geschlechtlicher Verkehr mit einem 21jährigen jungen Manne. Dann zu Hause Geschlechtsverkehr mit beiden Brüdern, Kotspielen, Diebstähle, um Süßigkeiten zu kaufen. Hat Schulkindern Obst und Brot weggenommen, masturbiert. Behauptet, sie habe den geschlechtlichen Verkehr für Spiel gehalten; verschüchtert, langsam, tränenreich.

Drei Geschwister, welche untereinander geschlechtlich verkehren, anscheinend verführt von der jüngeren Schwester. Aktive und passive Verwahrlosung.

9. Vater Trinker, in den Revolutionskämpfen gefallen. Stiefvater.

a) Else Meißner, geboren 1909. Mit 12 Jahren Diebstähle von Kartoffeln und Geld. Der Erlös wurde verschlickt. Nächtigte mit anderen Kindern zusammen in einem Landhause und stahl eine Menge Sachen aus demselben. Mit 14 Jahren in mehreren Stellungen, lief immer wieder weg, hatte Heimweh, fühlte sich einsam und weinte immer. Verstimmungen, körperlich nervös.

b) Anna Meißner, geboren 1907. Bis zum 12. Jahre Bettnässen, im Elternhause angeblich verwahrlost, immer viele Kopfschmerzen, z. Zt. der Menses still und verändert, mit 14 Jahren Diebstähle mit der Schwester zusammen. In Stellung Heimweh, Selbstmordversuch durch Ertränken, Verstimmung, psychomotorische Hemmung.

Mangelhafte Erziehung, endogene Verstimmungen mit Heimweh, Diebstähle von Eßsachen, Im wesentlichen passive Verwahrlosung.

d) Unstetigkeit als soziales Symptom.

In der Schulzeit wertet sich die Unstetigkeit im Schulelaufen (Schulschwänzen) aus. Wenn es auch vielfach seine Ursache haben mag in einer geringen Aufsicht von seiten der Eltern, also in Erziehungsmängeln, so ist doch über allem Zweifel erhaben, daß eine gewissermaßen triebhafte Abwendung von der Ordnung mit Abneigung gegen den Zwang, in der Schule zu sitzen, sich einem Willen unterzuordnen und die Aufmerksamkeit zielmäßig anzuspannen, besteht. Das Schulelaufen ist als Vorstufe der Unstetigkeit in den kommenden Altersstufen anzusehen und wir begegnen ihm mit einer auffallenden Regelmäßigkeit bei den Kindern, die sich dann im jugendlichen Alter als unstet erweisen. Als Beweggründe des Schulelaufens wird von den Kindern all das angeführt, was eben jedem Kinde gelegentlich in der Schule unangenehm ist, nicht- oder schlechtgefertigte Hausaufgaben und damit Furcht vor Tadel oder Strafe von seiten des Lehrers. Weitere Beweggründe sind neben der Unlust zur Schule Neugierde, sich in der Umgebung umzusehen, die Ladenauslagen zu betrachten oder irgendein Ereignis zu verfolgen. Noch schwerer zu be-

werten ist das einfache Wegbleiben von der Schule zum Zwecke des Spielens mit anderen Kindern. Ein Hauptanziehungspunkt für die Unsteten im Kindesalter und später ist der Bahnhof mit seinem wechselnden Treiben, der Buntheit der Gestalten und dem interessanten maschinellen Betriebe.

Vielfach wird das Schulelaufen verbunden mit Betteln, welchen Charakter im Kriege die Hamsterfahrten von Alt und Jung oft annahmen. Das Betteln ist sicherlich erheblich bedenklicher, als damit leicht eine Verflachung der Begriffe von Mein und Dein, d. h. für die Eigentumsverhältnisse, verbunden ist.

Ist das Kind in das Erwerbsleben eingetreten, bzw. muß es eine Stellung in irgend einer Art bekleiden, so tritt bei den Unsteten die Gefahr des Stellenwechsels in bedrohliche Nähe. Gründe zum Stellungswechsel finden sich immer. Im äußersten Fall „haben sie keine Lust mehr“. Diese letztere Ausrede gehört denen an, deren Willen am meisten geschwächt ist. Ein unsteter Junge hat z. B. 65 Stellen innerhalb 2 Jahren innegehabt. Daß in der sozial unruhigen Zeit nach dem Kriege der Stellenwechsel häufig durch äußere Momente, etwa durch die Unmöglichkeit der Eltern, den Unterhalt und die Kosten der Lehrstelle eines Jungen zu bestreiten, bedingt war, darüber besteht kein Zweifel. Immerhin wurde dadurch auch der Unstetigkeit des jungen Menschen immer neue Nahrung zugeführt. Bei Dienstmädchen hört man öfters die Ausrede: die Arbeit war mir zu schmutzig, es fehlte mir die Freiheit. Gar nicht selten war das Motiv ein mehr pathologisches, nämlich das Heimweh. Das Heimweh gründet sich auf einen Verstimmungszustand, der ebensowohl exogen als endogen sein kann. Jedenfalls ist eine konstitutionelle Neigung zu Depressionszuständen Bedingung.

Eine weitere Auswertung der Unstetigkeit zeigt sich oft in Gestalt von ziellosen Ausflügen, deren zeitliche Begrenzung während der Wanderfahrt immer mehr hinausgeschoben wird. Solche Wanderungen arten nicht selten in Landstreicherei aus. Landstreicher im Sinne des professionellen Vagabundierens sind selten unter den verwahrlosten Jugendlichen, dagegen sind sehr häufig Wanderungen oder Fahrten in benachbarte Großstädte mit dem Ziele, sich eine Stellung zu verschaffen, mit dem Nebenzweck, den Fingern der Behörden und der Familie zu entrinnen; sie enden regelmäßig mit einem Mißerfolg, mit Stehlen und Betteln bei den Knaben und Prostitution bei den Mädchen. Die Mehrzahl der Schwachsinnigen gehört zu den Unsteten, und umgekehrt ist unter den Unsteten eine sehr große Zahl von Schwachsinnigen. Diese Tatsache ist nicht verwunderlich inso-

fern, als Willensschwäche sich mit Schwachsinn sehr häufig paart, und die Willensschwäche zweifellos eine der häufigsten Grundlagen der Unstetigkeit bildet.

Die Hauptanziehungspunkte für die Unsteten bilden in der Knabenwelt und bei den Mädchen öffentliche Feste und Jahrmarktsrummel. Hier haben sie Augenweide, können sich spielerisch betätigen, verschwinden in der großen Menge und haben die Möglichkeit, geschlechtlich anzubändeln. Die unsteten Knaben fühlen sich von der Schiffahrt angezogen, sie streben alle, Schiffsjungen zu werden und fühlen sich auch vielfach in diesem Berufe wohl, bietet er ihnen doch Abwechslung, Gelegenheit zu Wagemut und nährt ihre Phantasie. Ähnliches finden die Mädchen bei Tanzvergnügungen und in Wirtschaften, wobei die Gefahr erwächst, daß sie, um der Vergnügungssucht fröhnen und um sich entsprechend ausstatten zu können, Geschenke annehmen und, ohne die Absicht zu haben, zur Prostitution hinübergleiten. Der Knabe verschwindet als Schiffsjunge oder auch als blinder Passagier auf einem Schiffe, das Mädchen in einem öffentlichen Hause. Wenig harmlos sind häufig die Wanderfahrten der Jugendlichen, sei es, daß die Wandergesellschaft nur einem Geschlechte angehört, sei es, daß sie gemischt ist. Im letzteren Falle ist geschlechtlicher Verkehr unter den Jugendlichen anscheinend nicht gerade selten. Im ersteren Falle besteht eine sehr große Gefahr des homosexuellen Verkehrs, sei es, daß die Knaben den Verführungen eines homosexuellen Führers verfallen, oder daß homosexuelle Neigungen innerhalb der Jugendlichen zur geschlechtlichen Betätigung führen. Es können die Eltern vor diesen Gefahren gar nicht genug gewarnt werden.

Ähnlich wie der Jahrmarkt als temporäre Veranstaltung sind die herumziehenden Schausteller für viele männliche Jugendliche von großer Anziehungskraft. Es waltet die Phantasie; das Auftreten der Künstler ist ein für den Jugendlichen erhebendes Schauspiel und die Beteiligung daran ist für ihn schon etwas Anziehendes. Wenn er nun noch Lust hat zum Unsteten, zum Wandern, so liegt es nahe, daß er sich einer solchen Gruppe anschließt. So hat ein 11jähriger Knabe eine Schaustellergruppe weithin auf der Straße begleitet, weil er mit einem anderen durchbrennenden Jungen zusammen zeitweise die Pferde leiten durfte. Es handelte sich um einen Knaben, der von früher Kindheit an unstet war, die Schule schwänzte, Geld stahl und dasselbe mit Vorliebe bei öffentlichen Lustbarkeiten verbrauchte.

Ein anderer 16jähriger Knabe, der lange vom Diebstahl und Betteln lebte, nächtigte mit einem anderen ähnlich gearteten Jungen

lange Zeit auf dem Bodenraum eines Aborthäuschens. Sie stahlen sich die Utensilien für Kinovorstellungen zusammen, übten sich im Feuerfressen und begaben sich schließlich auf eigene Faust auf eine Schaustellertour; sie zogen mit einem Handwagen und mit einem gestohlenen Zelt los und gaben unterwegs in der Umgebung der Stadt artistische Vorstellungen.

Das Phantastische ist bei manchen Unsteten ausschlaggebend. Es handelt sich um Kinder und Jugendliche, die aus dem Spielen nicht herauskommen, schließlich in ihren Plänen expansiver werden und sich nach Art hysterischer Schwindler und Hochstabler in die Rolle des großen Herrn einfühlen. Sie fahren dann mit gestohlenem Gelde mit Vorliebe 2. Klasse in die nahe Großstadt, mieten sich in einem Hotel ein und geben sich den für sie erreichbaren Vergüngungen hin, bis das Geld zu Ende geht und sie dann entweder sofort polizeilich festgenommen werden oder zunächst noch für einige Zeit auf die Landstraße als bettelnde Landstreicher geraten. Ein solcher 14jähriger Junge hatte sich die Allüren eines Geestemünder Fischgroßhändlers zugelegt. Er fuhr mit einem neuen Anzug, Aktenmappe und einem großen Revolver 2. Klasse nach Hamburg, wo er sich ein Zimmer mietete, auf der Alster in einem Boot spazieren fuhr und sich vergnügte, bis die Polizei auf ihn aufmerksam wurde. Daß bei solchen Knaben die Lektüre von phantastischen Schundschriften unter Besuch des Kinos schwerschädigend einwirken kann, liegt auf der Hand.

Ein 14jähriger Schüler aus der Familie eines höheren Beamten, die mit Geisteskrankheiten verschiedener Art erblich belastet ist, fährt mit 15 Jahren, statt das Theater seines Wohnortes zu besuchen, nach der Großstadt, macht dort in einem berüchtigten Lokal die Bekanntschaft eines Mädchens, geht mit demselben in dessen Wohnung und bleibt eine Nacht dort. Nach 3 Tagen geht er, da die Geldmittel ausgehen, zu Verwandten, welche für seine Abholung sorgten. Es war ihm geläufig, daß er mit einer Prostituierten verkehrt hatte, er hatte sich freundschaftlich zu ihr hingezogen gefühlt. In seiner Heimatstadt fing er ein Verhältnis mit einem Mädchen an, mit dem er ganze Nächte verbrachte, ohne geschlechtlich zu verkehren. Der Grund war nach seiner Aussage, daß er sich zu Hause gelangweilt fühle, er habe keine Lust mehr zur Schule, wolle Kellner werden. Er behauptete von seinen Eltern, sie verstünden ihn nicht; verkehrte mit einem stark psychopathischen anderen Jungen und kündigte diesem in aller Ruhe an, er wolle sich am Silvester umbringen. Der Knabe hat viel Talent für Literatur und Malerei. Er sagt von sich, er sei den Eltern entfremdet, er müsse sich betätigen, es sei schade, wenn man gar nicht

kämpfen müsse, er meinte damit, er wolle sich Situationen schaffen, welche von ihm den Kampf ums Dasein erheischen. Schließlich faßte er den Plan, nach Berlin zu entfliehen, um dort als Kellner tätig zu sein[1]).

In diesem Falle ist Phantasie mit Unstetigkeit innig verwoben. Es ist mit der Möglichkeit zu rechnen, daß es sich um eine Entwicklungsstörung handelt in dem Sinne, daß in der Zeit der geschlechtlichen Reife die Einfühlung in die Probleme eines Erwachsenen vorzeitig von statten gegangen ist, verbunden mit einer Unstetigkeit, die bis zu einem gewissen Grade der Zeit des Mannbarwerdens normalerweise angehört und sich bei diesem Knaben ungezügelt infolge Vorwärtstreiben der phantastischen Vorstellungen ziellos auswertet.

e) Verhalten gegenüber fremdem Eigentum.

Die Vergehen an fremdem Eigentum bilden das häufigste Reat bei den asozialen Kindern und Jugendlichen. Etwa 88 Proz. der Knaben und 60 Proz. der Mädchen lassen sich derartiges zuschulden kommen. Den Übergang bilden Betteln, Borgen, Schuldenmachen, Unehrlichkeit. Als Vorstufe hat das Naschen zu gelten, das bei der Mehrzahl der später typisch asozial werdenden Kinder beobachtet wird, sei es, daß es sich um widerrechtliches Aneignen von zum Gebrauche bereitstehender Eßsachen und Näschereien handelt, sei es, daß das Gewünschte einem Verschluß entnommen wird. Die letztere Art des Naschens leitet zu einer Form des Einbruchsdiebstahls über. Gewiß ist das Naschen, wie das Stehlen und das Lügen, eine Eigenschaft, die in irgendeiner Form bei fast allen Kindern, wenn auch nur vorübergehend, auftritt. Die sittliche Entwicklung des gesunden Kindes bringt erfahrungsgemäß schon im frühen Kindesalter, also vor der Schulzeit, die nötigen Vorstellungen und Hemmungen zustande, welche der Begehrlichkeit, einem natürlichen frühkindlichen Verlangen, entgegenwirken. Ähnlich wie bei der Unstetigkeit ist auch hier der Trieb zu spielen, bzw. sich die zum Spielen nötigen Sachen auf jede mögliche Weise zu verschaffen, ausschlaggebend. Wie bei der Erscheinung der Unstetigkeit bei den Schaustellermitwanderern die kindliche Phantasie bis weit in die Schulzeit hinein die Wirklichkeit vollständig und damit

[1]) Nachtrag bei der Korrektur: Inzwischen war der junge Mann in einem Landerziehungsheim ohne sozialen Erfolg: „um das Nachtleben kennen zu lernen" besuchte er mit Erlaubnis der Eltern eine Presse in einer Großstadt, wo er vollständig in den sittlichen Sumpf eintauchte. Aus dieser Umwelt herausgeholt und vorübergehend in einer Anstalt soll er sich jetzt zu Hause tadellos halten, so daß die Eltern die Störung als geheilt betrachten.

auch die Regungen sozialen Empfindens in den Hintergrund drängt, so auch hier, wenn es sich um ein Spielzeug handelt. Ein Kind stiehlt Bretter, um sich Soldatensäbel zu verfertigen, es nimmt aus einer verschlossenen Kiste in einer Kegelbahn das Kegelspiel und bringt es unter vielen Mühen nach Hause, um hier zu kegeln, was natürlich sofort zur Entdeckung des Begebnisses führen muß. Ein Kind stiehlt eine Uhr, um sie zu untersuchen und sie ins einzelne zu zerlegen, sie wird dadurch ruiniert und dann weggeworfen.

In der Kriegs- und Nachkriegszeit war besonders das Stehlen von Lebens- und Genußmitteln im Gange. Nicht selten wurden die Kinder von den Eltern zum Hamstern ausgeschickt, und dieser Hamsterzug artete in einen Bettel- und Diebeszug aus. Das Stehlen von Obst ist geradezu die Spezialität mancher Knaben. Ein Junge wurde als der größte Räuber in der ganzen Gegend geschildert, er plünderte sämtliche Obstgärten. Das Stehlen von Kohlen und Metallstücken zum häuslichen Bedarf bzw. zum Verkauf war Jahre nach dem Kriege in Schwung. Daß bei den Diebstählen auch die Hehlerei eine gewisse Rolle spielt, ist klar. Immerhin pflegen bei den kindlichen und jugendlichen Diebstählen die Hehler meist Erwachsene zu sein, denn das Hehlen ist eine viel zu komplizierte und zu viel Bedacht erfordernde Handlung, als daß sie der triebhaften und unbedachten Art des Vorgehens der Kinder und Jugendlichen entspräche. In ganzen Scharen überfielen nach dem Kriege die Kinder, oft auf Anstiften der Eltern, die Felder, um deren Früchte widerrechtlich einzusammeln.

Über das kindliche Spiel hinaus geht der Diebstahl von Sportartikeln, insbesondere zum Zweck des Fußballspiels. Der „Klub“ spielt bei den heranwachsenden Knaben heute eine große Rolle. Wer nicht einer mehr oder weniger politischen Vereinigung angehört, ist Mitglied eines Wander- oder Spielklubs. Nicht selten haben sich diese Klubs auch Stammtische zugelegt, an denen die Jugendlichen regelmäßig verkehren. Daß hier die Versuchung, es den Bemittelteren gleichzutun, für den Wenigerbemittelten groß ist, ist klar. Neben dem allgemeinen Verbummeln infolge der Klubinteressen kommt es zu Trinkexzessen und auch zu Diebstählen.

Eine milde Form des Diebstahls, die aber als Einübung in das Gewohnheitsmäßige, das Erlaubte vom Unerlaubten nicht scharf zu unterscheiden, nicht zu gering eingeschätzt werden darf, ist der Diebstahl in der Schule, und wenn es sich auch nur um die kleinen Utensilien des täglichen Bedarfes handelt. Ähnlich wie bei der Unstetigkeit sind Volksfeste und Jahrmärkte ein mächtiger Antrieb zum Stehlen, teils von Näschereien auf dem Jahrmarkt selbst, teils von Geld, um

den Jahrmarkt genügend besuchen zu können. Eine eigenartige, ins Krankhafte gehörende Form von Eigentumsvergehen ist das Sammeln von allen möglichen Gegenständen, auch fremdem Eigentum, ohne umgrenztes Ziel, auch nicht zu dem ausgesprochenen Zwecke des Spielens. So gibt es Schwachsinnige und Geisteskranke, welche aufgefundene Gegenstände ohne Rücksicht darauf, ob sie fremdes Eigentum sind oder nicht, wahllos in den Taschen zusammensammeln. Eigenartig sind auch Kinder, welche sich bei fremden Leuten Essen geben lassen, ohne daß sie Not leiden, und ohne daß sie dazu angestiftet werden. Manchmal wirkt wohl die Absicht mit, sich interessant zu machen, auch durch die vorgegebene eigene Not.

Unterschlagungen sind bei den Knaben häufig, die schon in das geschäftliche Leben eingetreten sind. Der Zweck ist im wesentlichen das Verschaffen von Annehmlichkeit, die Vergnügungssucht, die Anschaffung von ersehnten Geräten, z. B. von Fahrrädern, oder auch die Ermöglichung eines Ausfluges, einer Wanderung, oft ins Ziellose, wie oben bei den Unsteten geschildert wurde. Phantastisch geartete Kinder rüsten sich hochstaplerartig aus und spielen den feinen Mann. Zu den Unterschlagungen ist auch die Zechprellerei zu rechnen, die gelegentlich bei Jugendlichen vorkommt, insbesondere bei Mädchen. In kleinen Unterschlagungen üben sich die Kinder häufig beim Einholen für den häuslichen Bedarf. Es wird zu wenig Geld herausgegeben oder zu wenig gekauft, Geld verloren usw. Nachsichtliche Eltern laden bei solchen Kindern sicher häufig ein erhebliches Schuldkonto, was in späteren Zeiten zu ihrem und der Jugendlichen Schaden eingelöst wird, auf sich. Zu den beliebten Betrügereien gehörte insbesondere in der Nachkriegszeit, in der Zeit, als allenthalben mit Schecks gearbeitet wurde, die Scheckfälschung, sei es, um eine Unterschlagung zu verdecken, sei es, um sich direkt Geld zu verschaffen.

Ganz außerordentlich häufig sind bei den verwahrlosten Jugendlichen, auch schon bei Kindern, Einbruchsdiebstähle. Es ist vorhin der harmlos aussehende Einbruch in den Speiseschrank der Mutter schon erwähnt, daran schließen sich in der hiesigen Gegend in ganz besonderer Häufigkeit Einbrüche in die Landbuden. Diese Einbrüche sind infolge der Lage und der dürftigen Bauart verhältnismäßig einfach. Sie gewähren aber den Einbrechern oft reiche Ausbeute; bei diesen Einbrüchen werden die Landbuden der eigenen Familie und der Verwandten durchaus nicht geschont; vielfach dienen die Buden auch als vorübergehender Unterschlupf für den oder die Täter. Auch die bei den Erwachsenen nach dem Kriege sehr beliebten Einbrüche in Eisenbahnwagen finden unter den Jugendlichen ihre Spezialisten. Ganz

im allgemeinen aber läßt sich sagen, daß das Kind und der Jugendliche sowohl bei dem Diebstahl als auch bei dem Einbruch das Raffinement des Erwachsenen nur sehr selten zeigt. Mit komplizierteren Werkzeugen arbeitet der Jugendliche selten. Nur zwei intellektuell hochstehende Gymnasiasten haben mit allem Raffinement des Berufsverbrechers Ladeneinbrüche verübt. Es handelte sich um zwei phantastisch angelegte junge Leute, welche sich in die Rolle eines Berufsverbrechers eingelebt hatten und die nötige Unterweisung in den Zeitungen mühelos gefunden hatten.

Im Gegensatz zu den Dieben im allgemeinen stehen die Einbruchsdiebstähle in erheblich höherem Maße unter dem Einfluß schädigender Umweltsbedingungen. Bei ungefähr der Hälfte der einschlägigen Fälle fand sich eine aktive und passive Verwahrlosung. Die Einbruchsdiebstähle sind die Domäne der Knaben. Bei den Mädchen kommen nur die einfachsten Einbruchsdiebstähle vor, also etwa das Aufbrechen eines Behälters, einer Schieblade oder eines Schrankes, um sich die gewünschten Gegenstände aneignen zu können. Eigenartig ist, daß Sittlichkeitsverbrecher keine Eigentumsverbrecher sind. Diese zwei Arten sozialer Abwegigkeit scheinen sich gegenseitig geradezu auszuschließen.

Einer besonderen Erörterung bedarf noch der Diebstahl in Gemeinschaft mit Einem oder Mehreren; so gut wie immer besteht eine solche Bande nur aus männlichen Mitgliedern, selten, daß ein Mädchen Schmiere steht. Am intensivsten zeigt sich die Gemeinschaft bei den Einbruchsdiebstählen, welche in der Regel zu mehreren stattfinden. Gruppen von nichtstuenden, oft übermütigen, oft aber hinterlistigen und vergnügungssüchtigen Burschen durchstreifen die Gegend und halten sich mit Vorliebe an die Landbuden, die sie in Schnelligkeit und mit Leichtigkeit ausräubern können. Die bandenmäßigen einfachen Diebstähle sind mehr Angelegenheit der jüngeren Generation unter den Jugendlichen. Je jünger der Dieb, destomehr handelt es sich um Diebstahl zum Zwecke des Spieles und des Essens, oder umgekehrt.

Eine besondere Form des Vergehens an fremdem Eigentum ist die Beraubung von Kindern, welche zum Einholen ausgeschickt sind. Diese Art des Diebstahls ist geistiges Eigentum der schulpflichtigen Kinder, d. h. der Kinder unter 14 Jahren. Die Artung der betreffenden Kinder ist meist roh und hinterlistig. Schwere Schwachsinnsformen finden sich unter diesen Jugendlichen nicht.

Wie schon erwähnt, sind an den Eigentumsvergehen überhaupt und insbesondere an den forensisch schwersten Fällen die Mädchen

sehr viel geringer beteiligt wie die Knaben. Die Diebstähle der Mädchen sind sehr viel einförmiger und einfacher. Ein Kind stiehlt von der Straße weg einen Puppenwagen und fährt damit weiter. Ein Mädchen nimmt sich aus dem Raum, in dem die Fahrräder abgestellt sind, eins heraus und fährt damit spazieren, so daß es in kürzester Zeit entdeckt wird: es hat das Rad gestohlen, weil der sehnlichste Wunsch dahin ging, eins zu besitzen, und der Vater die Geldmittel dazu nicht aufbringen konnte. In der Stellung im Haushalt nimmt das Mädchen Wäsche und Kleidungsstücke, die der Hausfrau gehören. Das Mädchen bevorzugt, wenn es sich etwas aneignet, Schmuck und Kleider und stiehlt zu diesem Zweck bei Gelegenheit das nötige Geld. Die Eitelkeit des Mädchens und die Sucht, sich vor seinen Geschlechtsgenossinnen auszuzeichnen, veranlassen es in manchen Fällen zum Diebstahl, um andere Mädchen einzuladen und aus dem Erlös zu bewirten. Der Warenhausdiebstahl ist eine Eigenart weiblicher Delikte und kommt natürlich auch gelegentlich bei jungen Mädchen vor. Es ist dabei immer darauf zu achten, ob das Delikt in die Zeit der Menstruation oder kurz vor dieselbe fällt. Auch in der Zahl der Betrügereien bleibt das Mädchen hinter dem Knaben weit zurück. Häufig sind Diebstähle, vor allen der jugendlichen Prostituierten, bei sexuellen Gelegenheiten.

Die Domäne des Mädchens ist der Taschendiebstahl, insbesondere der Diebstahl aus Handtaschen, und hier zeigt das Mädchen sich wirklich oft sehr raffiniert. Es bevorzugt das Gedränge beim Einsteigen in die elektrische Bahn und wird anscheinend bei solchen Delikten selten erwischt.

f) Die Brandstifter.

Eine bekannte Gruppe unter den Asozialen bilden die Brandstifter. Sie sind verschiedentlich einer klinischen Bearbeitung unterzogen, so insbesondere von Toebben und Tophoff. Die Brandstiftung ist bei Geisteskranken keine Seltenheit, insbesondere sind es Epileptiker und Schizophrene, welche zu derartigen Handlungen kommen, die ersteren infolge ihrer ränkesüchtigen, hinterlistigen Artung, ohne daß zur Zeit der Tat etwa ein Dämmerzustand oder eine krankhafte Verstimmung bestanden haben müßte. Die letzteren werden zu den Verbrechen veranlaßt durch Wahnvorstellungen, denen das triebartige Verhalten und das unberechenbare Wesen entgegenkommt; ihre Gewalttätigkeit unterstützt die verbrecherische Handlungsweise. Eine zweite Gruppe, welche ziemlich zahlreich ist und etwa 1 Proz. unter den ganzen Jugendlichen ausmacht, sind Schwach-

sinnige höheren Grades. Hier ist es wohl die Freude am Feuer, an der Flamme, am Leuchten, was die Jugendlichen veranlaßt, soweit die Brandstiftung nicht etwa Folge der Ungeschicklichkeit und Unachtsamkeit im Spiel bei einer hemmungslosen Nachahmung der Tätigkeit Erwachsener ist. Die dritte häufigste Gruppe ist die der Hinterlistigen, Verlogenen und Schadenfrohen. Unter diesen spielen die Verstimmbaren, bei welchen man öfters an eine epileptische Degeneration denken könnte, eine besondere Rolle. In einzelnen Fällen ist eine psychogene Konstitution vorhanden, bei der unter der Einwirkung äußerer Verhältnisse Verstimmungszustände im Sinne des Heimwehs zustande kommen. Das Heimweh ist bei sich hilflos fühlenden Jugendlichen eine bekannte Veranlassung zur Brandstiftung.

Ein 17jähriger Jugendlicher stammt aus sehr ungünstiger Umwelt; der Vater ist leichtsinnig, die Mutter des Vaters Kupplerin, die Mutter weichmütig und nervös, eine Schwester schwachsinnig und schwer erziehbar. Die Ehe der Eltern ist geschieden. Der Junge hat die Schule geschwänzt, Geld gestohlen und verschlickt, mit 14 Jahren mit anderen Knaben zusammen aus einem verschlossenen Eisenbahnwaggon Körbe mit Feigen herausgestohlen, um diese aufzuessen. Er war von der Mutter zum Hamstern angeleitet, wechselte nach der Schulentlassung dauernd die Stellung, besuchte Tanzlokale, trank, rauchte Zigaretten, besuchte die Kinos, las Schundliteratur und verkehrte mit einem Hafenmädchen. Zuerst war er in einer Fabrik beschäftigt, dort wurde er entlassen, und weil ihm der Meister seine Papiere nicht gab, warf er Brandbomben in die Fabrik, so daß ein Brand entstand. Er ist verstimmbar, verdrießlich, hält sich einsam, schläft schlecht, es scheint innere Ideenflucht zu bestehen. Ein gemütserregbarer Mensch, leicht beeinflußbar: es besteht eine depressive konstitutionelle Grundlage.

Ein anderer Brandstifter steckte mit 17 Jahren ein Packhaus, in dem der Vater als Hausmeister angestellt war, des öfteren in Brand. Schließlich entstand ein nicht unerhebliches Schadenfeuer. Das Motiv zur Brandstiftung war die kümmerliche wirtschaftliche Lage der Familie, die der Besitzer des Packhauses bei den bestehenden Zeitverhältnissen nicht verbessern konnte. Um den Besitzer zu schädigen, steckte der Jugendliche aus Rache das Haus in Brand, nachdem er vorher in raffinierter Weise anonyme Drohbriefe geschickt hatte. Nach der Inhaftnahme war er geständig, später widerrief er sein Geständnis. Es handelt sich um einen unheimlichen, hinterlistigen, boshaften Charakter, der sich niemals ausgab, bei guter Intelligenz und erheblicher Zielfestigkeit. Körperlich bestanden geringe nervöse Symptome. Brandstiftung auf Grund einer pathologisch hysterischen Anlage. Hysterischer Schwindler.

g) Beschädigungs- und Zerstörungstrieb.

Eine Gruppe von Kindern — es handelt sich fast durchweg um das frühkindliche Alter — zeigt die Neigung, ihr Eigentum oder den Besitz Anderer zu beschädigen und zu zerstören. Das kleine Kind zerstört vielfach im ernsten Spiel Gegenstände, um sie in veränderter

Gestalt im Spiel zu verwenden oder um das Material zu prüfen. Bei den hier in Betracht kommenden Fällen handelt es sich um Beschädigen und Zerstören in einer etwas späteren Altersstufe und in einer Art und Weise, welche das gewohnte Maß des Spieles überschreitet.

Die Knaben stehen bei dieser Störung sozialen Empfindens weitaus im Vordergrund. Es handelt sich außerdem nur um aktiv Verwahrloste. Die vielfache Verbindung der Störung mit geschlechtlichen Trieben ist bemerkenswert. Wir begegnen einer ähnlichen Erfahrung bei der nächsten Gruppe, bei den Grausamen. Das fast vollständige Fehlen des weiblichen Geschlechtes in dieser Gruppe ist offenbar zurückzuführen darauf, daß die entsprechend gearteten Mädchen infolge ihrer sexuellen Betriebsamkeit sich frühzeitig zu prostituieren geneigt sind.

Ein Mädchen entwendete in den Stellungen der Hausfrau Stoffe und Wäsche, zerschnitt die Sachen und verfertigte sich etwas anderes daraus. Es überlegte sich gar nicht, daß das gestohlene Gut dadurch für die Besitzerin für immer unbrauchbar wurde, sondern setzte sich aus egoistischen Motiven in den Besitz.

Am häufigsten kommen die Zerstörungen vor im Affekt. Ein Knabe von 8 Jahren zerriß seine Schulbücher aus Wut, weil er zur Schule gehen mußte; gleichzeitig aber zerstörte er Gegenstände ohne erkennbaren Grund und ohne erkennbares Ziel; er zerschnitt Betttücher und Stiefel; um eine Schere auszuprobieren, machte er einen Stiefel kaputt. Vor allem finden wir den zerstörenden Trieb bei Schwachsinnigen, insbesondere solchen, welche epileptoid geartet sind, und bei diesen verbindet sich der Zerstörungstrieb sehr häufig mit Stehlsucht. An dem Gestohlenen wird herumprobiert. Ein häufiges Objekt dafür sind die Taschenuhren. Ein 9jähriger psychopathischer Junge mit einem Hydrozephalus, dessen Vater Syphilitiker und wegen Betrugs bestraft war und sich schließlich das Leben genommen hatte, dessen Mutter ebenfalls gestorben war, fiel schon mit 5 Jahren durch seine phantastische Lügenhaftigkeit auf, er war hochgradig nervös, zerstörte Sachen, riß Decken entzwei, drehte die Knöpfe ab, kitzelte die Pflegemutter an den Fußsohlen. Er litt an einer konstitutionellen Erregung und neigte zu phantastischen Erzählungen.

h) Die Grausamen.

Diese Gruppe deckt sich klinisch größtenteils mit den Gemütsarmen und den Gemütsperversen. Auch hier handelt es sich um Störungen im frühkindlichen Alter, fast durchweg bei Knaben mit aktiver oder aktiv und passiv gemischter Verwahrlosung. Auffallend

häufig ist eine Belastung mit asozialen Trieben und außerdem eine Belastung durch Syphilis bei den Eltern zu ersehen. Ähnlich wie bei der vorigen Gruppe ist auch hier recht häufig eine Verbindung der grausamen Triebe mit geschlechtlichen Trieben. Ein großer Teil der hier in Frage stehenden Fälle ist mehr oder weniger schwachsinnig.

Die anderweitig vom Verfasser beschriebene Gruppe der Kotspieler gehört in dieses Gebiet. Als Beispiel diene der Heinz Meier, der früher schon bei den geschwisterlichen Entartungen angeführt wurde. Er verführte seine Schwester zu Diebstählen, verschlickte den Erlös, schmierte mit 8 Jahren öfters mit Kot, wickelte denselben in Papier. Die Schwester mußte ihre großen Bedürfnisse neben das Klosett verrichten, wofür die Katze als angebliche Täterin die Schläge bekam. Er quälte absichtlich die Katze und freute sich, wenn die Schwester dafür bestraft wurde. Er benahm sich ohne Reue und Scham. — Ein anderer kotspielerischer Junge war stets grausam, log, naschte und stahl, er riß den Fliegen die Beine aus und quälte die Tiere.

Daß unter den Grausamen sich Epileptiker befinden, ist bei der rohen Triebhaftigkeit dieser Kranken in Verstimmungen und Dämmerzuständen nicht verwunderlich. Ein Schwachsinniger, 7 Jahre alter Knabe, der diebisch und unstet war, quälte und mißhandelte seine jüngeren Geschwister, er tötete durch Steinwurf absichtlich ein Huhn.

Die Verbindung von rohen Instinkten mit Tierquälerei und Mißhandlungen gegenüber seinen Altersgenossen mit sexuellen Trieben zeigte ein 11jähriger Junge, der unehelich geboren war, dessen Erziehung vernachlässigt war und der schon vom 3. Lebensjahre an stahl. Er soll „aus Schadenfreude“ Bettnässer gewesen sein. Er war unstet, schwänzte die Schule. Außerdem verübte er sexuelle Attentate auf Mädchen und machte in der letzten Zeit auch Beischlafsversuche.

Ähnlich verhielt sich ein 8jähriger Junge, der die Reste einer Kinderlähmung und einen geringgradigen Wasserkopf zeigt. Er ist unehelich geboren, der Vater soll leichtsinnig gewesen sein und soll getrunken haben. Intellektuell ist er hochgradig schwachsinnig, immerhin gewandt und insbesondere sprachgewandt. Aus dem Waisenhause lief er immer weg, naschte und stahl, außerdem war er Bettschmutzer und -Nässer. Im Heim für Jugendliche erdrosselte er ein Küken mit einer zurechtgemachten Drahtschlinge. Er sprach gerne von Bauchaufschneiden, riet dem Vorsteher, einem Manne, der bei ihm saß, den Kopf abzuschneiden, der habe soviel Speck im Leibe. Er griff Mädchen unter die Röcke und spielte mit Vorliebe an seinem Geschlechtsteil.

Eine kleine Zahl von Fällen. die auch zu dieser Gruppe zu zählen sind. ist phantastisch lügnerisch geartet. Einer von diesen Knaben zeigte ganz besondere Freude an einer Geschichte. in der ein Papagei zu Tode gequält wird. Ein anderer 11jähriger. der aus ungünstigen Umwelt-verhältnissen stammte. war passionierter Kinobesucher. humoristisch und phantastisch. dabei auch lügenhaft. Er riß Fliegen Flügel aus und steckte sie unter Lachen einer Cousine in den Mund.

i) Die Aggressiven.

Eine kleine Anzahl von Fällen. im wesentlichen Knaben. zeigt Neigung zu Gewalttätigkeit. Daß Epileptiker in Dämmerzuständen und bei Verstimmungen gewalttätig werden können. ist bekannt und bedarf hier keiner weiteren Erörterung. An die Epileptiker schließt sich zwanglos eine epileptoid geartete Gruppe von Schwachsinnigen an. welche ohne äußere Veranlassung oder nach geringfügiger Veranlassung gewalttätig werden. Ein schwachsinniges Mädchen von 17 Jahren. Bettnässerin. Kotspielerin. intrigant und lügenhaft. welches sich außerdem prostituiert hatte. sagte. es möchte gerne im Zuchthause sein und drückte dabei den kleineren Mädchen die Kehle zu. — Ein konstitutionell erregter 14jähriger Knabe verletzte im Streit einen anderen Knaben durch einen Messerstich. und ein 10jähriges Kind bedrohte seine Umgebung mit dem Messer. Es handelte sich um einen affekterregbaren debilen Jungen. der von den Eltern sehr vernachlässigt war. Schließlich möchte noch ein 18jähriges Mädchen angeführt sein. das im Beginne einer Schizophrenie zu Hause Brandstiftung verübte und den Vater ernstlich mit einem Dolch bedrohte. Im ganzen sind Gewalttätigkeiten unter den Kindern und Jugendlichen gehäuft oder besonders gravierend in ihrer Ausführung selten gefunden. Sehr wahrscheinlich hängt diese Erfahrung mit der Artung der Bevölkerung zusammen. der die betreffenden Persönlichkeiten entstammen. Die Niedersachsen sind bekannt durch ein stilles, affektiv wenig hervortretendes Benehmen, sie beherrschen im besonderen Maße die psychomotorische Reagibilität.

k) Giftmischerinnen.

Die Gruppe der Giftmischerinnen setzt sich offenbar aus zwei vollständig verschiedenartigen Bestandteilen zusammen. Die eine Sorte sind hysterisch reagierende, gemütserregbare Persönlichkeiten. die andere Sorte ist psychisch genau entgegengesetzt geartet. es handelt sich um überlegende. ruhige und gemütsarme Personen. Gemeinsam ist den beiden die moralische Schädigung im Sinne des hinterlistigen und grausamen. Glücklicherweise sind die Vertreter

dieser Gruppe recht selten. Man findet derartige Fälle in der Literatur zerstreut ausführlich beschrieben; sie pflegen der psychopathischen Gruppe der Triebhaften eingeordnet zu werden.

Als Beispiel der hysterisch gearteten, psychogen krankhaft ansprechbaren Giftmischerinnen möge folgender Fall angeführt sein:

Wilma Nordhausen, 17 Jahre alt; der Vater ist kränklich, die Mutter an Rückenmarksleiden gestorben, 2 Brüder gelten als gesund. Das Mädchen hat in der Schule gut gelernt, kam mit 14 Jahren nach dem Tode der Mutter auf dem Lande in Pflege, später war sie in verschiedenen Stellen, die sie rasch wechselte. In der letzten Stellung lag ihr als Kindermädchen die Beaufsichtigung von 3 Kindern im Alter von 9 bis 4 Jahren ob. Weil sie so nachlässig war, war ihr von der Dienstherrschaft gekündigt worden. Wegen einer Erkältung mit Kopfschmerzen hatte ihr der Arzt ein Einreibemittel, anscheinend Chloroformöl, verschrieben. Nach ihren Angaben wurde sie vom ältesten Kind sehr geärgert, weil es die Schularbeiten nicht machen wollte. Aus diesem Ärger heraus gab sie den Kindern von dem Einreibemittel. Das älteste von den Kindern nahm es nicht, die jüngeren bekamen etwas davon. Es wurde nachher bekannt, daß Wilma schon früher viel gelogen hat und in einer anderen Stellung ihr Zeug verpfändet hatte, um ins Theater zu gehen. Sie hatte auch Sachen ihres Vaters versetzt. Menstruiert war sie zur Zeit der Tat nicht. Im Heim für Jugendliche benahm sie sich falsch, hinterlistig und aufschneiderisch. Sie zeigte mannigfache körperlich nervöse Störungen. Später, mit 18 Jahren, fing sie ein Verhältnis an, unterschlug Geld und ging viel aus. — Giftmordversuch. Motiv: Ärger über die Herrschaft und zuletzt über ein Kind.

Als Beispiel für die Gruppe der Gefühllosen möchte folgender Fall angeführt werden:

Marie Baum, 12 Jahre alt. Mutter sonderbar, unter den Eltern viel Streit, weshalb die Mutter vor 2 Jahren die Häuslichkeit verließ. Das Mädchen haßte die eigene Mutter, während es dem Vater sehr zugetan war. Seit einigen Monaten befand sich eine Haushälterin in der Familie, auf die das Mädchen als der Nachfolgerin der Mutter seinen Haß übertrug. Marie war naschhaft, sie unterschlug manchmal kleine Beträge und hatte deshalb häufig Differenzen mit der Haushälterin. Sie fing an, mit einer Nadel Möbel und Bettstücke zu zerkratzen. Erst nach längerer Zeit, nachdem der jüngere Bruder beschuldigt war, kam man darauf, daß sie die Täterin war. Sie zerrieb aus Ziegelsteinen ein Pulver und gab dieses den Schweinen der Hausmitbewohner in solchen Mengen ins Fressen, daß die Tiere totgingen; außerdem gab sie aus einer Flasche, in der ein allerdings harmloses Desinfektionsmittel sich befand, ins Essen, von dem voraussichtlich die Haushälterin essen würde. Wegen des üblen Geschmackes nahm diese das Essen nicht. — Das Mädchen war intellektuell gut entwickelt, benahm sich während der Beobachtung einwandfrei, es zeigte sich immer still, geordnet und fleißig.

Hier handelt es sich um eine Giftmischerin auf dem Boden raffiniert-grausamer Triebe mit ausgesprochener Gefühllosigkeit.

l) Die Selbstbeschädigung.

Zu den sozialwidrigen Äußerungen ist die Selbstbeschädigung bis zum versuchten Selbstmord und zum durchgeführten Selbstmord zu

rechnen. Vier bis fünf solche Fälle kommen auf 100 im Durchschnitt. und zwar stehen die Mädchen zahlenmäßig relativ an der Spitze. Es handelt sich vorwiegend um aktiv Verwahrloste. Selbstverständlich ist die Selbstbeschädigung bis zum Selbstmordtrieb nur eine Nebenerscheinung in dem sonstigen asozialen Treiben dieser Gruppe. Entsprechend ihrer Lebensbejahung finden sich jugendliche Prostituierte kaum unter den hier zu besprechenden. Dem Alter nach handelt es sich um Jugendliche, die 12 Jahre und älter sind.

Der Selbstbeschädigungstrieb kann verbunden mit einem heimtückischen, hinterlistigen Wesen zu Handlungen führen, die uns aus Erfahrung bei Hysterischen geläufig sind. Es handelt sich um harmlose körperliche Verletzung, wie Nadelschlucken, Stecken von Nadeln unter die Haut, oder noch harmloser, um Reiben im Auge oder auf den Hautbedeckungen, so daß durch den steten Reiz eine Entzündung hervorgerufen wird. Die Art des Vorgehens, das Geheimnisvolle des Entstehens der Verletzung ist geeignet, das Interesse der Umgebung, manchmal auch des getäuschten Arztes, zu erregen, und es ist der Zweck, sich interessant zu machen. Das Schmerzgefühl wird gerne bei der heroischen Stimmungslage der Betreffenden in Kauf genommen. Mißstimmungen über unangenehme Vorfälle werden durch die Befriedigung über das Interesse der Umgebung aufgewogen. Solche Fälle finden sich schon im jugendlichen Alter. In einer gewissen Verwandtschaft damit stehen Fälle bei phantastisch eingestellten Jugendlichen, die in ihrem Freundeskreis ernsthaft mit sich selbst scherzend einen Selbstmord ankündigen, den sie mit Vorliebe auf einen Tag verlegen, der gewohnheitsmäßig affektbetont ist, z. B. auf den Silvesterabend.

Andere Motive sind in Verstimmungen zu suchen, deren klinischer Charakter verschiedenartig ist. Das Heimweh ist als eine Gemütsverstimmung anzusehen, dessen psychische Grundlage keineswegs einheitlich ist. Vielfach ist die Basis ein unbegründetes Gefühl eigener Unzulänglichkeit. Dieses Symptom kann bei äußeren Anlässen den Grund zu dem Glauben an die eigene Unzulänglichkeit geben, wenn eine äußere Veranlassung sich ergibt, so z. B. bei einem 16jährigen Knaben, der leicht schwachsinnig war, gestohlen hatte, und nun in dem Heim, in das er gebracht war, aus Heimweh ernstliche Selbstmordversuche durch Erhängen machte.

Andererseits ist der Selbstmorddrang bei Deprimierten im Sinne einer manisch-melancholischen Verstimmung bekannt und kommt nicht ganz selten auch bei solchen Jugendlichen vor. Das Gefühl des Verlassenseins im Sinne des Heimwehs kann das nächste Motiv

bilden. So bei einem diebischen, im Elternhaus verwahrlosten Mädchen, das mit 15 Jahren einen ernsthaften Selbstmordversuch durch Ertränken machte. Nach einigen Monaten wich die krankhafte Verstimmung.

Zu den Manisch-Melancholischen zählt Gerhard Bü., der oben schon angeführt wurde, welcher mit 13 Jahren einen ernsthaften, geradezu grausamen Selbstmordversuch durch Verbrennen an einer Starkstromleitung machte. Das Motiv war ein schlechtes Zeugnis. Mit 17 Jahren ließ er sich aus Angst vor Vorwürfen von einem Zug überfahren, jedesmal trug er schwere Verwundungen davon. Es handelte sich bei ihm klinisch um eine konstitutionelle Erregung im Sinne einer Hypomanie, deren Tätigkeitsdrang sich bei verhältnismäßig geringen Ursachen in einem Selbstmordtrieb auswertete. Sozial verunglückte er später durch Unterschlagungen. Ein weiteres Motiv stellte bei einem Mädchen Notzucht während einer Hypnose durch einen Hypnotiseur dar. Das Mädchen stürzte sich aus der 3. Etage eines Hauses. Es handelt sich um eine hysterische Entartung bei einem phantasievollen Mädchen. Die Inhaftierung im Gefängnis reizte verschiedene Jugendliche männlichen Geschlechts zu ernsten Selbstmordversuchen. Ein ähnliches Motiv ist die Unterbringung in einem Erziehungsheim. Ein schwachsinniger Junge mit 16 Jahren, der wegen Exhibitionismus und Diebstählen dorthin gekommen war, versuchte sich aufzuhängen mit der Begründung, weil er im Heim sei, und weil alles abgesperrt sei. Psychopathisch empfindlich geartete Kinder machen unter Umständen nach Vorwürfen seitens der Eltern Suizidversuche. So versuchte ein 12jähriges Mädchen, das gestohlen hatte und dafür Vorwürfe zu erwarten hatte, Lysol zu trinken. Das Mädchen erwies sich später als ausgesprochen unstet. Ein gemütsempfindlicher, sehr nervöser Knabe, der Geld gestohlen hatte, um zu naschen und das Kino zu besuchen, und der zu Reizbarkeiten neigte, machte mit 12 Jahren einen Selbstmordversuch durch Erschießen, weil er Vorwürfe von seinen Eltern bekam.

Mit der Anführung solcher Fälle soll nicht gesagt sein, daß die soziale Entartung im weiteren Sinne eine Voraussetzung des unsozialen Selbstvernichtungstriebes von Kindern und Jugendlichen sei.

m) Das geschlechtliche Verhalten.

Die Onanie gehört in der Zeit der geschlechtlichen Reifung zu den häufigsten Störungen der geschlechtlichen Betätigung. Vielfach führt triebhaft das Geheimnisvolle der geschlechtlichen Betätigung dazu, oft auch Verführung durch die Altersgenossen. Es kommt hier

nicht darauf an, nachzuweisen, daß die gewohnheitsmäßige Onanie bei Erwachsenen meist auf einer psychopathischen Schwäche beruht, bei den Jugendlichen wird der Übergang zu dem sexuellen Verständnis wohl fast immer von onanistischer Betätigung begleitet. Das Erwachen der Sexualsphäre ist zeitlich sehr unterschiedlich und ist durchaus nicht an die Pubertät gebunden. In recht vielen Fällen tritt eine geschlechtliche Betätigung irgendwelcher Art, wenn auch spielerisch und oft ganz unbewußt, schon in der Kindheit ein. Das Spielen mit dem Geschlechtsteil bei den kleinen Kindern beweist natürlich in keiner Weise eine geschlechtliche, selbst unbewußte Regsamkeit, denn eine Voraussetzung des Sexuellen ist das, wenn auch nicht geschlechtlich gedeutete, Wollustgefühl.

Bei psychopathischen Kindern finden sich gewohnheitsmäßige onanistische Handlungen gar nicht selten. Sie können, insbesondere bei Mädchen, deren körperliche Beschaffenheit offenbar dies begünstigt, eine schwere körperliche und psychische Störung darstellen, die der Behandlung nur schwer zugänglich ist. Ich bin nicht der Meinung, daß es sich bei solchen Fällen etwa um eine Vorstufe sexueller Verwahrlosung handelt, denn wir finden unter den Jugendlichen keine Fälle, deren sexuelle Verwahrlosung eine derartige kindliche Störung zur Grundlage hätte. Dagegen bedeutet die Onanie als solche zweifellos nicht nur eine Krankheit, sondern auch eine soziale Störung, die in der Regel nicht isoliert, sondern mit anderen sexuellen Fehlern oder auch Verwahrlosungsarten verbunden ist.

Folgende charakteristische Fälle seien kurz angeführt:

Lotte B., 8 Jahre alt, Tochter eines höheren Beamten, der selbst nervös ist, einziges Kind. Dem Alter entsprechende geistige Entwicklung; von jeher reichlich lebhaft, seit dem 7. Jahr Onanie, angeblich von einem anderen Mädchen verführt, außerdem soll sie von einem Herrn geküßt und am Geschlechtsteil gefaßt sein. Das Mädchen wurde lügenhaft, ermüdete leicht, war sehr hastig, lebhaft, zerstreut, ablenkbar, lief Jungens nach und bestellte sich mit diesen zusammen. Körperlich blutarm, Neigung zu Nesselsucht. In jedem unbewachten Augenblick, auch in der Schule, juckende Berührung der Geschlechtsteile, welche entzündlich gerötet sind. Hypnose, medikamentöse und mechanische Behandlung nur vorübergehend von Erfolg.

Josephine B., 8 Jahre alt, Vater im Kriege gefallen, Mutter willensschwach, eine gesunde Schwester. Seit dem 5. Jahre Onanie; wurde anscheinend damals von einem Herrn angefaßt, seitdem sich steigernde Störung, benutzt jeden unbewachten Augenblick, hat Interesse für Knaben, nascht und stiehlt zu Hause, sehr lebhaft, unruhig, zappelig, ablenkbar und zerstreut, Kopfschmerzen. Fadenwürmer. Behandlung, auch in der Anstalt, nur von vorübergehendem Erfolg.

Zwei Mädchen aus günstigen Umweltsbedingungen beginnen im frühen Kindesalter gewohnheitsmäßig zu onanieren. Dabei geschlechtliche Neigung zu Knaben. Konstitutionelle Erregung.

Bei stark Schwachsinnigen und Idioten finden wir das gewohnheitsmäßige Onanieren öfters, ferner auch in ausgesprochenen Psychosen als Zeichen einer psychomotorischen Unruhe. Ich halte es für wahrscheinlich, daß es sich bei den eben angeführten Mädchen auch um eine vorübergehende, wenn auch vielleicht jahrelang anhaltende Störung krankhafter Art handelt, wahrscheinlich im Sinne einer Entwicklungsstörung.

Exhibitionisten finden sich unter den Jugendlichen selten. Ein 16jähriger Schwachsinniger, der zugleich unstet und diebisch war, exhibitionierte vor Mädchen in charakteristischer Weise. Der Exhibitionismus muß darauf aufmerksam machen, den Betreffenden auf eine evtl. beginnende Geisteskrankheit, als welche vor allem die Schizophrenie in Betracht kommt, genau zu beobachten. In unserem Falle lag nichts derartiges vor.

Das Spielerische in der geschlechtlichen Betätigung steht bei manchen Kindern im Vordergrunde und kann die Folge von Nachahmung bei ungünstigen Umweltsbedingungen sein. Freilich ist bei solchen Kindern der Schritt zu einer ernstlicheren Betätigung ein sehr kurzer. Meist handelt es sich um schwachsinnige, rohe und sogar grausame Charaktere.

Ein jetzt 12 Jahre altes Mädchen leidet seit dem 8. Jahre an progressiver infantiler Muskeldystrophie. Die lähmungsartige Schwäche schreitet rasch vorwärts, intellektuell steht das Mädchen auf der Stufe einer Zehnjährigen. Es ist seit Jahren faul und verlogen, anschmiegend und sinnlich, bettelte und stahl. In der Religionsstunde las es Operettentexte. Es zeigte eine sexuelle Gedankenrichtung, ließ von Knaben unsittliche Handlungen an sich vornehmen und nahm Geld dafür wie eine kindliche Prostituierte. Das Mädchen bestellte sich mit einem Klavierspieler im Kino zusammen, entblößte sich in der Schule, zeigte sich geschlechtlich vollkommen aufgeklärt.

In diesem Falle zeigt sich die Entwicklung aus dem Spielerischen heraus zu einer kindlichen Prostitution, und zwar bei einer begleitenden schweren organischen Nervenkrankheit.

Die geschlechtliche Betätigung ist bei den jugendlichen Verwahrlosten fast durchweg heterosexuell. Es findet sich ein frappierender Unterschied zwischen Mädchen und Knaben. Fast 50 Proz. der verwahrlosten Mädchen überhaupt treibt geschlechtlichen Verkehr, unter diesen sind wieder 75 Proz. jugendliche Prostitutierte. Die Knaben beteiligen sich nur mit etwa 8 Proz. Während bei den Mädchen weitaus die Mehrzahl der aktiven und passiven Verwahrlosung angehören, besteht bei den Knaben in der Mehrzahl aktive Verwahrlosung. Es zeigt sich hier von neuem die Tatsache, daß die Mädchen als das

schmiegsamere Objekt der passiven Verwahrlosung, als der reinen Umweltsfolge, leichter unterliegen wie die Knaben.

Ein Typ der geschlechtlich Tätigen ist der, in dem bei vorhandener geschlechtlicher Aufklärung die Szenerie, das Erleben im Verkehr mit einem Mädchen anlockt. Hierher gehört der oben schon angeführte Sekundaner, der am Silvesterabend seinen Angehörigen ausrückt, um in der nahegelegenen Großstadt die intime Bekanntschaft mit einer jungen Prostituierten zu machen und einige Tage bei ihr verweilt. Er erzählte die Erfahrungen mit dem Gefühle der Befriedigung, wie wenn ein Forschungsreisender aus bisher unbekannten Gegenden nach Hause zurückkehrt und Bericht erstattet.

Erwähnung möchte ferner finden der bandenmäßige geschlechtliche Gebrauch von Mädchen durch eine Bande von Knaben. So wurde ein 12jähriges Mädchen von einer Schar etwa 15jähriger Knaben geschlechtlich gebraucht.

Inzest findet sich unter Kindern und Jugendlichen sicherlich nicht selten. Die meisten Fälle werden natürlicherweise verschwiegen und kommen dem Arzt erst bei späteren Gelegenheiten, etwa bei einem Verstimmungszustand einer der beteiligten Personen in Gestalt von Selbstvorwürfen, zur Kenntnis. Es brauchen diese Fälle durchaus nicht einer ungünstigen Umwelt zu entstammen; wenn verschieden geschlechtliche Kinder ungefähr gleichzeitig der Pubertät entgegen gehen und die räumlichen Verhältnisse, insbesondere die Schlafgelegenheiten, nicht vorsichtig verteilt sind, so kann es sehr leicht zu Inzest kommen. Es wurde schon mehrmals auf die Geschwister Meier hingewiesen, die in einem Alter von 8 bzw. 10 bzw. 12 Jahren untereinander Geschlechtsverkehr pflogen, z. T. hetero-, z. T. homosexuell. Ein 16jähriger schwachsinniger Knabe, der lügenhaft und unstet war, betrieb Onanie und vergriff sich wiederholt an seiner Schwester, trieb sich außerdem in Bordellen herum.

Handelt es sich bei den Kindern der letztgenannten Gruppe meist um rohe und hinterlistige Charaktere, so tritt die Roheit bei der Notzucht ganz in den Vordergrund. Ein 11jähriger Junge machte schon seit einigen Jahren sexuelle Attentate auf Mädchen. In der letzten Zeit auch Beischlafversuche. Er war ein diebischer, roher Geselle. Ganz nach Art der Erwachsenen machte ein 16jähriger Junge auf ein radfahrendes erwachsenes Mädchen, dem er auf einer einsamen Straße aufgepaßt hat, einen Notzuchtsversuch. Ein anderer 15jähriger Junge verübte ein Sittlichkeitsverbrechen an einem im Hause wohnenden 3jährigen Mädchen.

Gefährlich sind bekanntlich schwachsinnige sexuell Erregte, welche in rücksichtsloser Weise Mädchen attackieren. Erwähnenswert ist noch ein 12jähriger Junge, der an hypophysärer Fettsucht leidet. Er befand sich als Ausgewiesener aus dem Ruhrgebiet bei einem Bauern und versuchte da an einem Mädchen Notzucht zu verüben. Es handelt sich um einen sonst in keiner Weise verwahrlosten Jungen.

Ähnlich wie bei den Knaben finden sich auch bei den Mädchen die geschlechtlichen Akte in der frühen Kindheit im Spiel oder durch Verführung. Ein 10jähriges Mädchen pflegte gewohnheitsmäßig mit einem 45 Jahre alten Manne geschlechtlichen Verkehr, wofür sie mit Kleidern beschenkt wurde. Außerdem betrieb sie Inzest mit einem älteren Bruder. Die häuslichen Verhältnisse waren sehr ungünstig. Die Mutter soll den geschlechtlichen Verkehr mit dem Manne gebilligt haben.

Während die Mehrzahl der Mädchen n a c h der Schulentlassung, also nach dem 14. Lebensjahr, zum Geschlechtsverkehr kommt oder sich prostituiert, finden sich nicht seltene Fälle, in denen das K i n d schon ausgesprochene Prostitution treibt. So besuchte ein 12jähriges Mädchen die Kaserne und verkehrte mit den Soldaten.

Wenn man bei den verwahrlosten Mädchen nach dem Zeitpunkt des ersten geschlechtlichen Verkehrs fragt, so erhält man in der Mehrzahl der Fälle den Bescheid, daß er in das 14. bzw. 15. Lebensjahr fiel, also in die Zeit der Schulentlassung, die das Signal zur Befreiung aus dem elterlichen Gewahrsam gibt. Der geschlechtliche Verkehr geschieht bei diesen Mädchen nicht auf der Grundlage einer geschlechtlichen Erregbarkeit oder Erregung, sondern auf der Basis der Vergnügungssucht. Der männliche Teil pflegt auch gar nicht im jugendlichen Alter zu stehen; er ist der Verführende insofern, als er dem Mädchen die Möglichkeit, die Vergnügungen zu besuchen, gibt, daran schließt sich dann mehr zufällig geradezu spielerisch häufig unter dem Einflusse des Alkohols der Geschlechtsverkehr ab. Die bei wahllosem Geschlechtsverkehr kaum zu vermeidende Folge, die Geschlechtskrankheit, pflegt erst in einem Alter von 16 bis 18 Jahren sich herauszustellen, sei es, daß polizeilicherseits eine Untersuchung stattfindet, sei es, daß tatsächlich die W a h l l o s i g k e i t des Geschlechtsverkehrs vielfach im Sinne einer Prostitution sich erst in diesen Jahren herausschält. Mir scheint das letztere das wesentliche zu sein.

Die schwerste soziale Entartung stellt zweifellos die j u g e n d l i c h e P r o s t i t u t i o n der Mädchen sowohl qualitativ wie quanti-

tativ dar. Über die Zahl der jugendlichen Prostituierten haben wir oben schon berichtet, es bleibt also noch übrig, über die Art der Verwahrlosung zu sprechen, und hier zeigt es sich, daß nach allen Richtungen die Prostituierten die schwerer Belasteten sind gegenüber dem Durchschnitt der verwahrlosten Mädchen. Die erbliche Belastung, sowohl in der Richtung psychischer Erkrankungen mit der Trunksucht zusammen, wie auch die erbliche Belastung mit sozialen Entgleisungen zeigt ein erheblich größeres Maß wie bei anderen Verwahrlosten. Insbesondere scheint soziale Entgleisung der Mutter, die meistens in der sexuellen Richtung vor sich gegangen ist, von ganz besonderer Bedeutung für die sexuelle Entgleisung der Tochter zu sein. Uneheliche Geburt wirkt nicht erschwerend, dagegen finden sich besonders viele Fälle, welche ungünstiger Umwelt entstammen. Daß die Prostituierten das Gros der Geschlechtskranken unter den Jugendlichen stellen, ist selbstverständlich. Daß sie auch, was den Alkoholgenuß betrifft, die sonstigen verwahrlosten Mädchen erheblich an Zahl überragen, ist naheliegend. Die körperliche nervöse Beschaffenheit ist im Durchschnitt erheblich ungünstiger als bei den anderen Mädchen. In der Eigenschaft der Unstetigkeit überwiegen die jugendlichen Prostituierten die Mädchen überhaupt um 100 Proz., so daß also die Mehrzahl der unsteten Mädchen sich der Prostitution zuwendet.

Als letzte Gruppe unter den sexuell Abwegigen mögen die Homosexuellen genannt sein. Sie sind an Zahl nur in sehr geringem Maße vertreten, fast nur im Rahmen des männlichen Geschlechts. Sie gehören im wesentlichen zu den aktiv Verwahrlosten.

Bekannt ist, daß nicht wenige erwachsene Prostituierte ausgesprochene homosexuelle Neigungen haben. Unter den jugendlichen Prostituierten scheint sich diese Eigenschaft kaum zu finden. Ich konnte nur beobachten, daß bei einer jugendlichen Prostituierten mit erheblichen psychogenen Eigenschaften, die sozial nach verschiedenen Richtungen typisch entgleist war, mit Eintreten der psychischen Beruhigung ausgesprochen homosexuelle Neigungen, die früher nicht da waren bzw. nicht auffielen, im 19. Lebensjahr in Erscheinung traten.

Daß Kinder und Jugendliche bis zum entscheidenden Eintritt der Pubertät in der Richtung ihrer sexuellen Neigungen schwankend sind, ist bekannt. Deshalb ist es auch erklärlich, daß geschlechtlich abwegige Kinder ihren Trieben, sowohl nach der hetero- als nach der homosexuellen Seite hin ihren Lauf lassen. Daß die Verführung durch eine Schwester, wie in dem oben schon angeführten Falle der Kinder Vollhardt sich homosexuell auswirkt, ist naheliegend. Schwach-

sinnige mit tierischen, durch keine Vernunft gebändigten Triebe, werden sich ebenfalls öfters gleichgeschlechtlich betätigen.

Ein Knabe von 15 Jahren verhielt sich schamlos, indem er mit einem Gleichgeschlechtlichen per os verkehren wollte. Es handelte sich um einen schwer hysterischen Jüngling, der eine ängstlich-schüchterne Artung aufwies, aber unter starken sexuellen Phantasien litt.

Es wird immer wieder behauptet, daß die Onanie homosexuelle Handlungen zur Folge haben könnte. Die Wahrscheinlichkeit spricht dagegen; ist doch die Onanie, wie oben schon erwähnt, eine weitverbreitete Handlungsweise und dementsprechend müßte homosexuelle Geschlechtsbetätigung sehr viel häufiger vorkommen, als es wirklich der Fall ist. Es ist wohl anzunehmen, daß ein Wissensschwacher in der Zeit der Pubertät, in der sich erst das heterosexuelle Ziel ausbildet, durch Verführung der homosexuellen Betätigungsweise ausgeliefert wird. — Ein 16jähriger Obersekundaner, der früher viel onaniert hatte und zu Eigentumsvergehen neigte, lernte im Theater einen Kapellmeister kennen, mit dem er geschlechtlich verkehrte.

Unstete Knaben machen bei ihrem Herumtreiben gelegentlich die Bekanntschaft von Homosexuellen, deren Verführung sie anheimfallen. Unter den homosexuellen Jugendlichen finden sich gelegentlich homosexuelle Prostituierte männlichen Geschlechts. Bei diesen handelt es sich in der Regel um die geschäftliche Ausbeutung des homosexuellen Sichhingebens, während sie erotisch heterosexuell sind. Ein 17jähriger Jugendlicher war ausgesprochen unstet und arbeitsscheu. Er verkehrte in homosexuellen Kreisen, insbesondere auch mit anderen homosexuellen Jungens, nebenher aber trieb er Geschlechtsverkehr mit Dirnen.

n) Genußsucht.

Alkohol.

Zu den häufigsten und dabei schädlichsten Genußmitteln gehört der Alkohol. Sowohl der Alkohol wie der später zu besprechende Tabak dienen sehr häufig gemeinsam der Genußsucht, womit natürlicherweise der Besuch von Vergnügungslokalen verbunden ist. So finden wir bei recht vielen Jugendlichen Genuß von Alkohol, von Nikotin und Besuch von Vergnügungsstätten vereinigt, und wir halten es für richtig, diese Auswirkungen der Genußsucht gemeinsam in einem Abschnitt zu besprechen.

Als wesentliche Erscheinung der jugendlichen Verwahrlosung erscheint der Alkohol in etwa 9 Proz. sämtlicher Fälle. Dabei sind die Mädchen mit 11 Proz. im Übergewicht gegenüber den Knaben mit 7 Proz. Die Mädchen gehören zum größeren Teil der Gruppe der jugendlichen Prostitutierten an. Es handelt sich kaum in einem Falle um einen chronischen Alkoholgenuß, d. h. um eine Alkoholmenge, deren schädigende Wirkung bis zur Zuführung neuer Alkoholmengen reicht und dadurch kumulierend wirkt, sondern es handelt sich um Jugendliche, die öfters oder auch nur gelegentlich merklich große Alkoholmengen zu sich nehmen. Es ist damit schon gesagt, daß chronische Schädigungen durch Alkohol im Sinne eines chronischen Alkoholmißbrauchs nicht in Betracht kommen, wohl aber ist der Alkohol geeignet, die Hemmungen von seiten des Willens oder, ins Soziale übersetzt, die sittliche Festigkeit zu durchbrechen und die Vernunft auszuschalten, so daß unüberlegte Handlungen zustande kommen. Die Auswertung dieser Handlungen ist bei den verschiedenen Geschlechtern nach dem Alkoholgenuß genau so verschieden, als die Unterschiede in dem sozialwidrigen Verhalten der beiden Geschlechter überhaupt sind. Fast durchweg ist der Alkoholgenuß auf die Zeit nach der Schulentlassung beschränkt. Es beruht diese Erfahrung wohl nicht so sehr auf der Grundlage gesetzlicher Bestimmungen, welche es den Wirten verbietet, Jugendlichen unter 16 Jahren Alkohol zu verabreichen, als vielmehr auf der Basis des Umstandes, daß Kindern vor Vollendung des 15. Lebensjahres, d. h. vor Entlassung aus der Schule, in unseren Gegenden sich kaum die Gelegenheit darbietet, in der Öffentlichkeit Alkohol zu sich zu nehmen, wenn nicht etwa in Begleitung von Erwachsenen, was immerhin sozial harmloser ist.

Sehr häufig wird bei den jugendlichen K n a b e n der Erlös aus Diebstählen in Alkohol und Nikotin angelegt. Manchmal ist es der Besuch des Klublokals, der zu Alkoholgenuß reizt. Bei Knaben mit sexuellen Neigungen dient der Besuch von Lokalen zusammen mit Mädchen, oder von Lokalen mit Mädchenbedienung zum Alkoholgenuß, der dann mehr eine Begleiterscheinung des oft „interessanten" Erlebnisses bildet, darum aber nicht weniger verführerisch wirkt. Ein 14jähriger Junge beging einen Einbruchsdiebstahl in der Betrunkenheit, ein 15jähriger unsteter Dieb war häufig betrunken.

Während bei Knaben die Art des Alkohols im wesentlichen in Bier, selten in Wein, manchmal auch in Schnaps besteht, steht bei den M ä d c h e n der Likör im Vordergrund. Die Gelegenheit zum Alkoholgenuß gewährt der Besuch von Vergnügungsstätten, wo natürlich eine

Zusammenkunft mit männlichen Personen, sei es zufällig, sei es, wie in den meisten Fällen, beabsichtigt zustande kommt. Es ist klar, daß bei den im allgemeinen gegenüber Alkoholgenuß auch weniger widerstandsfähigen Mädchen der Alkohol als Stimulans wirkt, indem er zuerst zu einer psychomotorischen Erregung führt und im weiteren Verlaufe als willenslähmendes Mittel sich verheerend, vor allen in geschlechtlicher Beziehung, auswertet. Zu einem nicht geringen Teil ist sicherlich der Likör an der frühzeitigen geschlechtlichen Zügellosigkeit der Mädchen schuld. Selbstverständlich bleibt es nicht beim Alkohol, sondern es kommt dazu die erschlaffende Wirkung des Nikotins in Gestalt von Zigaretten und der Tanz, der ähnlich wie andere körperliche Übungen, zunächst nicht ermüdend, sondern psychomotorisch erregend und weiterhin selbstverständlich reizend auf dem sinnlichen Gebiete wirkt.

Ein 15jähriges Mädchen ging täglich aus und war bisweilen betrunken. Ein 16jähriges Mädchen, das in einer Wirtschaft bediente, war einen um den anderen Tag betrunken. — Häufig kam es zu Betrunkenheit bei der Feier eines Geburtstages. — Daß die Prostituierten besonders häufig und besonders stark dem Alkohol unterliegen, bedarf keiner besonderen Begründung.

Nikotin.

Der Nikotinmißbrauch ist bei den Jugendlichen ungleich häufiger als der Alkoholmißbrauch. Diese Erfahrung trifft auch auf die jugendlichen Verwahrlosten zu. Die Knaben bevorzugen Zigarren, z. T. auch Zigaretten, die Mädchen natürlich die Zigaretten. Bei den Jugendlichen gilt durchaus die Regel: Wer trinkt, raucht auch. Einen direkten Schaden durch den Nikotingenuß kann man schwer feststellen. insbesondere läßt sich kaum unterscheiden, ob nervöse Störungen bei den Jugendlichen, wie Zittern der Hände und der Augenlider, auf das Rauchen oder auf sonst bedingte nervöse Zustände zurückzuführen sind. Sicherlich ist das Rauchen, insbesondere bei Jugendlichen, nicht harmlos. Es ist ganz klar, daß manche Palpitatio cordis Nikotinschädigung ist; es ist ebenso sicher, daß Kopfschmerzen Tabakmißbrauch entspringen können, und es ist auch gar keine Frage, daß gewisse Müdigkeitserscheinungen, psychische und körperliche Schlaffheit mit Willensschwäche eine Folgeerscheinung akuten und chronischen Nikotinmißbrauchs sein können. Da aber bei nervösen Jugendlichen und vor allem bei verwahrlosten Jugendlichen die verschiedentlichsten Schädigungen, auch sexueller Art, und wenn es sich auch nur um Onanie handelt, zusammentreffen, so ist kaum jemals mit Be-

stimmtheit zu sagen, auf welche Schädigung die einzelne Erscheinung zurückzuführen ist. — Ein Junge litt mit 14 Jahren schon an einer ausgesprochenen Nikotinvergiftung chronischer Art.

Vergnügungssucht.

Die Vergnügungssucht stellt für einen großen Teil sozialwidriger Motive die Grundlage dar. Es ist klar, daß ein sittlich haltloser Jugendlicher, wenn er die nötigen Mittel nicht verdient oder von seinen Eltern bekommt, auf Auswege sinnt, sich die benötigten Geldmittel anderswoher zu verschaffen. Der männliche Jugendliche wird so zu Unterschlagung, Betrug und Diebstahl hingeführt. Das Mädchen stiehlt entweder oder es nimmt Geschenke an. Da die Geschenke natürlich entweder überhaupt nicht oder sicherlich nicht auf die Dauer ohne Entgelt verabreicht werden, so liegt es bei dem sexuell haltlosen Mädchen nahe, daß es sich durch geschlechtliche Hingabe an den Mann des Geschenkes würdig zu erweisen sucht bzw. es zu verdienen sucht. Dies letztere bedeutet die offenkundige Prostitution dann, wenn das Mädchen ihre geschlechtliche Ehre an Verschiedene verkauft. So findet sich eine gleitende Skala von Vergnügungssucht zum Verbrechen und zur Prostitution. Mit der Vergnügungssucht der Mädchen nahe verwandt ist die Eitelkeit, die Putzsucht, die Gier nach modischen Kleidern und nach Schmuck. Bei den männlichen Jugendlichen steht die Vergnügungssucht in naher Verbindung mit der Sucht nach Geld, nach Rauchwaren, nach Alkohol.

Das Ziel der Vergnügungssucht ist für das Mädchen das Ausgehen, der Tanz mit all seinen betäubenden umgebenden Mitteln, wie Musik, Likör und Zigaretten. Bei den Knaben ist es mehr der Alkohol, die Unterhaltung, auch der Mädchenverkehr. Der Besuch des Kinos als Vergnügungsstätte ist den Jugendlichen beider Geschlechter gemeinsam, immerhin überwiegen beim Kinobesuch die Mädchen. Er entspricht wohl der rezeptiven Art der Mädchen mehr, als der vorwiegend sich betätigenden und wirkenden Art der Knaben. Die Schäden des Kinobesuchs liegen einerseits auf gesundheitlichem Gebiet; es ist bekannt, daß eine Kinovorstellung ermüdet, indem sie auf das Auge wenigstens vorübergehend schädigend wirkt. Andererseits beruht die soziale Schädigung des Kinos auf der sich aufdrängenden Anregung, welche die Phantasie geradezu aufzupeitschen vermag. Es ist verständlich, daß phantasievoll angelegte Kinder und Jugendliche das Gesehene in einem Maße in ihr geistiges Inventar aufnehmen, daß die Grenze von Wirklichkeit, Möglichkeit und Erfindung verwischt wird und unter Umständen in der Folge die Phantasie in die Wirklichkeit umgesetzt wird.

Willenschwache Suggestible, auch Schwachsinnige, bei denen die Vermischung mit Willensschwäche sich ja oft so tragisch auswirkt, sind auf anderem Wege infolge des ihnen eigentümlichen Mechanismus ohne den Umweg über die Phantasie und die Einbildungskraft imstande, das Gesehene zu realisieren. Die einen lieben die Wildwestgeschichten, ein wunderbares Vorbild für die Unsteten, auch für die Phantastischen, die anderen Detektivromane, die manchen diebisch Veranlagten verderblich sind; und wieder andere, besonders die Mädchen, bevorzugen Liebesgeschichten, die noch dazu in einem Rahmen vorgeführt werden, welcher der materiellen Lage der meisten diametral entgegengesetzt ist.

Unter den vergnügungssüchtigen Knaben überwiegen die Eigentumsverbrecher, unter den Mädchen die sexuell und in bezug auf fremdes Eigentum Abwegigen. Wenn wir den Versuch machen, die Zahl der Vergnügungssüchtigen in Prozenten auszudrücken, so kommen wir bei den Knaben auf mindestens 12 Proz. und bei den Mädchen auf mindestens 25 Proz. der Gesamtzahl, ein Unterschied, der charakteristisch genug ist. Die Verteilung auf aktiv und passiv Verwahrloste zeigt keine Bevorzugung nach der einen oder anderen Richtung. Unter den vergüngungssüchtigen Knaben fehlen die Bettnässer, während sie bei den vergüngungssüchtigen Mädchen, insbesondere bei den Prostitutierten, recht oft vertreten sind, wie ja überhaupt sich unter den Prostituierten merkwürdigerweise viele Bettnässerinnen befinden. Die Rohen und Grausamen sind erfahrungsgemäß nicht vergnügungssüchtig.

In einer losen Verwandtschaft zur Vergnügungssucht steht die L e k t ü r e. Die Unsteten und die Phantastischen sind diejenigen unter den Verwahrlosten, welche der Lektüre nachjagen. Das Lesematerial ist zweifellos weitgehend der Aufsicht des Elternhauses und der weiteren Umwelt, wie Schule, Lehrstelle, Haushalt, zugänglich und verhältnismäßig leicht kontrollierbar. Es gibt kaum eine Seite sozialen Entgleisens, die so leicht durch äußere Mittel zu beseitigen wäre, wie das Erlangen und Lesen von Schundliteratur. Dazu gehört nicht nur der bekannte Schund in Gestalt aufreizender, phantastischer Indianer- und Trappergeschichten, nicht nur die lumpigen, der Wirklichkeit weit entrückten Liebesaffären, sondern auch weitgehend die Zeitungslektüre. Der verbrecherische Jugendliche findet in manchen Zeitungen so detaillierte Beschreibungen von Verbrechen aller Art für jeden Geschmack, daß seine Phantasie und schließlich sein Tun einen gewaltigen Anreiz nach der Seite der Wirklichkeit erfährt. Der Mechanismus ist ganz ähnlich wie bei dem Anreiz durch Besuch des Kinos.

Das Sichversenken in die Lektüre bedeutet sicherlich eine ganz besondere Vertiefung der Eindrücke; sie werden dadurch nachhaltiger und eindringlicher. Während für den Schwachsinnigen die Verfolgung einer Geschichte infolge der erschwerten Auffassung schwierig sein kann, ist die Lektüre infolge des steten Zur-Hand-seins und der längeren Gelegenheit des Genusses leichter, aber auch wirksamer. Allerdings wird an das Kombinationsvermögen bei der Lektüre größere Anforderungen gestellt wie im Kino, das ja die Szenen in voller Ausbildung mit allem Schmuck und Flitter plastisch und fertig vor Augen führt.

o) Lügenhaftigkeit und Faulheit.

Während wir das Naschen und das Schulelaufen als Vorstufen sozialer Entartung in das Gebiet unserer Besprechung in den obigen Ausführungen einbezogen haben, haben wir das lügnerische und faule Kind und die dementsprechenden Jugendlichen bisher nicht besprochen. Es ist sicherlich richtig, daß das Naschen, ebenso wie das Lügen und die Faulheit in ihrer sozialen Auswertung im wesentlichen allen Kindern und Jugendlichen in irgend einer Altersstufe zukommt. Das Schulelaufen kann schon eher als eine Spezialität gelten und steht mit einer beginnenden Verwahrlosung in sehr nahem Zusammenhang; dagegen ist das Naschen doch vielfach sehr harmlos und nicht als ein Verwahrlosungssymptom spezifischer Art zu buchen. Ähnlich verhält es sich mit der Lüge und der Faulheit. Das spielende Kind sagt die Unwahrheit oft rein auf der Grundlage phantastischen Erlebens und infolge des Entrücktseins aus der Wirklichkeit. Jedes gewaltsame Versetzen in die prosaische Wirklichkeit verwundet das kindliche Gemüt, dem ja das Spielen in der Unwirklichkeit zunächst die Schule für das Leben bedeutet. Aus diesem Gesichtspunkt heraus sind die Übergänge vom Spiel zur Wirklichkeit, vom Sprechen des Unwirklichen zur Lüge fließende. Anders verhält es sich natürlich, wenn das Kind aus der Wirklichkeit heraus durch falsche Angaben Material zum Spiel gewinnen will. Hier ist der Übergang zur wirklichen Lüge, und hier muß die Erziehung zur Schärfung des sozialen Gewissens eingreifen. Ein weiterer Grad der Lüge ist das Aussprechen der Unwahrheit, um sich bewußt, wenn auch unvernünftig, Vorteile zu verschaffen. Nicht die einzelne Lüge, sondern der Hang zur Lüge ist das wesentliche. Sozial und forensisch kann allerdings nur die Quantität gewertet werden, d. h. das Maß des Vorteils, den sich das Kind oder die jugendliche Person verschafft. Es wird ja nicht die Lüge bestraft, sondern der erzielte Vorteil bzw. der Umfang des Schadens. Aus dieser kurzen

Überlegung ergibt sich schon, wie unmöglich eine gerechte Bestrafung ist und wie nur ein individuelles Strafmaß unter genauer Beachtung der psychischen Einstellung des zu Bestrafenden vernünftig und auch erträglich sein kann.

Die Faulheit ist ebensowenig wie das Lügen eine psychologische Einheit. Sie bedeutet die Verbindung einer körperlichen und geistigen Trägheit mit der Unvollkommenheit in der Ausführung pflichtgemäßer Aufgaben. Was das Psychische betrifft, so kann es sich einerseits um eine Verlangsamung geistiger Reaktionen, besonders der Auffassung und der Aufmerksamkeit bei Schwachsinnigen, andererseits um einen Hemmungszustand psychomotorischer Art und schließlich um Zerfahrenheit handeln. Im Mittelpunkt des psychologischen Geschehens steht wohl die Art der Gedankenverknüpfung, also eines Denkvorganges. Wir wissen, daß dieser bei Schwachsinnigen, bei Gehemmten bzw. Zerstreuten und bei Zerfahrenen ein verschiedener ist. Als vierte Möglichkeit ist starke Ermüdbarkeit im Sinne einer Schwäche körperlicher und psychischer Art anzusehen.

Die soziale Auswertung ist die Insuffizienz gegenüber der Aufgabe. Der Typ der Faulheit ist der Pflegmatische, während der Lebhafte und Angeregte im Volksbewußtsein als leichtfertig gilt. Wenden wir unsere sozialen Typen auf die Faulheit an, so finden sich die Faulen hauptsächlich unter den Unsteten und hier wiederum hauptsächlich unter den Tatenlosen. Die Jugendlichen, die dieser Kombination unterworfen sind, gehören zweifellos zu den schwer Erziehbaren.

p) Das einzige Kind.

Schließlich möchte noch kurz darauf hingewiesen werden, daß das „einzige Kind", soweit es sich unter den hier in Betracht gezogenen Fällen befindet, keine besondere Artung aufweist. Es ist verhältnismäßig selten in dem angezogenen Material; es bestehen keine Anhaltspunkte dafür, daß es der jugendlichen Verwahrlosung leichter verfällt, wie die geschwisterreichen Kinder. Es scheint in demselben Maße zu verwahrlosen wie die übrigen. Wenn das einzige Kind leicht einer gewissen Unzulänglichkeit anheim fällt infolge des Zwiespaltes zwischen dem Verlangen nach Vollkommenheit und des Versagens infolge zu geringer Willensbildung, so besteht doch der Eindruck, daß die rauhe Wirklichkeit schon in der Gemeinschaft der Schule die inneren Widersprüche abzustreifen beginnt und daß das Heraustreten in das öffentliche Leben nach der Schulentlassung die bestehenden psychischen Unebenheiten rasch zu glätten imstande ist.

5. Die Bekämpfung der jugendlichen Verwahrlosung.

Darüber, daß es notwendig ist, die jugendliche Verwahrlosung zu bekämpfen, kann kein Zweifel bestehen; tatsächlich hat auch der Kampf in allen Kulturländern auf breiter Grundlage mit vollen Kräften und mit weitgehender Zielsetzung begonnen.

Wenn wir erreichen, daß die Vererbung krankhafter Erscheinungen von seiten des Körpers und Geistes und damit der sozialwidrigen Eigenschaften verhindert wird, so werden wir nur mit einem geringen Reste neu entstehender sozialer Verwahrlosung zu rechnen haben. Daß aus diesem Reste sich im Verlaufe von einer oder mehrerer Generationen neue Erbmassen bilden können, ist kaum zu bezweifeln. Aus einem durch Krankheiten defekt werdenden Material werden geistig oder sozial minderwertige Nachkommen entstehen. Da die Tötung der Defekten und damit die Vernichtung der defekten Erbmasse ausgeschlossen ist, sind andere Maßregeln zu ergreifen. Die Ausmerzung durch Züchtung, d. h. durch Kopulierung mit hochwertigen Persönlichkeiten kann nach den Vererbungsregeln nicht genügend wirksam sein. Es bleibt also nur, da ein Verbot der Fortpflanzung zwecklos ist, das Eingreifen in die Funktionen, die der Fortpflanzung dienen. Als solche stehen uns zur Verfügung die blutige bzw. unblutige Kastration und die Sterilisierung. Eine Kastration auf Zeit ist praktisch nicht durchführbar, weil die Auswahl der Persönlichkeit so sein muß, daß nach menschlichem Ermessen das betreffende Individuum einen derartigen psychischen und sozialen Schädling darstellt, daß keinerlei Aussicht vorhanden ist, eine im Durchschnitt günstige Nachkommenschaft jemals zu erzielen. Es handelt sich bei diesen Maßnahmen nicht um die Erzielung einer Besserung der sozial abwegigen Triebe der betreffenden Persönlichkeit, sondern um Ausschluß der Nachkommenschaft. Es ist auch zweifelhaft und nachzuprüfen, ob durch eine Kastration das Triebleben von der organischen Seite her wesentlich beeinflußt wird. Eine reine psychische Beeinflussung wird bei entsprechend gearteten Personen nur eine vorübergehende sein. Da die Kastration in der Tat wohl nicht mehr Vorteile verspricht wie die Sterilisierung, letztere aber einen einfachen körperlichen Eingriff bedeutet, so ist sie die Methode der Wahl. Zur Legitimierung des Eingriffes ist das Einverständnis der betreffenden Person, des Vormundes, nötig, außerdem würde es sich empfehlen, den einzelnen Fall kommissarisch durch Sachverständige begutachten zu lassen und dieses Protokoll bei einer Behörde zu hinterlegen. Unter solchen Vorsichtsmaßregeln kann an das Problem der Sterilisierung geistig, körperlich und sozial Unzulänglicher herangetreten werden. Tatsächlich

kann nur auf diesem Wege eine allmähliche Besserung der Verhältnisse herbeigeführt werden.

Die Bekämpfung der jugendlichen Verwahrlosung muß weiterhin einsetzen gegen die Summe der gesellschaftswidrigen Einflüsse der Umwelt. In diesem Satz steckt die ganze soziale Fürsorge, die die Allgemeinheit aufbringt, sei es durch gesetzliche Maßnahmen, sei es durch freiwillige Maßnahmen von seiten der verschiedenen Organisationen. Der zunächst beteiligte Faktor ist die Familie. Hierzu zählt die Erhaltung der Familie, der sittliche und soziale Hochstand der Familie, die sittliche Höhe der weiteren Umgebung, insbesondere der Schule und der beruflichen Umwelt. Von wesentlicher Bedeutung ist die Lage der Erwerbs- und Wohnungsverhältnisse, der Arbeitsmöglichkeit und -freudigkeit. Unterstützend muß die Einschränkung der Möglichkeit wirken, die Genußsucht in öffentlichen Vergnügungsstätten zu befriedigen, ferner die Einschränkung bzw. Verhinderung des Genusses von Alkohol und Nikotin.

Schließlich gilt der Kampf den Auswirkungen gesellschaftswidriger psychischer Eigenschaften. Hier hat einzusetzen die Erziehung im Hause, in der Schule und in der Arbeitsstätte durch Umbildung der gesellschaftswidrigen psychischen Verhaltungsweise in eine sozial günstige.

Die Grundlage zu der Bekämpfung ist die Aufklärung aller Bevölkerungsschichten und Berufsklassen über rassenbiologische Maßnahmen, über die Wichtigkeit sozialer Handlungsfreudigkeit und über die Wichtigkeit des erzieherischen Einflusses.

Kommen behördliche erzieherische Maßnahmen in Frage, so ist es unbedingt notwendig, neben den Verwaltungsbeamten und Pädagogen den sachverständigen Arzt zu hören. Die verständnisvolle Zusammenarbeit dieser drei Faktoren wird es in der Mehrzahl der Fälle ermöglichen, die Umweltsbedingungen zu verbessern. Es ist daran festzuhalten, daß die günstigsten Umweltsbedingungen die Familie gibt, so daß bei der Notwendigkeit, einen Jugendlichen der eigenen Familie zu entziehen, zunächst immer die Frage zu prüfen ist, ob die Eigenart der Persönlichkeit die Verbringung in ein neues Familienmilieu ermöglicht. Erst bei Verneinung dieser Frage kommen Erziehungsanstalten der verschiedenen Schattierungen in Betracht. Die Frage der Unerziehbarkeit, die zunächst eine Frage der Umweltsbedingungen ist, ist erst dann zu beantworten, wenn alle nur möglichen Versuche bei genauester Kenntnis der Individualität des Jugendlichen durchgeführt sind, abgesehen von Fällen, bei denen die

Umweltsbedingungen bedeutungslos sind, und das sind eigentlich nur die Kranken.

Besteht die Möglichkeit, die jugendlichen Verwahrlosten durch Strafe zu bessern? Die Voraussetzung einer Strafe ist die Beeinflussung des Täters. Die Strafe muß also in einem richtigen Verhältnis zu der Beeinflußbarkeit des Jugendlichen stehen. Dazu ist die genaue Kenntnis der psychischen Qualitäten des Jugendlichen nötig. Die Strafe soll nach dem Geiste moderner Strafgesetzgebung bessernd bzw. erzieherisch wirken. Sie muß also einen Eindruck machen, und zwar nicht nur einen momentanen, sondern einen dauernden. Der Täter muß bis zu dem Zeitpunkt freier Bewährung unter dem Drucke, unter dem Bewußtsein des Sichbessernmüssens stehen; darum hat eine Strafe nur dann einen Zweck, wenn sie einen solchen Druck hervorruft, wenn sie eine Umstellung des sozialwidrigen Auswirkens zustande bringt. Ist die Verwahrlosung rein passiv, so hat eine Strafe keinen Zweck, es kommen dann nur medizinische, heilpädagogische bzw. Umweltsmaßnahmen in Frage. Ist dagegen die Verwahrlosung eine aktive und nicht auf krankhafte Verhältnisse zurückzuführen, so tritt die Strafe in ihr Recht. Eine Bewährungsfrist ist für die meisten Jugendlichen keine Strafe, sondern nur die Befreiung von dem Druck, der bis zur gerichtlichen Verhandlung auf ihm lag. Er hält es in den meisten Fällen für selbstverständlich, daß er sich bewährt, denn der stete Kräftezuwachs an physischen und psychischen Qualitäten, den die Entwicklung des Jugendlichen naturgemäß mit sich bringt, stärkt das Selbstbewußtsein in jedem Moment. Der Vollzug einer Freiheitsstrafe ist anerkanntermaßen, sei es bei Einzelhaft aus psychischen Gründen, sei es in der Kollektivhaft aus sozialen Gründen, mit soviel Fährlichkeiten verbunden, daß der Gesetzgeber und in dessem Sinne der Richter in der Regel davon absieht. Der Strafvollzug ist bei Jugendlichen und Erwachsenen nach Abflauen des Schocks, der Einschließung und Abschließung geeignet, das Schamgefühl zu töten und die Selbstachtung auf das niedrigste Niveau herabzudrücken. Wenn keine Schädigung der Gesundheit oder des sozialen Empfindens eintritt, so kann man damit rechnen, daß der Strafvollzug den Zweck der Besserung verfehlt hat. Eine mildere Art der Bestrafung in der Form der Abschließung ist die Unterbringung in einer Bewahranstalt. Diese wird nicht viel anders wirken, als ein Kollektivstrafvollzug. Stehen die erzieherischen Maßnahmen im Vordergrunde und tritt damit eine strenge Individualisierung ein, so muß aus Gründen der Erziehung bzw. der Einwirkung des Erziehers und des Verhältnisses des Erziehers zu dem zu Erziehenden der Stand-

punkt der Besserung im Sinne einer Strafe zurücktreten. Die einzige Möglichkeit, die Autorität der Strafe, die man nicht ganz entbehren kann, zu stützen, ist die reale Wiedergutmachung.

Der Eigentumsverbrecher muß an dem Ersatz des in Besitz genommenen fremden Eigentums arbeiten. Er muß verurteilt werden, für eine kürzere oder längere Zeit eine Arbeit zu leisten, die entweder den Geschädigten entschädigt oder der Allgemeinheit, aber in einer persönlichen Form, zugute kommt. Wenn z. B. ein unstetes Mädchen ein Paar Strümpfe stiehlt, so empfiehlt es sich, dem Mädchen die Strafe aufzuerlegen, für eine gewisse Zeit wöchentlich 1 Paar Strümpfe abzuliefern. Wenn sie der auferlegten Strafe nicht nachkommt, läuft sie Gefahr, der Bewährungsfrist verlustig zu gehen. Schwieriger ist eine individuelle Bestrafung bei den Sittlichkeitsverbrechern. Auch sie müßten gezwungen werden, durch ihre Arbeit die beschädigte Person materiell zu entschädigen. Ein solches System ließe sich auch stufenweise ausbauen. Soviel bekannt, wird an manchen Stellen schon jetzt gerne auf die Entschädigung des Geschädigten durch persönliche Arbeit zurückgegriffen, und das Jugendgerichtsgesetz befürwortet derartige richterliche Maßnahmen.

Zum Schluß möchte noch kurz auf die Strafe durch körperliche Züchtigung eingegangen werden. Daß eine körperliche Züchtigung nicht nur beim Kinde, sondern auch beim Jugendlichen, wenn der psychologisch richtige Augenblick entsprechend erfaßt wird, als Schockwirkung durch eine geradezu zelluläre Änderung der Willensrichtung günstig, auch heilend wirken kann, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso sicher ist es aber auch, daß ein solches intuitives Erfassen der Gelegenheit schon aus äußeren Gründen den wenigsten Erziehern möglich sein wird. Hierbei wäre durch eine richtige Mischung von Willensentschluß und Affekt eine „vernünftige“ Strafe noch möglich. Zu dieser Form der Bestrafung wird am ersten den Eltern Gelegenheit gegeben sein. Anders liegt die Sache in Erziehungsanstalten. Hier besteht die Gefahr, daß die Züchtigung in ein Schema „nach Vorschrift“ gefügt wird, sozusagen zu einem Bestandteil der Hausordnung wird. Es wird auf gewissen Vergehen die Prügelstrafe stehen, ähnlich, wie dies noch vor gar nicht sehr langer Zeit in Gefängnissen üblich war. Die Folge ist die, daß die Strafe gemäß der Schematisierung nicht individuell erzieherisch wirkt, sondern im besten Falle abschreckend sich auswerten kann. Selbstverständlich begibt sich ein hochgestelltes Erziehungspersonal nur ungern auf eine solch niedrig stehende Stufe der erzieherischen Einwirkung. Noch bedenklicher wird die Prügelstrafe, wenn sie im Affekt

ohne Vernunft verabreicht wird. Dann sinkt sie sehr leicht auf das Niveau der Rache, der Vergeltung herab, wirkt nicht erzieherisch, sondern erbitternd und kann sehr leicht zu einer sadistischen oder sogar masochistischen Handlung (M. Cohn) werden und dadurch bei entsprechend angelegten Erziehern und Zöglingen unermeßlichen Schaden anrichten.

Aus all den angeführten Gründen erscheint der Zeitpunkt als recht nahe erwünscht, an dem die körperliche Züchtigung als Strafe in Erziehungsanstalten, da mehr schädlich wie nützlich, als veraltet ausscheidet. Je eher dieser Zeitpunkt kommt, desto besser ist es für das Ansehen und die Erziehungsmethode! Sicherlich wird die Prügelstrafe ohnedies in den Erziehungsanstalten denselben Weg gehen, den sie vor vielen Jahrzehnten in den Anstalten für Geisteskranke gegangen ist und in den letzten Jahrzehnten auch in den Gefängnissen gefunden hat. In keiner dieser Anstalten wird das Bedürfnis nach Wiedereinführung des Prügelns rege!

Literaturverzeichnis.

1. R. Bolte: Uneheliche Herkunft und Degeneration. Arch. f. Rassenbiol. 1906, Bd. 3. — 2. M. Cohn: Kinderprügel und Masochismus. Beiträge zur Kinderforschung und Heilerziehung, H. 95. Langensalza 1911, H. Beyer und Söhne. — 3. A. Gregor u. E. Voigtländer: Die Verwahrlosung. Berlin 1918, S. Karger. — 4. H. Gruhle: Die Ursachen der jugendlichen Verwahrlosung und Kriminalität. Berlin 1912, J. Springer. — 5. A. Homburger: Vorlesungen über Psychopathologie des Kindesalters. Berlin 1926, J. Springer. — 6. Ders.: Bericht über die dritte Tagung über Psychopathenfürsorge, Heidelberg 1924. Berlin 1925, J. Springer. — 7. O. Rehm: Psychiatrische Untersuchungen an Fürsorgezöglingen. Zeitschr. f. Kinderforschung 1924, Bd. 30, H. 1. — 8. Ders.: Jugendliche Kotspieler. Zeitschr. f. Kinderforschung 1925, Bd. 30, H. 4/5. — 9. K. Schneider: Studien über Persönlichkeit und Schicksal eingeschriebener Prostituierter. Berlin 1921, J. Springer. — 10. E. Stier: Wandertrieb und pathologisches Fortlaufen bei Kindern. Jena 1913, G. Fischer. — 11. H. Többen: Über den Inzest. Wien 1925, Fr. Deuticke.

Verlag von S. KARGER in Berlin NW. 6

Verlag von S. KARGER in Berlin NW. 6

Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk

Von

Dr. med. et phil. Kurt Hildebrandt
Oberarzt an den Heilstätten Wittenau bei Berlin



BERLIN 1926
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

— Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite. —

Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk

Von

Dr. med. et phil. Kurt Hildebrandt
Oberarzt an den Heilstätten Wittenau bei Berlin



BERLIN 1926
VERLAG VON S. KARGER
KARLSTRASSE 15

Sonderausgabe der Abhandlungen aus der
Neurologie, Psychiatrie, Psychologie und ihren Grenzgebieten
Heft 38

Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Das Recht, Pathographien unserer großen Männer zu schreiben und in ihren Werken überall nach Zeichen der Krankheit zu fahnden, um sie vor die Öffentlichkeit zu ziehen, scheint unserm wissenschaftlichen Zeitalter ein selbstverständliches. Dennoch ist dies Recht im höheren Sinne zweifelhaft. Zweifellos ist allerdings das berechtigte Interesse der Irrenkunde in ihrem gegenwärtigen Stadium an solchen Pathographien, denn da man mit der mechanistischen Methode allein zur Zeit nicht weiterkommt und die Forscher sich der Wirkung des Schicksals auf die pathologische Entwicklung und der Bedeutung der individuellen Veranlagung für sie entschieden zuwenden, so müßte das Schicksal und das Wesen eines erkrankten Genies als eines besonders belehrenden Beispiels dringend erwünscht sein.

Dagegen streitet nun ein anderes Interesse. Das höchste und unentbehrlichste Gut einer Nation sind die Bilder ihrer großen Männer, denn mit der Behauptung, daß diese notwendig zum Begriff der Nation gehören, ist nicht zuviel gesagt. Wo es sich um ihr Leben und ihre Taten handelt, die unmittelbar als Realitäten wirken, da ist die psychiatrische Beurteilung weniger bedenklich. Wo es sich aber um Werke des Geistes und der Kunst handelt, die nicht nur *sind*, sondern auch *meinen* und wollen, da ist die Analyse des modernen Psychiaters gefährlich. Wer ist denn imstande, die Leistung eines Genies zu bewerten? Sicherlich sehr wenige, wenn es denn wirklich ein Genie ist, das als solches das Unerwartete, aus den geltenden Voraussetzungen

Nicht-Begreifliche vollbringt. Es ist ja eine wesentliche Eigenschaft der Kunst, das aussprechen zu können und zu dürfen, was im bürgerlichen Leben auszusprechen unvernünftig und unmöglich wäre. Jeder Arzt, der eben mit den Begriffen Größenwahn, Religiöser Wahn, Überwertige Idee, Phantastisches Denken hantieren kann, wird aus den Dichtungen *Äschylos* und *Pindars*, den Jugendgedichten *Goethes* und *Schillers* einen recht plausiblen Beweis ihrer Geisteskrankheit konstruieren können, der eben so lange sinnvoll erscheint, als man die zweckmäßig ausgewählten Dichtungen als Äußerungen des bürgerlichen Individuums, nicht als Zweige der Gesamtdichtung betrachtet. Sind doch auch *Hebbel, Schopenhauer, Wagner* von ihren medizinischen Zeitgenossen als geisteskrank erklärt. Diese bedenkliche Fähigkeit muß den Psychiater zur unbegrenzten Vorsicht mahnen und selbst die Forderung begründen, daß man sich mit großen Künstlern und Denkern als Pathologe nur dann auseinandersetzt, wenn man ihr Werk nicht zuerst vom pathologischen Standpunkt betrachtet hat, sondern es vordem als Ganzes kannte und verehrte.

Der Nur-Wissenschaftler wird einwenden, daß die Verehrung für den Forscher so verwerflich sei wie die Unterschätzung: es komme nur auf die reine, von keinem Gefühl getrübte Objektivität an. Nur seicht-rationalistische Gesinnung kann so empfinden. Das Genie zwingt den Verstehenden zur Verehrung, und wer von dieser Verehrung gar nichts spürt, der wird zum eigenen Vorteil sich besser Stoffen zuwenden, die sein Verständnis nicht übersteigen. Die Bilder unserer großen Männer sind keine starren Körper, die vor Rost und Motten gesichert sind, sie sind empfindliche lebendige Gebilde, die im Geist der Nachkommen bewahrt und dauernd gestaltet werden. Die öffentlich ausgesprochene Unterschätzung ist Mord, die Überschätzung, die durch Steigerung des Bildes neue Kräfte aufstacheln kann, ist auch im wissenschaftlichen Bereich doch nur ein leicht zu berichtigender Fehler.

So besteht nicht selten ein Konflikt zwischen dem Interesse der Spezial-Wissenschaft und der Nation, und ich würde mich für meine Person unbedingt zum überwiegenden Interesse an der Nation bekennen. Die Wissenschaft verpflichtet zur unbedingten Wahrheitsliebe, aber diese verwehrt keineswegs bei der Auswahl der Stoffe auf höhere Interessen Rücksicht zu nehmen, zumal wenn dieser „Stoff" für das Volk von hohem Wert, für die Wissenschaft aber bloß ein „Fall" unter vielen ist. Und weiter fordert diese Liebe zur Wahrheit nicht, daß man jeder Wahrheit zu einem großen populären Leben verhelfen müsse. Es gibt subtile Wahrheiten, die am besten im engen

Kreise von Gelehrten gedeihen, und es gibt große einfache Wahrheiten, die sich nur im Volksganzen voll entfalten können.

Wenn ich mit diesen Grundsätzen nach vieljährigem Studium der Werke *Nietzsches* auch die Bearbeitung der psychiatrischen Frage erwog, so bestand für mich jener Konflikt nicht mehr. Es besteht nicht mehr die Gefahr, überflüssiges Interesse an pathologisch verdächtigen Kleinigkeiten zu erwecken, denn längst ist in der Öffentlichkeit bis in viele Tageszeitungen hinein, weit mehr als wünschenswert war, über diese Gegenstände debattiert, ja man hat *Nietzsche* in bester Absicht zum heiligen Märtyrer einer Infektionskrankheit gemacht. Demgegenüber scheint es mir eine nicht ganz undankbare und auch für alle ernsthaften Leser von *Nietzsches* Werk nicht ganz unwichtige Aufgabe, in diesem wirren pathologischen Gewebe das Wahre, das Zweifelhafte und das Unwahre klar zu sondern.

Belangend das Interesse der psychiatrischen Wissenschaft muß allerdings zuvor gesagt werden, daß eine wissenschaftlich vollkommene Nachprüfung der Diagnose nicht möglich ist. Die Krankheitsgeschichte der Universitätsklinik Jena ist abhanden gekommen. Eine Sektion ist nicht vorgenommen. Die heute fast entscheidenden chemischen Untersuchungsmethoden des Blutes und die Spinalflüssigkeit existierten damals noch nicht.

Indessen kann ich auch hinzufügen, daß diese Mängel viel leichter wiegen, als es zuerst den Anschein hat. Daß eine Paralyse oder doch eine Lues-Psychose bestanden hat, ist immerhin so wahrscheinlich, daß man sich bei dieser Diagnose beruhigen darf. Das Wichtigste aus der Krankheitsgeschichte ist in einem Auszuge in *Möbius' Nietzsche*-Pathographie erhalten. Durch die Krankheitsgeschichte selbst würde wahrscheinlich der Blick nur auf viele Einzelheiten abgelenkt, ohne die Frage der Diagnose absolut entscheiden zu können. Unendlich viel wichtiger als das eine Jahr in der Klinik ist — auch für den Pathologen — *Nietzsches* Leben und Denken vor dem plötzlichen Zusammenbruch. Diese Stellungnahme wird man erst dann verstehen, wenn man die im Folgenden dargestellten Tatsachen kennt.

Die psychiatrische Entscheidung hat für *Nietzsches* Werk eine besondere Bedeutung. Wenn schon *Schopenhauer* und *Wagner* der Geisteskrankheit bezichtigt wurden, wieviel mehr mußte das in geistigen Dingen revolutionär, ja anarchistisch anmutende Werk *Nietzsches* bei vielen Laien die Kritik „geisteskrank“ veranlassen, und als nun die Katastrophe erfolgte, da hatten diese Kritiker es ja schon längst gewußt. Da war nun die Diagnose Paralyse von großem Gewicht, denn sie besagte ja, daß die Krankheit nichts mit der an-

geborenen Veranlagung, nichts mit dem früheren Werk zu tun hatte, sondern daß sie einen brutalen materiellen Vorgang, der ein gesundes Gehirn zerstört, darstellt. Aber nun trat ein hervorragender Neurologe[1]), zugleich ein gewandter Schriftsteller, auf, um nachzuweisen, daß fast alle berühmten Werke *Nietzsche*s schon Werke des Paralytikers seien. Fröhliche Wissenschaft, Zarathustra, Jenseits von Gut und Böse, Wille zur Macht, Der Fall Wagner, Götzendämmerung, Antichrist, Ecce homo, Nietzsche kontra Wagner, Dionysosdithyramben und die schönsten seiner Gedichte wurden demnach zu Werken eines unzurechnungsfähigen Geisteskranken gestempelt. Ein derartig langer Verlauf der Paralyse — neunzehn Jahre — widersprach zwar durchaus der damals bestehenden Meinung von einem zwei- bis dreijährigen Verlaufe, aber das Urteil des kompetenten Arztes mußte selbst für nahe Freunde *Nietzsche*s maßgebend werden.

Mit mathematischer Sicherheit ist der Zeitpunkt des Krankheitsbeginnes, wie aus dem Wesen der Paralyse folgt, nicht zu bestimmen. Darum hat man, als ich mich dieser Frage zuwandte, mir gesagt, es lohne nicht die Mühe, die eine solche Arbeit erfordere. Ich meine, daß ein solches Verhalten der Würde der Wissenschaft nicht angemessen ist. Wenn die Psychiatrie durch einen kompetenten Vertreter, aber auf Grund falscher Voraussetzungen, eins der größten Geisteswerke unserer Zeit als paralytisches Erzeugnis entwertet hat, so hat sie die Pflicht dem Volke gegenüber, ihr Gutachten zu revidieren, ohne nach dem Ertrag für sie selbst zu fragen. (Sie darf nicht verfahren wie *Wilson*, der uns zu Fall brachte und, als er seinen Fehler einsah, uns unserm Schicksal überließ.) Ich habe in diesem Sinne 1923 eine Art Gegengutachten in der „Zeitschrift für die gesamte Neurologie und Psychiatrie“[2]) veröffentlicht, in dem ich *Möbius*' Irrtümer aufdeckte. Darauf habe ich mehrfach zu hören bekommen, es sei ja wahrscheinlich, daß *Möbius* sich geirrt habe, aber schließlich sei seine Auffassung doch nicht ganz u n m ö g l i c h. Daß ist die Gesinnung, mit der ich mich nicht befreunden kann. Ich will mit *Möbius* nicht darüber rechten, ob er als Psychiater die p e r s ö n - l i c h e Ansicht haben durfte, *Nietzsche*s Paralyse sei 19 Jahre vor seinem Tode offenbar gewesen, sie habe aber wahrscheinlich schon 30 oder 34 Jahre vor dem Tode begonnen. Die Frage ist eine ganz andere. *Möbius* hat seine ausführliche, populäre Broschüre mit dem

---

[1]) *P. J. Möbius*, Über das Pathologische bei Nietzsche. Wiesbaden 1902.

[2]) Der Beginn von Nietzsches Geisteskrankheit. Ztschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie. 1924.

Ausruf an alle Leser von *Nietzsches* Werken geschlossen: „Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Geisteskranker.“ Wenn man aus persönlichem Drange, ohne Auftrag, sich an das Volk wendet, um einen berühmten Denker durch Geisteskrankheit zu diskreditieren, dann heißt die Frage nicht „möglich oder unmöglich“, sondern „bewiesen oder nicht“, oder wenigstens „begründet oder unbegründet“.

Jener Schlußsatz der *Möbius*schen Broschüre beleuchtet einen Einwand sehr prinzipieller Natur, den ich erfuhr. Man sagt, daß der objektive Wert einer geistigen Leistung durch die Diagnose ‚pathologisch oder nicht‘ gar nicht berührt werde. Als Grundsatz zur Beurteilung von Kunstwerken ist dies gewiß richtig: man soll das Kunstwerk rein auf sich wirken lassen, ohne nach der medizinischen Diagnose zu fragen. Wo es sich aber um Dunkelheiten des Werkes handelt, ist die Wirkung einer solchen Diagnose schon nicht mehr zu vermeiden: Was ohne sie als Affekt der Inspiration gelten konnte, gilt nun als Verworrenheit des Geisteskranken. Wo es sich aber nun gar nicht um reine, ein Sonderdasein führende Kunstwerke handelt, sondern um Predigten eines Reformators, Gesetze eines Führers, da fällt jener Neutralitäts-Grundsatz dahin. Ein Führer wirkt nicht durch die logische Überzeugungskraft des einzelnen für sich betrachteten Gebotes, sondern durch die gesamte bis dahin bewährte autoritative Kraft seiner Persönlichkeit.

Man darf sich also durch die verführerischen Grundsätze einer unbegrenzten Arbeitsteilung, einer abstrakten Objektivität nicht täuschen lassen. Ja, ich möchte sagen, daß diese Abstraktion der wahren Objektivität im Wesen widerspricht. Es gibt nicht einen physiologischen und einen künstlerischen *Nietzsche,* sondern nur einen leibhaften *Nietzsche.* Der Mediziner mag die Aufmerksamkeit nur auf die krankhaften Züge, der Ästhet nur auf die formale Seite seiner Werke richten: aber wenn sie beide durch die abstrakten Raster ihrer Methode nicht auch den leibhaften Kern der Person sehen, dann sind sie selbst im schlichten Sinne ihrer speziellen Aufgabe untüchtig. Zweifellos gibt es Fälle, wo der Psychiater schon krankhafte Züge findet, der Kritiker die Leistungen als vollwertig beurteilen muß, aber das sind doch, im weitesten Sinne, Grenzfälle. Der Wein-Rausch, den der Mediziner Alkoholvergiftung nennt, kann dem Dichter noch wertvolle Erregungen zuführen, aber bei dem chronischen Alkoholisten veröden mit der Gehirnrinde zugleich die geistigen Werke. Psychiater und Kritiker sollen alle die gleiche Person unter verschiedenen Gesichtswinkeln sehen, aber ihre Bilder sollen in e i n e plastische Wirklichkeit, nicht in zwei getrennte flächenhafte Welten eingehen.

Gibt man dies zu, so muß man allerdings die rein spezialistischen Methoden für das Gebiet der Pathographien ablehnen. Und daraus ergibt sich für den Pathographen eine Pflicht und ein Recht. Er darf nicht — wie schon gesagt — einen Gegenstand rein als Mediziner betrachten, sondern er muß zugleich empfänglicher Mensch sein. Wenn er das ist und aus dieser Empfänglichkeit zu einem begründeten Urteil kommt, so braucht er sich nicht auf die medizinische Perspektive zu beschränken, sondern hat ein Recht über die Sache selbst mitzureden.

Diese prinzipiellen Erwägungen werden dem nicht überflüssig scheinen, der weiß, wie sehr der Medizin ein überhebliches Kritisieren in geistigen Dingen geschadet hat. Eine scheinbare Objektivität, die unter der Maske des gewissenhaften Arztes dem Kranken Gift einträufelt, ist aber viel bösartiger als diese Überheblichkeit. Aber auch für diesen einzelnen Fall, das heißt meiner Polemik gegen *Möbius* wegen, war es nötig, diese Grundsätze zu bekennen. Ich sehe den Fehler *Möbius*' nicht darin, daß er die spezielle Befugnis des Psychiaters überschritt und das Volk vor *Nietzsche* warnte. *Nietzsche* hat so unerhörte und gefährliche Lehren vertreten, daß eine scharfe Kritik nur erwünscht sein kann. Hörte er doch selbst gern, daß er mit Dynamit, das unter der schwarzen Flagge fährt, verglichen wurde. Aber *Möbius* hat seine verantwortungsvolle Aufgabe leichtfertig erledigt. Wie vorsichtig warten heute die maßgebenden Psychiater selbst bei klinisch überzeugenden Bildern der Paralyse die Reaktionen der Rückenmarksflüssigkeit ab, ehe sie das Urteil „Paralyse" fällen. Wieviel vorsichtiger ist noch der Arzt, einen in der Öffentlichkeit wirkenden Mann in der Öffentlichkeit als Paralytiker zu stempeln. *Möbius* hat gegen den bedeutendsten Denker seiner Zeit, gegen den Mann, der uns zur Entscheidung zwingt, ob wir ihn als Führer anerkennen oder ablehnen wollen, nicht mit dem Verantwortungsgefühl des Arztes und Forschers, sondern wie ein Feuilletonist, der unterhalten will, die Autorität seines wissenschaftlichen Weltrufes in die Wagschale geworfen.

Nietzsches Schicksal ist tragisch im Leben und nach dem Tode. Die Zeitgenossen haben ihn ersticken lassen, dann haben die begeisterten Anhänger, schlimmer als die überkritischen Psychiater, einen größenwahnsinnigen Übermenschen, einen Propheten jeder Zügellosigkeit aus ihm gemacht. Nun hat der Staat, durch Maßnahmen, die man bei einem Privatmann als betrügerischen Bankerott bezeichnen würde, die materiellen Ergebnisse seiner Werke konfisziert, welche dem Ausbau der geistigen Wirkung durch das *Nietzsche*-

Archiv dienen sollten. Aber auch für *Nietzsche* ist jetzt eine neue Zeit angebrochen. Nach dem allgemeinen Zusammenbruch ist für das literarische Übermenschen-Geschwätz kein Raum mehr. Wir sind imstande, sachlich zu prüfen, was er geschichtlich als Vorläufer der neuen Zeit bedeutet und welche Kräfte in seinen Werken geborgen liegen, die dem Aufbau eines neuen Lebens dienen können.

Ist *Nietzsche* der erwartete Gesetzgeber des neuen Lebens? Er hat sich zuletzt, in gewaltsamer Steigerung, als den Gesetzgeber des neuen Weltalters betrachtet — da trat die Katastrophe ein. Sein tragisches Bild, sein titanisches Bewußtsein wurde durch ein Ereignis mit stärkstem Akzent betont, gleichsam „stilisiert", aber seine Geltung wurde durch die Geisteskrankheit in Frage gestellt. Es kommt vor allem also auf die Entscheidung an, wann die Krankheit begonnen hat, welche Werke ihr zuzurechnen sind. Diese Kontroverse habe ich, in dem oben genannten Aufsatz, vor dem psychiatrischen Forum zum Austrag zu bringen versucht. Danach hat die Schwester *Nietzsches* mich aufgefordert, diesen Aufsatz auf Grund ihres weiteren Materials zu einer Pathographie zu erweitern, obwohl ich die Paralyse-Diagnose vertrete, die sie bisher so scharf bekämpft hat. Mir schien das Verlangen gerechtfertigt, da *Möbius* sich mit seiner populären Broschüre an alle Leser *Nietzsches* gewendet hatte, auch die Widerlegung dem gleichen Publikum zugänglich zu machen. Mir selbst war es erwünscht, die schon behandelte spezielle Frage durch eine Pathographie der ganzen Persönlichkeit im weiteren Zusammenhange zu begründen. Wenn ich in der Paralyse-Frage *Nietzsche* gegen ein irriges psychiatrisches Urteil in Schutz nehme, so kommt hier weiter die Frage zur Behandlung, ob andere pathologische Momente als die paralytischen auf das Werk eingewirkt haben. Ich sagte schon, daß ich hier, des großen Anspruches wegen, mit dem *Nietzsche* auftritt, eine scharfe kritische Betrachtung für notwendig halte.

Wer die Schwierigkeit kennt, aus *Nietzsches* Aphorismen-Werken und seinem reichen Nachlaß die psychologische Entwicklung zu erkennen, der wird mir zugeben, daß eine vollendete Pathographie eine vollständige Darstellung des Lebens und des Werkes in sich enthalten müßte. Dennoch wäre es eine schiefe Methode, ein solches umfangreiches Gesamtwerk unter der Perspektive des Pathologischen zu schreiben. Es gibt nun eine andere Form, die zugleich dem Fachgelehrten genugtun soll und dem Laien verständlich bleibt: das ist das Gutachten. Ein solches Gutachten will ich schreiben. Allerdings soll ein Gutachten alles Material enthalten, worauf es sich stützt, und so wäre in bezug auf den Umfang nicht viel gewonnen. Ich gebe hier

also gleichsam den letzten Teil des Gutachtens, der die zusammenfassende Darstellung und Beurteilung enthält. Das Material ist zusammengefaßt, soweit es zum Verständnis notwendig ist. Wer aber das Gutachten kritisch lesen will, der muß selber *Nietzsches* Werke und Biographie kennen. Die Aufzählung der Tatsachen, die der Gutachter erwägen muß, die aber dann zu keinem positiven Ergebnis führen, also aller negativen Befunde, gehören nicht in diesen Teil. Ich verweise für sie besonders auf die genannte Broschüre von *Möbius*. Für alle negativen Befunde und Urteile stütze ich mich besonders gern auf ihn, da sie natürlich aus dem Munde eines Gutachters, der die positive Deutung tendenziös übertreibt, ein besonderes Gewicht haben. Für meine eigene Arbeit bedeutet dies Gutachten einen Exkurs zu dem Buche „Wagner und Nietzsche"[3]). In diesem habe ich die Entwicklung *Nietzsches* psychologisch dargestellt und man findet dort zusammengefaßt, was als Vorkenntnis auch zum pathologischen Problem erwünscht sein muß.

---

[3]) *Wagner* und *Nietzsche*. Ferdinand Hirt. Breslau 24.

I. Nietzsches Veranlagung und Jugend.

Nietzsche ist am Ende seines Werkes an Lähmungsirresein („Gehirnerweichung“, progressiver Paralyse) oder doch an einem nahe verwandten anatomischen Prozeß erkrankt. Das ist nicht völlig bewiesen, aber doch in so hohem Grade wahrscheinlich gemacht, daß wir der Deutlichkeit halber unser Gutachten unter diesem Gesichtspunkt darlegen dürfen, um erst zum Schlusse auf die anderen Möglichkeiten einzugehen.

Die Paralyse entwickelt sich nicht, wie manche Geisteskrankheiten, aus dem Charakter; sie wird nicht vererbt; sie wird nicht durch seelische Einwirkungen erzeugt: sie ist, soviel wir wissen, nur die späte Folge einer speziellen Infektionskrankheit. Daraus folgt, daß wir bei der Betrachtung *Nietzsche*s bis zu den ersten Anzeichen der Paralyse von dieser Diagnose überhaupt absehen können. Wir müssen zuerst *Nietzsche* bis zu seinen letzten Werken wie einen Menschen betrachten, der niemals im eigentlichen Sinne geisteskrank zu werden bestimmt war.

Unter diesen Umständen ist vor allem zu untersuchen, ob *Nietzsche* in seiner angeborenen Veranlagung seelische Abweichungen zeigte, also ob er ein Psychopath war. Theoretisch müßten sich diese Anlagen bei den Vorfahren nachweisen lassen oder doch aus der Mischung ihrer Anlagen zu erklären sein. Dennoch muß erinnert werden, daß man für den einzelnen Fall (nicht für die Lehre von den Krankheiten überhaupt) die Frage nach der Belastung viel zu wichtig nimmt, weil auch die Ärzte hier oft von unklaren Vorstellungen ausgehen. Gerade der Fall *Nietzsche*s ist ein belehrendes Beispiel.

Möbius legt sich sogleich am Beginn seiner Pathographie fest, daß *Nietzsche* abnorm gewesen sei und diese Abnormität ererbt haben müsse. Was die positive Verwertung des Materials angeht, wird man also bei *Möbius* den entschiedenen Willen voraussetzen dürfen.

Nun scheint ja für den Kenner von *Nietzsche*s Schriften die Tatsache der schweren erblichen Belastung offenbar gegeben: *Nietzsche*s Vater starb mit 36 Jahren an einer Gehirnkrankheit, von dem Sohne als „Gehirnerweichung“ bezeichnet. Er selbst aber glaubt wegen der

Ähnlichkeit seiner Konstitution mit der des Vaters im gleichen Alter der gleichen Krankheit zum Opfer zu fallen. Nun hat aber, wie man nach allen Angaben annehmen muß, *Nietzsches* Vater gar nicht an der sogenannten „Gehirnerweichung“, nämlich der Paralyse, gelitten (welche aber gar nicht mit Erweichung verbunden ist, sondern anatomisch als Gehirnschwund bezeichnet werden könnte), vielmehr hat er einen wirklichen Erweichungsprozeß im Gehirn gehabt, der wahrscheinlich auf eine Gehirngeschwulst zurückzuführen ist. Solche Geschwülste vererben sich nicht und *Nietzsche* hat nicht an einer solchen gelitten. Also gerade dieses anscheinend krasse Moment der erblichen Belastung scheidet, wie auch *Möbius* selbst annimmt, vollkommen aus. Wollte man aber, weitergehend als *Möbius,* dennoch bei Vater und Sohn das gleiche Leiden, die Paralyse annehmen, so wäre auch dies nur ein zufälliges Zusammentreffen, denn die Paralyse als solche ist ebenfalls nicht erblich.

Der Vater hatte neun Geschwister. Sie werden als sehr begabt bezeichnet und waren ebenso wie die Eltern sehr langlebig. Der Vater litt an Kurzsichtigkeit, die sich in starkem Grade auf *Nietzsche* und seine Schwester übertragen hat. Ebenso litten beide Geschwister an Migräne, die sich bei der Schwester des Vaters nachweisen läßt. Von der Vaters-Familie her ist also *Nietzsche* erblich mit Migräne und Kurzsichtigkeit behaftet, aber diese beiden so häufigen Leiden haben für eine psychopathische Belastung kaum Bedeutung.

Auch an der Mutter findet *Möbius* nichts Abnormes. Sie hat zehn Geschwister gehabt, von denen nach unbestimmtem Gerücht mehrere geisteskrank gewesen sein sollen. *Möbius* sagt hierzu: „Ferner hat Frau Pastor *Nietzsche* selbst einmal angegeben, einer ihrer Brüder sei in einer ‚Nervenheilanstalt‘ gestorben. Ich habe die Frau Dr. *Förster* um den Gegenstand befragt; sie erwiderte, sie wisse nichts von Geisteskrankheit, es müsse ein Irrtum vorliegen, nur soviel sei richtig, daß ein Teil der Geschwister *Oehler* ‚etwas Sonderlingartiges‘ gehabt habe und daß eins etwas melancholisch gewesen sei.“ Die weiteren Nachforschungen blieben ergebnislos.

Nietzsche hat zwei Geschwister gehabt. Sein Bruder Joseph ist mit 2 Jahren unter „Krämpfen“ gestorben. Ich schließe mich ganz *Möbius* an, der daraus keinerlei Schlüsse für die erbliche Belastung zieht. *Nietzsches* Schwester hat in voller Rüstigkeit und geistiger Tätigkeit ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert. Das ist alles, was was meines Wissens bisher festgestellt ist. Wie *Möbius* dies bescheidene Material verwertet, das bedeutet wieder ein grundsätzlich bedeutsames Beispiel für die pathographische, individuelle Erblichkeits-

forschung. Er sagt: „Man wird sich mit der Wahrscheinlichkeit begnügen müssen, daß in der Familie *Oehler* ein psychopathisches Element enthalten gewesen ist und daß es durch die persönlich gesunde Mutter übertragen worden sei. . . . Die krankhafte Anlage mag man etwa einem Fermente vergleichen, das bei der Entstehung des *Nietzsche*-Gehirnes eigentümliche Kombinationen hervorrief, verhinderte, daß *Nietzsche* wie seine Vorfahren ein ehrsamer Pfarrherr wurde, ihn zum unglücklich genialen Menschen machte."

Möbius hat das Problem gesehen, aber die Lösung verfehlt. Er betont mit Recht, daß die Belastung nicht etwa *Nietzsches* spätere Geisteskrankheit, die durch eine Infektion verursachte Paralyse erklären, sondern allein die besondere Veranlagung *Nietzsches*, die er als „genial" bezeichnet.

Hier ruht das Problem. *Nietzsche,* durch sein Bluterbe zum Pfarrer bestimmt, hat sich mit einem gewaltsamen Bruch gegen die ganze christliche Vergangenheit aufgelehnt. Die psychologische und psychiatrische Untersuchung muß zuerst dahin gehen, ob dieser Bruch auf eine abnorme seelische Anlage zurückgeführt werden muß oder ob er als Schicksal eines Geistesgesunden verständlich wird durch die Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Der Fall *Nietzsche* ist nun so besonders schwierig, daß man über diese Frage ohne besonderes Studium kein Urteil abgeben kann. *Möbius* aber macht sich die Sache einfach. Er geht von dem Satz aus, daß *Nietzsche* abnorm war und daher erblich belastet sein müsse, gleichgültig, ob man diese Belastung nachweisen könne oder nicht. Und diese Voraussetzung beruht eben auf seiner Hypothese, daß aus der ehrsam-bürgerlichen Anlage durch ein pathologisches Ferment das Genie werde.

Sollen wir annehmen, daß *Bismarck* durch ein pathologisches Ferment aus dem ehrsamen Junker-Milieu zum politischen Genie geworden sei? Widerlegen lassen sich diese Hypothesen, die der naturalistischen, geistfeindlichen Gesinnung schmeicheln, nicht leicht, aber es muß doch gesagt werden, daß sie sich noch viel weniger beweisen lassen. Solche vagen Vermutungen sind allenfalls als Anregungen für die Forschung erlaubt, aber man darf sie nicht als Grundsätze eines für das Volk bestimmten wissenschaftlichen Gutachtens anwenden.

Möbius hat auf die Lehre von Vererbung und Entartung anregend gewirkt, aber es haben ihm die heute erworbenen Kenntnisse gefehlt und er hat, was fehlte, etwas voreilig ergänzt. Erstens sind große statistische Untersuchungen vorgenommen *(Koller, Diem),* aus denen hervorgeht, daß die erbliche Belastung, also die Anzahl der geistig

nicht intakten Verwandten bei Gesunden nicht sehr viel kleiner ist als bei den Geistesgestörten. Mit der allgemeinen Feststellung „erbliche Belastung“ ist nichts gesagt. Man muß vielmehr die bestimmten Krankheiten oder Eigenschaften, welche als erblich bekannt sind, im Erbgange verfolgen. *Nietzsche*s beide Eltern sind nicht Psychopathen. Von ihren 19 Geschwistern sind anscheinend eins oder vielleicht zwei geistesgestört gewesen. Das ist, allgemein gesprochen, bei der großen Zahl dieser Geschwister, relativ keine schwere Belastung. Bezogen auf bestimmte Krankheitsformen kann man nur so folgern: Wenn *Nietzsche* an einer Melancholie oder einer erblich-verwandten erkrankt wäre, so wäre diese auf das gleiche „Gen“, die gleiche Erbeinheit zu beziehen, durch das ein Onkel von ihm erkrankte. Da aber meines Wissens niemand behauptet hat, *Nietzsche* sei an Melancholie erkrankt, so ist diese Erwägung müßig.

Die Erforschung der Erbgänge ist für das Wesen der Geisteskrankheiten von höchstem Interesse; für den einzelnen Fall ist aber der Nachweis, wie man hier sieht, nicht von großer Bedeutung. Denn wenn man bei einzelnen Menschen eine an sich erbliche Krankheit vorfindet, so kann man a priori sagen, er muß sie geerbt haben. Wenn aber ein Mensch eine erbliche Krankheit n i c h t hat, so ist es müßig (in bezug auf ihn selbst, nicht auf seine Fortpflanzung!), diese Krankheit bei Verwandten nachzuweisen.

Nun ist es allerdings wahrscheinlich, daß Geisteskrankheiten nicht durch e i n „Gen“ bestimmt werden, sondern durch die kombinierte Wirkung von mehreren. Es wäre möglich, daß e i n Gen psychopathische Veranlagung, ein zweites in Verbindung mit ihm wirkliche Geisteskrankheit hervorbrächte. Dann könnte in der Tat die Geisteskrankheit eines Familienmitgliedes mit der Psychopathie von andern Mitgliedern in Verbindung stehen. So ist es also sehr wohl möglich, daß die angebliche „Geisteskrankheit“ mehrerer Geschwister der Mutter sich als psychische Abweichung bei *Nietzsche* gezeigt hat. Das ist nach unserem bisherigen Wissen aber auch nur eine Möglichkeit. Das Wichtigste aber ist doch das Einzigartige, Geniale in ihm, und da muß zugegeben werden, daß die moderne Erblichkeitsforschung bisher kein Ergebnis erzielt hat. Was sich als erblich erweist, sind Talente, Eigenschaften, Mittel, deren sich das Genie bedient. Aber das Genie selbst entzieht sich jeder Analyse. Mag man das bedauern oder begrüßen, jedenfalls muß man es anerkennen. Mir scheint fast dies negative Ergebnis der Erblichkeitsforschung noch belehrender als die positiven. Mit messenden, zählenden, zerlegenden Methoden sind immer nur Mittel des Genies, nicht

seine eigene Kraft, zu begreifen. Mag man in seiner Entstehung einen Zweckwillen oder ein unbewußtes Treiben erkennen, oder auch (ich habe an anderer Stelle gezeigt, daß diese Annahme zum Widersinn führt) einen mechanischen Zufall — immer weist das Genie auf ein uns unerforschliches Etwas.

Ich glaube, es war nicht überflüssig, die so weit verbreiteten Irrtümer und Illusionen, welche die Fortschritte der Vererbungswissenschaft gerade für die Pathographien hervorgerufen haben, zu beleuchten. Für den Fall *Nietzsche*s hat sich das wenigstens ergeben: Wir müssen seine geistige Entwicklung ganz unbefangen von einer Vorstellung erblicher Belastung betrachten und wir haben umgekehrt kein Recht, aus seiner genialen Besonderheit allein auf eine erbliche Belastung zu schließen.

Wie der moderne Schauspieler den Hamlet gern als zappligen Neurastheniker darstellt, so faßt der moderne Romanschriftsteller, der *Nietzsche*s Haß gegen sein Zeitalter nicht nachfühlt, ihn gern als zarten Psychopathen von hysterisch-haltloser „Leidenschaftlichkeit" auf. Demgegenüber mag daran erinnert werden, daß seine leibliche Konstitution eine kräftige, männliche, in gewissem Sinne soldatische war. Die Photographien aus der Studentenzeit, aus der Militärzeit und dem ersten Jahr des jungen Professors in Basel *(Deussen,* „Erinnerungen an Fr. Nietzsche") lassen die kräftige, selbstbewußte Haltung, ein lebensfrohes „vollblütiges" Gesicht erkennen. Bezüglich der sogenannten „Entartungszeichen" ist das Urteil von *Möbius* besonders wichtig, weil er die jetzt verlorene Krankheitsgeschichte noch gekannt hat. Er urteilt: „gröbere Entartungszeichen bestanden nicht". Diese Zeichen haben aber überhaupt nur dann einige Bedeutung, wenn sie gehäuft auftreten. Die inneren Organe waren sehr leistungsfähig. „Wie gut die Maschine war, dafür ist es der beste Beweis, daß trotz der schweren Gehirnerkrankung das körperliche Leben durch lange Jahre ziemlich ungestört verlief" *(Möbius).*

Nietzsche war ein ungeschickter Turner, soll aber ein guter Schwimmer und unter den Rekruten seiner Batterie der beste Reiter gewesen sein. Der Knochenbau war kräftig, die Muskulatur stark, der Brustkorb gut gewölbt, breit und tief *(Möbius).* Seine Haltung war so straff, daß man ihn für einen Offizier in Zivil hielt. Er behielt auch in den späteren Jahren eine Vorliebe für kalte Bäder im Freien, für große Tagesmärsche. Seine Lebensweise hatte etwas Soldatisch-Strenges. Selbst in den Jahren, als sein Nervenzustand besonders un-

günstig war, war er im Gegensatz zu den meisten Neurasthenikern Frühaufsteher und Früharbeiter. Noch 1888 schreibt *Overbeck*, der mehr als irgend jemand gerade in *Nietzsches* Leiden Einblick bekommen hatte, von dem „militärisch strengen Zuschnitt" des Lebens seines Freundes.

Von einer neuropathischen Anlage hat *Möbius* also nichts gefunden. Seine Pathographie erschien übrigens früher als der letzte Band der *Nietzsche*-Biographie, in welchem Frau Dr. *Förster-Nietzsche* noch einmal das ihr Bekannte über ihres Bruders Gesundheit zusammengestellt hat. Er habe in der ganzen Kinderzeit rund, braun und rotbäckig wie ein Bauernjunge ausgesehen. Im 12. Jahre fiel die Ungleichheit der Pupillen auf, als deren Ursache die Schwachsichtigkeit des einen Auges konstatiert wurde. Aus der Leipziger Zeit wurde von einem Studenten erzählt, daß *Nietzsche* und *Rohde* öfters im Reitkostüm ins Kolleg kamen. Sie seien, wenn sie strahlend in Gesundheit, körperlicher Anmut und geistiger Überlegenheit in den Saal getreten wären, von den Studiengenossen wie „zwei junge Götter" angestaunt worden. „Die Gattin ihres berühmten Lehrers *Ritschl* sagte damals, daß für einen so geistreichen Menschen mein Bruder eigentlich zu gesund aussehe."

Im militärischen Dienstjahr hat *Nietzsche* jenen Unfall erlitten, der zu einer schweren Vereiterung am Brustbein führte. Da hiervon keine Folgen zurückgeblieben sind, so hat diese Krankheit kein Interesse für uns. Im Jahre 1870 zog der 26jährige Professor als Krankenträger ins Feld und erkrankte dort. Diese Krankheit hat vielleicht seiner Konstitution den ersten Stoß gegeben. An dieser Stelle also müssen wir einen Abschnitt machen. Bis dahin ist *Nietzsche* leiblich blühend und gesund.

Wenn ich mich so oft auf die Pathographie von *Möbius* beziehe, so geschieht es nur, um das so komplizierte Problem möglichst deutlich und eindringlich darzulegen. *Möbius* hat sich grundsätzlich festgelegt, daß *Nietzsche* ein pathologischer Charakter sei — wo auch e r nichts Pathologisches findet, wird man sich also zufrieden geben dürfen. Indem ich nun für die psychologische Betrachtung mehrfach den Gegensatz zu *Möbius* aufzeige, so möge man das nicht als persönliche Polemik verstehen. Bis zur Paralyse-Frage urteilt und beschreibt *Möbius* besonnen abwägend und gerade darum scheint es mir nützlich, auf diesem Hintergrunde einiges anzudeuten, was sich heute, 22 Jahre später, über die pathographische Betrachtungsweise über-

haupt, das heißt, nicht auf den Sonderfall *Nietzsche*s beschränkt, neues sagen läßt.

Nach der Betrachtung des Körperlichen will *Möbius* versuchen, eine „Inventur des Geistigen“ aufzunehmen und zu diesem Zweck die „Seelenvermögen“ im einzelnen zu betrachten. Dies unternimmt er, indem er die Fähigkeiten *Nietzsche*s nach den einzelnen Fächern der Schule und der Wissenschaft durchgeht. Er teilt die Philosophie in metaphysische und moralistische und findet, *Nietzsche* sei moralistisch begabt gewesen. Daß *Nietzsche* die Mathematik vernachlässigte, weil sie ihn langweilte, glaubt er ihm nicht, sondern entscheidet: „Es versteht sich von selbst, daß die Mathematik ihm nur deshalb langweilig war, weil er von Hause aus unfähig war, sie zu verstehen.“

Aber nichts pflegt dem echten Forscher problematischer zu sein, als das, was sich „von selbst versteht“. Es ist verfehlt, den Geist eines Menschen aus der Begabung in den Einzelfächern zusammenzurechnen und anzunehmen, daß sich daraus die Entwicklung erklären läßt. Von solchen Schablonen muß man in der Psychologie sich ganz frei machen, man muß sich einzufühlen versuchen in das, was den Menschen anfangs unbewußt nach einem Ziele treibt, was später ihm vielleicht klar bewußt wird — wenn diese Einfühlung nicht gelingt, so ist jeder Versuch einer psychologischen Analyse ganz umsonst. Gerade dies kleine Beispiel der IV in der Mathematik ist sehr bezeichnend. Wieviel Beispiele gibt es, daß Menschen von ausgezeichnetem Talent, selbst von genialer Begabung ihre Fähigkeiten einschlafen lassen, weil ein anderes Ziel, oft sogar eins, das ihrer Begabung viel weniger liegt, sie fesselt. Daß *Nietzsche* nicht jedes Verständnis für die Mathematik fehlte, beweisen die beiden früher erhaltenen Zensuren. Bei der Versetzung nach der Obersekunda IIb, ein halbes Jahr vor dem Abiturium III. Zum Überfluß wird das, was *Nietzsche* selbst behauptet, auch noch im Reifezeugnis dadurch bestätigt, daß seine schlechten Leistungen auf dem mangelhaften Fleiß beruhen. *Möbius* zitiert diese Zensur, entscheidet aber umgekehrt, daß nur die Begabung gefehlt habe.

Im Gegensatz dazu müssen wir also fragen, welches Interesse *Nietzsche* von der Mathematik und übrigens auch von anderen Fächern abzog. Es war das Interesse für das klassische Altertum. In der Sekunda leitete ihn das *Humboldt*sche Ideal allgemeiner Bildung und er wurde Primus mit einer guten Zensur in allen Fächern. Die I hatte er nur in Latein, und wenn wir an diese zufällig erhaltene Zensur eine Erinnerung aus der Götzendämmerung halten, so bemerken wir, daß hier doch schon ein ganz spezielles Interesse

begonnen hat. „Mein Sinn für Stil, für das Epigramm als Stil erwachte fast augenblicklich bei der Berührung mit *Sallust.* Ich habe das Erstaunen meines verehrten Lehrers *Corssen* nicht vergessen, als er seinem schlechtesten Lateiner die allererste Zensur geben mußte. — ich war mit einem Schlage fertig. Gedrängt, streng, mit so viel Substanz als möglich auf dem Grunde, eine kalte Bosheit gegen das ‚schöne Worte‘, auch das ‚schöne Gefühl‘ — daran erriet ich mich.“

Ob er sich damals bewußt „erraten“ habe, mag dahingestellt bleiben. Der Sinn der wirklichen Entwicklung ist jedenfalls mit dieser Erinnerung richtig bezeichnet. Das „Werde der du bist“ des *Pindar* war von früh auf sein Wahlspruch. Er war aber von Geblüt durchaus Prediger und was er suchte, war nicht die Logik der Wissenschaft, sondern der große, unmittelbar überzeugende, ja befehlende Stil. Noch notwendiger war nun der ethische Inhalt seiner Predigt, und diesen fand er in der griechischen Literatur.

Während der Abiturient das letzte Halbjahr gerade zur Ausfüllung seiner Lücken zu nutzen pflegt, sehen wir bei *Nietzsche* im Gegenteil seine Zensur nicht nur in Mathematik, sondern auch in Geschichte, Französisch, Hebräisch, Physik verschlechtert. Das erklärt sich leicht daraus, daß er damals seine Valediktionsarbeit über *Theognis* schrieb. *Theognis* aber ist der Dichter der aristokratischen Moral, der Herrenmoral, er ist für *Nietzsche* der frühe Keim seines „Jenseits von Gut und Böse“. Wie konnte bei diesem neuen Sichten den leidenschaftlichen Ethiker noch die rein propädeutische Mathematik interessieren.

Natürlich konnte ihn auch die Philologie, d. h. die fachwissenschaftliche Forschung seiner Zeit nicht lange fesseln. Schon als junger Student wird er sich mit dem gleichgesinnten Freunde *Rohde* darüber klar, daß sie mit der modernen Gelehrtenwelt nichts gemein haben. Für die damalige Philologie war die Wissenschaft wichtiger als die Antike selbst, für *Nietzsche* die Philologie eine bloße Propädeutik, um einen Blick auf die Norm-Gestalten der Antike zu gewinnen. *Nietzsche* spricht es, als er sein Amt in Basel antritt, deutlich aus, daß er die Philologie zur Philosophie machen will. Aber auch Philosophie hat ihm nichts mit der modernen wissenschaftlichen Methode zu tun, ebensowenig natürlich mit dem, was die Gebildeten „Weltanschauung“ zu nennen pflegen, sie ist für ihn vielmehr genau das Gleiche, was dem Christen das Wort Gottes ist. In *Schopenhauer*, dem Ethiker, dem großen buddhistischen Prediger der Weltentsagung, findet er darum sein Ideal, das die Sehnsucht des unbefriedigten Studenten erfüllt. Es ist nicht der Logiker, nicht der Systematiker *Schopenhauer*, den er verehrt, sondern der Ethiker mit dem meta-

physischen Pathos. Daß *Schopenhauer* ihm ein religiöses Erlebnis war, besagen deutlich seine Briefe an den damals noch ungläubigen, sich eigensinnig sperrenden *Deussen:* „Wer mir *Schopenhauer* durch Gründe widerlegen will, dem raune ich ins Ohr: ‚Aber lieber Mann, Weltanschauungen werden weder durch Logik geschaffen, noch vernichtet. Ich fühle mich heimisch in jenem Dunstkreis, Du in jenem. Laß mir doch meine eigne Nase, wie ich Dir die Deinige nicht nehmen werde.“ (1867.) Man darf nicht denken, daß dies Ausweichen nur ein Ausdruck seiner Glaubens-Sucht, seiner Furcht vor Widerlegung ist. Im Gegenteil hat *Nietzsche* schon damals für sich die logische Widerlegung des *Schopenhauer*schen Systems notiert — nur war ihm diese logische Kritik neben der ethischen Zustimmung offenbar nicht sehr wichtig.

Man wird nun fragen, warum *Nietzsche* denn von *Schopenhauer* abfiel, wenn er in seiner Lehre die Erweckung gefunden hatte und ob hierin sich nicht die seelische Schwäche bekunde. So hat es *Deussen* aufgefaßt. Er war, endlich von *Nietzsche*s Eifer überwunden, ein Jünger *Schopenhauer*s geworden und dies Erlebnis hat ihn bis zu seinem Ende beherrscht. Wie er vorher *Schopenhauer* logisch widerlegte, so bewies er ihn jetzt logisch und begriff sein Leben lang nicht recht, warum *Nietzsche* sich nicht überzeugen ließ und er begründet dies: „Denn *Nietzsche* war und blieb eine im tiefsten Innern unruhige, bestandlose Natur, welche es nicht ertrug, lange bei einer Sache zu bleiben.“ Etwas von dieser Unruhe ist ja in seinem Lebensweg unverkennbar und es ist für die Frage nach der Psychopathie wesentlich, zu entscheiden, ob die Ursache dieser Unruhe im angeborenen Charakter oder im Schicksal zu suchen ist. *Deussen* ist jedenfalls mit seiner naiven Beurteilung kein klassischer Zeuge. Er hat seit den ersten Studiensemestern in Bonn *Nietzsche* persönlich nur einige Male stundenweise gesehen. Der Briefwechsel führte bis zur Bekehrung zu *Schopenhauer* — seitdem hat *Deussen* nichts mehr von *Nietzsche* angenommen, auch schon die *Wagner*-Freundschaft, die doch unter *Schopenhauer*s Stern entstand, nicht mehr verstanden.

Der Abfall von *Schopenhauer* bedeutet keinen Bruch in *Nietzsche*s Wesen. Daß er sein System sofort mit logischer Kritik aufnahm, wurde schon gesagt. Aber auch die Willensabtötung hat *Nietzsche* alsbald in sehr charakteristischer Weise abgelehnt. Er machte, von *Schopenhauer* ergriffen, sofort den Versuch durch die Tat und kasteite sich — als er bemerkt, daß sich danach eine nervöse Aufgeregtheit seiner bemächtigte, so gab er diesen Versuch, damit aber die *Schopenhauer*sche Willensabtötung für immer auf. Er wolle „den Willen nicht

verneinen, sondern veredeln", sagt er ganz unumwunden zu *Deussen*, während er immer noch als Schopenhauerianer auftritt.

Der Gott *Nietzsches* ist nicht *Schopenhauer*, nicht *Wagner*, sondern *Dionysos*. Er verkündet ihn in der „Geburt der Tragödie", also am Anfange der Zeit, die im nächsten Abschnitt besprochen werden soll, aber die Konzeption gehört an das Ende der hier besprochenen Lebenszeit. *Dionysos* ist ihm der Gott des tragisch-heroischen Lebens, dessen Vorahnung er in *Beethoven* und *Hölderlin* erfahren hat. Diesem Gott seines ersten Buches ist er treu geblieben bis ins Ende seines letzten, unvollendeten Buches, das „Dionysos" heißen sollte. „Dionysos" unterschrieb er seine Erlasse im Größenwahn. Also nur an dieser Idee ist *Nietzsches* Wandel und Schwanken zu bemessen.

Damit ergibt sich, welcher primäre Trieb, welch Ziel hinter der äußerlichen Beschäftigung mit der Philologie steckt: es ist der Trieb des Predigers, des Religionsstifters, der ihm im Blute lag.

Nietzsches Vater und seine beiden Großväter waren Prediger, von weiteren Verwandten nicht zu reden. Selbst Ärzte verstehen die Vererbung oft in dem naiven Sinne, daß nun die Tätigkeit der Ahnen sich als Anlage auf die Nachkommen vererbt. *Nietzsches* Leben ist ein hervorragendes Beispiel zur Berichtigung dieser falschen Theorie. *Nietzsche* hat nicht geerbt, was jene trieben, er hat nicht die mindeste Neigung gehabt, in einer kleinen Gemeinde nach überlieferten Formen die überlieferte Lehre zu predigen, sondern er hat den Urtrieb des Predigers, in größtem Sinne verstanden, von dem der Beruf seiner Ahnen nur ein eng beschränkter Ausdruck und Ausschnitt war, in ausgreifender Leidenschaft entfaltet. Dieser Trieb ist: durch die ethische Lehre, den Glauben an einen Gott, durch das „Wort" eine Gemeinde zu bilden. Die Gemeinde, die ihm genug tat, war die Nation. Damit war aber gegeben, daß er die Rede, die er schon als Student mit Ehrgeiz pflegte, doch bald mit dem Buch vertauschte, denn ein ihm gemäßes Publikum, welches als Repräsentation der Nation hätte gelten können, gab es nicht.

Der Abfall des Pfarrersohnes vom Christengott, seine Verkündung des Dionysos ist, wie wir später sehen werden, das bestimmende Motiv in *Nietzsches* Schicksal. Von diesem Punkt aus, von diesem dynamischen Moment müssen wir *Nietzsches* Seele zu verstehen suchen, nicht von der „statischen" Gruppierung seiner Zensuren in Mathematik und „Moral-Philosophie".

Die Reinheit des Prediger-Blutes ist schon im Kinde unverkennbar und ist dem antichristlichen Manne noch bewußt. Seine nahe Wesensverwandtschaft zu seinem Vater hat er oft betont. Schon den

Sechsjährigen nannten die Kameraden den „kleinen Pastor“ und berichteten von ihm, er könne Bibelsprüche und geistliche Lieder mit einem solchen Ausdruck hersagen, daß man fast weinen müsse. Der Knabe hat den festen Vorsatz, Prediger zu werden und sieht seine Beschäftigungen als Vorbereitung zu diesem Beruf an.

Das wandelte sich allmählich, als *Nietzsche* eine Freistelle in Schulpforta erhalten hatte: das „philologische“ Interesse überwand das theologische. Dennoch hat er sein erstes Semester, allerdings mitbestimmt vom Willen der Mutter, zugleich Theologie und Philologie studiert. Dann aber gab er, nach hartem Kampf mit der Mutter, im 20. Jahre das Theologie-Studium auf.

Was war es nun, was *Nietzsche* aus der Bahn des „ehrsamen Pfarrherrn“ warf? Müssen wir wirklich mit *Möbius* folgern, daß es ein „pathologisches Ferment“ war? Es ist wirklich, als ob das Schicksal einen Jugendfreund neben *Nietzsche* gestellt habe, um diese Frage durch ein Experiment zu entscheiden. *Deussen* war Pfarrerssohn wie *Nietzsche,* sein nächster Freund in den späteren Schuljahren, von ihm zum „Idealismus“ in die Höhe gerissen. Sie waren dann die beiden ersten Semester in Bonn zusammen, in denen *Nietzsche* schon den Freund vom theologischen Studium abzuleiten versucht. Er solle sich „das theologische Bärenfell abstreifen und als junger philologischer Löwe gebärden“. *Deussen* wird von seinem Bruder, ebenfalls einem Theologen, nach Tübingen gelockt. Er gesteht, daß ihn die Bibelforschung viel stärker anzog als die Philologie: auch er ist, wie seine spätere Propaganda für *Schopenhauer* als den „philosophus christianissimus“ beweist, echtes Pfarrerblut. Über seinen Abfall von diesem Beruf sagt er nicht viel, aber genug. „Das dort (in Tübingen) zu den Füßen *Beck*s und im Verkehr mit norddeutschen Theologiestudierenden verbrachte Semester hat mir die Freude an der Theologie gänzlich benommen.“ *Nietzsche* machte ihm Vorwürfe über sein Verbleiben bei der Theologie. „Die Ereignisse hatten ihm schon recht gegeben; nirgends fand ich in Tübingen, wie ich es bei *Nietzsche* gewohnt war, ein unbefangenes Eingehen auf meine Gedanken; überall sprang mir Beschränktheit, Voreingenommenheit und Streitsucht entgegen. Ich kam mir vor wie eine Krähe unter Tauben und wurde schweigsam, um nur nicht immer auf Widerspruch zu stoßen.“

Es ist die damalige Lage der protestantischen Theologie, die ihn zurückstößt, nicht die Warnung *Nietzsches*. Ich könnte mir noch näher liegende Beispiele anführen. Die vorherige Theologen-Generation fand im Rationalismus *Lessing*scher Herkunft noch ein geistiges Ferment, das sie belebte, dessen Vereinigung mit dem Beruf

eine neue Aufgabe war. In *Nietzsches* Zeit aber waren die echten Theologen vor die Wahl gestellt: entweder kritische Gelehrte zu werden, die nicht leicht aus vollem Herzen zu einer Gemeinde predigen konnten oder aber dem höheren geistigen Leben der Nation zu entsagen, den Zweifel in sich gewaltsam zu unterdrücken und sich mit einem engpietistischen Ideale abzufinden.

Nietzsche war in Schulpforta durch den kritisch-wissenschaftlichen Betrieb im Grunde der Theologie ferngerückt, wenn er auch mit 16 Jahren zur Konfirmation gemeinsam mit *Deussen* sich noch in eine schwärmerische Stimmung zu versetzen wußte. Es waren die geistigen Impulse der Zeit, die ihn trieben. Auch die Ahnen *Nietzsches* waren geistig regsame Männer und man hat kein Recht zu unterstellen, daß sie in *Nietzsches* Generation gerückt ohne innere Kämpfe „ehrsame Pfarrherrn" geworden wären.

Es ist also bewiesen: *Nietzsches* Abfall vom Pfarrerberuf k a n n durch die Bedingungen der Zeit ohne pathologisches Ferment erklärt werden. Mehr zu beweisen ist nicht die Sache des Psychiaters.

Bedenklicher scheint *Deussens* Zeugnis über seine unruhige, bestandlose Natur. *Deussen* hatte sich noch nicht lange zur Philologie bekehrt, als er sie gegen *Nietzsche*, der sie so lebhaft gepriesen hatte, in Schutz nehmen mußte. *Nietzsche*, der Student, redet vom fünften Semester an mit einer Skepsis von ihr, die sich bald zu unsäglicher Verachtung entwickelt. Er nennt die Philologie eine „Mißgeburt der Göttin Philosophie, erzeugt mit einem Idioten oder Kretin" (1868). Das konnte *Deussen*, der dem Fluge des Freundes nicht zu folgen vermochte, allerdings für die Unruhe halten, die bei keiner Sache aushält. Man darf bei dieser brieflichen Auslassung nicht vergessen, daß den Hintergrund der Kampf um *Schopenhauer* bildet, den *Deussen* angreift. Von einer Bestandlosigkeit *Nietzsches* könnte man doch nur dann reden, wenn *Nietzsche* der philologischen Arbeit überdrüssig geworden wäre. Aber im Gegenteil war er nie im Studium so eifrig als in jenen Jahren, die den Grund zu seinem philologischen Ruhm gelegt haben würden, wenn er später nicht andere Wege gewandelt wäre. Wie hätte sonst auch *Ritschl* den Studenten als Professor nach Basel empfehlen können. Nicht ein gemindertes Interesse, sondern der höhere Gesichtspunkt drückt sich in der Beschimpfung der Philologie aus. Als Anfänger, seiner selbst noch unbewußt, konnte er sich täuschen und das ethische Interesse mit dem gelehrten verwechseln. Er war sich noch nicht ganz klar darüber, was es bedeute, wenn die Ethik der Griechen ihn so viel mehr fesselte als die der Lutheraner. Als er aber *Schopenhauer* aufgenommen hatte, da war ihm die Philo-

logie nur noch ein Mittel der Philosophie, nicht des Philosophie-Gelehrten, sondern des ethischen Reformators der Nation. Das ist deutlich genug schon in jenem Brief von 1890 gesagt.

Nietzsche ist seinem Theologen-Beruf nicht untreu geworden: er wird der Theologe des Dionysos. Er ist auch der Philologie nicht untreu geworden, welche die Bewahrerin des antiken Erbes ist — verachtet hat er nur die zersetzende Philologie seiner Zeit.

Man wird demnach nicht leugnen können, daß bis hierhin *Nietzsches* Entwicklung außerordentlich folgerichtig auf ein Ziel zustrebt, ein Ziel, das allerdings nicht durch die bürgerliche Ordnung der Zeit, sondern als bluthafter Trieb gegeben ist. Er ordnet sich der Umwelt nicht ein, sondern will sie neu schaffen. Es zeigt sich in dieser Entwicklung ein starker Wille und ein genialer Instinkt, die „Sprunghaftigkeit" liegt ganz an der Oberfläche. 6 Jahre (vom 14. bis zum 20.) braucht er, um von dem bürgerlichen Beruf als Pfarrer loszukommen, und es dauert Jahrzehnte, bis er sich in entschiedenen Gegensatz zum Christentum stellt. In allen wesentlichen Entscheidungen ist er, wie wir später noch hervorheben werden, langsam, ‚gravis', wie es seiner tiefgründigen Leidenschaft entspricht.

Diese gewaltig vorwärtsdrängende Leidenschaft ist der Kern, um die sich die übrigen Eigenschaften gruppieren, teils dienend, teils hemmend. Als Merkmal der Psychopathen gibt man nun an, daß ihre Veranlagung „unharmonisch" ist. Das kann wohl richtig sein, aber was man unter diesem Wort versteht, ist, wenn ich nicht irre, meistens falsch. Es handelt sich hier um eine Grundfrage, die für die Erforschung der Psychopathie, und das heißt zugleich der „Entartung" wesentlich ist. *Möbius* faßt alles, was er über *Nietzsches* Persönlichkeit ausgeführt hat, mit diesem Problem zusammen. „Blicken wir auf das in groben Zügen gezeichnete Bild des ursprünglichen *Nietzsche* zurück und fassen wir besonders das Abnorme ins Auge, so erscheint *Nietzsche* zunächst als ein im höchsten Grade begabter, aber einseitiger Mensch. Der Mangel an Harmonie, die ungleichmäßige Entwicklung der einzelnen Fähigkeiten ist das Merkmal der großen Talente und der Genies überhaupt; sie sind in diesem Sinne samt und sonders pathologisch und Ergebnisse der Entartung."

Das ist die dreiste Tonart, die bei vielen geistig gerichteten Menschen Ekel gegen die psychiatrische Betrachtungsweise erzeugt hat. Die Psychiatrie ist aber das Feld, auf dem „Geisteswissenschaft" und „Naturwissenschaft" die stärksten Reibungsflächen haben und

von ihrem Verhalten hängt es vielleicht mehr als man denkt ab, die unnatürliche und geistlose Trennung von Natur und Geist zu überwinden. Also „samt und sonders“ sind die Genies pathologisch, entartet! „Woher weiß *Möbius* das eigentlich?“ wird jeder Mensch mit etwas wissenschaftlichem Instinkt fragen und er wird antworten, daß niemand heute das wissen kann. Hat *Möbius* einen so ungeheuren psychologischen Scharfblick, daß er eine so überwältigende Zahl von Genies bis auf die Nieren durchschaut hat? Dann wäre es nur sonderbar, daß dieser selbe *Möbius*, statt uns sein Geheimnis zu verraten, eine Broschüre „Die Hoffnungslosigkeit aller Psychologie“ hinterlassen hat. Also muß er aus der Psychiatrie einen Grundsatz entnommen haben, der ihm dies Urteil ermöglicht. Aber wer sich einmal denkend mit der Entartungsfrage beschäftigt hat, der wird immer wieder gestaunt haben, wie willkürlich und rein persönlich die verschiedenen, entgegengesetzten Definitionen und Charakteristiken der Entartung aufgestellt werden. Und soviel weiß doch jeder Anfänger, daß es eine ausgedehnte Gesundheitsbreite gibt, in der die Abgrenzung — entartet oder nicht — willkürlich bleiben muß. *Möbius* nimmt also den Mund so voll, weil er weiß: was hier so leicht behauptet ist, ist so schwer zu widerlegen.

Immerhin verrät uns *Möbius*, welchen Grundsatz er befolgt. In einer primitiven Gesellschaft, in der Professoren und Schriftsteller unnütz seien, würde es ihm schlecht gegangen sein und man brauche „sich nur zu denken, daß eine ganze Gesellschaft aus solchen Leuten wie *Nietzsche* bestände, um einzusehen, daß ‚die Art‘ nicht dabei bestehen könnte.“ Dies ist allerdings der Grundsatz für die Definition der Entartung, der vielen Theoretikern vorschwebt und man muß sich einmal seine Folgerungen durchdenken, um seine Irrigkeit einzusehen. Sind die Geschlechtstiere der Bienen und Ameisen entartet, weil sie ohne die Arbeiter nicht existieren oder sind es umgekehrt die Arbeiter, die sich nicht fortpflanzen können? Ist der Löwe den Beutetieren, der Mensch den Haustieren gegenüber entartet? Daß der Feldherr auf die Truppe, der Arzt auf die Klientel, der Bürger auf den Schuster angewiesen ist, sind das Entartungszeichen? Wenn wir den Grundsatz so einschränken, daß er allenfalls Sinn hat, so wäre zum mindesten nachzuweisen, daß *Nietzsche* nach seiner ursprünglichen Anlage auch dann in einer primitiven Gesellschaft unmöglich war, wenn er in ihr aufwuchs. Aber wer will denn sagen, ob der beste Schüler der Schulpforte nicht auch in einem Bauernvolk seinen Acker am besten bestellt hätte — oder ob er nicht geehrt als Schamane ein glückliches Leben hätte führen können? Zweifellos haben *Möbius* hier bei den

Laien sehr beliebte Vorstellungen, in denen Kultur und Entartung zusammenfließen, vorgeschwebt.

Ich wende mich nicht deshalb gegen eine anmaßliche Begutachtung der Genies, weil ich im Nachweis der Krankheit am Genie ein Unglück sähe. Wenn der Nationalheros der Griechen und der Gründer der christlichen Kirche, *Herakles* und *Paulus*, an der heiligen Krankheit litten, Epileptiker waren, so brauchen wir nicht in ästhetenhafter Scheu vor jeder pathologischen Betrachtung zurückzuscheuen. Aber eben, damit man nicht zurückscheue, damit man auch in der Krankheit ein Göttliches zu sehen vermag, sollte auch der Pathologe die großen Männer „samt und sonders" mit Ehrfurcht und größter Vorsicht besprechen.

Mit diesen allgemeinen Prinzipien wird man also bei einem Grenzfall wie *Nietzsche* nichts ausrichten. Man muß sich vielmehr bescheiden auf das beschränken, was man nach allgemeiner Erfahrung als psychopathisch anzusehen gewöhnt ist. Wer wissenschaftliche Gesetze in der Psychiatrie ernstlich sucht, darf sich nicht den Anschein geben, als besäße er sie längst.

Die Eineitigkeit der Begabung als Entartungszeichen der Genies führt *Möbius* so aus, daß *Nietzsche* „für Musik, Poesie, Sprache vorzüglich, für die andere mehr realistische Gruppe, das heißt bildende Kunst, Mechanik, Mathematik schlecht begabt war. Diese Teilung kommt ja oft vor, bei *Nietzsche* ist nur auffallend die Schroffheit des Gegensatzes, die Größe der Disharmonie."

Es ist aber nicht bewiesen, daß *Nietzsche* in irgendeinem Fach wirklich schlecht begabt war. Vielmehr ist die angebliche Einseitigkeit zu erklären aus seinem Ziel, seinem Wunschbilde. Ich habe selbst betont, daß in *Nietzsche*s Gestalt und Werk die musikalische Seite überwiegt und ich sehe darin einen Mangel, wenn es sich um die Frage handelt, ob wir in *Nietzsche* unsern Führer sehen sollen. Aber wenn wir *Nietzsche* psychiatrisch betrachten, so dürfen wir ihn nicht an *Dante* und *Goethe* messen, sondern an der Durchschnittsbegabung. (D. h. die Durchschnittsbegabung bedeutet nicht die Norm, stellt aber die „Gesundheitsbreite" am besten dar.) Daß diese ihm in Mathematik gefehlt hat, ist — wie oben ausgeführt — nicht anzunehmen. Wenn *Möbius* aus seinem Stil die mathematische Sinnlosigkeit beweisen will, so sind das mißglückte Krittelcien, die keine Widerlegung wert sind[4]). Daß *Möbius* auch die Mechanik angibt, ist wohl als bloßes Füllsel zu verstehen. Für die bildende Kunst hat *Nietzsche* weniger Interesse als

---

[4]) l. c. S. 18.

für die Musik gehabt, aber der Schluß, „daß es ihm an Verständnis (von dem seltenen Talent der Ausübung ist natürlich nicht die Rede) gefehlt habe," ist übereilt[5]). Mir sind drei Fälle in Erinnerung, in denen *Nietzsche* sich, ohne Anlehnung an bekannte Deutung, über ein Kunstwerk ausläßt: Sixtinische Madonna, Dürers Ritter, die Dionysos-Bronze in Neapel. Daß er sich nicht auf formale Erörterungen über diese Werke einläßt, sondern intuitiv den wesentlichen Gehalt heraushebt, beweist, daß er zu schauen verstand, wo ihn die Sache anging. Was er über die beiden letzten Werke sagte, geht weit über das hinaus, was die Kunstgelehrten davon zu sagen pflegen. Daß er aber nicht mit den „geistigen Interessen" des Gebildeten durch die Museen lief, ist dadurch erklärt, daß er eine große Aufgabe vor sich sah.

Er wollte Reden an die Nation halten — für den Gehalt waren ihm die ethische Philosophie und die griechische Literatur, für den Stil die eigene Übung in der Dichtung und der lateinische Stil wichtig. Im anderen Sinne hat er für die Sprachen kein besonderes Interesse gehabt, wie es *Möbius* annimmt. Schon die griechische Sprache als solche hat ihn nicht hervorragend interessiert, gar nicht aber die modernen Sprachen und das Hebräische. So wundert sich ja *Möbius*, daß *Nietzsche* in Italien so wenig Italienisch gelernt hat. Ganz natürlich — es half ihm nicht für seine deutsche Predigt und seine leiblichen Bedürfnisse in Italien waren so gering.

Gerade *Nietzsche* sollte man als Beispiel anziehen, wenn man sich über die schwierige Frage der Harmonie klar werden will. Vom Schicksal werden wir später reden, hier ist nur von der Harmonie der Veranlagung die Rede. Harmonie, Einklang ist die Beschränkung auf e i n e Tonart, nicht das Zusammenklingen aller Tonarten und Tongeschlechter. Harmonie ist also das Überwalten e i n e s Zieles, und das Zurücktreten der Eigenschaften, die ihm nicht dienen können. Eine Disharmonie der Begabung wäre nur dann anzunehmen, wenn *Nietzsche* gerade die Gaben fehlten, die er für sein Ziel brauchte. Der Nachweis der disharmonischen Begabung ist *Möbius* vollständig mißlungen. Er scheint dies selbst zu fühlen, denn er fährt fort, das „e i g e n t l i c h e Stigma" *Nietzsche*s sei aber die Maßlosigkeit und diese führt er nun gerade umgekehrt auf die verschiedenen, ungefähr gleich starken Talente zurück, die *Nietzsche* nach verschiedenen Seiten zogen. „Bei *Nietzsche* kämpften die dichterische und die philosophische Anlage um den Sieg. Unglücklicherweise bewirkte der

---

[5]) Vgl. *Wilhelm Stein*, „Nietzsche und die bildende Kunst" (Berlin 1925, Heymanns Verlag), wo überraschend viel beträchtliche Äußerungen Nietzsches über die bildende Kunst zusammengestellt sind.

Mangel an Sophrosyne, daß nicht den beiden getrennte Gebiete zugewiesen wurden, daß eine Anlage die andere störte."

Das ist die jammervolle Verständnislosigkeit für das geistige Geschehen, wie sie nur das 19. Jahrhundert gezeigt hat. Philosoph und Dichter sind zwei verschiedene bürgerliche Berufe, die ein ordentlicher Bürger nicht vermengen darf. Die Urberufe des Menschen, den Seher, der sein Gesicht dichterisch kündet, sind vergessen. Aus der göttlichen Berufung ist der Beruf, das Fach des Gelderwerbs geworden. Für *Möbius* ist Dichtung und Philosophie unvereinbar, was allerdings zutrifft, wenn man unter Philosophie nicht Weisheit, sondern Gelehrsamkeit versteht. „Der Dichter will Gefühle erwecken, der Philosoph möchte sie ausschalten, jenem liegt es am schönen Scheine, dieser haßt jeden Schein und so fort." So kann nur jemand reden, der Dichtung mit Epigonen-Geschwätzigkeit und Philosophie mit logischer Gelehrsamkeit verwechselt. „Philosophen", welche die Gefühle ausschalten, sollte man bemitleiden, aber sie nicht dem Dichter gegenüberstellen. Alle großen Gedanken von *Thales* bis *Goethe* sind dichterisch ausgesprochen. So sagt *Goethe* von dem hochgelehrten *Winckelmann,* dem Begründer der Archäologie, an dem er doch einen gewissen Mangel an Verständnis für die Dichtung rügt: „Das vollendete Herrliche, die Idee, woraus diese Gestalt entsprang, das Gefühl, das in ihm beim Schauen erregt ward, soll dem Hörer, dem Leser mitgeteilt werden, und indem er nun die ganze Rüstkammer seiner Fähigkeiten mustert, sieht er sich genötigt, nach dem Kräftigsten und Würdigsten zu greifen, was ihm zu Gebote steht. Er muß Poet sein, er mag daran denken, er mag wollen oder nicht." *Nietzsches* Ziel war, als er mit *Wagner* zerfallen war, selbst das Bild des neuen Menschen zu schaffen. Philosophie war ihm zum Hilfsmittel geworden — er mußte Dichter werden. Ob ihm das im höchsten Maße gelang, ist eine Frage des Schicksals. Daß er es sein will und daß seine dichterischen Fähigkeiten unzweifelhaft den Durchschnitt weit übersteigen, erweist, daß er im Sinne des Arztes als harmonisch veranlagt gelten muß.

Das Gesagte betrifft allerdings nur die geistigen Eigenschaften, nicht das Affektleben, und in diesem müssen wir doch die von *Möbius* behauptete Maßlosigkeit suchen. Er nennt es hier „Neigung zu Übertreibung, zum Superlativ, zum Fanatismus". Das Tatsächliche, was er hier beschreibt, ist wohl ungefähr zutreffend, aber Deutung und Wertung sind falsch.

Nietzsche war maßlos. Aber war diese Maßlosigkeit eine Charakterschwäche oder war es gesunde Leidenschaft, in die er durch ein ungeheures Schicksal gerissen wurde? — das muß der Psycho-

loge feststellen. *Möbius* nimmt an, daß *Nietzsche* als Kind sehr leidenschaftlich war, sehr früh aber Selbstbeherrschung lernte. Nun wird man, wenn man von großen Männern, nicht von bürgerlichen Berufen redet, zugeben, daß sie ohne Leidenschaft nicht denkbar sind und wenn sie die Leidenschaft beherrschen lernen, so sind sie Beispiele harmonischer Kraft. *Möbius* findet die Leidenschaft später als Leidenschaft zur Arbeit und Leidenschaft im Urteil (Überschwenglichkeit). Er erzählt, daß sein Vater schon die Unzeitgemäße über *Schopenhauer* zurückgewiesen habe mit dem Wort: „Welch ein maßloser Mensch". Der Instinkt dieses Urteils ist wirklich anzuerkennen, denn diese Schrift ist nicht so aggressiv wie viele andere, sie ist eine echte Schrift protestantischer Selbsteinkehr, die Forderung einer unbedingten Reinheit des Willens. Tatsächlich ist durch diesen ethischen Ernst schon die Notwendigkeit einer radikalen Feindschaft mit einem bürgerlich-bequemen, gottlosen Zeitalter gegeben. Auch *Luther* war leidenschaftlich im Kampf, maßlos im Schimpfen auf Papisten, auf die „babylonische Hure". Ist die Kampf-Leidenschaft *Luthers* und *Nietzsches* die Folge eines pathologischen Ferments im Sinne erblicher Entartung? Es wäre interessant, das nachzuweisen, — aber bisher, 22 Jahre nach der *Möbius*-Pathographie und vielfach durch seine Schlagworte geleitet, hat man es nicht nachweisen können.

Ohne logische Berechtigung, instinktiv aber richtig, verknüpft *Möbius* mit dieser Maßlosigkeit *Nietzsches* „außerordentlich scharfes Kritikvermögen". An sich ist dies der Maßlosigkeit entgegengesetzt, aber die Auswirkung dieser Kritik gegen seine eigenen Satzungen macht allerdings bei *Nietzsche* einen maßlosen Eindruck. *Möbius* findet, daß *Nietzsche* anfangs in seiner Überschätzung über alle Grenzen hinausging und nachher dafür in bittere Feindschaft geriet und nennt als Beispiele sein Verhalten zu *Schopenhauer* und *Wagner*. Das sind aber psychologisch ganz falsche Konstruktionen, wie wir auch im Kapitel über das Schicksal sehen werden. In seiner Veranlagung, solange das Schicksal nicht mächtig eingreift, können wir ein Übermaß von Kritik noch nicht feststellen, sondern nur den faustischen, echt germanischen Drang zu immer höheren Stufen. Dies Faustisch-Unbefriedigte mag mehr als das Lutherisch-Aggressive die Frage nach einem pathologischen Ferment nahelegen — bewiesen ist auch hier nichts.

In der vollen geistigen Entfaltung bis zur Basler Professur und Freundschaft mit *Wagner* sehen wir nichts wahrscheinlich Pathologisches, mag auch der ungestüme Drang nach oben dem Psychiater immerhin bemerkenswert bleiben. Wesentliche leibliche Entartungs-

zeichen fehlten ebenfalls. Es ist aber noch der seelische Bereich zu untersuchen, in dem Geistiges und Leibliches am innigsten verbunden ist und der mir für die Entartungsfrage sehr wichtig zu sein scheint: das „Temperament“.

Möbius vermißt bei *Nietzsche* „Humor und Witz“. Wie man den Witz in *Nietzsches* Werken vermissen kann, ist mir nicht begreiflich. Der „Fall Wagner“ ist wirklich eine „übermütige Farce“, zu deren Verständnis man ja vielleicht die *Wagner*schen Dramen kennen muß, aber auch in den Sprüchen und Versen ist kein Mangel an Witz. Allerdings überwiegt die Satire den romantischen Humor, der die bekannte Träne der Rührung im Auge zerdrückt, auch den bettwarmen Humor der Gemütlichkeit wird man in der Tat vergebens suchen. Die Äußerungsweise von Witz und Humor ist bekanntlich durch die besondere geistige und gesellschaftliche Atmosphäre sehr stark zu formen, so daß eine objektive Beurteilung oft schwer ist.

Auch diese Frage muß von seinem inneren Beruf aus, der ihn so stark beherrschte, betrachtet werden. Der Beruf als Gemeindegründer, ja Prophet und Religionsgründer ist gewiß nicht geeignet, gerade die humoristische Seite des Menschen zu fördern. So war das Auffallendste an *Nietzsches* Knabenzeit schon das Ernste, Würdige. An lärmender Biergemütlichkeit hat er auch als Student keine Freude gehabt. Er war von je mit aller Leidenschaft auf das Ideale gerichtet, aber der Humor hat ihm keineswegs ganz gefehlt. Man lese das scherzhafte Weihnachtsgedicht (Biogr. I, 167). Noch bezeichnender ist der kleine Vorfall, als ihm in der Schule der Bericht des „Hausinspektors“ übertragen wird und er versuchte, den trockenen Bericht durch einige Scherze schmackhafter zu machen. „Im Auditorium Soundso brennen die Lampen so düster, daß die Schüler versucht sind, ihr eigenes Licht leuchten zu lassen.“ „In der Obersekunda sind kürzlich die Bänke gestrichen und zeigen eine unerwünschte Anhänglichkeit an die sie Besitzenden“ usw. Das Lehrerkollegium verstand jedenfalls weniger Spaß als *Nietzsche* und diktierte ihm drei Stunden Karzer und Verlust einiger Spaziergänge zu. *Nietzsche* läßt sich dadurch seinen guten Humor nicht stören, begreift nicht, wie die Mutter sich um diese Sache bekümmere, denn er findet sie unwichtig. Auch hier zeigt sich der souveräne Ethiker, der nur die Strafen empfindet, die er sich selbst zudiktiert, wie er z. B. sehr unter dem Bewußtsein leidet, als er einmal, noch unerfahren in diesen Dingen, zuviel Alkohol genossen hat. In den Briefen des Studenten an Freunde und besonders an die etwas jüngere Schwester findet man den scherzenden, etwas sarkastischen Ton, wie er in diesem Alter bei geistig regsamen Jünglingen

üblich ist. Das beweist noch keinen tiefen Humor, solche Scherze sind möglich bei unbefriedigter Stimmung, aber immerhin zeigen sie eine gewisse Fähigkeit des Humors, gegen diese Stimmung anzukämpfen. Wirkliche kindliche Ausgelassenheit zeigte *Nietzsche* später, in den ersten Jahren der Basler Professur. Diese harmlose Fröhlichkeit war aber nicht Komponente seines Berufes, sondern seiner Erholung davon. Sie wird später, wohl durch das Schicksal, verdrängt.

Die geistige Seite des Humors, die Fähigkeit, unangenehme und triviale Dinge durch scherzhafte Fassung in die nötige Ferne zu rücken, selbst mit großen Dingen zu spielen, wenn sie doch nicht groß genug sind, diesen Humor, den das Genie im Leben und Werk, wenn er auch oft nur für wenige zu spüren ist, so oft besitzt, hat *Nietzsche* gerade in seinen späteren Werken gepflegt.

Diese Frage ist für unser Thema nicht wichtig genug, um alles Material zu sammeln. Ich werde nur die Worte der Schwester wiederholen, denen der ärztliche Kenner der Biographie, der Briefe und der Werke im wesentlichen zustimmen wird, soweit sie sein ursprünglich-menschliches Verhalten, nicht sein Werk und sein Schicksal, also seine Gestalt im höheren Sinne angehen. „Als Kind war er immer etwas ernst gewesen, aber als Jüngling und Mann war er geneigt, die Dinge von einer humoristischen Seite zu nehmen, dabei lag in seinem ganzen Wesen, in allem, was er tat und sprach, eine ungewöhnliche Harmonie; er gehörte zu den wenigen Menschen, die niemals schlechte Laune zeigten. Alle seine Freunde rühmen das ungewöhnlich Maßvolle seines Benehmens, das warme, herzliche, angenehme Lachen, das aus der Tiefe eines wohlwollenden und liebevollen Gemütes quoll.“ Unbedingt gehört also *Nietzsche* zu den ernsten, gewaltig-strebenden Menschen, nicht zu den gemütlich-humorvollen. Aber von einem pathologischen Mangel des Humors kann gar keine Rede sein und den geistigen Humor hat er sogar in nicht geringem Maße besessen.

Der Humor ist innig verbunden mit dem Temperament. Eine Einteilung der Temperamente, in die man die Mehrzahl der Menschen eingliedern könnte, existiert meines Wissens nicht: vorläufig dienen sie nur der Erleichterung der Beschreibung des individuellen Temperaments. Die meisten Menschen kann man z. B. nicht einem der vier klassischen Temperamente zurechnen, sondern man wird dies Schema vielleicht öfter so benutzen können, daß man sagt, welches der Temperamente dem Einzelmenschen fehlt. *Möbius* betont bei der Besprechung des Humors die tiefe Traurigkeit *Nietzsches*, bei der Besprechung des Temperaments dagegen sieht er in der Traurigkeit eine Folge des Schicksals: *Nietzsche* sei nicht melancholisch, sondern eher

sanguinisch-cholerisch gewesen. Ich glaube nicht, daß man ihn cholerisch nennen darf und würde ihn eher melancholisch-sanguinisch nennen.

Das mag denen, die an das alte Schema glauben, eine unmögliche Vereinigung von Komplementärfarben erscheinen und bedarf daher der Erklärung. Wir müssen, wie ich an anderer Stelle ausführte, an der Seele zwei Schwellen unterscheiden: eine liegt zwischen Unbewußtem und Bewußtem, die andere zwischen Bewußtem und Außenwelt. Zwischen beiden Schwellen also liegt das Bewußtsein. Unter Temperament versteht man besonders das Tempo, in dem die seelischen Momente beide Schwellen in beiden Richtungen (Bewußtwerden und Unbewußtwerden, Eindrücke und Ausdruck) durchlaufen und davon hängt nun in starkem Maße die Stimmung des Menschen ab, also auch traurige und freudige Disposition. Dennoch muß man bekennen, daß Glück und Unglück, Freude und Trauer in einer tieferen Sphäre der Seele wurzeln, wenn auch ihre aktuelle Existenz von den Stimmungen gefördert oder weggeschwemmt werden kann. Tief in *Nietzsches* Wesen, eine nicht weiter erklärbare Gegebenheit, liegt jenes maßlose Streben nach einem unbedingten Ideal, an dem gemessen ihm jede Wirklichkeit entwertet wird. Das ist doch wohl eine Traurigkeit, die nicht Folge eines zufälligen Schicksals ist, sondern in einer Weise zu seiner Natur gehört, daß man Ursache und Folge nicht mehr unterscheiden kann. Und diese dem Wesen zugehörige Traurigkeit muß sich auch als das äußern, was man gewöhnlich „melancholisch“ nennt. Sein eigentliches Temperament aber ist eine große Lebhaftigkeit auf der inneren Schwelle, daher ein reicher Inhalt des Bewußtseins, ein starkes Bewußtwerden der seelischen Vorgänge. Auch die äußere Schwelle wird nach beiden Seiten leicht überschritten, so daß *Nietzsche* sowohl sich leicht äußert, als sehr aufnahmefähig ist. Aber diese Leichtigkeit ist keineswegs zu groß, sondern es entspricht ihr eine noch stärkere Fähigkeit, die eigenen Gedanken wie die Erlebnisse im Innern festzuhalten und mit großer Intensität zu verarbeiten, ebenso stark im seelischen wie im intellektuellen Gebiet. Damit ist wieder die Bedingung geschaffen, daß unangenehme Erlebnisse tief schmerzlich verankert werden. *Nietzsches* Temperament im eigentlichen Sinne ist also vorzüglich beschaffen, aber der unbedingte Idealismus seines Wesens bildet eine höchst gefährliche Grundlage, die wohl nur bei ganz besonders äußeren Umständen zu einem glücklichen Ende führen konnte. Eine primäre, durch das Verhältnis der Seelenkräfte nicht erklärte Traurigkeit oder überhaupt einen ganz überwiegenden Hang zur Traurigkeit dürfte man

wohl (falls erblich) als Degeneration betrachten. Aber *Nietzsche* war zum Glückserleben befähigt, wie die berauschende Freundschaft mit *Wagner* beweist, er hat auch immer wieder sanguinische Hoffnungen genährt. Es fehlt also jeder Beweis, daß seine Traurigkeit psychopathisch gedeutet werden kann.

So wird man den pathologischen Kern *Nietzsches* nicht finden in den einzelnen Teilen der Veranlagung. Eher ist Aussicht dazu in dem Verhältnis seines geistigen Lebens zu dem mehr leibhaften, dem wesentlichen Harmoniebegriff überhaupt. Wirklich scheinen bei *Nietzsche* die geistigen Triebe allzusehr zu überwiegen. Indessen darf man in einer asketisch-soldatischen Unterdrückung der leiblichen Triebe zugunsten eines geistigen Zieles keineswegs eine Disharmonie erkennen. Die Annahme, daß ein Dichter auch ‚künstlerisch‘ wohnen müsse und einen Luxus der Lebensführung entfalten müsse, kann natürlich für den einzelnen Fall zutreffen, ist allgemein genommen aber ein ästhetenhaftes Vorurteil. Die leiblichen Triebe und Instinkte haben aber *Nietzsche* durchaus nicht gefehlt und nur daraus könnte man auf eine Disharmonie schließen. Er schwamm und ritt gern, machte große Spaziergänge. Seine Muskulatur war, wie gesagt, gut entwickelt. Er hatte Sinn und Interesse für die Kochkunst, legte Wert auf elegante Kleidung, unfeine Manieren waren ihm unerträglich. Nur jedes Übermaß in Genüssen, wie jeder Prunk mit Reichtum war ihm widerwärtig. Wenn er zeitweise übermäßig bescheiden lebte, so war es die Sparsamkeit zugunsten seiner Bücher, der er sich fügte. Wenn er nicht rauchte und sehr mäßig trank, dagegen gern Süßigkeiten genoß, so wird man auch darin nicht ohne weiteres eine neuropathische Schwäche erkennen dürfen.

Viel wichtiger ist die Tatsache, daß der sexuelle Trieb bei *Nietzsche* entschieden schwach war. Von einer Andeutung irgendeiner perversen Abweichung ist aber nichts bekannt. Sicherlich war ihm grob-animalische Leidenschaft zuwider und eine tiefe leibhaft-erotische Leidenschaft scheint er nicht erlebt zu haben, aber nur der Grad, nicht die Art seiner Liebe ist auffällig. Er hat eine Neigung zu durchaus weiblichen Frauen, die sich in einigen Fällen zu einer allerdings sanften Verliebtheit gesteigert hat. Ich erinnere an die Briefe an Madame Louise O.

Die Stellung zum Weibe ist, wie natürlich, für *Nietzsches* ganze Persönlichkeit besonders bezeichnend. Ein Zurücktreten des reinanimalischen Lebens, als seelische Grundlage eine herbe Jünglingskeuschheit, in der sozialen Gesinnung ein entschiedener Antifeminismus. Wer aber, ohne *Nietzsche* zu kennen, in diesem ein brutales

sexuelles Ausleben des Übermenschen vermutet, der muß sich sagen lassen, daß *Nietzsche*s Antifeminismus strenge Anforderungen an den Mann stellt und zart gegen die Frauen ist. Noch 1886 durfte er von sich sagen: „Ich habe nie den Namen der Liebe entweiht.“ *Nietzsche* lehnt die Vermännlichung, Emanzipation, Herrschaft des Weibes ab, aber er hat eine große Ehrfurcht vor der Ehe. Der Inhalt der Ehe ist ihm nicht romantische Seelen-Erhitzung, sonderen der Wille, im Kinde sich selbst zu steigern. Die Anschauungen *Nietzsche*s sind also sehr männlich und gesund, und durchaus gegen jede Entartung gerichtet. Er selbst hat auch oft die Ehe gewünscht, aber es war bei seinem inneren Beruf sehr natürlich, daß er sehr vorsichtig war und eine Mißheirat fürchtete.

Ob die naturalistischen Triebe vor der Keuschheit *Nietzsche*s immer zurückgewichen sind, darüber ist Bestimmtes nicht bekannt. *Deussen* glaubte von ihm: „Mulierem nunquam attigit.“ *Rohde* hat von der Krankheit, ja Heiligkeit des Freundes eine hohe Vorstellung gehabt. Dennoch ist es nach *Nietzsche*s Schriften — ich denke z. B. an die Stelle über Leopardi XIV, 250 — zweifelhaft, ob er diese absolute Keuschheit, für die er nicht eingetreten ist, auch selbst durchgeführt hat.

Wenn man etwa das Wort des alten Weibleins im Zarathustra „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht“, das so vielen Menschen bekannt ist, die sonst schon gar nichts von *Nietzsche* wissen, als Sadismus deutet, so ist über solche Albernheiten kein Wort zu verlieren.

Von Wert ist das Urteil *Bernoullis,* der so viel rein persönliches Material gesammelt hat, weil er keineswegs die Tendenz hat, das Krankhafte bei *Nietzsche* zu beschönigen[6]). Er schreibt: „Diesen Äußerungen *(Nietzsche*s*),* deren gesunde und zarte Empfindung an die klassischen Frauenbriefe *Goethe*s und *Keller*s denken läßt, sollten eigentlich ebenso unmittelbare aus Frauenmund entgegenzuhalten sein, die uns wissen ließen, wie denn sie insgeheim von *Nietzsche* dachten. Er wirkte auf junge Frauen ohne Zweifel blendend und außerordentlich; man hing an seinen Lippen, wenn er sprach und ließ sich von ihm zu ästhetischer Bewunderung hinreißen. Es fehlt aber an Anzeichen dafür, daß jemals eine Frau auf dem Wege war, sich in ihn rechtschaffen zu verlieben. Jedenfalls die Feinen unter ihnen mußten es instinktiv herausspüren, daß sie es da mit einem Menschen zu tun hatten, der immerwährend in einer Atmosphäre von Geist

---

[6]) *Bernoulli,* Franz. Overbeck und Fr. Nietzsche, II, 73.

lebte. Es ging kein sinnliches Fluidum von *Nietzsches* körperlicher Erscheinung aus." Einen pathologischen Mangel sieht *Bernoulli* aber keineswegs an *Nietzsches* Sinnlichkeit, er nimmt vielmehr die stolze Selbsterziehung des Philosophen, den verächtlichen Blick auf „diese unsinnig eitlen und sinnlichen Affen" (womit offenbar besonders *Wagner* gemeint ist) als mitwirkend an.

Notwendig muß dies Übergewicht des Geistigen bewirken, daß *Nietzsche* die Freundschaft weit höher schätzt als die sinnliche Liebe. Auch der geistigen Freundschaft zu Frauen war er nicht abgeneigt, aber seine wahre Sehnsucht galt der Freundschaft mit Männern. Diese Liebe hat er *Rohde* zugewandt. *Ritschl* beglückwünschte seine beiden genialen Schüler als das Dioskurenpaar und soviel ist daran richtig, daß *Nietzsche* diese Freundschaft im antiken Sinne zugleich als Waffenbrüderschaft und liebevollen Wettkampf erlebte. Nichts ist widerlicher in der Arbeit von *Möbius* als seine Beurteilung der Freundschaft überhaupt. Er stellt fest, daß die Freundschaft „im physiologischen Sinne zwecklos" sei. Wozu tritt dieser Gutachter immer wieder für die Metaphysik ein, wenn er seelisch im trübsten Materialismus verharrt? Wenn ihn nicht die Anmaßung geblendet hätte, so hätte er an dieser Stelle merken müssen, daß ihm die seelischen Vorbedingungen für das Verständnis seines Problems fehlten.

Wer das moderne Interesse an der Geschlechtspathologie kennt, wird keinen Augenblick zweifeln, daß jene Tatsachen vollkommen genügten, um bei *Nietzsche* die Homosexualität nicht nur zu wittern, sondern als erwiesen darzustellen. Ich erwähne nur *Steckel*s Arbeit[7]), deren allerdings durch keinerlei Sachkenntnis gehemmte Kühnheit Bewunderung verdient. Für *Steckel* ist *Nietzsche*s Begeisterung für den 60jährigen Meister homosexueller Natur und seine — nach *Wagners* Tode erst in ganzer Schärfe geäußerte — Feindschaft nur sexuelle Eifersucht. Auf wen *Nietzsche* eigentlich Grund hatte, eifersüchtig zu sein, bekennt *Steckel* selbst nicht zu wissen, nachdem er den eigenen Einfall, er sei auf den eben geborenen *Siegfried Wagner* eifersüchtig gewesen, denn doch selbst als lächerlich bezeichnet. In der Tat, es war niemand da, auf den *Nietzsche* eifersüchtig sein konnte. *Wagner* hat den Widerstrebenden mit allen Mitteln an sich zu locken versucht. Ihm gegenüber sprach er über seine anderen „Freunde" höchst abschätzig und als *Nietzsche* von ihm gegangen war, bekannte er, allein zu sein. Wo also ist der Grund zur Eifersucht? Etwa die Wagnerianer in Bayreuth, auf die *Wagner* damals

---

[7]) *Steckel.* Ztschr. f. Sexualwissenschaft. 1917.

noch mehr schimpfte als *Nietzsche?* Es ist eben die Eingeengtheit mancher Freudianer, daß sie allen geistigen Enthusiasmus und Zeugungstrieb allzu grob sexuell deuten. *Wagner* fehlte die Fähigkeit zur Männerfreundschaft überhaupt, und wenn bei *Nietzsche* eine Freundschaft liebesartige Heftigkeit hatte, so war es die zu *Rohde,* und später im ersten Keime die zum Freiherrn *v. Stein.* Nirgends aber findet man im Briefwechsel zwischen diesen einen Ton, der auf Homosexualität hindeuten könnte. *Rohde* hätte doch einmal davon etwas spüren müssen, aber gerade er hat in *Nietzsche* den Heiligen gesehen, der sich vergeblich zu verbergen trachtet. Der Abfall von *Wagner* hat rein geistige Gründe. *Nietzsche* handelt nicht aus „Rache zurückgesetzter Liebe", vielmehr kann er es dem Meister nicht verzeihen, daß dieser sein ideales Bild des Heros nicht erfüllt. *Steckel* fühlt selbst die Schwäche seiner Begründung und greift auf das banale Motiv psychologisierender Literaten zurück: es sei n o c h die Rache des „gekränkten Musikerstolzes" d a z u gekommen. „Er bildete sich ein, ein großer Musiker zu sein. Welche Anmaßung spricht aus den Worten: ‚Ich kenne nur einen Musiker, der heute noch imstande ist, eine Ouvertüre aus ganzem Holz zu schnitzen: und niemand kennt ihn.' Natürlich! Niemand kennt *Nietzsche,* den großen Musiker. Dies ist sein Schmerz, dies das bohrende Gefühl, das ihn gegen alle Welt verbittert macht." Natürlich?! *Steckel* weiß nicht, daß dieser „große Musiker" nicht *Nietzsche* selbst, sondern *Peter Gast* ist, um dessen Ouvertüre zum „Löwen von Venedig" sich *Nietzsche* so rührend-väterlich bemüht hat. Ausübung der Musik und das Komponieren war für *Nietzsche* schon nicht viel mehr als Jugenderinnerungen — und er soll deswegen verbittert sein, weil die Welt ihn nicht als Ouvertüren-Komponisten anerkennt? Die Eifersucht wegen musikalischen Ruhmes mag bezeichnend sein für die Psychologie der Kommentatoren — mit *Nietzsches* Seele hat sie nichts zu tun. Warum kommt *Steckel* auf so triviale Erklärungen für *Nietzsches* Verhalten zu *Wagner*? Weil er keinen Sinn hat für die einfache große Wahrheit, daß *Nietzsche* mit *Wagner* um die deutsche Zukunft ringt. Der Weg, die seelische Entwicklung eines Menschen aus den primären Trieben oder gar noch den sexuellen allein zu erklären, ist unserer Erkenntnis verschlossen: wir sind gezwungen, sein Werden um das bewußte Wunschbild, um seine Idee zu gruppieren.

Man muß, wie ich an anderer Stelle ausführte, durchaus erotisch und sexuell unterscheiden[8]). Der sexuelle Trieb ist zur Fortpflanzung

---

[8]) Norm und Entartung des Menschen. 2. Aufl. Verlag Kampmann, Celle.

der Art bestimmt, seine Übertragung auf das gleiche Geschlecht ist also Perversion. Der erotische Trieb ist auf die Steigerung der Art gerichtet, er ist also vor allem geistiger Zeugungstrieb, der aber, um erotisch zu sein, in der Liebe zum Leibe wurzeln muß. Diesen geistigen Zeugungstrieb hat *Nietzsche* besessen und daher stammt seine große Sehnsucht nach Freunden und Jüngern. Aber im Verhältnis zur Größe und Art seines Werkes war dieser auf die Person gerichtete Eros eher zu schwach als zu stark.

Erfreulicherweise hat *Möbius* in der Frage nach *Nietzsches* Sexualität schon die richtige Auffassung vertreten. Er vermutet bei *Nietzsche* einen verhältnismäßig schwachen, sonst aber vollkommen normalen Geschlechtstrieb. *Möbius* sagt: „Ich betone das deshalb, weil wiederholt bei *Nietzsche* ein gewisser Grad von Verkehrung vermutet worden ist, weil insbesondere seine innige Freundschaft mit einigen Schülern in Basel diese Meinung unterhalten hat. Soweit ich die Sache beurteilen kann, ist die Vermutung unberechtigt. Man kann *Nietzsche*s geschlechtliches Empfinden nur insofern abnorm nennen, als die Wirkung des anderen Geschlechts auf ihn schwach war. Er empfand rein körperlich wohl ebenso wie andere Leute, aber es fehlte der starke seelische Trieb zum Weibe, der den gesunden Mann zur Hingabe an ein Weib zu nötigen pflegt. Diese Freiheit von dem den meisten gefährlichen Zauber verlieh ihm eine gewisse Unbefangenheit dem weiblichen Geschlecht gegenüber und befähigte ihn frühzeitig zu einem kalten und richtigen Urteile über die Weiber. Bei wenigen seiner Lehren ist eine so uneingeschränkte Zustimmung möglich wie hier."

Ob eine leichte Abschwächung des Geschlechtstriebes als Anzeichen der Entartung zu gelten hat, darüber wissen wir nichts. *Nietzsche* spricht nicht sehr für eine solche Auffassung, da er ja durch beide Eltern aus sehr kinderreichen Familien stammt. (Daß er selbst nur zwei Geschwister hatte, ist durch den frühen Tod des Vaters bedingt.) Ganz unzulässig sind solche rationalen Schlüsse wie: *Nietzsche* habe keine Kinder gehabt, also könne die Art bei solchen Eigenschaften nicht bestehen und dies sei der Sinn der Entartung. *Nietzsche* hat aber oft Lust zur Heirat gehabt und ein Fall einer Werbung ist auch bekannt. Es ist wahrscheinlich, daß er eine normale Ehe eingegangen wäre, wenn ihn seine geschichtliche Aufgabe nicht derartig in Anspruch genommen hätte. Daß aber der geschlechtliche Zeugungstrieb, wo es nottut, durch den geistigen überwunden wird, ist im höchsten Sinne „normhaft".

So bleibt, um es zusammenzufassen, in *Nietzsches* seelischer Veranlagung, soweit sie sich bis zur *Wagner*-Freundschaft entfaltet, nur das eine verdächtig, was sich aus den verschiedensten Stellen offenbart: daß sein geistiges Leben zu stark das leibliche überwogen habe. Aber man darf nicht übersehen, daß dies geistige Leben bei ihm kein abstraktes, intellektuelles, die Seele verzehrendes Denken ist, sondern ein wirklich seelisches, im leiblichen Leben verwurzeltes. Das zeigen seine Werke ebenso deutlich wie seine Freundschaften. Daher ist meine Meinung, daß man bis hierher wohl von einer außerordentlichen geistigen Leidenschaft, nicht aber von einem pathologischen Defekt oder von einer pathologischen Disharmonie reden darf.

II. Schicksal und Nervenleiden.

Wir haben mit dem Schluß des 1. Kapitels noch nicht erwiesen, daß in *Nietzsches* Anlage das Pathologische fehlte. Abgesehen davon, daß manche Anlagen noch später zur spontanen Entfaltung kommen können, so gibt es auch Schwächen der Anlage, die sich erst in einem Versagen gegenüber besonderer Belastung durch das Schicksal oder überhaupt in Reaktionen auf das äußere Geschehen offenbaren. Gerade diese Betrachtungsweise der nervösen und geistigen Störungen steht heute im Mittelpunkt des psychiatrischen Interesses.

Möbius hat in seiner ziemlich ausführlichen Pathographie den Anfang und das Ende, das heißt die angeborene Persönlichkeit und die Paralyse genau behandelt, aber die mittlere Frage, den Kampf zwischen Anlage und Schicksal hat er nur flüchtig berührt. Die Zweiteilung der Arbeit erweist schon diesen Mangel. Gerade die Frage, die für die historische Gestalt entscheidend ist und die zugleich psychiatrisch die interessante ist, bedeutet in jener Arbeit eine gähnende Lücke.

Möbius findet in der Veranlagung *Nietzsches* eigentlich kaum etwas Pathologisches; er nimmt aber die Entartung trotzdem prinzipiell an, weil *Nietzsche* ein Genie sei. Aber er begnügt sich nicht, das Genie als solches als pathologische Abweichung zu betrachten, sondern er bezieht die auffallendsten Erscheinungen des *Nietzsche*schen Genies außerdem auf die Paralyse, eine Tendenz, die, wir wir sehen werden, sehr bedenklich ist. *August Horneffer* hat recht, wenn er darauf aufmerksam macht, daß *Nietzsche* in der Zeit, die *Möbius* für die Paralyse in Anspruch nimmt, überhaupt erst seinen Charakter selbständig entwickelt hat. Er lehnt *Möbius'* „imperatorische Urteile“

als ganz unzulänglich ab und verlangt von der Psychiatrie eine Untersuchung, „was die Entartung ohne jede Mitwirkung einer Psychose hervorbringen kann.“ Das wäre in der Tat eine erwünschte Feststellung. Aber *Horneffer* steht begreiflicherweise zu sehr unter dem Einfluß der Entartungs-Hypothesen seiner Zeit, ohne kritisch beurteilen zu können, wie weit diese vom sicheren Wissen entfernt sind. Er sagt: „Bei *Nietzsche* tritt besonders klar hervor, daß gewisse Entartungsformen mit außerordentlichen Leistungen in einer Art Wechselwirkung zu stehen scheinen, daß Degeneration nicht nur nimmt und verringert, sondern auch gibt und erhöht, so daß sie wertvoll, ja für die Kultur vielleicht unentbehrlich wäre.“

Die Entartung und die aus ihr folgenden Leiden können natürlich wie jedes andere Unglück dem Genie Anstoß zu seiner Entfaltung geben, aber damit ist über die Entartung nichts Spezifisches gesagt. Ob aber die Entartung als Eigenwert, als treibende Kraft zur Kultur notwendig ist, nicht als bloßes Erlebnis, das scheint mir sehr zweifelhaft. Ich glaube, daß zu dieser Auffassung die modische Überschätzung der physischen Entartung im medizinischen Sinne (im Gegensatz zum Verfall im kulturhistorischen Sinne) verführt hat. Jedenfalls muß man bekennen, daß die Entartung als pathologische Erscheinungsform heute keineswegs ein wissenschaftlich klar umschriebener Begriff ist und daß die Beantwortung der *Horneffer*schen Frage mehr Gefühlssache als wissenschaftliches Gutachten sein würde. Wir betrachten hier also *Nietzsche* schlicht als Einzelfall, der für das Problem der Wechselwirkung von Schicksal und „Nervenleiden“ von typischer Bedeutung ist.

Es ist für die Beurteilung *Nietzsches* entscheidend, daß er eine Zeitlang die volle Übereinstimmung von Schicksal und innerer Bestimmung gefühlt und damit ein wahres Glück erlebt hat. Noch hatte er sein Examen nicht abgelegt, seine Doktorarbeit nicht geschrieben, als er 24jährig als Professor nach Basel berufen wurde. Das konnte gewiß dem Ehrgeiz des Jünglings schmeicheln, aber es galt ihm doch wenig neben der Freundschaft mit *Richard Wagner*, dem alternden Meister, der jetzt fast auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand und kürzlich, noch als Freund des Bayernkönigs, von München nach Tribschen übergesiedelt war. Hier nehmen er und *Cosima* den genialen Jüngling mit offenen Armen auf.

Es ist kein Zweifel, daß *Wagner* ihn als Herold seines Ruhmes brauchte, aber ebensowenig zweifelhaft ist, daß er *Nietzsche* wirklich geliebt und verehrt hat. Er hat ihn wenigstens in seinen Ausdrücken mehr als Freund denn als Jünger behandelt. Wie mußte es das Hoch-

gefühl des damals von *Wagners* Kunstwerk Begeisterten steigern, wenn *Wagner*, damals neben *Bismarck* der berühmteste und wohl auch größte Deutsche ihm zur Geburt der Tragödie schrieb: „Lieber Freund! Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nicht gelesen! Alles ist herrlich. . . . Ich für meinen Teil begreife nicht, wie ich so etwas erleben durfte.“ Und er durfte sein Glück für sicher gegründet halten, denn er stimmte ja mit seinem Meister überein in der höchsten Verehrung seines Gottes *Schopenhauer*. Im nahen Verkehr mit *Wagner* aber erkannte er, was es heiße, nicht dem Buchwerk, sondern einem Meister von Fleisch und Blut zu dienen. *Wagner* wurde sein Heros, sein Äschylos, sein Jupiter.

Eben in diesem Rausche hatte er sein Erstlingswerk, vielleicht sein schönstes Werk geschrieben. Aber dennoch war sein Glück nicht von allzulanger Dauer und was zuerst Übereinstimmung schien, offenbarte allmählich unübersteigbare Gegensätze. Und allmählich entwickelte sich auch seine „Nervenkrankheit“. Was ist die Ursache: das seelische Leiden, oder die Überarbeitung, oder körperliche Ursachen, oder der Beginn der Paralyse? Die Paralyse, die ja erst 18 Jahre später deutlich ausbrach, werden wir vorläufig beiseite lassen, um sie im III. Kapitel zu besprechen. Hier soll der Verlauf mit Berücksichtigung der drei anderen Ursachen besprochen werden.

Im Frühjahr 1869 war *Nietzsche* nach Basel und bald danach nach Tribschen gekommen. Im August des folgenden Jahres verließ er Basel, um als Krankenpfleger am Kriege teilzunehmen. In diesen fünf Vierteljahren liegt seine eigentliche Glückszeit. Die Teilnahme am Feldzug hat ihn seelisch und körperlich erschüttert und es ist nicht unmöglich, daß hier seine Gesundheit für immer einen Stoß empfangen hat. Er schreibt bald nach dem Erlebnis an *Gersdorff*: . . . . „Ich hatte 6 Schwerverwundete 3 Tage und 3 Nächte lang ganz allein zu verpflegen, *Mosengel* fünf; es war schlechtes Wetter, unsere Güterwagen mußten fest geschlossen werden, damit die armen Kranken nicht durchnäßt würden. Der Dunstkreis solcher Wagen war fürchterlich; dazu hatten meine Leute die Ruhr, zwei die Diphtheritis, kurz ich hatte unglaublich zu tun und verband vormittags 3 Stunden und abends ebensolange. Dazu nachts nie Ruhe, bei den menschlichen Bedürfnissen der Leidenden. Als ich meine Kranken in ein ausgezeichnetes Lazarett abgeliefert hatte, wurde ich schwer krank: sehr gefährliche Brechruhr und Rachendiphtheritis stellten sich sogleich ein. Mit Mühe kam ich bis Erlangen. Dort blieb ich liegen. *Mosengel* besaß die Aufopferung, mich hier zu pflegen. Und das war nichts Kleines bei dem Charakter jener Übel. Nachdem ich mehrere Tage

mit Opium und Tannin-Klystieren und Höllensteinmixturen meinem Leibe zugesetzt hatte, war die erste Gefahr beseitigt. Nach einer Woche konnte ich nach Naumburg abreisen, bin aber bis jetzt noch nicht wieder gesund. Dazu hatte sich die Atmosphäre der Erlebnisse wie ein düsterer Nebel um mich gebreitet: eine Zeitlang hörte ich einen nie endenwollenden Klagelaut. Meine Absicht, wieder auf den Kriegsschauplatz abzugehen, wurde deshalb unmöglich gemacht. Ich muß mich jetzt begnügen, aus der Ferne zuzusehen und mitzuleiden."

Frau *Förster-Nietzsche*, die ihren Bruder seit jenen Jahren so viel gepflegt hat, sagt dazu: „Diese Krankheit hatte meines Bruders Gesundheit auf das tiefste erschüttert, sie ist die erste und einzige Veranlassung für deren späteren Zustand." Daß die Ruhr- und Diphtherie-Infektionen an sich die leibliche Konstitution *Nietzsches* dauernd geschwächt haben, geht aus der Folge nicht hervor. Aber man muß beachten, daß diese schwere akute Erkrankung zusammentraf mit schwerer seelischer Erschütterung. *Nietzsche* hatte keine schwachen Nerven, aber er war im hohen Grade „sensitiv". Wir wissen aus anderen Zeugnissen, wie tief ihn das Leiden in den Feldlazaretten erschüttert hat. Jener Hinweis auf den „nicht endenwollenden Klagelaut" könnte als Vorbote einer nervösen Erkrankung gedeutet werden. Gewiß wären bei gründlicher Erholung die Aussichten für die vollständige Heilung günstig gewesen, aber diese Ruhe hat er sich nicht gegönnt. Die Erkrankung war Anfang Oktober. Anfang November steht er wieder in der vollen Amtstätigkeit. „Ich habe mich mit wahrer Begierde in die Wissenschaft gestürzt; jetzt hat nun auch wieder die regelmäßige Berufstätigkeit begonnen. Ich wünschte nur gesünder zu sein. Aber mein Organismus hat unter dem Ansturm der Ruhr sehr gelitten und noch lange nicht ersetzt, was ihm genommen wurde. . . . . Das neue Semester begann wie gewöhnlich mit einem kräftigen Ansturm, so daß einem Hören und Sehen verging. Ich lese dieses Semester zwei neue Kollegien, griechische Metrik und Rhythmik (nach einem eigenen System) und Hesiod. Sodann die Seminarübungen. Dann die griechischen Stunden am Pädagogium, in denen ich die Oresteia des Äschylos vornehme. Dazu kommen Regenz-, Fakultäts- und Bibliotheks-Sitzungen, nebst manchen Einladungen geselliger Art."

Man muß zugeben, daß es sich um ungewöhnliche Arbeitslast handelt. Der so jugendliche Professor mußte sich in zwei Berufe, die Kollegs und den Unterricht am Gymnasium einarbeiten, für die ersten Jahre gewiß eine harte Arbeit. Er übernahm aber die Gegenstände

nicht als wissenschaftliche Tradition, sondern sie erregten ihn seelisch aufs Höchste, wie sein damals entstehendes Buch beweist. Also eine Überarbeitung wäre durchaus verständlich — und dennoch ist damit ja nur der Nebenberuf genannt. Als eigentlichen Beruf empfand er sein Werk über das Griechentum und den Dienst in *Wagners* Werk. Er brachte die freie Zeit in Tribschen zu und *Wagner* nahm es übel, wenn *Nietzsche* sich durch den bürgerlichen Beruf von diesem Dienst (z. B. auch das Korrekturenlesen der Biographie *Wagners*) beeinträchtigen ließ. Also die Vorbedingungen für eine nervöse Erschöpfung waren objektiv gegeben.

Dennoch läßt sich kein bestimmtes Urteil darüber abgeben, wie stark jene Erkrankung auf das spätere Leiden *Nietzsches* mitgewirkt hat. Denn man kann durchaus nicht sagen, daß *Nietzsche* von nun an „nervös“ oder „neurasthenisch“, oder wie man sonst eine schwache Konstitution nennen mag, gewesen sei. *Deussen* hat ihn noch zweimal in Basel gesehen und er schreibt darüber später, gerade in bezug auf *Nietzsches* Nervenleiden, daß er *Nietzsche* bei diesen Besuchen „in vollem Glanze, Mut und Übermut der Gesundheit angetroffen“ habe. *Overbeck*, der in jenen Jahren von den Freunden als Kollege in Basel den vertrautesten Umgang mit ihm hatte und der durchaus geneigt war, das Krankhafte in *Nietzsches* Natur zu suchen, auch gerade mit *Möbius* in der Beurteilung harmonierte, hat nach *Bernoullis* Mitteilung so gedacht: „Den Zwiespalt zwischen dichterischer und philosophischer Anlage hat er furchtbar schwer in sich empfunden, er war zeitweise davon wie zerrissen. Aber nun komme man nicht mit der Modekrankheit und heiße ihn einen Neurastheniker! *Nietzsche* war gar nicht nervenschwach. Er war höchst impressionabel, hatte aber, sobald es darauf ankam, N e r v e n w i e S t r i c k e.“ Das ist sehr zu beachten. Daß der Zwiespalt in der Begabung die Ursache war, ist allerdings eine konventionelle Verfälschung, aber richtig ist, daß nicht die schwachen Nerven, sondern das innere Erleben bei höchst sensitiver Veranlagung eine wesentliche Ursache war.

Allerdings wirkt nun die Anlage zu einem nervösen Leiden mit: die Migräne. In dieser Frage dürfen wir den Ansichten von *Möbius* einen besonderen Wert beimessen, nicht nur weil er als Neurologe kompetent ist, sondern weil er, selbst an dieser Krankheit leidend, auch über sie speziell gearbeitet hat.

Überblicken wir zuerst den weiteren Verlauf. Nach jenem Brief an *Gersdorff* vom 7. November 1870, der so deutlich die Überlastung erkennen läßt, scheint sich der Zustand gebessert zu haben. Im Januar 1871 befindet er sich in intensivster geistiger Anspannung:

nach verschiedenen Vorarbeiten verfaßt er nun die wichtigsten Teile der „Geburt der Tragödie". Aber plötzlich muß er die Arbeit abbrechen. Die Biographie besagt: „Er bekam die Gelbsucht, eine Darmentzündung stellte sich ein, dazu wird er von Schlaflosigkeit bitter gequält. Professor *Liebermeister*, der schon mit der verfrühten Aufnahme seiner Amtstätigkeit recht unzufrieden gewesen war, bestand jetzt darauf, daß er einen längeren Urlaub an den italienischen Seen verbringen sollte." Aus den Briefen *Nietzsche*s ist dazu zu bemerken, daß *Liebermeister* und *Hoffmann* das Leiden auf Überanstrengung zurückführten und *Hoffmann* Heilung versprach, wenn gleich eingegriffen würde. (*Nietzsche* spricht im Zusammenhang mit der Darmentzündung von „Hämorrhoidalleiden". Es wäre denkbar, daß es sich tatsächlich noch um Folgen der Ruhr gehandelt hat.) Er schreibt, daß er die Professur satt habe und unverantwortlich ausgenutzt werde. Als die Schwester die Zusage mitzureisen zurückzog, fiel er in Ohnmacht. Er schrieb danach: „Die Zusagebriefe kamen Mittwoch früh: das Absagetelegramm einige Stunden später: Scherze, die ich jetzt schlecht vertrage! ich zitterte und mußte mich erbrechen. Mein Brief war nur geschrieben, um Euch zu beruhigen: dabei ist er über's Ziel hinausgeschossen."

Auffallend ist nun die schnelle Besserung. Schon bei der Schlittenreise über den Gotthard scheint er sich ziemlich wohl gefühlt zu haben, die 6 Wochen in Lugano aber war er ausgelassen wie ein Kind. Er behauptete, daß er in Lachen und Heiterkeit viel nachzuholen habe, denn er sei als Kind zu ernsthaft gewesen. Das Wichtigste aber scheint mir, daß er die Arbeit an der Geburt der Tragödie wieder aufnimmt und am 26. April 1871 in der ersten (nicht veröffentlichten) Fassung abschließt. Dieser Verlauf gibt doch zu denken. Das Erbrechen, die große Abgeschlagenheit, die schnelle Erholung läßt nach dem Verlauf der späteren Migräne-Anfälle schließen, daß wir hier den ersten ausgeprägten Anfall vor uns haben. So faßt es auch *Möbius* auf, der darum auch annimmt, daß es sich hier um ein ererbtes Leiden handle. Aber *Möbius* will mit dieser Annahme keineswegs sagen, daß diese Anfälle rein organisch bedingt, nicht durch seelische Zustände beeinflußt waren. Ich will mich hier, aus den genannten Gründen, auf seine eigenen Worte beziehen. „Weitaus die wichtigste Ursache der Migräne-Anfälle waren Gemütsbewegungen, die Erregungen durch das eigene Denken und der Ärger über andere Leute. Wer selbst an Migräne leidet und zuweilen denkt, der weiß, wie gefährlich das Denken ist, sobald das Innere dabei aufgewühlt wird: neue Gedanken sind ohne Kampf nicht zu

heben und wenn jeder Gedanke mit einem Anfall bezahlt werden muß, so darf man sich nicht wundern. Dieses Übel ließ sich bei *Nietzsche* nicht vermeiden; es war immer dasselbe: je frischer er sich fühlte, um so leidenschaftlicher widmete er sich seiner Arbeit, und je mehr er arbeitete, um so mehr förderte er die Wiederkehr der Anfälle. Der andere Übelstand wäre wohl zu vermeiden gewesen, aber trotz aller Zurückgezogenheit blieb *Nietzsche* doch im Verkehr mit so und so viel Leuten, und seine große Verletzbarkeit, die allmählich immer größer wurde, führte bald da, bald dort zu peinlichen Erregungen. Auch scheint manches vorgekommen zu sein, über das auch ein anderer sich sehr geärgert hätte. Natürlich hätte auch dann, wenn alle Gelegenheitsursachen soweit wie möglich beseitigt worden wären, die einmal vorhandene Migräne nicht ganz aufgehört. . . . .“

Die Bedeutung der seelischen Erlebnisse für die nervösen und geistigen Störungen, die „psychogene“ Entwicklung, wird heute viel mehr gewürdigt als in der vorangegangenen mechanistischen Zeit. Um so mehr ist es zu betonen, daß *Möbius* dies psychogene Moment für die Migräne *Nietzsche*s so geflissentlich hervorgehoben hat. Aber abgesehen von dieser prinzipiellen Anerkennung hat er es in *Nietzsche*s Schicksal nicht verfolgt, ja er hat dies abgelehnt mit der Bemerkung, es locke und lohne nicht, diesen Dingen nachzuspüren. Vergleicht man damit die Liebe, mit der er dem seelischen Erleben *Rousseau*s bis ins Einzelne nachgegangen ist, so wird man bemerken, daß ihm für *Nietzsche*s Persönlichkeit jede tiefere Anteilnahme fehlte.

Gerade die Bedingungen des ersten Anfalles werden für die Deutung der psychogenen Wirkung von besonderem Interesse sein. Bemerkenswert ist die schnelle und ziemlich langdauernde Besserung nach dem heftigen Anfall. Im April war er nach Basel zurückgekehrt, hatte die Geburt der Tragödie vollendet und war dann schon erfüllt von den Ideen der Unzeitgemäßen. Daneben lastete Kolleg und Schule auf ihn. Die Ferien brachte er in voller Heiterkeit mit den Freunden zu. Im Oktober überraschte ihn *Deussen* in Basel, der über diesen Besuch berichtet: „Spät, nach 11 Uhr, erschien *Nietzsche*, der bei *Jacob Burckhardt* zu Gast gewesen war, in animierter Stimmung, feurig, elastisch, selbstbewußt, wie ein junger Löwe.“ Bis 2 Uhr wanderten sie in den Straßen umher. In der Folgezeit schrieb er unter *Wagner*s Einfluß noch einige Abschnitte zur Geburt der Tragödie, welche am Ende des Jahres gedruckt wurde. Im Frühjahr 1872 hielt er die Vorträge über die Bildungsanstalten. Der Nachlaß zeigt, wie viele Pläne er durchdacht hat — kurz, er war

erstaunlich leistungsfähig. Nur im September 1872 erleidet er einen ganz gewöhnlichen Migräne-Anfall, nach mehrstündiger Ruhe tritt ein deutlicher Zustand von Euphorie ein (Biogr. II, 88). Mehr als 2 Jahre nach dem ersten Anfall dauerte das gesunde Intervall, in dem die Angehörigen ihn als einen „Wiederhergestellten" betrachteten.

Man kann also nicht sagen, daß *Nietzsches* Nervensystem durch die Erkrankung im Felde und durch die Überarbeitung zerstört war, denn er war bis zum Sommer 1873 tatsächlich wieder gesund. Um so mehr darf man annehmen, daß der schwere Anfall 1871 durch die äußeren Umstände hervorgerufen war. Die Ruhr und die Überarbeitung an sich, werden die Disposition abgegeben haben, aber die eigentliche Ursache wird neben der Migräne-Anlage der seelische Druck gewesen sein. Wie mußte auf den begeisterten Jüngling, der mit der Geburt der Tragödie, einer ganz neuen Sicht des Griechentums, einem berauschten Hymnus an die Öffentlichkeit treten wollte, die an sich schon sehr schwere berufliche Belastung drücken. Wer dies Buch kennt und die Leidenschaft der inneren Berufung darin spürt, der wird verstehen, daß *Nietzsches* Abneigung gegen die hemmende Last zu einer verborgenen Wut anschwellen mußte. Vielleicht hätte er auch sonst einen gewöhnlichen Migräne-Anfall gehabt, so aber nahm die unterdrückte Wut diesen zum Anlaß, um einen nervösen Zusammenbruch herzustellen, das beste Mittel, um ihn aus dem Amt herauszureißen. Kaum hat er Basel verlassen, so bessert sich der Zustand. Wollte man diesen Anfall, zumal das Erbrechen, aus dem Unbewußten ins Bewußte übertragen, so würde er etwa besagen: „Ich will los von der Professur, ich will Zeit haben für meine wahre Aufgabe." Übrigens steht es in naiver Deutlichkeit in jenem Brief an Mutter und Schwester: „. . . . L. und H. behandeln mich; es sei eine Magen- und Darmentzündung, hervorgerufen durch Überanstrengung. Ich habe die Basler Professur recht satt. . . . Man wird doch als deutscher Dozent in Basel unverantwortlich ausgenützt: . . . Wenn es irgendeine Gelegenheit gibt, mich von hier zu entfernen, so benutze ich sie. . . . Jeder Tag, den ich jetzt länger in Basel verweile, steht meiner Genesung im Wege." Damit ist alles rund und klar gesagt und es bedarf keiner Traum-Analyse. Aber auch der Verlauf bestätigt diese Auffassung. Sobald er sich aus Basel entfernt, fühlt er sich wohler. In Lugano dauert es nicht lange, daß er die Geburt der Tragödie weiterführt. Das ist entscheidend: sein eigenes leidenschaftliches, aufregendes Werk zu vollenden, schadet seiner Gesundheit nicht, wenn er nur genügend freie Zeit dafür hat. Krank macht ihn, was ihn von seiner Aufgabe abzieht!

Nach dem Intervall von 1871—73 beginnt im Jahre 1873 sein Zustand sich allmählich zu verschlechtern, bis sein Nervenleiden 1879 den Höhepunkt erreicht. Aber die Verschlechterung ist keine stetige, kürzere Perioden der Krankheit wechseln mit längeren Intervallen von Gesundheit und großer Arbeitskraft.

Über den Anfang sind wir nur wenig unterrichtet. *Nietzsche* war seit Jugend sehr kurzsichtig; auf einem Auge schwachsichtig. Schon anfangs, dann im Sommer 1873 litt er an Augenschmerzen. Auch über die Natur des Augenleidens sind wir im unklaren, wir wissen nicht einmal, ob das Augenleiden oder die Anfälle von Kopfschmerzen als das Primäre aufzufassen sind. *Möbius* sagt: „Ich habe die Angabe gefunden, *Nietzsche* habe in Basel an Chorioiditis gelitten." Folgerungen zieht er hieraus nicht, doch liegt es bei seiner ganzen Auffassung nahe genug, daß er die Chorioiditis für syphilitisch hält. Was Frau *Förster-Nietzsche* in dem *Möbius* noch nicht bekannten Schlußbande der Biographie mitteilt, widerspricht dem. „In den Jahren 1878/79 behandelten zu gleicher Zeit vier Ärzte meinen Bruder; zwei davon behaupteten, daß ein Kopfleiden die Ursache seiner Schmerzen sei, zwei andere schoben das ganze Leiden auf den Zustand seiner überanstrengten Augen. Einer von diesen war der berühmte Professor *Graefe* in Halle. Er sagte nach der Untersuchung: ‚Ihre Augen sind ein ebenso deutliches wie schlimmes Beispiel, bis zu welchem Grade sich Gelehrte ihre Augen ruinieren können. Ich müßte Ihnen nun eigentlich raten: Schreiben und lesen Sie mehrere Jahre kein Wort! Aber ich könnte Ihnen ebensogut verbieten zu atmen.‘ Jedenfalls war das Gutachten Professor *Graefes* die Ursache, daß mein Bruder seine Stellung als Professor der klassischen Philologie an der Universität Basel Ostern 1879 aufgab, da gerade das Lesen und Schreiben der griechischen Buchstaben für die Augen besonders schädlich sein soll."

Wie merkwürdig steht das hier wieder nebeneinander! Äußerlich ist das Gutachten die Ursache, ist aber im Unterbewußten nicht der Wunsch, die Professur aufzugeben, die Ursache des Augenleidens? Selbstverständlich ist die Kurzsichtigkeit ebenso wie Migräne organisch bedingt und ererbt. Aber zu dieser langsam zunehmenden Kurzsichtigkeit traten schwere, aber heilbare Verschlechterungen der Sehkraft, und daß diese psychogen bedingt waren, scheint mir unzweifelhaft. Auch *Möbius* hält diese Verschlimmerungen für funktionell, wenn er auch nicht wie bei der Migräne das psychogene Moment betont. „Je schlechter *Nietzsches* Allgemeinbefinden war, um so schlechter sah er, ohne daß sich deshalb die Augen verändert hätten. Ging es ihm besser, so sah er auch besser . . ."

Daß die Last der Professur ein wesentliches Moment der Krankheit war, dürfte wohl danach kaum bezweifelt werden. Man muß sogar sagen, daß *Nietzsche* die zweifellos vorhandene schwere Krankheit nicht ganz ohne Bewußtsein als Schutzwehr gegen eine Rückkehr in den Beruf benutzte. Die Universität hatte ein berechtigtes Interesse an *Nietzsches* Rückkehr in den Beruf, denn sie trug die Kosten der Pensionierung. Jedenfalls hat *Nietzsche* ausgesprochen, daß er manche Andeutungen des Kollegen *Overbeck* in diesem Sinne verstand. Es ist daher verständlich, daß er gern während seiner Anfälle an *Overbeck* schreibt und seinem Leiden einen durchaus nicht gemilderten Ausdruck gibt.

Dennoch ist seit 1873 die Professur nicht das einzige, nicht einmal das wichtigste psychogene Moment. *Nietzsches* Schicksal ist *Richard Wagner*. Wenn *Möbius* die Trennung von *Wagner* in einem Nebensatz mit zwei Worten abtut, so hat er damit das Verständnis der seelischen Entwicklung, damit aber auch des Nervenleidens, verfehlt.

Was *Wagner* für *Nietzsche* bedeutet hat, läßt sich so kurz nicht sagen, ich muß da auf meine ausführliche Darstellung verweisen. Aber soviel wenigstens muß man wissen, daß es sich nicht nur um einen musikalischen Rausch und um zufällige Freundschaft handelte, sondern um die höchste Erfüllung der Sehnsucht. *Nietzsche* war bei allem Selbstbewußtsein eine tief verehrende Natur. Seine erste Erleuchtung geschah durch *Schopenhauers* Werk und als dessen Prophet fühlte er sich. Nun kam der berühmte *Wagner*, bekannte sich selbst zum unbedingten Glauben an *Schopenhauer* und nahm den Jüngling im herzlichen Freundschaftsbunde auf. Aber das war nicht das Wichtige. Statt des toten Werkes hatte *Nietzsche* den lebendigen Meister, ja den Heros, dessen Dienst er sein Leben widmen konnte. „Liebster Freund," schreibt er aus der Tribschener Zeit, „was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. *Schopenhauer* und *Goethe, Äschylos* und *Pindar* leben noch, glaube es mir." *Richard Wagner* war ja nicht nur der Musiker und Dichter, den die Menge bejubelte, er war der große Mann, von reformatorischer Leidenschaft erfüllt, der in Verehrung für das frühe Griechentum seinem Zeitalter wie ein unbesiegbarer Kämpfer entgegentrat. *Nietzsche* gewann hier einen Blick über die europäischen Verhältnisse, wie ihn kein anderer Lehrer ihm verleihen konnte. Er wurde aus der bürgerlichen Enge in den aktiven Mittelpunkt der geistigen Welt gerückt. Was man auch mit Recht gegen *Wagners* Kunst und Charakter sagen mag, so bleibt er doch neben *Bismarck* die gewal-

tigste Person seiner Zeit. *Nietzsche* wußte, daß er nur durch die Hingabe an solchen Genius wurde, was er war, und er hat bis zu seinem Ende bekannt, daß der Verkehr mit *Wagner* niemals durch einen anderen zu ersetzen war — daraus wird man entnehmen, wie ungeheuer schwer ihm diese Trennung geworden sein muß.

Nicht weniger als 3 Jahre, 1873—76, hat *Nietzsche* in sich den aufreibendsten Kampf gekämpft, ob er *Wagner*s Werk die Treue halten könne oder nicht, 7 weitere Jahre, bis fast zu *Wagner*s Tod, hat er immer noch mit der Hoffnung gerungen, bei Ablehnung des Werkes doch persönlich sich mit *Wagner* auf dem Boden der Gleichberechtigung zu verständigen, und erst nach 5 weiteren Jahren hat er den schonungslosen Kampf gegen den Wagnerismus eröffnet.

Um diesen lebenslangen inneren Kampf zu verstehen, muß man den unlösbaren Konflikt begreifen. *Nietzsche* braucht einen Heros wie *Wagner*, denn er selbst war nicht Künstler genug, um eine Gemeinde zu schaffen. Aber die Lehre *Wagner*s und sein Leben war nicht derart, daß der ethisch so viel reinere und tiefere *Nietzsche* ihm treu bleiben konnte. So kam durch den Abfall ein Bruch in *Nietzsche*s Leben, der niemals zu verwinden war und der seiner Wirkung die starke kritische und negierende Farbe verleiht. In Tribschen war die Freundschaft möglich, weil *Wagner* damals sich nach den Münchener Ereignissen mit Ekel von der Theaterwelt abgewandt hat und sich in edelster Muße und wiedererwachter Begeisterung und erstaunlicher Einsicht in das Wesen des Griechentums mit *Nietzsche* begegnete. Gewisse Bedenken sind aber auch schon damals, im zweiten Jahre der Freundschaft, bei *Nietzsche* aufgestiegen. Als *Wagner* aber die gemeinsame Idee, die Ernennung eines germanischen Hellenentums aufgab, um in Bayreuth ganz zum Theater-Unternehmer und -Direktor zu werden, da war ein Zusammenwirken eigentlich schon unmöglich. Selbst in der Geburt der Tragödie hatte ihm als Dionysos mehr der Rausch *Beethoven*s und *Hölderlin*s vorgeschwebt und nur auf *Wagner*s Wunsch hatte er die dithyrambische Verehrung des Meisters — unter „argen Kontristationen" — hineingearbeitet. Was konnte aber diesem protestantischen und griechischen Reformator widerwärtiger sein als die Theaterwelt Bayreuths und zuletzt gar der verlogene katholisierende Parsifal?

Was *Nietzsche* nervenkrank macht, ist nun niemals das seelische Leid an sich, sondern immer nur jene Last, die ihn von seinem inneren Beruf abhält. Das seelische Leid ebenso wie dann die Nervenkrankheit selbst vermochte er im höchsten Grade als wesentliche Bestandteile in sein Werk und Leben einzubauen.

Ich glaube, es ist nicht unfruchtbar, diese komplizierten Verflechtungen in einem so außerordentlichen und auch so durchschaubaren Falle darzulegen. Die Grundsteinlegung in Bayreuth, Frühjahr 1872, hatte *Nietzsche* noch freudig, angeblich sogar begeistert, mitgefeiert. Danach wollte er nun für das Unternehmen etwas schreiben (Bayreuther Horizontbetrachtungen), aber begreiflicherweise fehlte ihm die Stimmung. Statt dessen wandte sich sein Feuereifer auf ein Thema, das für ihn im höchsten Sinne fruchtbar war: die vorsokratischen Philosophen. Hieraus entstand das leider Torso gebliebene herrliche „Philosophenbuch". Gerade wie die Geburt der Tragödie wirkte in ihm die Befruchtung durch die Unterhaltungen der Tribschener Gespräche über Schopenhauer, Griechentum, über höchste geistige Ziele — aber mit dem Bayreuther Theater haben beide Bücher nichts zu tun. Als Weihnachtsgeschenk sandte er an *Wagner* Schriften aus diesem Ideenkreise, die aber wenig Freude erregten, denn man erwartete in Bayreuth keineswegs, daß er den Faden der Tribschener Philosophie weiterspinne. Es fehlte an Geld, der Theaterbau stockte — *Nietzsche* sollte aktiv eingreifen. Dieser selbst war, um sich in den kurzen Ferien zu erholen, nach Naumburg gefahren, ohne der dringenden Einladung *Wagners* zu folgen. *Gersdorff* berichtete, daß *Wagner* darüber „geradezu getobt hätte und nicht aufgehört hätte, zu erklären, wie sehr er *Nietzsche* liebe, dieser sich ihm gegenüber aber immer zurückhalte und seine eigenen Wege ginge." In jener Zeit aber ging es *Nietzsche* gesundheitlich gut — natürlich, denn bei den tragischen Philosophen war er mit vollem Herzen in seinem Beruf. Zugleich fühlte er den Zwiespalt mit *Wagner* noch nicht deutlich, er hofft vielmehr, *Wagner* von der Opern-Religion auf den Weg des Heroischen zurückzubringen, gerade durch sein Philosophenbuch. Als er im Februar 1873 durch *Gersdorff* von *Wagners* Zorn unterrichtet wird, schreibt er: „Ich kann mir gar nicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin: wenn ich es mir denken könnte, würde ich es noch mehr sein. Aber in kleinen untergeordneten Nebenpunkten und in einer gewissen, für mich notwendigen, beinahe „sanitarisch" zu nennenden Enthaltung vom häufigeren persönlichen Zusammenleben muß ich mir meine Freiheit wahren, wirklich nur, um jene Treue in einem höheren Sinne halten zu können." Die Wahl der Worte ist es, die so oft den tieferen, kaum bewußten Sinn verrät. „Sanitarisch" — *Nietzsche* scheint zu ahnen, daß diese allzu gewaltsame Art *Wagners*, ihn von seinem Beruf abzulenken, dem Bayreuther Unternehmen dienstbar zu machen, eine Nervenkrankheit hervorrufen kann.

Bald danach, Ostern 1873, besucht *Nietzsche Wagner* in Bayreuth. Er bringt jenes Fragment über die Vorsokratiker mit, wohl in der Erwartung, bei *Wagner* dieselbe Begeisterung dafür zu finden, wie für die Geburt der Tragödie, denn es ging um dieselben hohen Dinge und er hatte den kühnen Versuch gemacht, in Heraklits Darstellung auf die Weltanschauung *Wagners* hinzudeuten. Aber *Wagner* hatte nicht die mindeste Lust, von Griechentum und Philosophie zu hören, ihm lag nur der Theaterbau am Herzen. Es fehlte an Geld. Das ist innerlich, wenn es auch *Nietzsche* noch nicht zugeben will, die Katastrophe. Sein wahrer Beruf ließ sich mit der Propaganda für den Theaterbau unmöglich vereinen. Wir dürfen also erwarten, daß hier das ursächliche Moment der psychogenen Erkrankung zu suchen ist. *Nietzsche* hat nie einen so deprimierten Brief an *Rohde* geschrieben, als nach dieser Osterreise. Über die Rückreise schreibt er, daß er sich „höchst, höchst schwermütig“ befand. Dann spricht er von seiner ersten „Unzeitgemäßen“ gegen *Strauß:* „Ich kam von Bayreuth in einer solchen anhaltenden Melancholie zurück, daß ich mich endlich nirgends anderswohin retten konnte, als in die heilige Wut.“

In die heilige Wut (morbus sacer!) retten — wieder ein höchst „psychogener“ Ausdruck. Durch das schiefe Verhältnis zu *Wagner* war sein seelisches Leben bis zur „Melancholie“ gehemmt, da konnte ihm in der Tat nichts heilsamer sein, als solche Entladung des Zornes. In der Verachtung des satten eingebildeten Bürgertums, das nicht einmal die Kosten für das Bayreuther Theater aufbrachte, fühlte er sich eins mit *Wagner*. Er wußte, daß er mit dieser Abschlachtung ein *Wagner* wohlgefälliges Opfer vollzog. Sehr bezeichnend ist nun der Brief, den er nach dem unglücklichen Besuch an *Wagner* schrieb: „... Wenn Sie nicht zufrieden mit mir bei meiner Anwesenheit schienen, so begreife ich es nur zu gut, ohne etwas daran ändern zu können, denn ich lerne und perzipiere sehr langsam. ... Ich weiß es recht wohl, teuerster Meister, daß Ihnen ein solcher Besuch keine Erholung sein kann, ja mitunter unerträglich sein muß. Ich wünschte mir so oft wenigstens den Anschein einer größeren Freiheit und Selbständigkeit, aber vergebens. Genug, ich bitte Sie, nehmen Sie mich nur als Schüler, womöglich mit der Feder in der Hand und dem Hefte vor sich, dazu als Schüler mit einem sehr langsamen und gar nicht versatilen Ingenium. Es ist wahr, ich werde täglich melancholischer, wenn ich so recht fühle, wie gern ich Ihnen irgendwie helfen, nützen möchte und wie ganz und gar unfähig ich dazu bin, so daß ich nicht einmal etwas zu Ihrer Zerstreuung und Erheiterung beitragen kann....“

Dieser Brief ist ein Meisterwerk offener und versteckter Ausdrucksfähigkeit. Um ihn ganz zu verstehen, muß man sich den Rausch der Freundschaft, der *Nietzsche*s Selbstbewußtsein als Freund *Wagner*s aufs Höchste steigerte, vergegenwärtigen. Zwischen den Zeilen steht hier das Bekenntnis, daß *Nietzsche* nicht fähig ist, mit ganzem Herzen Bayreuther Propaganda zu treiben, daß er sich bedrückt und unfrei fühlt und daß er flehentlich um einen würdigeren Inhalt der Freundschaft, um eine Erneuerung des Tribschener Verhältnisses bittet. Gerade das übertriebene Bild des notierenden Schülers hätte *Wagner* von der Gefahr unterrichten müssen. Aber er war nicht feinfühlig genug, er schrieb freundlich, nahm aber die Unterwerfung *Nietzsche*s wie eine Selbstverständlichkeit auf. Es ist kein Zweifel, daß mit diesem Brief die eigentliche Freundschaft zwischen Meister und Jünger beendet ist — jetzt kämpft in *Nietzsche* nur noch das Pflichtgefühl der Treue und die Sehnsucht, ganz er selbst zu werden.

Wir werden uns nicht wundern, daß nach diesem Erlebnis die Nervenkrankheit *Nietzsche*s wieder bemerkbar wird. Jener entscheidende Brief *Wagner*s stammt vom 30. April. Am 24. Mai schreibt *Gersdorff* an *Rohde*: „*Nietzsche* hat im letzten Semester, ja auch schon vorher so stark gearbeitet, so viel geschrieben und gelesen, besonders an seiner vorplatonischen Philosophie, dann an der Straußiade, in kleinem Gekritzel, daß nun ein heftiger Schmerz der Augen ihm schon nach anderthalbstündiger Arbeit deren Fortsetzung verbot. Ich bin am Tage von *Wagner*s Erdenfahrt (22. Mai) mit ihm zum Augenarzt gegangen. Dieser hat zunächst eine zur Untätigkeit zwingende Schwachsichtigkeit des rechten und den höchsten Grad von Kurzsichtigkeit des linken Auges konstatiert, auf dem die ganze Last der Arbeit allein ruht. Er hat eine absolute vierzehntägige Enthaltsamkeit von allem Lesen und Schreiben ernstlich verordnet, auch Augenduschen vorgeschrieben. Als die vierzehntägige Frist um war, versuchte *Nietzsche* zu schreiben, aber es wollte nicht gehen und grimmige Schmerzen veranlaßten ihn, zum Augenarzt zu eilen, der ihm volle Untätigkeit bis zu den Sommerferien und Atropin verordnete. ... Hier gilt es dem Zweck, die Sehmuskeln außer Tätigkeit zu setzen, um ihnen Ruhe und Erholung zu verschaffen. Gegen die nun stärker in das Auge einströmenden Lichtströme schützt eine schwarze Brille. ... *Nietzsche* leidet trotzdem unter der auffallenden Intensität des Lichtes, das mir wahrhaft südlich erscheint. Inzwischen hat sich durch die Atropinkur und die Untätigkeit der Augen deren Sehkraft gebessert, so daß *Nietzsche* jetzt mit Brille Nr. 3 erkennt,

wozu vor 6 Wochen kaum Nr. 2 ausreichte. Seine Schwester ist ihm zum Troste hier. Wir tun unser möglichstes, ihm die schwere Zeit zu erleichtern."

Zweifellos ist hier das organische Augenleiden die Hauptsache. Da aber die Sehkraft sich später wieder bessert, wird auch die seelische Stimmung mitgewirkt haben, worauf auch der Schluß jenes Briefes schließen läßt. Im September konnte *Nietzsche* persönlich an *Wagner* schreiben, meist aber diktierte er noch.

Das Bayreuther Unternehmen schien zum Scheitern verdammt. *Nietzsche* wurde gebeten, einen Aufruf an das Volk zu schreiben. Er empfand diese Aufforderung als „fürchterlich" und bat *Rohde* um Hilfe. *Rohde,* der doch selbst im Hause *Wagner* Freund geworden war, bekannte sich als unfähig dazu, die Menge „in einer scheußlich populären Weise" aufzuklären. Nicht die Hoffnung, nur das Pflichtgefühl könne einen zu solcher Arbeit treiben. *Nietzsche* hatte unterdes schon die saure Pflicht erfüllt und den Mahnruf geschrieben.

Im Herbst 73 zeigt sich zum ersten Male sein Magenleiden. Er ist sehr empfindlich gegen die Gasthausküche und legt großen Wert auf sorgsame Zubereitung der Speisen. Seitdem spielt auch die Kochkunst der Schwester für den Kranken eine gewichtige Rolle. Genaueres erfahren wir über dies Leiden noch nicht, es bessert sich auch Anfang des Jahres 74 und *Nietzsche* fühlt sich wieder sehr produktiv.

Diese Besserung steht mit dem Verhältnis zu *Wagner* im Einklang. *Wagner* war über die erste Unzeitgemäße höchst erfreut, *Nietzsche* hat mit dem Mahnruf seine Pflicht erfüllt und seit dem Besuch in Bayreuth Ende Oktober konnte er wieder an ihm nahe liegende Arbeit denken: die „Unzeitgemäße" über die Historie. *Wagners* aber geben deutlich zu verstehen, daß sie für diese bedeutendste „Unzeitgemäße", die im Februar 74 erschien, kein Interesse haben: sie war nicht aktuell, nicht bayreuthisch genug.

Von nun an wird der psychogene Charakter des Leidens deutlicher. Allerdings muß man schon etwas in die seelische Entwicklung eindringen, um den Zusammenhang zu verstehen, denn bei oberflächlicher Betrachtung wird man ganz falsche Schlüsse ziehen.

Für das Ende des Jahres braucht *Nietzsche* ebenso wie seine Freunde den Ausdruck „kranke Nerven". Anfang 74 kommt dazu eine neue Erregung: das Bayreuther Unternehmen scheint endgültig gescheitert. *Nietzsche* betont in den Briefen an die Freunde seinen tiefen Kummer darüber — und trotzdem gerade jetzt die Erholung der Nerven? In Wirklichkeit ist das durchaus folgerichtig. *Nietzsche* verehrt *Wagner,* aber er haßt Bayreuth und das Wagner-Theater.

Gerade das Scheitern Bayreuths konnte also die Illusion erwecken, daß er *Wagner* auf den eigenen, von Tribschen ausgehenden Weg locken könne. So wird man zwischen den Zeilen lesen, die er an *Rohde* schreibt: „So wäre denn das Wunder geschehen! (König Ludwig hatte die notwendige Summe für Bayreuth vorgeschossen.) Hoffen wir! Es war ein trostloser Zustand, seit Neujahr, vor dem ich mich endlich nur auf die wunderlichste Weise retten konnte: ich begann mit der größten Kälte der Betrachtung zu untersuchen, weshalb das Unternehmen mißlungen sei: dabei habe ich viel gelernt und glaube jetzt *Wagner* viel besser zu verstehen als früher. Ist das „Wunder" wahr, so wirft es das Resultat meiner Betrachtungen nicht um. Aber glücklich wollen wir sein und ein Fest feiern, wenn es wahr ist!"

Dieser Ausdruck der Hoffnung ist mehr „guter Wille" als echtes Gefühl. Man muß bedenken, daß *Nietzsche* seine Freunde zu begeisterten Anhängern von *Wagners* Werk und zu persönlichen Freunden gemacht hat. Er durfte überhaupt nicht mehr sagen, da er nicht mit *Wagner* selbst brechen wollte. Dennoch wissen wir ganz genau, was jener Brief zu bedeuten hat, denn wir kennen aus dem Nachlaß jene kritischen Betrachtungen über *Wagners* Kunst und auch über seinen Reform-Versuch. Sie enthalten bereits eine scharfe und unzweideutige Absage und Verurteilung. *Nietzsche* hat sich innerlich die Freiheit errungen, aber er hat noch die Hoffnung, *Wagners* Freundschaft zu erhalten und ihn zu beeinflussen — in diesem Gefühl ist er glücklich.

Der Brief vom 1. April an *Gersdorff* bestätigt diese Auffassung. Man muß bei diesen Worten daran denken, daß Gersdorff der Vermittler zwischen *Wagner* und *Nietzsche* geworden ist, dieser Brief also wohl *Wagner* zu Gesicht kommen mußte. „Könntest Du wissen, wie verzagt und melancholisch ich im Grunde von mir selbst als produzierendem Wesen denke! Ich suche weiter nichts als etwas Freiheit, etwas wirkliche Luft des Lebens und wehre mich, empöre mich gegen das viele, unsäglich viel Unfreie, was mir anhaftet. Von einem wirklichen Produzieren kann aber gar nicht geredet werden, so lange man noch so wenig aus der Unfreiheit, aus dem Leiden und Lastgefühl des Befangenseins heraus ist. ... Es ist das Unglück, sich seines Kampfes so bewußt zu werden, so zeitig! Ich kann ja nichts von Taten entgegenstellen, wie es der Künstler oder der Asket vermag. Wie elend und ekelhaft ist mir oft das rohrdommelhafte Klagen! — Ich hab's augenblicklich etwas satt und über." Das ist die deutliche, ja wohl absichtlich gesteigerte Klage, um die Notwendig-

keit seiner eigenen Unabhängigkeit von *Wagner* anzudeuten. Das Interessanteste aber ist, daß er unmittelbar fortfährt: „Meine Gesundheit ist übrigens ausgezeichnet: sei ganz unbesorgt." Den pikanten Beigeschmack dieser anscheinend so unmotivierten Äußerung werden wir bald bemerken. Hier sei auf diese Äußerung nur hingewiesen, weil sie so klar ausspricht, was den Fall *Nietzsche* psychopathologisch so interessant macht. Die Aufregung, das seelische Leiden, die Überarbeitung mögen *Nietzsche* zum Nervenleiden disponieren, aber die eigentlich krankmachenden Momente sind sie nicht, die sind „die Unfreiheit", „das Leiden und Lastgefühl des Befangenseins", die ihn von seinem wahren Beruf abhalten. Im Augenblick des Briefschreibens hat er sich von ihnen freigemacht, er klagt nur, um *Wagner*s und *Gersdorff*s Anmutungen von vornherein zurückzuweisen.

In jenem Brief an *Gersdorff* folgt weiter die Einladung, daß die Freunde im Herbst in den Alpen zusammen sein „müssen". Das heißt aber ganz deutlich, da *Nietzsche*s Ferien infolge seines Gymnasial-Unterrichts kurz sind, daß er nicht nach Bayreuth kommen will. Wenn man bis hier die Deutung noch willkürlich finden sollte, so wird die Fortsetzung den Zweifel zerstreuen. *Wagner*s verstehen vielleicht die Situation, aber sie sollen und dürfen sie nicht verstehen. *Cosima* schreibt auf *Nietzsche*s „melancholischen Brief", daß *Wagner* den Freund am liebsten von Basel nach Bayreuth geholt haben würde. In genauer Umkehrung der Tatsachen sieht sie die „griesgrämige calvinistische Atmosphäre" Basels als Ursache von *Nietzsche*s Melancholie an. *Richard Wagner* schreibt eigenhändig einen dringenden Brief, in welchem er aber die richtig vorausgesehene Absage *Nietzsche*s scherzhaft vorwegnimmt. *Nietzsche* hat inzwischen an *Gersdorff* (8. 5. 1874) noch einmal geschrieben, es gehe ihm gut, jede Depression und Melancholie habe er tief unter sich. Dann schreibt er wieder „ein wenig böse", daß man ihm seine Gesundheit gar nicht glauben wolle. Er sagt allerdings zu, nach Bayreuth zu kommen — aber er kommt nicht. In derselben Zeit schreibt er an *Rohde,* daß man sich in Bayreuth um ihn sorge, seine „Stimmung gefährlich und galgenhumoral" finde, er sei aber körperlich in jeder Beziehung gesund. „Dazu bin ich wieder in leidlicher produktiver Seelenverfassung, also heiter, habe meine Schwester bei mir, kurz, ich sehe einem Glücklichen so ähnlich, als ich überhaupt weiß, was Glück ist."

In dieser Zeit wird es *Nietzsche* auch deutlich, daß an der Universität nicht seines Bleibens ist. Was er darüber schreibt, können

wir nur aus *Rohdes* Antwort schließen: „Das ist übrigens gewiß, daß Du die ewigen und täglichen Peinen, welche die Universitätsstellung Dir, wie die Sachen sich gewendet haben, bringen muß, nicht auf die Länge wirst ertragen können.“ „Wie die Sachen sich gewendet haben“ deutet auf die höchst feindselige Stellung der Philologenschaft gegen *Nietzsches* Publikationen, gegen seine Wagner-Begeisterung überhaupt. Besonders kam sie in der Polemik von *Wilamowitz* zum Ausdruck. Danach wurde die Fakultät Basels durch die Philologenschaft boykottiert, es kam kein Philologe nach Basel. „Wir, *Overbeck* und ich, sind doch jetzt in einer fast unheimlichen Vereinzelung.“ Man sollte denken, diese Situation müsse ungünstig auf *Nietzsches* Nerven wirken. Im Gegenteil, er fühlt sich glücklich, denn diese Gehässigkeit reizt seine Produktivität. „Es liegt ganz gewiß etwas Befreiendes darin, den Leuten grob zu sagen, wie Unsereiner sich eigentlich unter ihnen befindet.“ Für den Prediger und Reformator ist die Schlechtigkeit der Welt ein gesundes, wenn auch noch so schmerzliches Stimulans. Krank macht ihn damals nur die Anziehungskraft *Wagners*.

Wie *Nietzsche* sich gegen dies pathogene Moment wehren muß, das zeigt sich in der Folge mit fast komischer Deutlichkeit. Er will nicht nach Bayreuth, denn die Arbeit an der „Unzeitgemäßen“ über *Schopenhauer*, die ihn glücklich macht, geht ihm vor. *Gersdorff* wird sehr dringlich und *Nietzsche* antwortet am 4. Juli: „Wie kamst Du übrigens, lieber Freund, auf den drolligen Einfall, meinen Bayreuther Besuch durch eine Drohung erzwingen zu wollen? Es sieht ja fast so aus, als ob ich freiwillig nicht hingehen möchte — und doch bin ich voriges Jahr zweimal, und vorvoriges Jahr zweimal mit den Bayreuthern zusammengetroffen — von B a s e l aus, und bei meinen erbärmlichen Ferienverhältnissen! — Wir wissen ja Beide, daß *Wagners* Natur zu M i ß t r a u e n neigt — aber ich dachte nicht, daß es gut sei, dieses Mißtrauen noch zu schüren. Und zuguterletzt — denke nur daran, daß ich gegen mich selbst Pflichten habe, die sehr schwer zu erfüllen sind, bei einer sehr gebrechlichen Gesundheit. Wirklich, es sollte mich Niemand zu etwas zwingen.“ Ist diese Mahnung nicht an *Wagners* gerichtet? Kaum kann man die Vermutung unterdrücken, daß *Cosima* etwas auf *Gersdorff* eingewirkt hatte. Jedenfalls begriff sie jetzt die Situation und desavouierte *Gersdorff*.

Im August hatte *Nietzsche* die Unzeitgemäße über *Schopenhauer* beendet und fühlte sich nun frei genug, Bayreuth zu besuchen. Seine größere Unabhängigkeit äußerte sich darin, daß er für *Brahms* eintrat, eine eigene Meinung, die einen schweren Wutausbruch *Wagners*

zur Folge hatte. Dieser Vorfall hat den zarten *Nietzsche* tief und nachhaltig betroffen, aber seine Nerven hielten durchaus stand. *Wagner* sagte (nach dem Bericht der Schwester *Nietzsches*) über seine Reaktion: „Der sagte gar nichts. Er errötete und sah mich e r s t a u n t mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich hunderttausend Mark, wenn ich solch ein schönes Benehmen wie dieser *Nietzsche* hätte, immer vornehm, immer würdig, so was nützt einem viel in der Welt.“ Die Unzeitgemäße wurde zwar von *Wagner* mit großer Begeisterung aufgenommen, aber doch mußte *Nietzsche* auf *Wagners* Wunsch den Schluß ins Aktuelle umarbeiten, was zur Idee des Ganzen nicht paßte. Was er darüber an *Gersdorff* schreibt, ist vielleicht weniger ein Zeugnis, als eine für *Wagner* bestimmte Warnung. „Es war eine schwere Zeit, mein lieber Freund, dieser Schlußteil unseres Sommerhalbjahres, und ich atmete tief auf, daß es nun vorüber ist. Ich mußte nämlich, bei allen sonstigen Arbeiten, einen ziemlich langen Abschnitt meiner Nr. 3 noch ganz und gar umarbeiten, und die unvermeidliche Angegriffenheit und Seelenerschütterung, die ein solches Sinnen und Wühlen im Tiefsten mit sich bringt, warf mich oft beinahe um....“

Anfang November ist *Nietzsche* mit *Gersdorff* „eine tolle, vergnügte Woche“ zusammen. Er hat an der Universität wieder sehr viel Arbeit — aber seine Nerven versagen nicht. Weihnachten lädt *Wagner* wieder ein, aber mit dem Bewußtsein, daß es nicht hilft: „Ihr Brief hat uns wieder viel Bekümmernis über Sie gegeben ... seid Ihr alle Hypochonder, dann ist's allerdings nicht viel wert. ... Einstweilen könnte ich Ihnen ein Palliativ empfehlen, aber Sie richten immer Ihre Apotheke im voraus so ein, daß man seine Mittel nicht anbringen kann. Z. B. wir richten hier unser Haus usw. so ein, daß wir gerade auch für Sie ein Unterkommen darin bereiten, wie mir in meinen höchsten Lebensnöten nie angeboten worden ist. ... Aber höchst vorsichtig melden Sie uns bereits im Anfange des Winters, daß Sie beschlossen haben, die Sommerferien auf einem recht hohen und einsamen Schweizerberge zu verbringen.... Aber — man kennt das und anderes Sonderbare an Freund *Nietzsche!* — Auch will ich gar nicht von Ihnen reden, denn es hilft doch nichts! Ach, Gott! heiraten Sie eine reiche Frau! ... und komponieren Sie eine Oper, die aber gewiß schändlich schwer aufzuführen sein wird. — Welcher Satan hat Sie zum Pädagogen gemacht! ...“

Also weiter das Tauziehen zwischen *Wagner* und *Nietzsche.* Aber diese Einladung kann jetzt *Nietzsche* nichts anhaben, denn er hat das

Gefühl, zur Zeit seine Pflicht gegen *Wagner* erfüllt zu haben und er reist beruhigt — nach Naumburg!

So ergibt sich: das Jahr 1874 bringt schwerste innere Kämpfe, die innere Auseinandersetzung mit *Wagner,* dessen Wutanfall, die Umarbeitung „Schopenhauers", den Boykott der Philologen — aber alles dies kann *Nietzsches* Nerven nichts anhaben. Geradezu verblüffend klar sagt er dies selbst, fast mit dem Krankheitswunsch: „Ich leide wirklich zu viel und kann wirklich froh sein, wenn ich körperlich krank bin; denn dann kann ich einmal mir einbilden, es wäre mir zu helfen, was ich jetzt, wo ich nicht einmal die Krankheit als Vorwand habe, freilich für unmöglich halte." (26. 3. 1874 an die Mutter.) Wo er aber klagt, da geschieht es hauptsächlich, um *Wagners* Anforderungen zurückzuhalten[9]). Daß die Arbeit am Schopenhauer ihn aufgeregt habe, ist (wenn man von *Wagners* üblem Einfluß auf den Schluß absieht) eine falsche Vermutung *Möbius':* diese Arbeit ist gerade sein Heilmittel.

Dennoch war durch dieses Jahr die Situation nur verschärft. Durch eigene Kritik und durch *Wagners* Verhalten mußte ihm der Aufenthalt in Bayreuth zu einer seelischen Qual werden. Wenn er nun, um sich vor den Einladungen zu schützen, seine Depression vorschützt, so ist diese Einstellung eben die typische, welche die psychogenen Neurosen hervorzurufen pflegt (Rentenhysterie, Haftpsychose). Schon in seiner Arbeit wurde die Schwierigkeit akut: er wollte die schon längst geplante Unzeitgemäße über *Wagner* schreiben. Während die andere Unzeitgemäße in Zeiträumen von einem halben Jahre fertig wurde, brauchte er für diese letzte 2 Jahre. Aber schlimmer war das Äußere: Bayreuth war soweit gediehen, daß im Sommer 1875 die Proben stattfinden konnten. Dazu sollten die Freunde *Wagners*, auch *Rohde* und *Gersdorff* kommen — daß *Nietzsche* käme, daran konnte kein Zweifel sein.

Auch hier ist dem Neurologen die Ausdrucksweise dieser zurückgedrängten Befürchtungen interessant. Schon am 5. 2. 1875 schreibt *Nietzsche:* „denn zuletzt heißt es doch viel Gunst und Bevorzugung von seiten der Schicksalsgöttin Tyche, gerade als Zeitgenosse der Bayreuther Jahre zu leben; das Gefühl der Dankbarkeit dafür sollte mich nicht verlassen! Aber Du weißt den traurig-menschlichen Sinn eines solchen „es sollte". Mitunter zweifele ich fast daran, ob ich diese heiß und allzulange ersehnten Freudenfeste wirklich aushalten werde: mir dreht sich schon jetzt rein bei der Vorstellung davon das

---

[9]) Vgl. *Förster-Nietzsche,* Die Biographie. Bd. II, S. 230.

Herz um; man hat zu viel und zu lange entbehrt und gelitten." Wie's dasteht, hat das wenig Sinn. Und was sollte *Rohde* dabei denken, der ja in *Nietzsches* Abfall von *Wagner* gar nicht eingeweiht war? Nimmt man doch dazu, daß dies unmittelbar anschließt an die Frage nach *Rohde*s Gesundheit, so kann man den Sinn allerdings erraten: *Nietzsche* will viel lieber krank sein als in Bayreuth mitfeiern. Ein wirkliches Schwächegefühl ist das nicht, denn er sagt im gleichen Brief von seinen Schulgenossen: „Wir haben eine ewige Jugend im Leibe gegen diese dreißigjährigen Greise."

Es sind also zwei pathogene Momente, die jetzt drohen: Ostern will er die Unzeitgemäße über *Wagner* fertig haben, im Juli wird er in Bayreuth erwartet. Die Folgen sind entsprechend. Ende April setzen die Migräne-Anfälle wieder ein. 17. April 1875 schreibt er von einem „dreißigstündigen Kopfschmerz mit vielem Galleerbrechen". „Da es mir nicht gut ging, und ich mich schlecht und angegriffen fühlte, auch zweimal zu Bett liegen mußte..." schreibt er am 5. Mai. Pfingsten trifft er mit der Schwester in Baden-Baden zusammen, wo sie ihn „sehr elend" fand. Sie führt seine Krankheit auf seine Enttäuschung über den Übertritt eines vertrauten Freundes zum Katholizismus zurück. Dies Mißverständnis ist begreiflich und wurde anscheinend von *Nietzsche* damals selbst genährt, denn er hatte ja seine Schwester noch nicht in sein wahres Verhältnis zu *Wagner* eingeweiht.

Viel wichtiger als diese Schein-Begründung ist die Angabe der Schwester: „Während des ganzen Aufenthaltes in Baden-Baden sprachen wir fast nur von *Wagner*." Das kleine Erlebnis mit *Turgenjew* (Biogr. II, 179) ist bezeichnend für die Beängstigung des sonst so freimütigen *Nietzsche*. Er spricht hier zum ersten Male der Schwester einige von *Wagner* abweichende Ansichten aus, fürchtet aber, daß *Turgenjew* sie belauscht haben könnte. Als die Schwester meint, *Wagner* könne doch unmöglich von den Freunden erwarten, daß sie alle seine Ansichten teilen, sagt der Bruder zögernd und nachdenklich: „Doch, Lisbeth, das verlangt er."

Da die Krankheit sich nunmehr in dauernden Magenbeschwerden ausdrückte, so faßte die Schwester den Entschluß, dem Bruder die Wirtschaft zu führen und ihn dadurch von der Gasthausküche zu befreien. *Nietzsche* ist sehr glücklich über diese Lösung und in diesem Sinne schreibt er am 5. Juni an *Rohde*. Dann schließt er an: „In den Hundstagen werde ich freilich n i c h t nach Bayreuth kommen — dies ist der Hinkfuß —, sondern ins Bad müssen, wohl nach Pfäffers. Alles ist sehr nötig. In Aussicht auf diese schönen Neue-

rungen atme ich recht auf." *Gersdorff, Wagners* Vertrauten, beschreibt er natürlich sein Leiden möglichst drastisch. „Ich habe eine sehr schlimme Zeit hinter mir und vielleicht eine noch schlimmere vor mir. Der Magen war gar nicht mehr zu bändigen, auch bei der lächerlich strengsten Diät, mehrtägige Kopfschmerzen der heftigsten Art, in wenig Tagen wiederkommend, stundenlanges Erbrechen, ohne etwas gegessen zu haben, kurz, die Maschine schien in Stücke gehen zu wollen, und ich will nicht leugnen, einige Male gewünscht zu haben, sie wäre es. Große Abmattung, mühsames Gehen auf der Straße, starke Empfindlichkeit gegen Licht; *Immermann* kurierte auf so etwas wie ein Magengeschwür, und ich erwartete immer Bluterbrechen. Ich mußte 14 Tage lang Höllenstein-Auflösung einnehmen, es half nicht. Jetzt gibt er mir zweimal täglich außerordentlich große Dosen von Chinin. Er will, daß ich in den Ferien nicht nach Bayreuth gehe, ich sage gar nichts darüber. Du kannst Dir denken, wie mir zumute ist. Indessen möchte ich gern das nächste Jahr noch erleben und will deshalb in diesem Jahre tun, was ich soll." Interessant sind solche „psychogenen" Dokumente *Nietzsches*, weil er bei einer außerordentlich großen Ausdrucksfähigkeit die tieferen Zusammenhänge, ohne aus der Rolle zu fallen, dem Psychologen doch deutlich genug ausdrückt. Eben hat er also auf die Lebensgefahr gedeutet, weil er anders sein Fernbleiben *Wagner* gegenüber kaum entschuldigen kann. Wenige Zeilen danach fährt er fort: „Daß ich nicht mutlos bin, kannst Du daraus sehen, daß ich neulich einen Entwurf für meine Collegien auf 7 Jahre hin gemacht habe. Aber viel Quälerei hat das Leben. Zudem haben Krankheiten etwas Würdeloses und sind nicht einmal ein Unglück.

Willst Du in Bayreuth darauf vorbereiten, daß ich im Juli nicht kommen werde? *Wagner* wird recht böse sein, ich selbst bin es auch." Ich glaube in dem (von mir) gesperrten Satz äußert sich vernehmlich das Gewissen, daß die Krankheit längst nicht so schlimm ist, als sie sich äußert. Das ist eben das Wesen der psychogenen, gewissermaßen „unechten" Krankheiten. Bei einem lebensgefährlichen Magengeschwür würde es doch der vielen Entschuldigungen nicht bedürfen. Bezeichnend ist, daß auch seine Schwester, die ihn pflegt, der Meinung ist, er könne doch nach Bayreuth fahren. Natürlich drängt der gute *Gersdorff*, und *Nietzsche* antwortet am 7. Juli: „Mit Bayreuth bin ich fast Deiner Meinung. Es geht nicht, ich halte es nicht aus, davon zu bleiben." Das ist nicht aufrichtig — aber noch will er ja den Bruch nicht, hofft noch, die Freundschaft mit *Wagner* mit veränderten Bedingungen wieder zu knüpfen. In diesem Briefe

erklärt er die Diagnose Migräne für zweifelhaft, die Kopfschmerzen seien nicht einseitig. Die Säurenbildung bedränge ihn heftig. Die Quälerei über beiden Augen sei groß.

In den Ferien geht *Nietzsche* in ein Schwarzwald-Sanatorium zu *Dr. Wiel,* einem Magenspezialisten. Dieser stellt angeblich eine Magenerweiterung fest, die er ebenso „angeblich" bald geheilt haben wollte. *Möbius* dürfte wohl Recht haben, wenn er diesen Teil der Behandlung als Humbug betrachtet und das Magenleiden von vornherein als ein „nervöses" — wir dürfen wohl genauer sagen „psychogenes" — betrachtet, wobei anzunehmen ist, daß eine gewisse Schwäche des Magens den Anlaß gibt. Jedenfalls blieben die Beschwerden nach der angeblichen Heilung der Erweiterung noch bestehen (natürlich! *Nietzsche* hatte in Aussicht gestellt, bei baldiger Heilung doch noch nach Bayreuth zu kommen!) und auch Dr. *Wiel* nahm jetzt an, daß das eigentliche M a g e n ü b e l eine nervöse Affektion sei. Das Hauptsymptom war die „gräßliche Übersäuerung". Man sollte denken, *Nietzsche* müßte sich in Steinabad recht traurig gefühlt haben, krank, während er die beiden teuersten Freunde in Bayreuth weiß. Dagegen ist wieder der Brief an *Rohde* vom 1. August ein psychologisches Dokument: „Besonders in den Dummheiten und Bosheiten des Schicksals habe ich noch gar nicht recht laboriert und bin gar nicht würdig, mich unter der Schar der wirklich Unglücklichen sehen zu lassen. Also, ich wollte sagen, daß ich eigentlich etwas Glück zu verschenken hätte. . . ." (*Rohde* hatte Trauriges erlebt.) „Überall Desperation! Und ich habe sie n i c h t! Und bin doch nicht in Bayreuth! Wie sich das reimt, begreifst Du's? Ich begreife es fast nicht." Hier fehlt doch nichts mehr als der deutliche Ausdruck des psychogenen Leidens: Meine Krankheit heißt Bayreuth. *Gersdorff,* dem Vertrauten *Wagners*, gegenüber betont er natürlich viel mehr die Krankheit und erklärt, die Kur fortsetzen zu müssen, statt doch noch nach Bayreuth zu kommen. Auf seinen körperlichen Zustand, auf seine Konstitution überhaupt, kann man aus folgenden Sätzen schließen: „Ein schönes Schwimmbad ist seit gestern meine Freude; es ist unmittelbar am Garten des Hotels, ich benutze es a l l e i n , d e n a n d e r n S t e r b l i c h e n i s t ' s z u k a l t. Frühmorgens um 6 bin ich bereits darin, und kurz darauf laufe ich 2 Stunden spazieren, alles vor dem Frühstück." Das ist nicht die Lebensweise eines Schwerkranken, auch nicht eines Neurasthenikers, der eher des Abends aufzuleben pflegt.

Besonders interessiert nun, wie der Zustand wird, nachdem die Ferien abgelaufen und damit die a k u t e Gefahr „Bayreuth" beseitigt

ist. Die Mitteilungen der Biographie sind von besonderem, objektivem Gewicht, weil Frau *Förster* der Gedanke an eine psychogene Erkrankung ganz fern lag, sie vielmehr, wie gesagt, den Feldzug und die Überarbeitung als Ursachen betrachtete. Sie schreibt: „Mitte August kehrte mein Bruder nach Basel zurück und war voller Bewunderung und kindlicher Freude über seinen eigenen Haushalt, den ich inzwischen eingerichtet hatte. . . . Während dieser ganzen Zeit von Mitte August bis Ende November war die Gesundheit meines Bruders wirklich ausgezeichnet. Von früh bis abends war er voll strahlender Heiterkeit und mit allem außerordentlich zufrieden. Im Herbst kam auch *Rohde* und *Gersdorff* nach Basel, eine Reise nach Bayreuth wurde geplant — aber nicht ausgeführt.“

Im Winter verschlechtert sich der Zustand, um Weihnachten eine Art Paroxysmus zu erreichen. Auslösend scheint diesmal die Überarbeitung zu wirken, aber immer mit dem affektiven Untergrunde, daß er mit nebensächlicher Arbeit belastet ist. Seine Besserung hatte begonnen, als er sich entschloß, die Unzeitgemäße über *Wagner* liegen zu lassen; jetzt hatte er sie neben der Last des langen Wintersemesters wieder aufgenommen. Am 16. November klagt er über die sinnlose Hast des Daseins. „Der Alp der Überarbeitung sitzt neben mir und alle paar Wochen auch auf mir: wo ich mich dann in der Dir bekannten Weise leidvoll und schleimvoll in mein Schlafzimmer zurückziehe.“ Später schreibt er: „Ich habe das schlimmste, schmerzhafteste und unheimlichste Weihnachten hinter mir, das ich erlebt habe! Am ersten Weihnachstage gab es, nach manchen immer häufiger kommenden Ankündigungen einen förmlichen Zusammenbruch, ich durfte nicht mehr zweifeln, daß ich an einem ernsthaften Gehirnleiden mich zu quälen habe, und daß Magen und Augen nur durch diese Zentralwirkung so zu leiden hatten. Mein Vater starb 36 Jahre alt an Gehirnentzündung, es ist möglich, daß es bei mir noch schneller geht. Nun werden mehrstündige Eiskappen, Übergießungen auf den Kopf früh morgens, auf *Immermanns* Rat, angewendet und es geht, nach einer Woche von gänzlicher Erschlaffung und Zerquältheit, wieder etwas besser. Doch ist es nicht einmal Rekonvaleszenz, der unheimliche Zustand ist nicht gehoben, alle Augenblicke werde ich an ihn erinnert.“

Daß die Vermutung, er habe das Leiden des Vaters geerbt, falsch ist, geht ja aus dem weiteren Verlauf deutlich hervor. Ob hier überhaupt ein organisches Gehirnleiden anzunehmen ist, kann erst im dritten Kapitel besprochen werden, nur sei vorweggenommen, daß vermutlich *Immermann* diese Diagnose nicht gestellt hat, sonst hätte

er wohl zweifellos eine längere Unterbrechung der Arbeit verlangt. So aber versah *Nietzsche* den Universitätsunterricht weiter und nur der Unterricht am Gymnasium wurde ihm abgenommen! Immerhin ist auch diese Einschränkung des Berufes von Bedeutung.

Eine akute Einwirkung der Furcht vor Bayreuth ist bei dieser Verschlimmerung nicht nachzuweisen, da sich eine Einladung dorthin für diese Ferien nicht feststellen läßt. Dennoch hat der Gedanke an Bayreuth mitgewirkt. Das ist nicht nur aus der vergeblichen Arbeit an der „Unzeitgemäßen" über *Wagner* zu schließen, sondern auch aus den Briefen. „Meine Ferien im nächsten Sommer sind festgesetzt, vom 15. Juli bis 13. August. Ich kann doch viel mitnehmen, wenn mir nur der Zutritt zu den Proben erlaubt würde." (16. Nov. 1875.) „Bitte behalte den Inhalt des Briefes für Dich, wir wollen die Bayreuther nicht beunruhigen! Ach Bayreuth! Entweder ich darf nicht hin oder ich kann nicht hin — so schwebt es mir jetzt vor der Seele." (18. Januar 1876 an *Gersdorff*.)

Seitdem bessert sich der Zustand wieder. Auf Anraten des Freundes, doch ganz auszuspannen, erwidert er: „Mir scheint ein mäßiges Fortleben in der hergebrachten Weise, doch eben mit aller Vorsicht, einstweilen ausführbarer, selbst heilsamer." Mitte Februar setzt dann eine melancholische Stimmung ein und *Nietzsche* muß für den Semesterschluß die Vorlesungen aufgeben. Er reist im März mit *Gersdorff* nach Genf. Dort findet er seine stolze und frohgemute Stimmung, sein „gutes Gewissen" wieder. Er verspricht, alle „desparaten Rückblicke und Vorblicke" zu unterlassen. Bei diesem Stimmungswechsel ist zweifellos das Bewußtsein, mit seinem echten Beruf durchzudringen, sehr beteiligt. Er bemerkt, daß sich die Anfänge einer kleinen Gemeinde zeigen, er findet einen neuen Freund und das reizt seinen Mut, sich durchzusetzen. Nur die hochsinnige Tat wirke auf die Menschen! „Um alles in der Welt keinen Schritt zur Akkomodation! Man kann den großen Erfolg nur haben, wenn man sich selbst treu bleibt. Ich erfahre es, welchen Einfluß ich jetzt schon habe, und würde mich selbst nicht nur, sondern viele mit mir wachsende Menschen schädigen oder vernichten, wenn ich schwächer und skeptisch werden wollte." Niemals hat er bis dahin mit so heroischer Entschlossenheit sich zu seinem Prophetenberuf bekannt. Am 12. April kehrt er sehr erholt und froh nach Basel zurück.

Wie hängt dieser Zustand mit Bayreuth zusammen? — Offenbar hat *Nietzsche* jetzt die Zuversicht, den Kampf mit Glück durchzufechten. Er will die Wagner-Schrift vollenden, er will nach Bayreuth zur Eröffnung der Spiele, er traut sich zu, *Wagner* in seinem

Sinne zu beeinflussen. Für diesen Vorgang fehlt bisher bei den Nietzscheanern ebenso wie bei den Wagnerianern das Verständnis. „Richard Wagner in Bayreuth“ wird auch von den Wagnerianern als schönste Schrift über *Wagner* gefeiert. Aber es ist keine Rede davon, daß *Nietzsche* dies Buch „als Lob- und Dankschrift innigster Art“ gemeint habe. Zwischen den Zeilen und nicht nur zwischen den Zeilen stehen recht bedenkliche Dinge über *Wagner,* spricht er doch sogar von einer grotesken Würdelosigkeit im Lebensgange *Wagners.* (Für die Darlegung im einzelnen und besonders den Nachweis in den Vorarbeiten muß ich auf mein Buch verweisen.) Gewiß ist die Schrift so abgefaßt, daß das Volk sie als Panegyrikus lesen soll und nur die Einsichtigen nachdenklich werden. *Wagner* selbst aber soll vor allem die Mahnung verstehen! Dafür ist der zwingende Beweis in den begleitenden Briefen an *Wagner* gegeben, in denen er das Bedenkliche, Zweideutige seiner Schrift nicht etwa möglichst überdenkt, sondern im Gegenteil unterstreicht. Im Entwurf schreibt er: „Es ist, als ob ich wieder einmal mich selber aufs Spiel gesetzt hätte. Ich bitte Sie auf das herzlichste: lassen Sie geschehen sein, was geschehen ist, und gewähren Sie einem, der sich nicht geschont hat, Ihr Mitleid und Ihr Schweigen. Lesen Sie diese Schrift, als ob sie nicht von Ihnen handelte.“ Dies mochte zu sehr wie ein Abschied klingen. Aber so, auch das darf man nicht vergessen, war die Schrift nicht gemeint: sie sollte *Wagner* zur A u s s p r a c h e z w i n g e n! So schreibt er: „Ich habe den Mund nicht halten können und mehreres heraussagen müssen. . . . Überlege ich, was ich diesmal gewagt habe, so wird mir hinterdrein schwindlig und befangen zumute und es will mir wie dem Reiter auf dem Bodensee ergehen. Aber Sie haben mir einmal, in Ihrem allerersten Briefe an mich, etwas vom Glauben an die d e u t s c h e F r e i h e i t gesagt: an diesen Glauben wende ich mich heute. . . .“

Diese Hoffnung auf eine Bekehrung mag sehr naiv anmuten. Aber man darf nicht übersehen, daß *Wagner* in seinen Briefen an *Nietzsche* mit Überdruß und Ekel von dem Bayreuther Theaterwesen gesprochen hatte. „Ist dieser Unsinn vorüber“, schrieb er bezüglich der Festspiele. Ganz unbegründet schien also die Hoffnung nicht, *Wagner* werde nach einer tiefen Enttäuschung wieder einen Wandel vollziehen, wie damals von Tribschen nach Bayreuth.

Hier ist der Knotenpunkt in *Nietzsches* seelischem Schicksal und um so mehr mußte hier die ganze Lage verdeutlicht werden, als bisher, soviel mir bekannt ist, die Stimmung *Nietzsches* bei den ersten Festspielen noch nie richtig verstanden wurde. *Nietzsche* hoffte mit

ganzer Seele, als er sein Buch nach Bayreuth schickte, daß es zu einer Aussprache, fast darf man sagen, zu einer Bekehrung *Wagners* führen könnte. Auf der einen Seite Bayreuth und Theater-Masse, auf der anderen Tribschen und *Nietzsche.* Die Antwort *Wagners* mußte seine Hoffnung wesentlich herabstimmen: „Freund! Ihr Buch ist ungeheuer! — Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? — Kommen Sie nun bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke!“ Was diese „Erfahrung“ anbelangt, so berichtet *Nietzsche* später, *Wagner* habe sich in diesem Buche „nicht wiedererkannt“ und was die Proben anbelangt, so hätte *Nietzsche* viel lieber einen Hinweis auf die Tribschener Erinnerungen gesehen. Vielleicht ist es eine Folge dieser Einsicht, wie gering die Aussichten zur Wiederknüpfung der Freundschaft seien, wenn *Nietzsche* kurz nach diesem Briefe an *Gersdorff* schreibt: „Gesundheit von Tag zu Tag jammervoll! Was soll's nur werden! —“ Aber sein Entschluß wurde nicht wankend: er reiste Ende Juli nach Bayreuth.

Nietzsche, dessen Blut das der protestantischen Prediger, dessen Ideal *Dionysos* und *Äschylos* waren, mußte die unsaubere Vermischung des modernen Theaterwesens mit einer Religionsgründung gründlich zuwider sein. Aber auf diesen Gegensatz zur *Wagner*schen Opernkunst haben wir hier nicht einzugehen, sondern nur darauf hinzuweisen, daß in Bayreuth beim ersten Festspiel die Lage besonders ungünstig war. Ebenso das Publikum wie die Aufführungen waren keineswegs nach *Wagners* Geschmack, ja er hat sich mit Wut und Ekel über das erste Spieljahr geäußert. Man darf also nicht den Enthusiasmus späterer Jahre auf die Art der ersten Spiele beziehen.

Aber nicht diese Enttäuschung über die Festspiele, sondern die über *Wagner* war das Wesentliche. So verächtlich sich *Wagner* auch über seine „Entreprise“ ausgesprochen hatte, so war sie ihm im Augenblick doch viel wichtiger als *Schopenhauer* und *Heraklit:* er war ganz und gar nicht in der Stimmung, sich in eine ernste Aussprache mit *Nietzsche* einzulassen. Nichts konnte aber dem zweifelnden Jünger peinlicher sein, als daß ihn *Wagner* geflissentlich in seine Geselligkeit hineinzog und ihm durch lautes öffentliches Lob zu schmeicheln versuchte. *Glasenapp* erzählt, daß *Wagner* in dieser Zeit sich in heiterster und freundlichster Laune der Gesellschaft zeigte und das gleiche von ihr verlangte und er unterläßt nicht tadelnd hinzuzufügen: „Es erfreute ihn wenig, z. B. *Nietzsche,* der sich soeben nach langer Abwesenheit durch eine schöne und flammende Schrift wieder eingeführt hatte, nun wieder so stumm und düster zu sehen, daß während eines mehrstündigen Zusammenseins auch nicht ein

Wort aus ihm herauszubringen war." Deutlicher kann wohl die Hemmung, die durch *Wagners* Schuld in *Nietzsches* Seele herrscht, nicht bezeugt werden. So ist denn der Vorwand, als krank sich der Gesellschaft entziehen zu dürfen, wieder als pathogenes Moment wirksam. „Ich muß mich aber sehr zusammennehmen und weise alle Einladungen, auch bei W.'s, zurück. W. fand, daß ich mich rar mache." — „Es geht nicht mit mir . . . fortwährender Kopfschmerz, obwohl noch nicht (!) von der schlimmsten Art, und Mattigkeit. . . . Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig, wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser Kunstabende. . . . Ich habe es ganz satt. Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein. Sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist." — Noch ehe die Schwester in Bayreuth eingetroffen ist, ist *Nietzsche* nach dem Bayerischen Walde abgereist! . . . Von Klingenbrunn schreibt er der Schwester: „Ich weiß genau, daß ich es dort (in Bayreuth) nicht aushalten kann. . . . Einen schlimmen Tag hier gehabt, zu Bette gelegen; aber immerfort Schmerzen im Kopf, wie in gewissen Basler Zeiten.... Ich muß alle Fassung zusammen nehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen.... es ist alles jetzt für mich Gift und Schaden." Dennoch arbeitet er geistig in Klingenbrunn (Urform von Menschliches, Allzumenschliches I), er kehrt zu den Festspielen nach Bayreuth zurück, reist aber bald, vor Ablauf der Ferien, wieder ab. Mit Bayreuth ist es damit für immer aus, aber dennoch hegt er die Hoffnung, den völligen Bruch mit *Wagner* zu vermeiden.

Soviel ist also deutlich: die schwere seelische Katastrophe in Bayreuth ist keineswegs „pathologisch", sondern ganz „gesund". Sie betont wohl wieder die vorhandenen Störungen, ohne sie aber wesentlich zu steigern. Ja, man müßte sogar erwarten, daß nach diesem Abschied von Bayreuth dies hauptsächliche pathogene Moment ausscheidet. Aber hier fängt das pathologische Problem eigentlich erst an und das bisher Beschriebene dient mehr als pathologischer Unterbau. *Nietzsche* ist nämlich, wenn er auch von Bayreuth für immer Abschied nimmt, durchaus nicht mit *Wagner* „fertig geworden", ja vollkommen ist ihm dies eigentlich nie geglückt.

Der äußere Verlauf des Nervenleidens ist in den Jahren 1876 bis 1878 schwankend, ohne Tendenz zur Heilung oder zur Verschlimmerung. *Nietzsche* hatte zur Erholung ein ganzes Jahr Urlaub erhalten und begab sich im Oktober nach Sorrent, wohin ihn *Malvida von Meysenbug* eingeladen hatte. Migräneanfälle traten ziemlich häufig auf, dazwischen machte *Nietzsche* auf Freunde meist einen gesunden

und blühenden Eindruck. Im Mai litt er unter der Schirokkoluft und wohl auch unter der Lichtfülle und er begab sich in das Hochgebirge. Daß er sich doch im Sommer immer am wohlsten fühlt, entspricht nach *Möbius* durchaus dem Zustande der Migränekranken. Im Oktober 1877 nimmt er seine Basler Tätigkeit wieder auf. Weihnachten mußte er aber das Gesuch einreichen, ihn wieder vom Unterricht am Gymnasium zu befreien. Da er gleichzeitig intensiv am eigenen Werk arbeitet, so ist es natürlich, daß er die volle Berufslast nicht bewältigen kann. Im Frühjahr 1878 erschien „Menschliches, Allzumenschliches" (I). Die Wirkung auf Freunde und Verehrer war „eine geradezu erstarrende". *Nietzsche* zieht sich immer mehr in die Einsamkeit zurück und arbeitet nur um so intensiver an der Fortsetzung von „Menschliches, Allzumenschliches" (II). Der Winter 1878/79 brachte nun eine deutliche Verschlimmerung. Immer heftiger werden die Klagen. „Seit gestern abend ein fortgesetzter wütender Schmerz. Was soll werden! — Kein Kolleg." — „Schlimmste Winterwoche hinter mir" (Januar 1879). „Es geht mir fürchterlich, ich weiß nicht wie ertragen. —" (März 1879) usw. Die Schwester teilt mit: „Die Osterferien ging Fritz nach Genf, ohne dort Erholung zu finden. Nach seiner Rückkehr kam eine furchtbare Krisis, Anfall über Anfall der heftigsten Kopf- und Augenschmerzen mit tagelangem Erbrechen, — es war vorüber mit all seiner Geduld, mit all seinem Lebensmut!

Ich erhielt eine erschütternde Aufforderung des Freundes *Overbeck,* sogleich nach Basel zu kommen. Als ich ankam, war ich furchtbar erschrocken, denn mein geliebter Bruder war kaum wiederzuerkennen, ein gebrochener, müder, gealterter Mann streckte mir mit tiefer Bewegung die Hand entgegen. Nie hatte er so ausgesehen: es war sonst für jedermann immer erstaunlich gewesen, daß Fritz trotz aller Leiden immer noch besser und robuster aussah als viele gesunde Menschen."

Jetzt schien kein anderer Ausweg möglich: er reichte das Gesuch um seine Pensionierung ein, das bewilligt wurde.

Das ist weit über Migräne, Kurzsichtigkeit und den Wunsch, sich selbst im eigenen Beruf durch Krankheit zu schützen, ein schwerer seelischer und körperlicher Zusammenbruch. Dies Hinübergreifen über ein „eingebildetes", ja über das aus irgendeinem Grunde gewünschte oder gefürchtete Leiden widerspricht nicht etwa dem Wesen einer psychogenen Krankheit, sondern zeigt gerade ihre Erfüllung. Was man in der Praxis psychogen nennt, das ist oft wesentlich simuliert oder doch übertrieben, aber das eigentliche psychogene Leiden geht darüber hinaus: es entsteht, wie man treffend gesagt hat,

wenn der Übertreibende sich in der eigenen Schlinge fängt. Dabei ist zu beachten, daß es sich hierbei weniger um b e w u ß t e Übertreibung, als um unterbewußte Vorgänge und Wünsche handelt. Man wird, um die Diagnose „psychogen" gelten zu lassen, nur erwarten dürfen, daß *Nietzsche* sich nach der Pensionierung bald erholt. — Er reiste nach Einreichung des Gesuches mit der Schwester nach Schloß Bremgarten. Diese berichtet: „Die ganze Zeit ist mir in ihrer unendlichen Schwermut unvergeßlich geblieben.... Der schlimmste Krankheitszustand n a h m m i t d e m V e r l a s s e n v o n B a s e l e i n E n d e, aber Fritz war immer in der Erwartung, daß er wiederkehren könnte, dazu halb blind und so erschöpft, daß wir gar nicht aufzuatmen wagten; trotzdem w a n d e r t e n w i r v i e l u m h e r." Dort hatte er auch jene Todesgedanken, bei denen er sich versprechen ließ, daß er als „redlicher Heide" ins Grab gelegt werde. „Nach drei Wochen war Fritz wieder etwas gekräftigt; das deutlichste Zeichen von Besserung war, daß wir wieder begannen, Pläne zu machen." Er ging in den Oberengadin, den er begeistert als s e i n e Landschaft empfand und von dem er später zu sagen pflegte: „Der Engadin hat mich dem Leben wiedergegeben." Die Anfälle bleiben, er muß oft im Bett liegen, er schreibt im Juli: „An Besserung denke ich gar nicht mehr, geschweige an Genesung. Aber a u s h a l t e n - k ö n n e n ist sehr viel. Du weißt, was ich meine..." Dennoch kann man sagen, daß die Krankheit des Winters geheilt wurde. Im September sah ihn die Schwester wieder und „war im höchsten Grade erstaunt, wie wundervoll er sich erholt hatte. Er war so frisch und elastisch, hatte eine so gesunde Gesichtsfarbe und seine stramme, stattliche Haltung wiedergewonnen, daß ich meinem Erstaunen und Glück gar nicht genug Worte verleihen konnte."

Wenn nun der hemmende Beruf in Basel das einzige pathogene Moment gewesen wäre, so hätte diese Heilung anhalten müssen. Aber der Winter 1879/80, diesmal in Naumburg bei der Mutter, war nicht weniger peinvoll als der vorige. Er schreibt am 28. Dezember an *Eiser:* „Der Zustand war zum Entsetzen, der letzte Anfall von dreitägigem Erbrechen begleitet, gestern eine bedenklich lange Bewußtlosigkeit;" und am 14. Januar an *M. v. Meysenbug:* „Obwohl Schreiben für mich zu den verbotensten Früchten gehört, so müssen Sie, die ich wie eine ältere Schwester liebe und verehre, doch noch einen Brief von mir haben — es wird doch wohl der letzte sein! Denn die furchtbare und fast unablässige Marter meines Lebens läßt mich nach dem Ende dürsten, und nach einigen Anzeichen ist mir der erlösende Hirnschlag nahe genug, um hoffen zu dürfen. Was Qual und Ent-

sagung betrifft, so darf sich das Leben meiner letzten Jahre mit dem jedes Asketen irgendeiner Zeit messen....“ Er hat später diese Zeit als Minimum seines Lebens, als sonnenwärmsten Winter betrachtet. Etwas anders sieht der Zustand allerdings aus, wenn man die Schilderungen der Angehörigen berücksichtigt. Die Biographie besagt: „Obgleich nun mein Bruder immer von diesem Winter in Naumburg eine ungemein traurige Schilderung entwarf, so darf man nicht etwa annehmen, daß er seine Leiden äußerlich gezeigt und morose im Bett oder auf dem Sofa gelegen hätte. Unsere Mutter machte stets eine vollständig andere Schilderung von jenem winterlichen Aufenthalt und Zusammensein in Naumburg. Sie behauptete, daß er, außer an den Kopfschmerztagen, immer ganz heiter und gefaßt gewesen wäre. Was ihn aber innerlich so besonders quälte und wovon natürlich er allein wußte, war eine unproduktive und entmutigte Stimmung.“

Vergleicht man diese Schilderung mit der im Frühjahr 1879, so wird der Unterschied deutlich genug: damals der Eindruck eines gebrochenen, gealterten Mannes, jetzt der eines (außerhalb der Anfälle) körperlich gesunden Hypochonders. Damals war das „Nervenleiden“ eine schwere seelisch-körperliche Erschöpfung, jetzt mehr eine seelisch-geistige Qual. Wenn wir nun die wichtigste Tatsache vorwegnehmen, daß seit diesem Frühjahr 1880 der Zustand die folgenden 8 Jahre hindurch sich entschieden bessert, wenn auch immer wieder schwere Migräneanfälle auftreten, so dürfen wir wohl hoffen, die Komponenten seines Leidens richtig auseinanderhalten zu können. Erstens die organische Grundlage: die Migräneanfälle, die Kurzsichtigkeit. Zweitens die Folgen der Überlastung. Dies ist nun nicht zu verstehen, als ob der Lehrberuf an sich für seine Kräfte zu schwer war. Im Gegenteil! Diesen Beruf allein würde er spielend bewältigt haben. Schon in der Zeit zunehmender Krankheit, Juli 1875, schreibt er an *Overbeck* epigrammatisch zugespitzt: „Aber das habe ich eingesehen: schon mit halber Lebenskraft kann man Professor sein. Und das treibt mich zu der Frage, ob man's wohl bei ganzer sein könnte? Auf die Dauer?“ Damit ist sein Zwiespalt, sein Schicksal gedeutet. Schwerlich wäre er erkrankt, wenn er sich in seinem Professoren-Dasein begnügt hätte, aber er konnte sich nicht begnügen, weil die Gewalt seines inneren Berufes ihn weitertrieb. Der äußere Beruf machte ihn krank, weil er ihm die Zeit für den wahren raubte. Wenn auch die Überarbeitung unmittelbar seine Nerven schädigen mochte, so war es vor allem doch die „psychogene“ Wirkung, der Haß gegen jedes Hindernis, das man seinem Drange entgegenstellte. So schreibt er gegen Ende jenes Urlaubsjahres: „Nun drängen mich meine Ge-

danken vorwärts, ich habe ein so reiches Jahr (an innerem Ergebnis) hinter mir; es ist mir, als ob die alte Moosschicht täglichen philologischen Notberufes eben nur abgehoben zu werden brauchte — und alles steht grün und saftig da. Mit Mißmut denke ich daran, daß ich jetzt meine Ausbeute liegen lassen muß, vielleicht die frische Empfindung dafür und damit alles verliere." Mit vollkommener ärztlicher Einsicht in seinen Zustand aber schreibt er an *Rohde* am 28. August 1877: „Mir graut etwas vor diesem Winter; es m u ß anders werden. Jemand, der täglich nur wenig Zeit für seine Hauptsachen hat und fast alle Zeit und Kraft für Pflichten auszugeben hat, die andere so gut besorgen können wie er — ein solcher ist nicht harmonisch, mit sich im Zwiespalt, — e r w i r d e n d l i c h k r a n k." Das ist ein Urteil, das der Arzt unterschreiben wird. Aber nicht genug damit. Er sieht nicht nur eine Ursache der Krankheit, sondern er bezeichnet auch das damals noch nicht bekannte Wesen der psychogenen Erkrankung, wie es die modernste Psychiatrie diskutiert, wenn er fortfährt: „Wenn ich Wirkung auf die Jugend habe, so verdanke ich sie meinen Schriften, und diese meinen abgestohlenen Stunden, ja den d u r c h K r a n k h e i t e r o b e r t e n I n t e r i m s z e i t e n zwischen Beruf und Beruf." Die durch Überarbeitung erworbene Krankheit hindert die Arbeit — eine Krankheit, die nur den äußeren Beruf hemmt, seine eigene Arbeit aber fördert, ist ein typisches psychogenes Leiden. Für dies Leiden ist *Nietzsche* nicht nur an sich ein hervorragendes und ausgeprägtes Beispiel, er ist als solches um so mehr bedeutungsvoll, weil er es als Psychologe von Gottes Gnaden mit staunenswerter Selbsterkenntnis bekennt.

Nun aber ist noch ein drittes Moment festzustellen, das ebenso wie das zweite psychogener Natur ist. Wir sehen, daß während des Urlaubsjahres keine entscheidende Besserung auftrat, und daß nach dem Abschied von Basel zwar eine sehr erhebliche Besserung einsetzte, 9 Monate später aber *Nietzsche* den Tod herbeiwünschte. Wir sehen aber auch, daß *Nietzsche* zwar hier seinen vitalen Tiefpunkt empfindet, seine Angehörigen aber im Gegensatz zur voraufgegangenen Krankheit, bei der sie der leibliche Zusammenbruch entsetzte, ihn relativ gesund finden. Damals war sein Leiden mehr „nervös", jetzt mehr psychisch, eine volle Verzweiflung am Leben. Wir werden also, zumal ja die Abneigung gegen die Universität weggefallen ist, eine andere unterbewußte „Meinung" hinter den Symptomen suchen. Das wichtigste psychische Dokument aus dieser Krise ist vielleicht jener eben erwähnte Brief an *Malvida v. Meysenbug* vom 14. Januar 1880. Er fährt folgendermaßen fort: „Trotzdem habe

ich diesen Jahren viel zur Läuterung und Glättung der Seele abgewonnen — und brauche weder Religion noch Kunst mehr dazu. (Sie merken, daß ich darauf stolz bin; in der Tat, die völlige Verlassenheit hat mich erst meine eigenen Hilfsquellen entdecken lassen.) Ich glaube, mein Lebenswerk getan zu haben, freilich wie einer, dem keine Zeit gelassen war. Aber ich weiß, daß ich einen Tropfen guten Öles für viele ausgegossen habe und daß ich Vielen zur Selbst-Erhebung, Friedfertigkeit und gerechtem Sinne einen Wink gegeben habe.... Hören Sie Gutes von *Wagner*s? Es sind drei Jahre, daß ich nichts von ihnen erfahre: die haben mich auch verlassen, und ich wußte es längst, daß *Wagner* von dem Augenblick an, wo er die Kluft unserer Bestrebungen merken würde, auch nicht mehr zu mir halten werde. Man hat mir erzählt, daß er gegen mich schriebe. Möge er damit fortfahren: es muß die Wahrheit auf jede Art ans Licht kommen! Ich denke in einer dauernden Dankbarkeit an ihn, denn ihm verdanke ich einige der kräftigsten Anregungen zur geistigen Selbständigkeit. (!) Frau *Wagner,* Sie wissen es, ist die sympathischste Frau, der ich im Leben begegnet bin. — Aber zu allem Verkehren und gar zu einem Wiederanknüpfen bin ich ganz untauglich. Es ist zu spät.“

Das ganze Schicksal ist in diesem Briefe zusammengefaßt. Man bedenke, es ist ein Abschiedsbrief, ein Abschied vom Leben. Wenn er da fast soviel von *Wagner* redet, wie von sich, so bedeutet das etwas. „Die haben mich auch verlassen“ — das ist die Ursache der Verzweiflung. Und am Schluß ist zwischen den Zeilen zu lesen, was ihn aus der Verzweiflung retten könnte: das „Wiederanknüpfen“. Keinen Augenblick hat *Nietzsche* den Bruch mit „Bayreuth“ bereut, der war eine eherne Notwendigkeit. Aber er hoffte, *Wagner* über „die Kluft“ auf seine Seite herüberzuziehen. Er hatte noch den „Menschliches, Allzumenschliches“ mit Widmungsversen an *Wagner* und *Cosima* geschickt. Diese schwiegen im tiefsten erbittert, äußerten sich nach anderer Seite, daß *Nietzsche* geisteskrank sein müsse, und *Wagner* eröffnet ein Vierteljahr später einen äußerst boshaften Angriff auf *Nietzsche* im Aufsatz „Publikum und Popularität“. *Nietzsche,* der gerade in einer größeren Schrift sich mit *Schopenhauer* und *Wagner* auseinander zu setzen gedacht hatte, schwieg. Die Kränkungen hätte er wohl ertragen, aber er brach unter der Erfahrung zusammen, daß er ohne *Wagner* sein Werk nicht vollenden konnte. Er erkannte, was er nur geahnt hatte: er hatte sein Lebensgesetz verletzt.

Wagner ist *Nietzsches* Schicksal, aber dies Verhältnis ist sehr kompliziert. Darum verfolgten wir ausführlich das Ringen zwischen

beiden. Bis 1876 war *Wagner* das „pathogene“ Moment. War dies aber nicht ausgeschaltet, als *Nietzsche* Bayreuth verließ, seine Selbständigkeit gewann? Noch waren sie im Herbst 1876 in Sorrent zusammen — aber sie hatten sich nichts mehr zu sagen. Als der Parsifal-Text erschien, war alles entschieden: unmöglich konnte *Nietzsche*, der protestantische Prediger von Geblüt, der redliche Heide von Gesinnung, mit dieser Mischung von Opernbühne mit katholischem Sakrament jemals sich abfinden. Also äußerlich war *Nietzsche* nur gefestigt in seiner Selbständigkeit.

Hier aber setzt die eigentlich *Nietzsche*sche Krankheit ein. Er hatte sein eigenstes Lebensgesetz verletzt. Das heißt nicht, daß er anders hätte handeln sollen: es ehrt ihn, daß es ihm nicht möglich war, in Bayreuth zu bleiben. Aber seine geistige Existenz war auf *Wagner* gegründet, auf *Wagner*, nicht den Theaterdirektor, sondern auf das erstaunliche Genie, die Weltgeschichte, die Kunst aller Zeiten wieder lebendig in bezug auf sich selbst zu sehen, auf den verwegenen Täter, der sich feindlich, gehässig der ganzen europäischen Zivilisation entgegenstellt, auf den *Schopenhauer*-Jünger, der an die Möglichkeit einer neuen Religion-Gründung dachte, auf den geistigen Menschen, dem die Kunst nicht nur wichtiger war, der sie vielmehr mit ungeheurer Energie dem Volke zu einer wichtigeren Tatsache machte als Politik, Wirtschaft und die Fortschritte einer materialistischen Wissenschaft. *Nietzsche* hatte nicht nur mehr als die Zeitgenossen ein Verständnis für diese Größe, er hatte auch in der jünglinghaften Hingabe an seinen Heros erkannt, daß eben in dieser Leidenschaft seine schönsten Kräfte wach geworden waren. Wenn man sich so wie *Nietzsche* und in seinen Jahren für eine Sache eingesetzt hat, dann ist ein Zurück nicht mehr möglich. Wenn *Nietzsche* sich dennoch trennen mußte, so war es mehr *Wagners* Schuld, aber *Nietzsches* Unglück. Wie wenig man hier von einer „bestandlosen“ Natur *Nietzsches* reden darf, das zeigt sich darin, daß er drei oder vier Jahre mit dem bitteren Entschluß gerungen hat, sich von Bayreuth zu trennen. Diese aufreibende Qual, dies Verschweigen, das ihn manchmal zu Unaufrichtigkeiten gegenüber den Freunden zwang, die sonst ganz außerhalb seines Charakters lagen, ist eben nur dadurch verständlich, daß er den Instinkt hatte, die Trennung von *Wagner* setze seine seelische Existenz aufs Spiel.

Inwiefern diese Trennung ein tragisches Fatum war, kann man nun freilich nicht mehr aus den biographischen Äußerungen ablesen: dazu gehört ein Verständnis für sein Gesamtwerk. — Wenn auch

schon in der Geburt der Tragödie ein ganz anderes Ideal aufleuchtet als das des Wagnerismus, so hatte *Nietzsche* dennoch sein begeistertes Pathos, seinen reformatorischen Schwung ganz aus dem Bewußtsein geschöpft, unmittelbar im Hier und Jetzt für die Verwirklichung des Höchsten zu kämpfen. Mit der Ablehnung Bayreuths war die Kurve seines äußeren Lebens geknickt, sein Ziel war ihm entrissen. Seinem Charakter nach mußte er für etwas streiten und predigen — aber wofür nun? Erst wenn man diese tragische Verlegenheit sieht, wird man „Menschliches-Allzumenschliches“ verstehen.

Möbius hat auf Seite 21 *Nietzsches* geistige Entwicklung kurz zusammengefaßt und es ist nicht unnütz, diese Konstruktion einmal durchzulesen, damit man recht deutlich sieht, wie sie nicht verlaufen ist. *Möbius* geht aus von *Nietzsches* sehr früh geäußerter, auf *Kant* und *Lange* beruhender Überzeugung: „Das Reich der Metaphysik, somit die Provinz der „absoluten“ Wahrheit, ist unweigerlich in eine Reihe mit Poesie und Religion gerückt.“ Da *Nietzsche* sich hierin auf „alle namhaften Naturforscher“ beruft, so kritisiert *Möbius*: „Es scheint, daß es *Nietzsche* gegangen ist wie manchen Menschen, die gar nichts von Naturwissenschaft verstehen: Sie haben einen mächtigen Respekt vor den Ansprüchen ‚namhafter Naturforscher‘ und, während sie sonst nichts glauben, glauben sie den Vertretern der ‚modernen Wissenschaft‘ aufs Wort. Auch *Nietzsche* hat sich gebeugt und hat geschworen: es gibt keine Metaphysik. Auf diesem Standpunkt ist er dann stehen geblieben, nie macht er einen Versuch, seine Gründe darzulegen, es handelt sich für ihn um eine abgetane Sache. Positivist zu sein, sich mit der Naturwissenschaft zu begnügen, das vermag einer, der nichts ist als Zoolog oder Chemiker oder dergleichen; ein Mensch, dem das ‚metaphysische Bedürfnis‘ angeboren ist, wird unglücklich dabei. Im Anfange trugen *Nietzsche* die Jugendfrische, die Begeisterung für *Wagner* und für die neue Kultur über die Öde weg. Als er aber an seinen Idealen irre geworden war und versuchte, der Wirklichkeit ins Gesicht zu sehen, da fand er sich in einer toten, sinnlosen Welt. Er verhärtete sich und schrie so laut er konnte: Gott ist tot, alles ist Unsinn. Aber der Wurm fraß ihm am Herzen, ein Mann wie er war nicht für die ‚Nachtansicht‘ gemacht. Nun wollte er der Alleszermalmer werden, in Wahrheit aber spricht die Verzweiflung aus ihm. Sie trieb ihn um, bis er sich selbst ein kümmerliches Surrogat der Metaphysik zurecht machte, erst seinen Übermenschen und, als er den satt hatte, die Lehre von der ewigen Wiederkunft, die er wahrscheinlich auch wieder beseitigt

hätte, wenn nicht die Krankheit dazwischen gekommen wäre. Ohne den Jammer der absoluten Physik versteht man *Nietzsches* trauriges Schicksal nicht.“

Wenn ich diese Worte, die einen sinnvollen Bezug nicht haben, wiederhole, so geschieht es, weil sie grundsätzliche Fragen der Entartungslehre anschneiden, die gar nicht abstrakt, sondern nur an hervorragenden Beispielen wie *Nietzsche* (gewöhnliche Menschen erleben die Philosophie nicht selbständig und wirklich) geklärt werden können. Im rein-tatsächlichen ist jene romanhafte Konstruktion völlig irrig. Hier handelt es sich um die Frage, ob die rein logische strengste Beweisbarkeit eines Systems den Menschen glücklich oder unglücklich macht. *Nietzsche* hat diese Möglichkeit nicht geglaubt und ganz unzweifelhaft nicht erlebt. Wenn *Möbius* diese Entwicklung bei *Nietzsche* voraussetzt, so hat er die Bedeutung von *Nietzsches* Denken in der Geistesgeschichte nicht verstanden. Aber seine Auffassung ist psychologisch und philosophisch außerordentlich schwach.

Daß die metaphysischen Lehren im eigentlichen Sinne nicht streng beweisbar sind, ist doch die Auffassung, um die man seit *Kant* schwer herumkommt. Ist es denn nun ein Unglück, daß diese Lehren mit „Religion und Poesie“ in eine Ebene rücken? Ich meine, wer ohne mathematische Sicherheit seiner Weltanschauung nicht leben kann, der gerade ist der pathologischen Schwäche verdächtig: er steht nicht sicher auf seinen eigenen Füßen. So wurde *Kleist* durch *Kant* fast zur Verzweiflung getrieben. (Diese *Kant*sche Lehre *Nietzsche* als Laienhaftigkeit anzurechnen, ist doch ein starkes Stück.) Bei *Nietzsche* dagegen ist es auffallend, mit welcher Gleichgültigkeit er die logische Lückenhaftigkeit der *Schopenhauer*schen Lehre sogleich als Student aufnimmt: diese ist ihm die Ausstrahlung eines großen Charakters, die Sphäre einer religiösen Anschauung — das abstrakte System hält er von vornherein für nebensächlich. Warum in aller Welt soll *Nietzsche* nun durch die „absolute Physik“, durch den „Positivismus“ unglücklich geworden sein, da er doch niemals Physiker gewesen ist und er sich über die „Hanswürste des Positivismus“ belustigte. Gewiß, im „Menschliches, Allzumenschliches“ ist eine äußere Verwandtschaft zum Positivismus. Wenn man *Goethe-Hafis* und *Sokrates* als Positivisten auffassen will, weil sie sich nur um die nächsten Dinge, nicht um das Jenseits kümmern wollen, dann ist auch *Nietzsche* in dieser Zeit Positivist. Aber mit einer materialistischen-nüchternen Lebensauffassung oder abstrakter Wissenschaft hat das nichts zu tun.

Für das schwierige und wichtige Problem, wie geistige Entwicklung der Person und Verlauf der „Nervenkrankheit“ sich zueinander verhalten, sind unter *Nietzsches* Werken die beiden Bände „Menschliches-Allzumenschliches“ das Hauptdokument. Biographisch fallen sie zusammen mit seinem schwersten Leiden, geistesgeschichtlich mit dem scheinbaren krassen Bruch in *Nietzsches* Werk. Das Nervenleiden zeigt sich denn auch in der Stimmung des Ganzen: eine etwas müde, skeptische Rekonvaleszenten-Stimmung zugleich mit dem Willen, den Horizont möglichst zu begrenzen, sich in ein enges, natürlich-menschliches Leben zurückzuziehen, alle heroischen Aufgaben und aufregenden Träume zu meiden. Damit hängt jener Bruch zusammen: eine entschiedene Absage an alle Romantik, ein Zurückziehen auf alle echten Lebenskräfte. Hier nun fehlte seinen Zeitgenossen, selbst seinen nächsten Freunden jedes Verständnis: sie hatten alle Kunst, alles Ideal, alle Metaphysik nur noch in romantischer Verfälschung kennen gelernt. Der Romantiker *Wagner* war ja die einzige starke künstlerische Potenz jener Tage. So kam es, daß ihnen der eigentliche Sinn der Bücher fremd blieb und sie weiter nichts in ihnen fanden, als einen Angriff auf alles Hohe, auf jede Hoffnung, die sie bis dahin gemeinsam verehrt hatten. Und doch ist alles so deutlich gesagt, wenn man es nur unbefangen und ernst aufnimmt. Es ist kein radikaler Sinneswandel, wie die Freunde wähnen, kein logisches Denkergebnis, wie *Möbius* meint: es ist ganz folgerichtige, ich möchte sagen leibhafte Entwicklung. *Nietzsche* ist enttäuscht, ja angeekelt von Bayreuth: was bleibt ihm, wenn er nicht überhaupt resignieren will, anderes übrig, als das Bild eines noch höheren Menschen als *Wagner* zu suchen, für ihn den Boden zu bereiten? „*Wagner*s Natur — sagt er, mit heller Besonnenheit den Sinn seiner Bücher aussprechend — macht zum D i c h t e r, man erfindet eine noch höhere Natur. Eine seiner herrlichsten Wirkungen, welche g e g e n ihn zuletzt sich wendet.“ Auch sonst sind die beiden Bände, wenn sie auch vorwiegend der Erkenntnisfreude gelten, keineswegs, wie man meint, kunstfeindlich. Nur die Romantik der Gegenwart will er ausschalten und er knüpft wieder ganz folgerichtig bei der antiken Gesinnung *Goethe*s an. „Ein Phidias als Dichter“ ist sein Wunschbild.

Aber hier eben setzt die Tragödie ein. E r war kein *Phidias*, kein *Goethe*. Wenn er in der Reinheit des Herzens und Geistes, an Seelenadel *Richard Wagner* weit übertraf, so fehlte ihm doch dessen künstlerisch-bildendes Genie, seine organisatorische Gewalt. *Nietzsche*, ein deutscher Seher, erkannte die Notwendigkeit, aber es fehlten ihm gerade die Talente, diese Notwendigkeit zu erfüllen. Und damit nicht

genug: indem er diese Erkenntnis aussprach, zerstörte er sich die eigene Wirkungsmöglichkeit: er verlor nicht nur *Wagner* und dessen ganze Gemeinde, sondern auch die eigenen Freunde. Er war ein Prediger ohne Gemeinde, ein vereinsamter Menschenbildner. Also die Bedingungen zur Melancholie und Verzweiflung waren 1879 und 1880 in seiner natürlichen Entwicklung gegeben.

Nun werden manche Psychiater sagen: es ist eine Folge seines abnormen Charakters, daß er in diese Lage kam. Der normale Durchschnittsmensch bringt sich nicht in eine solche Lage. Solche Verzweiflung aus inneren Gründen, nicht äußeren Unglücksfällen, ist pathologisch.

Vielleicht könnte man dagegen sagen: die Sicherheit des Durchschnittsmenschen gegenüber seelischen Katastrophen ist eine Folge davon, daß der Durchschnittsmensch nicht die „normale“ Seelenkraft besitzt, sondern seine Seele im Kampf um das individuelle Lebensglück bereits abgestumpft hat. *Nietzsche* fühlte wie *Hamleth* das Schicksal der Welt auf sich lasten — daß er es auf sich nahm, ist seine Größe, daß er der ungeheuren Last nicht gewachsen war, hat nichts mit Pathologie zu tun.

Dies mag sich so oder so verhalten. Unsere Aufgabe ist nicht, die letzten Entscheidungen zu suchen, sondern die seelische Entwicklung und den Verlauf des Nervenleidens in diesem hervorragenden Falle möglichst deutlich, „leibhaft“ darzustellen. Und da muß man gestehen, daß *Nietzsches* Nerven- und Seelenkraft in dieser Lage erstaunlich ist. Diese verzweifelte und anscheinend hoffnungslose Lage bewog ihn nicht, den geringsten Schritt rückwärts zu tun. Langsam kam er einem Ziele näher, langsam wuchs seine Hoffnung, und ebenso besserte sich allmählich die Gesundheit. Da muß man an *Bernoullis* Ausspruch denken: „*Nietzsche* war gar nicht nervenschwach. Er war höchst impressionabel, hatte aber, sobald es darauf ankam, Nerven wie Stricke.“

Hiermit scheint mir das Wichtigste über das eigentliche Nervenleiden gesagt und wir haben nur noch in Kürze das gesundheitliche Verhalten der weiteren acht Jahre zu überschauen.

Der Abschied von Naumburg im März 1880 schließt die Krise des äußeren Lebens ab: nach dem Abschied von *Wagner*, von der Universität bedeutet er den Abschied von der Familie und von Deutschland. Seitdem lebt *Nietzsche* in Italien und den Alpen ein dürftiges Wanderleben, bescheiden wie ein Student, eine „Dachkammer-Existenz“. Er wählt mit richtigem Instinkt die Orte, deren Klima den Migräne-Leidenden günstig ist, er geht mit diesem Ab-

schied auch vielen Störungen aus dem Wege — aber er erkauft diese Vorteile mit einer oft unheimlichen Einsamkeit. Die Einsamkeit ist nun bekanntlich ein wesentliches „psychogenes“ Moment. Die Haftpsychose bricht in der Zelle aus und verschwindet oft überraschend schnell in der gemeinschaftlichen Haft. Den Hypochonder schickt man auf Reisen, verordnet ihm Zerstreuung, um ihn aus der Klause seines eigenen Gedankengespinstes zu reißen. Das Gefühl, einsam, unverstanden zu sein, hat denn auch auf *Nietzsches* Befinden schwer eingewirkt. Wie tief er unter dieser Vereinsamung gelitten hat, können wir hier nicht darstellen: das ist ein wesentlicher Teil seiner Lebensgeschichte. Besonders bezeichnend ist seine Freundschafts-Tragödie mit *Rohde*. Im Jahre 1886 sagt er es ganz deutlich selbst: „Schaff mir einen kleinen Kreis Menschen, die mich hören und verstehen wollen — und ich bin gesund.“

Man darf es nun als Zeichen einer gesunden seelischen Konstitution betrachten, daß *Nietzsche* durch diese Qual der Einsamkeit nicht wieder krank wurde. Wohl litt er, wurde reizbar, schlaflos, aber eine Neurose, überhaupt eine Krankheit im medizinischen Sinne wurde dadurch nicht wieder hervorgerufen. *Nietzsche* wurde krank, wo er in der Tätigkeit seines wahren Berufes gehindert wurde — die Qualen, die umgekehrt aus dem Werk herausflossen, haben ihn nicht krank gemacht, er hat sie sogar heldenhaft getragen.

Hier scheint mir eins der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale für die gesunde und die psychopathische Konstitution zu liegen: Der Psychopath wird mit dem unglücklichen Erlebnis nicht fertig, es bleibt bildlich gesprochen im Unbewußten liegen und schwächt die Seele als unverarbeiteter Komplex, vergiftet sie als Ressentiment usw. Hier hat die *Freud*sche Lehre, wenn man sie sonst ablehnen mag, eine wesentliche Wahrheit dargestellt. Der gesunde Mensch wird mit dem Erlebnis fertig. Er schaltet es durch Vergessen aus oder er bezwingt es geistig, er fügt es als Baustein in sein Schicksal ein. So wird *Goethe* mit dem Werther-Erlebnis fertig, indem er es zum Kunstwerk formt. Diesen Prozeß der geistigen Überwindung haben wir bei *Nietzsche* in bezug auf mehrere Momente zu verfolgen.

Zuerst möge der äußere Verlauf des Leidens in Kürze dargestellt werden. Nach dem Abschied von Naumburg besserte sich sein Zustand schnell. Über den folgenden Winter sagt die Biographie: „Jene Wintermonate Dezember, Januar, Februar 1880/81 gehörten zu den produktivsten und deshalb glücklichsten Zeiten seines Lebens. Nicht etwa, daß seine Gesundheit schon vollständig wieder hergestellt ge-

wesen wäre, aber die Migräneanfälle kamen seltener und ließen ihm dazwischen Zeit genug, seine Gedanken zu Ende zu denken. . . .“

Das Jahr 1881 ist reich an starken Stimmungsschwankungen. Im Mai ist er mit *Gast* zusammen in Recoaro, hat danach aber das Bedürfnis der Einsamkeit. „Die Morgenröte“ war erschienen, noch durchsetzt von Skeptizismus, aber in der ganzen Stimmung doch hoffnungsvoller. Nun aber, im Engadin, ging ihm sein berauschender Gedanke auf: Der Übermensch und die ewige Wiederkunft, die Gestalt Zarathustras. Er hatte seine Aufgabe gefunden, er glaubte die Idee einer neuen Religion ergründet zu haben. Aus dieser Zeit existieren einige Briefe in gehobener und berauschter Stimmung (Juli und August 1881). Auch zwischen ihnen aber Klagen über Migräneanfälle. Im September aber drückt er auf einer Postkarte an *Overbeck* seine volle Verzweiflung über die Leiden des Sommers, seine Todessehnsucht, aus. Auf diese extremen Stimmungsausbrüche werden wir im dritten Kapitel zurückkommen. — Die Zarathustra-Idee hielt er noch zurück und schrieb, als zweiten Band der „Morgenröte“ gedacht und erst zum Schluß auf den Zarathustra vordeutend „Die fröhliche Wissenschaft“. Mit diesem neuen Gedanken stieg auch sein Gesundheitsgefühl. Anfang 1882 ist er wieder in der glücklichsten Stimmung. Er nennt das IV. (damals letzte) Buch der „fröhlichen Wissenschaft“ „Sanktus Januarius“ und leitet es ein mit dem Gedicht der Gesundung und des Jubels:

„Der du mit dem Flammenspeere
Meiner Seele Eis zerteilt,
Daß sie brausend nun zum Meere
Ihrer höchsten Hoffnung eilt:
Heller stets und stets gesunder,
Frei im liebevollsten Muß: —
Also preist sie deine Wunder,
Schönster Januarius!“

Die Schwester bemerkt zu diesem Zustande: „Von Ende des Jahres 1881 an dürfen wir ihn als genesen betrachten, die schlimmsten Jahre des Leidens sind vorüber . . .“

Das ist allerdings etwas zuviel gesagt. Auch in den folgenden Jahren enthalten die Briefe seine Klagen über die Migräne und andere Beschwerden. Aber man darf nicht vergessen, daß *Nietzsche* Gründe hatte, die Migräneanfälle, die zweifellos ihn quälten, doch in seinen Briefen besonders hervorzuheben. Er spricht sich glücklicherweise einmal der Schwester gegenüber sehr deutlich aus: „Ja, meine

Schwester, ich habe Kraft, Mut und Gesundheit wieder gewonnen! Es ist nicht jene Bärengesundheit von damals, als ich, ohne die geringste Beschwerde, in drei Tagen und zwei Nächten meine lateinische Preisarbeit niederschrieb, sondern eine feinere Gesundheit, die sich täglich neu erobern lassen will. Es fehlt ihr noch manches, jedenfalls die Zuverlässigkeit; ich werde wohl immer, wie Tante R. von sich sagte, ‚anfällig‘ bleiben (Erblichkeit!), d. h. mein Anfall wird mich jeden Monat mindestens ein Mal anfallen — aber in der Zwischenzeit bin ich voller Lebenskraft und Lebensmut, zuweilen sogar voller Übermut wie Einer, der dem Tode glücklich entronnen ist.

Was ich Dir heute schreibe, bleibt unter uns — daß ich es tue, ist der Dank für Deine nimmermüde Güte. Ich bitte Dich aber, mit einiger Vorsicht an *Overbeck* zu schreiben. Sonderbar! er scheint anzunehmen, daß mir die Basler die Pension zum Kranksein und nicht zum Gesundwerden geben: es fehlt nicht an Andeutungen, als ob ich im letzten Falle sogleich wieder ein Amt zu suchen hätte. Damit wäre aber Alles verloren, was jetzt erreicht ist. Also Vorsicht, bitte! Ich schreibe an *Overbeck* nur an meinen schlechten Tagen — übrigens wie auch sonst an Andre, — deshalb kommt viel Geseufze in meine Briefe. An guten Tagen verliere ich meine Zeit nicht mit Briefeschreiben.“ — Selbstverständlich darf man hier nicht an eine psychogene Steigerung des Leidens im Sinne der Rentenhysterie denken. Er betont eben in den Briefen seine objektiven Migräneanfälle, aber was er hier der Schwester schreibt, ist schon übertrieben: auch in Briefen an *Overbeck* redet er oft von seinen guten Stimmungen.

Seltsamerweise finde ich unter den Scherzgedichten jener Zeit eines, das ganz bewußt unser oben angenommenes Kriterium der gesunden Konstitution ausdrückt:

„A.: War ich krank? Bin ich genesen?
Und wer ist mein Arzt gewesen?
Wie vergaß ich alles das!
B.: Jetzt erst glaub' ich dich genesen:
Denn gesund ist, wer vergaß.“

In der Tat finden sich wenige Klagen über die Gesundheit in diesem Jahr, aber sein Schicksal legte ihm schwerste Leiden anderer Art auf, an denen man beurteilen kann, wieviel diese Konstitution ertragen konnte. Im April reiste er plötzlich und bei gutem Befinden nach Sizilien, wo er in heiterster Stimmung Verse „schmiedete“. Aber schon Ende April war er wieder in Rom, weil *Malvida v. Meysenburg* eine junge Dame, *Lou Salomé*, gefunden hatte, die sie für die

geeignete Schülerin und Gehilfin *Nietzsches* hielt. *Nietzsche* ging mit ihr und ihrem Freunde *Rée* nach Tautenburg, wo er dann, wie bekannt, die übelsten Erfahrungen machte. *Lou Salomé* sprach sich andern, auch *Nietzsches* Schwester gegenüber, sehr verächtlich über *Nietzsche* aus. *Nietzsche* kam darüber zum Bruch mit seiner Familie und mußte sich dann von *Lou* verraten wähnen. Er war geschwellt vom Zarathustra-Gedanken, er hatte von der sich sehr schnell einfühlenden Schülerin die beste, ja eine begeisterte Meinung sich gebildet — wie mußten da solche Erfahrungen auf ihn wirken, die auch einen weniger zarten und stolzen Menschen als ihn aufs tiefste gekränkt und entrüstet haben würden. Erst allmählich wurde ihm bekannt, was er anfangs nicht recht glauben wollte.

Diese verschleppten Erlebnisse drücken sich nun im Zarathustra als tiefe seelische Wunden aus (z. B. das Grablied), aber er erträgt sie eben als Unglück, nicht als Krankheitskeime. Am 23. September 1882 schreibt er an *Gast:* „Ich habe in der letzten Woche etwas Haarsträubendes erlebt: aber ich ertrage Alles nachgerade und schwebe fast sofort wieder in die gute helle Höhe empor, immer sicherer meines Glaubens, daß mir jedes zum Besten gereicht.“ Anfang Dezember an *Overbeck:* „Ich ging dies Jahr mit einem wirklichen Verlangen zu „den Menschen“ zurück — ich meinte, man dürfe mir schon etwas Liebe und Ehre erweisen. Ich erlebte Verachtung, Verdächtigung und, in Hinsicht auf das, was ich kann und will, eine ironische Gleichgültigkeit. Durch einige böse Zufälle erlebte ich dies Alles in der grausamsten Form. — Objektiv betrachtet: es war höchst interessant. —“ Und einige Wochen später: „Das ‚moralische‘ Schlußergebnis dieses bösen Jahres heißt so: man hat mich dasselbe Gift hundertmal und in verschiedensten Dosen schlucken lassen, das Gift ‚Geringschätzung‘ von der schnöden Gleichgültigkeit bis zur tiefen Verachtung....“ Wie tief ihn das alles verwunden mußte, wird man nur verstehen, wenn man sich ganz in seine Gedanken und Erlebnisse einfühlt; wir müssen uns hier mit der Tatsache begnügen, daß diese Erlebnisse für jeden zartfühlenden Menschen eine tiefe Qual bedeutet hätten. Bei *Nietzsche* mag man nun eine leidenschaftliche Empfindlichkeit annehmen, aber eine pathologische Reaktion kann man nicht feststellen. Er verarbeitet den Schmerz, wie es einem produktiven Menschen zukommt, er läßt ihn mitschaffend eingehen in seinen Zarathustra. Er schreibt *Overbeck:* „Das Benefizium mortis erlange ich aber nicht von mir — ich will noch etwas von mir und darf mich durch schlechtes Wetter und schlechten Ruf daran nicht hindern lassen.“

Wie *Nietzsche* selbst bekundet, gehörte auch das bittere Lou-Erlebnis dazu, ihn zum Dichter des „Zarathustra" zu reifen. Das Jahr 1883 ist die Fortsetzung, Steigerung und Erfüllung des vorigen sowohl im Werk wie im persönlichen Erleben. Im Februar findet er endlich den Ton, in dem er seine drängende Fülle aussprechen kann, den Ton der Predigt, der Weihe, des Rausches. In 10 Tagen schreibt er den ersten Teil des „Zarathustra". Über den Inhalt im allgemeinen haben wir nur zu sagen: *Nietzsche* hat sein Ziel, sein Wunschbild und seine Lehre gefunden. Die Qual der Krise, der Skepsis, der „Vereisung" ist überwunden.

An dieser Stelle geht uns an, wie *Nietzsche* seine seelischen Leiden in Zarathustra I verarbeitet hat. Wenn ich nicht irre, ist die richtige Deutung gerade der wichtigsten Allegorien noch nicht bekannt gewesen. Der Possenreißer ist *Wagner.* Er wird jetzt zum Feind, von dem sich *Nietzsche* abwendet. Hierüber haben wir unten noch einige Worte zu sagen. Der Seiltänzer ist *Rée,* den *Nietzsche* noch als Freund behandelt, mit dem er aber nicht verwechselt werden will. *Nietzsche* will ja jetzt nicht mehr der reinen Erkenntnis dienen, sondern den neuen Menschen formen. Die sonst so wunderliche Geschichte mit dem Leichnam wird nun plötzlich verständlich. Vor allem wird der Arzt aber fragen, wie er das kränkende Lou-Erlebnis verarbeitet hat. In der Predigt „Von alten und jungen Weiblein" zeigt er sich über dies Erlebnis hinausgewachsen: das Weib solle dem Manne Gefahr und Spiel sein, er liebe das Weib als gefährlichstes Spielzeug, er liebe es wegen seiner Bitterkeit. Ganz hat er das Rachegefühl nicht unterdrückt, aber er hat es in souveräner Weise ausgesprochen. Am Schluß der Rede steht: „Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!" Alle, die sich über diesen Spruch aufregen, vergessen nur eines: nicht Zarathustra, sondern das „alte Weiblein" sagt ihn. Da uns *Nietzsche*s Schwester selbst verraten hat, daß der Ursprung dieses Wortes auf sie zurückgeht, und da wir wissen, daß gerade sie den Bruder gegen die ungetreue Jüngerin Lou energisch beeinflußte, so dürfen wir mit Sicherheit schließen, daß dies Wort sein Gefühl gegen Lou ausspricht. Aber gerade diese überlegene Art, dieser Hieb im Vorbeigehen, ist fern von einem psychopathischen Nicht-fertig-werden-Können.

Aber damit war das Leiden nicht beendet. Erst jetzt erfuhr *Nietzsche,* in welcher Weise sich *Rée* über ihn in der Zeit der Lou-Episode ausgesprochen hatte. Er war über den Verrat des vertrauten Freundes so empört und gab seiner Empörung in einem Briefe so kräftigen Ausdruck, daß ein Pistolenduell unvermeidlich schien.

Sicherlich war *Nietzsche* jetzt, zumal im Punkte der Freundschaft und Jüngerschaft, leidenschaftlich erregbar. Ob wir eine übertriebene Erregbarkeit annehmen sollen, ist nicht festzustellen, da wir *Rées* und *Lous* Äußerungen nicht kennen. Jedenfalls war *Nietzsche* dieser Situation nicht völlig gewachsen und er schwankte zwischen dem Einfluß der Schwester und der Frau *Overbeck*, welche ihn dann durch gouvernantenhafte Ermahnungen verstimmte, hin und her. Aber man muß auch sagen, daß diese Situation zumal für ihn, den in Freundschaft und Erfolg verwöhnten, in seiner Einsamkeit auf Vermittelungen Angewiesenen eine außerordentliche war. Wir finden in den Briefen Stellen, die seine Qual sehr stark ausdrücken. „Das, was ich von da an erlebt habe, ist so kompliziert schmerzhaft, daß ich meine, es sei nach a l l e n an mir überhaupt verwundbaren Stellen das Messer gestoßen worden."

Daß er mit seinen Nerven nicht vollkommen Herr über die Qual geworden war, zeigte sich darin, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als mit Schlafmitteln. Schon im Dezember 1882 hatte er an *Overbeck* geschrieben: „Ich habe an den beschimpfenden und qualvollen Erinnerungen des Sommers gelitten wie an einem Wahnsinn . . . ich spanne alle Fasern meiner Selbstüberwindung an — aber ich habe zu lange in der Einsamkeit gelebt und an meinem „eigenen Fette" gezehrt, daß ich nun auch mehr als ein Anderer von dem Rade der eigenen Affekte gerädert werde. Könnte ich nur schlafen! — aber die stärksten Dosen meiner Schlafmittel helfen mir ebensowenig als meine 6—8 Stunden Marschieren." Seit dieser Zeit hat *Nietzsche* sich sehr an das Chloral gewöhnt. Nun hatte er aber gleichzeitig den stärksten Trieb zur geistigen Anspannung. Er schreibt: „Ich habe eine so ungeheure Aufgabe vor mir, daß ich keine Stunde verlieren darf und zu allen Mitteln greifen muß, die mir das Arbeiten erleichtern." Es ist — darin sind auch *Möbius* und *Bernoulli* einig — der circulos vitiosus in *Nietzsches* Leben: je frischer er sich fühlt, um so leidenschaftlicher arbeitet er, und je mehr er arbeitet, um so mehr fördert er die Wiederkehr des Nervenleidens. Jetzt aber traten nun noch der seelische Schmerz und der übermäßige Schlafmittelgebrauch in den Kreis — da wird man, wenn er nur einigermaßen durchhält, auf eine kräftige Konstitution schließen.

Die Chloralwirkung ist zweischneidig. Einmal hat sie ihm geholfen, mit den seelischen Qualen fertig zu werden, dann aber sind die Nachwirkungen des starken dauernden Gebrauches auf die Nerven nicht ganz zu vernachlässigen. Er empfand dies selbst und versuchte, sich im Frühjahr das Mittel wieder abzugewöhnen. „Er behauptete,"

erzählt die Schwester, „daß er im Winter unter der Wirkung dieses Mittels Briefe geschrieben, die ihm hinterher als vollkommen falsch erschienen wären; das Chloral hätte, wenn er es vor dem Schlafengehen genommen habe, am andern Morgen nach dem Erwachen einen eigentümlich erregten Zustand hinterlassen, der ihm Menschen und Dinge in einem ganz falschen Lichte zeigte. Gegen Mittag sei dann dieser Zustand verschwunden und es seien ihm ‚menschenfreundliche Gefühle‘ wiedergekehrt. Als ich ihn einmal besorgt fragte, ob die Mittel nicht auch auf die Niederschrift seiner Ansichten einwirken könnte, lachte er herzlich und meinte, so schlau wäre er auch, daran zu denken, aber am Nachmittag, wenn die menschenfreundlichen Gefühle wiedergekehrt seien, prüfe er deshalb immer das noch einmal, was er am Vormittag niedergeschrieben habe.“ Wieviel er dies Mittel — um das vorwegzunehmen — in den späteren Jahren genommen hat, ist nicht festzustellen. Frau *Förster* schreibt darüber weiter: „Übrigens vermied er die Mittel jahrelang, obgleich der dadurch hervorgerufene Schlaf nach seiner Schilderung außerordentlich angenehm gewesen sein muß, — nicht schwer und dumpf, sondern mit heiteren Träumen durchzogen. In sehr arbeitsreichen Zeiten aber, besonders nach unangenehmen Erlebnissen, griff er danach. Mit dieser zarten Verletzlichkeit seiner Seele auch noch während der dunklen schlaflosen Nacht alle Leiden und Vernachlässigungen doppelt zu fühlen, war zu schwer. So schreibt er gegen Ende des Jahres 1884 von einem unangenehmen Vorkommnis: ‚Leider bin ich dadurch wieder erkrankt und nehme das alte Mittel, — und dann hasse ich alle Menschen, die ich jemals kennen lernte, unsäglich, mich eingerechnet. Ich schlafe gut, aber es folgt darauf ‚Menschenhaß und Reue‘, und ich bin doch sonst der Mensch der wohlwollendsten Gesinnung.‘ “

Außerdem hat *Möbius* von *Nietzsche*s Mutter gehört, Herr Dr. Gutjahr habe ihr erzählt, *Nietzsche* habe „pfundweise“ Chloral gekauft und „sehr viel“ genommen. (Natürlich versorgte sich *Nietzsche* in Naumburg für das Ausland. — Die Angehörigen hatten ein Interesse, die Menge möglichst hoch anzugeben, da sie die Erkrankung darauf zurückführen wollten. Die Mutter war überhaupt Feindin jeder Medizin.) Dennoch kommt *Möbius* zu dem Schluß: „Daß tiefe und langdauernde Wirkungen des Chlorals bei *Nietzsche* anzunehmen seien, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil dann auch körperliche Störungen kaum gefehlt haben würden (besonders Haut-, Herz-Symptome).“ Wir müssen auf die möglichen dauernden Folgen des Chlorals im dritten Kapitel zurückkommen und begnügen uns, hier zu sagen, daß ein Teil der Verstimmungen wohl auf die unmittelbare

Nachwirkung des Chlorals zurückzuführen ist. Ich meine damit besonders die schweren gegen sein Selbst wütenden Verstimmungen (Dionysos-Dithyramben). Wenn *Möbius* sein Verhalten den Freunden gegenüber auf die Chloralwirkung bezieht, so fehlt ihm jede psychologische Einfühlung. Er verallgemeinert dabei ins Maßlose, denn er muß schließlich selbst zugeben, daß wenige briefliche Äußerungen vorliegen und er führt nur zwei an: Frau *Baumgartner* und *Rohde*. Um einen Bruch oder einen groben Brief als pathologisch zu bezeichnen, müßte man nachweisen, daß er aus den Verhältnissen nicht zu erklären ist. Frau *Baumgartner* gegenüber aber versucht er sich nur in aller Höflichkeit auf seine, dem Werk notwendige Einsamkeit zurückzuziehen — vollkommen entsprechend seinem Verhalten in diesen Jahren, die Adresse geheim zu halten. *Rohdes* Verhalten seit 7 Jahren war unverantwortlich, *Nietzsche* hatte sich oft *Overbeck* und der Schwester gegenüber beklagt — daß er einmal heftig ausbricht, macht mir den Eindruck gesunder Grobheit. Der Bruch mit *Rée* war unvermeidlich. *Nietzsche* hat die Briefe im Unreinen aufgesetzt und mehrmals vernichtet. Der Bruch mit *Gersdorff* liegt vor dieser Zeit. Die Darstellung von *Möbius* ist also ganz unbegründet. —

Wir kehren damit zur chronologischen Übersicht zurück. Im Sommer 1883 schrieb *Nietzsche* den zweiten Teil des „Zarathustra", die Empörung über die durch äußere Umstände lange verschleppte Lou-Episode war auf den Höhepunkt geraten. Der tiefe Affekt verleiht dem Werk einen besonders hohen lyrischen Schwung: in der Mitte steht das Nachtlied, das Tanzlied, das Grablied. So stark sich der Affekt und das seelische Leiden in ihnen ausspricht, so ist eine solche Formung doch die Herrschaft des gesunden Geistes, die Ausschaltung einer pathologischen Reaktion. Ihm gab ein Gott zu sagen, was er leidet.

„Alle Tage sollen mir heilig sein — so redete einst die Weisheit meiner Jugend: wahrlich, einer fröhlichen Weisheit Rede (= Fröhliche Wissenschaft = Zarathustra-Erlebnis). Aber da stahlt ihr Feinde mir meine Nächte und verkauftet sie zu schlafloser Qual: ach, wohin floh nun jene fröhliche Weisheit? . . .

Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen: da verwandeltet ihr meine Nahen und Nächsten in Eiterbeulen. Ach, wohin entfloh da mein edelstes Gelöbnis?"

Das sind Ausdrücke eines tiefen Affektes, aber im Grablied stehen sie am rechten Ort und machen es zu einem der ergreifendsten lyrischen Ausbrüche. Noch mehr zeigt sich in der Tarantel-Rede die Überwindung des individuellen Leidens. Zarathustra verdammt die

Rachsucht, das Ressentiment, und findet sie — seine umwälzende Entdeckung — gerade bei christlichen Moralisten. Die Selbstbeherrschung äußert sich hier als Selbstkritik: Zarathustra selbst fühlt, während er die Taranteln als seine Feinde erklärt, den Biß der Tarantel. „Ja, sie hat sich gerächt! Und wehe! nun wird sie mit Rache auch noch meine Seele drehend machen! Daß ich mich aber nicht drehe, meine Freunde, bindet mich fest hier an diese Säule! Lieber noch Säulen-Heiliger will ich sein, als Wirbel der Rachsucht!" Unsere Deutung, daß in solchen Verarbeitungen die Heilung vor sich geht, ist nicht willkürlich. Es dauert nicht allzulange, daß *Nietzsche* sogar an eine Versöhnung mit *Rée* und *Lou Salomé* denkt.

Nach der Expansion des „Zarathustra II" sind die Gefühlsschwankungen des einsamen *Nietzsche* groß, aber das eigentliche Nervenleiden tritt weiter zurück. „Was kann die vernünftigste Lebensweise ausrichten, wenn alle Augenblicke einmal die Vehemenz des Gefühles dazwischen schlägt wie ein Blitz und die Ordnung aller leiblichen Funktionen umstößt," sagt er bezeichnend. Man darf die etwas starken Ausdrücke nicht zu schwer nehmen: er beabsichtigt eingestandenermaßen damit auch die Angehörigen zu beeinflussen, daß sie ihm die seelischen Aufregungen fernhalten.

Das Jahr 1884 bringt nun Verblassen des Nervenleidens, auch das Zurücktreten der seelischen Aufregungen. Im Januar entsteht „Zarathustra III." Der Verleger macht *Nietzsche* die größte Pein. Der antisemitischen Propaganda wegen, die diesem so verhaßt ist, vernachlässigt er *Nietzsche*s Werke und nun steht er außerdem vor dem Bankerott. *Nietzsche* hat, da seine Werke wenig gekauft werden, keinen andern Verleger in Aussicht. Wie tief ihn das treffen mußte, versteht man nur, wenn man bedenkt, daß er auf den „Zarathustra" die allergrößten Hoffnungen setzte und daß er kaum die Mittel hatte, die Druckkosten zu erschwingen. So greift er, wie schon gesagt, wieder zum Chloral, aber vor irgendeiner krankhaften Reizbarkeit ist in seinen Briefen und seinen Maßnahmen gegenüber dem Verleger nichts zu bemerken. Die geringe Wirkung des „Zarathustra" enttäuscht ihn bitter, aber immer schärfer hebt sich dagegen sein harter Wille heraus, sich durchzusetzen, keinen Schritt zurückzuweichen, „für die Jahrtausende Recht zu behalten".

Nebenbei sei aus diesem Jahr eine Äußerung bemerkt, die schon recht deutlich die *Freud*sche Theorie des Symbolisierens vorwegnimmt. *Nietzsche* hat sich etwas vorzeitig Geld nach Nizza kommen lassen, was ja bei seiner Isoliertheit im Auslande nicht verwunderlich ist. Als es eintrifft, schreibt er: „Ich lachte dabei, als es ankam:

denn ich hätte schon noch etwas warten können! Aber meine allgemeinen ‚Beängstigungen‘ äußern sich mitunter in solchen ganz speziellen Beängstigungen, z. B. ob ich noch Geld genug habe für übermorgen, oder Streichhölzer usw.“

Es handelt sich also um Andeutungen von Zwangsideen, leichte neurasthenische Symptome, die bei seiner exzentrischen Lebensweise nicht schwer ins Gewicht fallen. Für die ersten Monate des Jahres liegen die ganz objektiven Aufzeichnungen des Dr. *Paneth* vor (wiedergegeben in der *Nietzsche*-Biographie), der in Nizza viel mit *Nietzsche* zusammen war. Wir sehen daraus, daß *Nietzsche,* wo gemeinsame Interessen bestanden, im Verkehr sehr einfach, natürlich, freundlich war. Sein Nervenleiden war ihm wohl bei zwei Besuchen anzumerken, störte aber den Verkehr keineswegs. Im August besuchte ihn *Heinrich v. Stein,* auf den *Nietzsche* die größten Hoffnungen setzte, die aber durch dessen frühen Tod vernichtet wurden, auf drei Tage im Engadin. In seinem Tagebuch fanden sich folgende Notizen:

27. August: „Großartiger Eindruck seines freien Geistes, seiner Bildersprache. Schnee und Winterwind. Er bekommt Kopfschmerzen. — Abends Anblick seines Leidens. — 28. Er hat nicht geschlafen, ist aber frisch wie ein Jüngling. Welch sonniger herrlicher Tag!“

Der dritte Teil des „Zarathustra“ war ein vorläufiger Abschluß. Wohl machte er für die Fortsetzung Pläne, die aber dichterisch so kühn waren, daß er sie nie ausgeführt hat. Vielmehr beherrschte ihn jetzt die Vorstellung, daß der „Zarathustra“ die Vorhalle seiner Philosophie, seines Lebenswerkes sei, und es bereitet sich also „die Umwertung aller Werte“ vor. Im Herbst aber kehrt er noch einmal zu den Menschen zurück und verbringt in Zürich außerordentlich heitere Wochen. Er sorgt in dieser Zeit väterlich für die Aufführung der Musik seines Jüngers *Gast.* Von Zürich geht er nach Mentone, wo das rauschhafte Lied „An den Mistral“ entsteht.

Im Jahre 1885 ist von Krankheit im eigentlichen Sinne sehr wenig die Rede. Seelisch tritt jetzt die Schwierigkeit immer deutlicher heraus, daß er seines Werkes wegen die Einsamkeit braucht und daß die Einsamkeit ihn dann wieder sehr quält, aus verschiedenen Gründen: er darf nur sehr wenig lesen, daher empfindet er oft peinlichste Langeweile; er muß jetzt mit dem Gelde sehr haushalten, so kann er sich nicht so einrichten, wie es seiner sensitiven Gemütsart und seinen überreizten Nerven entspricht. Daher wechselt seine Stimmung zwischen „Anfällen von Glück und ausgelassener Munterkeit“ bis zu schwerem Lebensüberdruß. Anfang März schreibt er der Schwester

einen erregten Brief, auf den wir im III. Kapitel zurückkommen. Wenn auch sonst in den Briefen die deutlichen oder angedeuteten Klagen ziemlich viel Raum einnehmen, so arbeitet er doch ruhig und zielbewußt am Lebenswerk. Anfang des Jahres beendet er allerdings den „Zarathustra IV“, auf den wir ebenfalls zurückkommen müssen. Seitdem aber bemüht er sich, seine neue Lehre theoretisch klar auszuführen: er schreibt „Jenseits von Gut und Böse“. Am Ende des Jahres kann er schreiben, daß er sich die Schlafmittel abgewöhnt habe. Einige Anfälle von Migräne sind vorgekommen, werden aber anscheinend nicht schwer empfunden. Die Schwachsichtigkeit nimmt zu. *Nietzsche* faßt seinen Zustand zuletzt einsichtig zusammen: „Es ist kein Zweifel, daß ich jedes Jahr (jeden W i n t e r!, aber nicht die andere Zeit!) jetzt einen Rucks weiter zur Gesundheit gemacht habe, und zwar zur Gesundheit meines K o p f e s, nicht meiner Augen.“

In den Briefen des Jahres 1886 ist von Krankheit kaum die Rede. In den ersten Monaten ist er im Verkehr besonders heiter, denn die Bekannten finden seine „Laune glänzend“. Das lehnt er, wenigstens *Overbeck* gegenüber, ab, weil er „den gelegentlichen Verkehr mit Menschen wie ein Fest, wie eine Erlösung von ‚mir‘ fühle.“ Er will also den ungeheuren Ernst seines Werkes betonen; daß er sich dazwischen aber in Heiterkeit erholen kann, ist immerhin ein Zeichen leiblicher Gesundheit. Während er in den Jahren vorher allerhand Diät-Experimente gemacht hat, teilt er im August der Mutter mit, er habe sich verordnet, im Hotel alles das zu essen, was die andern äßen; das sei ihm gut bekommen, denn er brauche starke Mahlzeiten — leider, leider sei er nur nicht reich genug für diese Kur. Eine schwere, bittere Enttäuschung ist das Zusammentreffen mit *Rohde*. *Nietzsche* schreibt herzzerreißend über seine Einsamkeit an seine nach Amerika ausgewanderte Schwester — aber mit Krankheit hat das nichts zu tun. Er empfindet das selbst und schreibt: „Meine Gesundheit hat sich nach dem Urteil Aller, die mich wieder gesehen haben, entscheidend verbessert....“ In diesem Jahr schreibt er zu seinen älteren Werken die neuen Vorreden, berühmte stilistische Meisterstücke. Er verkündet seinen Plan, in den nächsten 4 Jahren sein Hauptwerk, den „Willen zur Macht“ auszuarbeiten.

Auch im Jahre 87 ist von eigentlicher Krankheit wenig die Rede, auch nicht von starken Stimmungsschwankungen. Im Anfang ist die Stimmung, wie im Jahre vorher heiter und *Nietzsche* erklärt diese Heiterkeit wieder nur für „oberflächlich“; später ist sie meist etwas depressiv. Die wichtigste Äußerung ist die am 20. April an die Schwester, in der er das Fazit der letzten 5 Jahre zieht. „Ich kann

meine Mißstimmung nicht einmal auf meine Gesundheit schieben, denn die großen Anfälle sind in der Tat selten geworden. Ich fand soeben eine „statistische“ Aufzeichnung darüber, daß ich in den letzten fünf Jahren fünf bis vierzehn große Anfälle im Jahr gehabt habe. ... Also die Gesundheit geht vorwärts — aber die innere Vereinsamung und die Gleichgültigkeit meiner ‚Freunde‘ gegen mich und meine Schriften nimmt zu.“ Damit ist das Wichtigste über den Verlauf der Nervenkrankheit gesagt: die Anfälle dauern fort, aber treten zurück, das psychogene Nervenleiden ist geheilt, die seelische Depression ist im Schicksal begründet.

Im September verschlechtert sich der Zustand, wie er an *Overbeck* schreibt, infolge des schlechten Wetters im Engadin. In dieser Zeit besucht ihn *Deussen* und macht eine ungünstige Beschreibung der Gesundheit. Auch darauf werden wir zurückkommen. In diesem Jahr schreibt *Nietzsche* die „Genealogie der Moral“ und arbeitet am Willen zur Macht. Es folgt endlich der Bruch mit *Rohde.*

Im Jahre 1888 werden die Stimmungsübergänge krasser. Außer seiner Vereinsamung erregt sicherlich sein Hauptwerk „Der Wille zur Macht“ in ihm eine peinvolle Spannung, weil er noch nicht die richtige Ausdrucksform findet. Aus dem Plan eines vierbändigen Werkes wird allmählich der eines einbändigen Werkes in vier (kurzen) „Büchern“. Nachdem er der Schwester in Amerika einmal sein Leid geklagt hat, schreibt er am 31. März 1888: „... wenn du es in der Nähe sähest, würdest Du mir gewiß einen solchen schmerzlichen Schrei, wie es jener Brief war, verzeihen. Ich verliere mich mitunter ganz aus der Gewalt, ich bin beinahe die Beute der düstersten Entschließungen. Leide ich etwa an der Galle? Ich habe jahraus, jahrein zuviel Schlimmes hinunterschlucken müssen. ... Das hat eine ganz und gar lächerliche und erbärmliche Verwundbarkeit hervorgebracht. ... Eine unerträgliche Spannung liegt auf mir, Tag und Nacht, hervorgebracht durch die Aufgabe, die mir gestellt ist, und die absolute Ungunst aller sonstigen Verhältnisse zur Lösung einer solchen Aufgabe. Hier steckt jedenfalls die Hauptnot. Das Gefühl, allein zu sein, der Mangel an Liebe, die allgemeine Undankbarkeit und selbst Schnödigkeit gegen mich. ... Aber ich will in dieser Tonart nicht fortfahren. Die Gegenrechnung ist, daß Dein Bruder ein tapferes Tier ist, daß er Erstaunliches auch wieder in den letzten Jahren durchgesetzt hat....

Meine Gesundheit hat sich unter der Gunst eines außerordentlich schönen Winters, guter Nahrung und starken Spazierengehens ziemlich aufrecht erhalten. N i c h t s i s t k r a n k , n u r d i e S e e l e.

Auch will ich nicht verschweigen, daß der Winter an geistigem Gewinn für meine Hauptsache sehr reich gewesen ist: also auch der Geist ist nicht krank, nur die liebe Seele. ...

Du darfst aber nicht über meine Briefe weinen, mein altes gutes Lama. Du weißt doch, wie schnell meine Stimmungen wechseln....“

Ich glaube, der Psychologe und der Psychiater kann mit dieser Selbstbegutachtung zufrieden sein. Das eigentliche psychogene Nervenleiden ist durch den Willen überwunden, die Geisteskrankheit ist noch nicht da. Aber die ungeheure Spannung der Aufgabe, der Kummer über die Vereinsamung rufen die Reizbarkeit und die Stimmungsschwankungen hervor.

Wir nähern uns nun der Geisteskrankheit. Von April bis Juni hält sich *Nietzsche* zum ersten Male in Turin auf, begeistert von dieser alten Residenzstadt und ungewöhnlich heiter. In dieser Zeit schreibt er den Fall Wagner. Danach reist er nach Sils-Maria, wo er aber von ganz ausnahmsweise schlechtem Wetter gequält wird. Er leidet an „Influenza“ und ist verstimmt. Ende August aber schreibt er in intensivster Anspannung die „Götzendämmerung“, im September den „Antichrist“ (das erste Buch der Umwertung). Er nimmt wieder Chloral. Ende September reist er nach Turin zurück und nun setzt eine gehobene Stimmung ein, die verdächtig wird. Vom 15. Oktober bis 4. November schreibt er das „Ecce homo“. Anfang Dezember schreibt er „Nietzsche contra Wagner“. Danach wurde er durch anonyme Beschuldigungen gegen seine Schwester aufgehetzt. Er schrieb an deren Gatten: „... Ich nehme Schlafmittel über Schlafmittel, um den Schmerz zu betäuben, und kann doch nicht schlafen. Heute will ich so viel nehmen, daß ich den Verstand verliere....“ Ende Dezember erfüllt sich sein Schicksal: im Größenwahn hält er sich für Dionysos und nach einer Art Schlaganfall umnachtet sich für immer sein Geist.

Das ist die Geschichte von *Nietzsche*s Schicksal und von seinem „Nervenleiden“. Bevor wir uns zur ganz anders gearteten Geschichte seiner Geisteskrankheit wenden, fassen wir noch Einiges von dem Verlauf bis dahin zusammen.

Was den Fall *Nietzsche* so kompliziert, aber auch so interessant macht, ist seine doppelte Verknüpfung mit dem Problem der Dekadenz und der Entartung. „Dekadenz“ ist ebenso wie „Verfall“ ein Kultur-Zustand; „Entartung, Degeneration, Psychopathie“ ist ein medizinischer Begriff, ein ~~angeborener Defektzustand der einzelnen~~ Person, der durch seine Erblichkeit allerdings zur Rasse im ganzen

in Beziehung tritt. Beide Begriffe verschlingen sich bei *Nietzsche,* und da er im Kampf um die Dekadenz nicht nur beteiligt, sondern eine Hauptperson ist, so ist er nicht nur ein Fall, sondern „der“ Fall, das Symbol. Und dies in so wunderbarem Maße, weil er als Psychologe von Gottes Gnaden sich selbst beschreibt.

Das „Ecce homo“ beginnt: „Das Glück meines Daseins, seine Einzigkeit liegt in seinem Verhängnis: ich bin, um es in Rätselform auszudrücken, als mein Vater bereits gestorben, als meine Mutter lebe ich noch und werde alt. Diese doppelte Herkunft, gleichsam aus der obersten und der untersten Sprosse an der Leiter des Lebens, dekadent zugleich und Anfang — dies, wenn irgend etwas, erklärt jene Neutralität, jene Freiheit von Partei im Verhältnis zum Gesamtproblem des Lebens, die mich vielleicht auszeichnet.“ Nachdem er diese Dekadenz, diese „tiefste physiologische Schwäche“ bis 1880 weiter beschrieben hat, fährt er fort: „Abgerechnet nämlich, daß ich ein décadent bin, bin ich auch dessen Gegensatz. Mein Beweis dafür ist unter anderen, daß ich instinktiv gegen die schlimmen Zustände immer die rechten Mittel wählte: während der décadent an sich immer die ihm nachteiligen Mittel wählt. Als summa summarum war ich gesund, als Winkel, als Spezialität war ich décadent. Jene Energie zur absoluten Vereinsamung und Herauslösung aus gewohnten Verhältnissen, der Zwang gegen mich, mich nicht mehr besorgen, bedienen, beärzteln zu lassen — das verrät die unbedingte Instinkt-Gewißheit darüber, was damals vor Allem not tat. Ich nahm mich selbst in die Hand, ich machte mich selbst wieder gesund: die Bedingung dazu — jeder Physiologe wird das zugeben — ist, daß man im Grunde gesund ist. Ein typisch morbides Wesen kann nicht gesund werden, noch weniger sich selbst gesund machen; für einen typisch Gesunden kann umgekehrt Kranksein sogar ein energisches Stimulans zum Leben, zum Mehrleben sein.“

Damit ist in der Tat das Wesentliche richtig wiedergegeben und es bleibt uns die Aufgabe, es mit präzisen medizinischen Begriffen in Einklang zu bringen, vor allem den allerdings auch vielen Ärzten nicht geläufigen Unterschied von Verfall und Entartung anzuwenden.

Entartung ist wie gesagt die angeborene, unheilbare physische Schwäche des einzelnen Menschen, Verfall ist das Wellental in den großen Kulturbewegungen. Beide Ursachen können dieselben Erscheinungen am Einzelnen bewirken, z. B. moralische Zuchtlosigkeit, im ersten Fall als Folge der angeborenen Schwäche, im zweiten als Folge schlechter Erziehung oder schlechter Gesellschaft.

Dekadenz scheint mir nun etwas drittes, zwischen beiden vermittelndes zu sein. Dekadenz ist eine Gesinnung, eine Erlebnis-Art, die sich nach der Vernichtung, der Auflösung ins Chaos, sehnt, aber nicht einfach aus Sehnsucht nach Ruhe, sondern aus einem krankhaften Reizbedürfnis: das mystische oder satanische Zerstörungsgefühl wird fast zum orgiastischen Genuß. Man wird also annehmen dürfen, daß der echte, geborene Dekadent ein Entarteter sein muß, aber man versteht unter Dekadenz eine Kulturerscheinung, keine physiologische Schwäche, und in diese ästhetische Gesinnung der Dekadenz, die sich nur in einer Atmosphäre des Verfalles entwickeln kann, können in gewissem Grade dann auch Menschen hineingezogen werden, die nicht eigentlich entartet sind.

Vielleicht hat sich diese Erscheinung Dekadenz in neuerer Zeit nur in Frankreich ganz entfaltet. Lehrreiche Beispiele sind *Amiel* und *Baudelaire*[10]).

Wir können diese Fragen, so entscheidend sie für *Nietzsches* Wesen und Wert sind, in diesem Zusammenhange doch nur kurz berühren. Es war ja leider Sitte unter schriftstellernden Ärzten geworden, diese drei Dinge Verfall, Dekadenz, Entartung als dasselbe zu behandeln und nun mit der Miene des unwiderleglichen Sachverständigen in Grund und Boden zu donnern, was ihrem Durchschnittsgeschmack in Literatur und Kunst nicht zusagte. Besonders übel hat in diesem Wahne besonders auch gegen *Nietzsche Nordau* gehaust, und es ist bedauerlich, daß *Möbius* sich in seiner Antipathie gegen *Nietzsche* soweit gehen läßt, daß er sich für *Nordau* einsetzt, obwohl er zugibt, daß sein Buch schlecht sei! Wir wollen uns bemühen, jene drei Begriffe scharf zu sondern, dann werden wir solche für die Psychiatrie bedenklichen Mißgriffe vermeiden.

1. Der Verfall hat keine unmittelbare Beziehung zur Entartung. In besten und schlechtesten Zeiten gibt es Entartete, ja wahrscheinlich schwankt ihr Prozentsatz in relativ engen Grenzen. Verfall aber kann ein sehr relativer Begriff sein. Christus ist der Verfall der Antike, zugleich der Aufgang eines neuen Weltalters. So kann man in *Nietzsche* das Ende und die Zersetzung des christlichen Weltalters sehen — aber über seinen Wert oder gar über seine „Entartung" ist damit nicht das Mindeste gesagt.

2. Die Dekadenz-Bewegung wird in Deutschland am ehesten durch *Wagner* verkörpert. *Schopenhauer* ist eine Vorbedingung dafür, er predigt die Erlösung ins Nirwana, aber dies Ruhe- und Auflösungs-

---

[10]) Vgl. *Sydow*, Die Kultur der Dekadens. Sibyllenverlag 1921.

bedürfnis ist noch nicht Dekadenz. *Wagner* aber nimmt diesen Todeswillen auf mit einer wollüstigen Sinnlichkeit, die zwar nicht zur satanischen Form der extremen Dekadenten, aber doch bis zu einer mystischen Dekadenz führt.

Wenn der junge *Nietzsche* sich als Jünger an diese beide Großen anschließt, so muß man bedenken, daß dies gar nicht eine besonders enge individuelle Verwandtschaft voraussetzt. *Nietzsche* schloß sich dieser geistigen Bewegung an, weil es einfach keine andere gab. Jene waren im geistigen Gebiet (nicht im politischen) die beiden einzigen, die an die heroische Ebene heranragten. Er fühlte wohl bei *Wagner* als Student etwas Krankhaftes und dies Krankhafte lockte ihn doch wieder, nämlich als Gegensatz zum gesunden bürgerlichen Milieu. In diesem jugendlichen Alter bedeutet eine vorübergehende Neigung zu den zerstörenden Kräften romantische Stimmung, nicht Dekadenz. Schon in der Geburt der Tragödie ist es vollkommen klar, daß *Nietzsche* an seinen Meistern nicht die Richtung zur Dekadenz, sondern die Richtung zum Gegensatz, zum Heroischen verehrt. Wenn *Nietzsche* mit beiden brach, so lag es daran, daß er in ihnen auf die Dauer das dekadente Moment nicht übersehen konnte. — Die spätere Richtung *Nietzsches* auf den Nihilismus hat noch weniger etwas mit Dekadenz zu tun. Diese zersetzende Kraft *Nietzsches* geht ganz bewußt darauf aus, das Schlechte, das Halbe, das Romantische zu zerstören, um dem Echten und Neuen die Bahn zu öffnen. Unter den Gedichten könnte man „Zwischen Raubvögeln" als Ausdruck einer dekadenten Gesinnung ansehen wollen. Aber die verzweifelte Stimmung, die sich im Gedicht ausdrückt, kann niemals Dekadenz beweisen. Dekadenz macht die selbstzerstörende Stimmung zum dauernden Ziel, zum obersten Genuß — bei *Nietzsche* ist es nur kurzes Zwischenspiel, Kontrast, etwas zu Überwindendes.

3. Daß *Nietzsche* eine tiefe „physiologische Schwäche" durchgemacht hat, die ein Ausdruck der Psychopathie, der Entartung sein könnte, ist ausführlich dargestellt. Aber *Nietzsche* hat auch recht: wenn er sie aus eigener Kraft überwinden kann, so muß er im Wesen gesund sein.

Nun ist ja die Entscheidung nicht so leicht. Die psychopathische Anlage braucht ja nicht dauernd in Erscheinung zu treten, sie zeigt sich oft nur als Reaktion auf besondere äußere Umstände. Andererseits ist es nicht möglich, jeden „nervösen" Schwächezustand als Entartung zu deuten. Zum Mindesten muß man für diese Diagnose den Nachweis verlangen, daß entweder solche reaktiven Schwächen ungewöhnlich leicht ausgelöst werden oder daß sie in ihrem Wesen

typische Züge der Entartung aufweisen. Der Unfug, daß man die geringsten Ähnlichkeiten als Beweise anführt, ist glücklicherweise in der neuen Richtung der Psychiatrie überwunden. *Möbius* kam zu dem Schluß, daß jeder Mensch „ein bißchen entartet" oder „ein bißchen hysterisch" sei. Das beweist nichts für das Wesen der Sache, sondern für die Unzweckmäßigkeit der zugrundegelegten Definition. Ein Symptom des Typhus ist der Kopfschmerz, und jeder Mensch hat wohl einmal Kopfschmerz gehabt. Niemand wird daraus schließen, daß alle Menschen „ein bißchen Typhus" haben[11]).

Die Tatsache der psychogenen Verschlimmerungen des Leidens weist auf Hysterie hin. Leider ist aber der Begriff Hysterie fast ebenso unklar wie der der Entartung überhaupt. Grobe hysterische Symptome (Krampfanfälle, Lähmungen) hat *Nietzsche* nicht geboten. Die psychogene Einwirkung ging nur so weit, daß die organisch bedingten Störungen — Migräne, Kurzsichtigkeit, Empfindlichkeit des Magens — durch die Vorstellung der Zweckmäßigkeit (Abwehr von Einladungen, Entbindung vom Amt) verstärkt wurden. Das hat mit Hysterie nichts zu tun und nähert sich dem entgegengesetzten Grenzgebiet der „psychogenen" Krankheitsvorgänge, die in der Richtung einfacher nervöser und leiblicher Schwächung durch Kummer, dauernde Affektspannung usw. liegen. — Man redet auch von „hysterischem" Charakter, der in Wahrheit aber nur eine Form des psychopathischen Charakters ist, wenn die Leidenschaften theatralisch übertrieben, wenn der Mensch infolge des Gefühles seiner Leere geringe Erregungen gern äußerlich zu gewaltigen Affekten aufbauscht. Hierüber gewinnt man ein Urteil erst, wenn man *Nietzsche*s Werk und seine Biographie dauernd miteinander vergleicht. Da fanden wir, daß er zeitweise die Ereignisse mit gesteigerter Affektschwere erlebt, aber Briefe und Werke zeigen gleich deutlich, wie er diesen Affekt nicht steigert, sondern zu unterdrücken versucht. Wohl liebt er die Leidenschaft des Erkennens, aber die seelischen Affekte versucht er durch eine erhöhte Geistigkeit zu überwinden. Von „hysterischer" Leidenschaft vermag ich nichts bei ihm zu finden.

Zu meiner Befriedigung finde ich, daß selbst *Möbius*, der in diesen Fragen ein kompetenter Neurologe ist, die Diagnose Hysterie ablehnt, und ebenso die Diagnose Neurasthenie. „*Nietzsche* war gar nicht nervenschwach: es ist weder von körperlicher, noch von geistiger Ermüdung bei ihm die Rede, man möge also das Gerede von Neurasthenie lassen."

---

[11]) Vgl. *Hildebrandt*, „Norm und Entartung".

„Will man schulmäßig reden,“ so fährt *Möbius* fort, „so gehört *Nietzsches* ursprünglicher Zustand in das große Gebiet der Nervosität, besser gesagt zu den leichten Formen der Entartung. Man muß bei denen, die im Französischen dégénérés supérieurs genannt werden, unterscheiden: den primären Zustand und die etwa hinzutretenden Zufälle. Die Hauptsache sind nicht diese, sondern jener ist es, wenn auch in der Literatur von den Zufällen mehr die Rede ist.... Eigentliche Zufälle sind bis zur Entwicklung der progressiven Paralyse n i c h t nachzuweisen.“

Das sind Worte, die man nicht übersehen darf. Der *Nietzsche*-feindliche Neurologe stellt fest, daß weder Hysterie, noch Neurasthenie, noch nervöse Zufälle bei *Nietzsche* zu finden sind und wenn er primäre Nervosität, leichte Entartung dennoch feststellt, so geschieht das aus dem willkürlichen Satze, j e d e s Genie sei entartet. Ich möchte es mir in der Ablehnung jener andern psychopathischen Erscheinungen nicht so leicht machen wie *Möbius,* denn sein mehrjähriges Nervenleiden erinnert, wenn es auch deutlich die Reaktion auf Erlebnisse ist, immerhin an die Reaktionen der Psychopathen.

In dieser Hinsicht ist in der Tat das von *Nietzsche* selbst angegebene Merkmal wichtig: wenn er die Fähigkeit hat, das teilweise psychogene Nervenleiden aus eigener Kraft zu überwinden, so ist er im Grunde gesund, nicht Psychopath. Werfen wir also einen Rückblick auf die pathogenen Momente.

1. Das Verhältnis zu *Wagner.* Dieser Konflikt war — durch *Wagners* Schuld — unlösbar. Durch *Wagners* Theater-Unternehmen stand *Nietzsche* vor dem Dilemma, im Dienst dieser verachteten Aufgabe zu verkümmern oder die schwerste Aufgabe, selbständig das neue Menschentum zu bilden, das seine Kräfte überstieg, auf sich zu nehmen. Mit dem Abschied von *Wagner* war er einsam und erfuhr nicht wieder „die Freundschaft inter pares“. So hat *Nietzsche* ewig an seinem Bruch mit *Wagner* gelitten und seine schwerste Krankheitszeit 1879/80 ist ohne diesen Bruch nicht zu verstehen. Die Sehnsucht nach *Wagner* erweckte die schwerste Melancholie, den Todeswunsch in ihm. Dieser Bruch hat einen Riß in sein Werk gebracht — aber davon ist hier nicht die Rede. Ein Rückschluß auf eine psychopathische Schwäche würde nur dann erlaubt sein, wenn in seiner Seele dauernd das Ressentiment gegen *Wagner* gewirkt hätte. Dies ist nun, wie ein eingehendes Studium der Frage beweist, nicht der Fall. Wohl hat *Nietzsche* einige Fühler ausgestreckt, ob eine Versöhnung möglich sei, aber — das ist entscheidend — ohne irgendwie zurückzuweichen. Er wolllte nur vollkommen gleichberechtigt

mit *Wagner* verkehren, d. h. er wollte kein Kompromiß mit Bayreuth schließen. Im Januar 1882 rät er seiner Schwester zu, an der Parsifal-Première teilzunehmen und fährt fort: „Ich aber... komme gewiß nicht hin, es sei denn, daß Wagner mich persönlich einladet und als den geehrtesten seiner Festgäste behandelt. (Ich muß nachgerade die ‚Etikette' für mich etwas feststellen.)" Als er dann nach Deutschland kommt, besuchte er Tribschen und brach dort in Erinnerung an die glücklichste Zeit seines Lebens in Tränen aus. Als die Schwester eine Versöhnung anbahnen will, faßt er das ganze Wagner-Erlebnis besonders auch in seiner pathologischen Bedeutung wunderbar klar zusammen. Tribschen seien für ihn die schönsten Tage des Lebens gewesen. Er habe in *Wagner* den Menschen gefunden zu haben geglaubt, der ihm nötig war, der höher als er war. Aber: „Im übrigen habe ich meine Wagnerschwärmerei teuer bezahlen müssen. Hat mir diese nervenzerrüttende Musik nicht meine Gesundheit verdorben? Und die Enttäuschung und der Abschied von *Wagner* — war das nicht lebensgefährlich? Habe ich nicht fast sechs Jahre gebraucht, um mich von diesem Schmerz zu erholen? Nein, Bayreuth ist für mich unmöglich!"

Ich sagte, daß der Bruch mit *Wagner Nietzsches* tragisches Schicksal besiegelte. *Nietzsche* blieb einsam und leidend. Aber etwas anderes als das Schicksal und die Unlösbarkeit ist die Nervenkrankheit. In bezug auf die pathogene Wirkung hat er das Erlebnis tatsächlich im Jahre 1882 überwunden. Und es beweist die gesunde Konstitution, daß auch kein störendes Ressentiment zurückbleibt. Das zeigt nicht nur jene Äußerung an die Schwester, sondern auch der berühmte Aphorismus „Sternenfreundschaft" (1882. In der „Fröhlichen Wissenschaft"), welcher schließt: „Und so wollen wir an unsre Sternen-Freundschaft glauben, selbst wenn wir einander Erden-Feinde sein müßten." Alles was nun folgt, ist nicht mehr Ringen mit dem persönlichen Erlebnis der Wagner-Freundschaft, sondern sachlicher Kampf gegen den Wagnerismus. Im „Zarathustra I" ist Wagner-Possenreißer der Feind Nietzsche-Zarathustras, aber Zarathustra weicht von ihm, um ganz andere Jünger zu suchen. Als dieser Teil fertig ist, starb *Wagner*. Im „II. Zarathustra" enthält das Grablied jene Stelle: Und einst wollte ich tanzen.... Da überredet ihr meinen liebsten Sänger. Und nun stimmte er eine schaurige dumpfe Weise an: ach er tutete mir wie ein düsteres Horn zu Ohren...." Diese Anrufung ist trauernd, aber nicht gehässig, eher mitleidig. Nur im „IV. Zarathustra" könnte man ein Ressentiment in der Allegorie des Zauberers vermuten. Sieht man aber den ganzen Verlauf, so wird

man nicht zweifeln, daß *Nietzsche* das Menschenbild Zarathustra möglichst konkret gegen den damals herrschenden Wagner-Kult abheben will, individuelles Ressentiment gegen den zwei Jahre vordem verschiedenen Meister liegt wohl kaum zugrunde.

Nach weiteren 3 Jahren schreibt *Nietzsche* den „Fall Wagner". Diese Schrift ist für unser Thema besonders interessant, weil *Nietzsche* hier das Problem der Dekadenze nachdrücklich behandelt. *Möbius* gibt nur eine verbreitete Empfindung wieder, wenn er diese Schrift „haßerfüllt" nennt. Er tadelt *Nietzsche*, er hätte den ehemaligen Freund „nicht lachend niederstechen sollen". Mir scheint dies Bedenken philiströs. *Nietzsche* sah im Wagnerismus die feindliche, verderbliche Religion, er ehrte diesen Feind, indem er das schwerste Geschütz gegen ihn auffuhr, seinen schärfsten Spott aufbot. Gerade diese Art des frisch-fröhlichen Krieges, das völlige Vergessen der individuellen Beziehung ist groß empfunden und beweist das Fehlen des Ressentiment. Wieviel persönliche Bosheiten hätte er anbringen können — aber daran lag ihm nichts. Wer diese Schrift, die *Nietzsche* selbst eine Farce, Operettenstil nennt, als „haßerfüllt" empfindet, hat für *Nietzsches* Seele kein Verständnis. Es ist nur ganz konsequent, daß *Nietzsche*, als er nun im gleichen Jahr von seinem p e r s ö n l i c h e n Schicksal redet, mit großer Verehrung und Dankbarkeit *Wagners* gedenkt. Die Tage in Tribschen sind ihm das tiefste und herzlichste Erleben. „Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Tage von Tribschen aus meinem Leben weggeben. . . ." *Nietzsche* mußte bemerken, daß niemand für die Kampfschrift, für die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Wagnerismus Verständnis hat, daß man daher den „Fall Wagner" als persönliche Laune und Frivolität auffaßte. Er sammelte daher in „Nietzsche contra Wagner" die Beweisstücke aus seinen früheren Werken, um zu beweisen, daß er nicht erst seit jener Schrift, sondern schon seit 1876 einen Prozeß gegen *Wagner* führe.

Fassen wir also *Nietzsches* wichtigstes Erlebnis zusammen: Der innere persönliche Konflikt mit *Wagner* hat ihn krank gemacht, da er den richtigen Instinkt hatte, daß er ohne *Wagner* nicht ganz seinen höchsten Beruf erfüllen konnte. Als er die Notwendigkeit der Trennung, die Unmöglichkeit eines Kompromisses ganz erkannt hatte, überwand er allmählich den seelischen Zwiespalt, ohne persönliches Ressentiment galt es für ihn nur noch den objektiven Kampf.

2. D e r P r o f e s s o r e n - B e r u f. Daß das Lehramt an Universität und Gymnasium auf den von der eignen Philosophie, bis 1876

auch von *Wagners* Sendung, so sehr in Anspruch genommenen Denker pathogen wirkte, dürfte wohl kaum als Beweis einer psychopathischen Veranlagung gedeutet werden können, zumal wenn man bedenkt, zu welcher außerordentlichen geistigen Arbeitsleistung *Nietzsche* bis zuletzt fähig war.

3. Die Einsamkeit. Dies Moment ist auch theoretisch von besonderem Interesse, aber im Falle *Nietzsche* schwierig zu beurteilen. Daß die Einsamkeit in hohem Maße pathogen wirkt, steht ja außer Zweifel. Es ist bekannt, wie erstaunlich schnell die schwersten Haftpsychosen abklingen, wenn die Kranken aus der Einzelhaft in Gemeinschaft verlegt werden. Wie *Nietzsches* Reizbarkeit, Melancholie, sein vertieftes Erleben von Kränkungen durch diese Einsamkeit erklärt werden kann, wollen wir hier nicht verfolgen. Es genügt hier der Hinweis, daß eine psychische Störung im gewöhnlichen Wortsinne nicht entstanden ist. Viel schwieriger ist aber die umgekehrte Frage zu beantworten: Ist nicht die Einsamkeit *Nietzsches* eine Folge seiner psychopathischen Veranlagung? Ist seine Einsamkeit ein Ausdruck des „Autismus", einer schizothymen Veranlagung? Den Freudianern mag, da *Nietzsches* Sexualität so schwach ist, die Vermutung nahe liegen, daß seiner Entwicklung „Autoerotismus" zugrunde liegt, aber ein Studium des Falles widerspricht dieser Deutung. Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß es für diese psychopathologischen Fragen keinen lehrreicheren Fall gibt als *Nietzsche*, denn es gibt sehr wenige Menschen, über deren Seelenleben wir eine solche Fülle durchsichtiger und unverhüllter Dokumente haben wie über das *Nietzsches*, und von diesen wenigen ist mir keiner bekannt, dessen seelische Veranlagung und Schicksal für jene Fragen so bedeutsam wäre. Nun hat *Nietzsche* zwar keinen Trieb zur lauten und aufdringlichen Geselligkeit, aber noch weniger hat er einen primären Trieb zur Einsamkeit. Angeboren ist ihm der Trieb des Predigers zur Gemeindebildung. So sehen wir ihn immer von Sehnsucht erfüllt, Freunde zu gewinnen, zu belehren, sich anzuverwandeln; seine Schriftstellerei ist nicht Ehrgeiz, einem großen Publikum zu gefallen, sondern eine große Gemeinde mit neuem Geist zu erfüllen: seine Bücher sind nur „Angelhaken". Dies Streben, einer großen Gemeinde Vorbild zu werden, erklärt vollkommen das, was schlechten Psychologen als Eitelkeit erscheint, ja was in einzelnen Fällen, bei Entgleisungen des Triebes in falsche Gebiete, auch so erscheinen muß. Ein Beispiel wird diese Auffassung am besten verdeutlichen. *Nietzsche* schreibt 24jährig an *Deussen:* „Ich bin schon viel zu alt, um eitel sein zu können, wie steht es mit Dir?" Darüber

werden sich die wundern, die wissen, wieviel *Nietzsche* auf seine Person hielt. So merkt *Overbeck* dazu an: „Dergleichen hat jedermann, der mit *Nietzsche* dauernd und intim verkehrte, mehrfach zu erleben gar nicht umhin gekonnt, und doch kaum je und unwiederbringlich n u r einen komischen Eindruck davongetragen; dieser Eindruck schwand selbst fast auf komische Weise.“ *Overbeck* kannte *Nietzsche* intim, aber er stand nicht auf der Stufe, ihn im wesentlichen zu verstehen. Dem bescheidenen Gelehrten mag jedes persönliche Geltenwollen als Eitelkeit erscheinen, für einen Staatsmann, Feldherrn, König, Propheten ist die persönliche Geltung nichts Individuelles, sondern objektiver Bestandteil ihres Berufes. Eitelkeit ist nur das Glänzenwollen durch unwesentliche oder unechte Tugenden. *Nietzsche* aber ist ein grandioses Beispiel des Verzichtes auf alle äußeren Erfolge um seiner großen, von ihm als heilig empfundenen Aufgabe willen. Er hat wirklich der Eitelkeit im eigentlichen Sinne entsagt. Die Leidenschaft für seine Aufgabe ist der Kern seiner Seele und die Angel seines Schicksals, sie allein erklärt die Einsamkeit der nach einer Gemeinde sich sehnenden Natur.

Berühmt ist *Nietzsche*s Wort geworden: „Nur wer sich wandelt, bleibt mit mir verwandt“, aber hat man es verstanden? Man sieht darin das Streben nach einer neuen Verwandlung, immer neuen Stufen, und etwas davon mag ja in *Nietzsche* gewirkt haben. Aber der ganz schlichte Sinn war *Nietzsche*s Freunden so unverständlich wie dem ganzen 19. Jahrhundert. Man las Bücher um künstlerisch zu genießen oder um wissenschaftlich zu lernen, aber daß man durch sie verwandelt werden könnte, hatte man schlechthin vergessen. *Nietzsche* ist Prediger, der verwandeln, das heißt ethisch erneuern will. Als er in Basel und Bayreuth s e i n e Gemeinde nicht findet, sieht er ein, daß seine Aufgabe von ihm verlangt, zuerst sich selbst in einer neuen Atmosphäre zu entwickeln. Schon Ende 1870 (!) teilt er *Rohde* den Plan mit, eine „griechische Akademie“ mit wenigen Gesinnungsgenossen zu bilden. „Sodann können wir nur dadurch zu wirklichen L e h r e r n werden, daß wir uns selbst mit allen Hebeln aus dieser Zeitluft herausheben und daß wir nicht nur weisere, sondern vor allem b e s s e r e Menschen sind....“ Er fand diese Gemeinschaft nicht, einfach weil er unerbittlich an seiner Aufgabe festhielt und nicht, wie seine Freunde, resigniert sich mit der Umwelt abfand. Es war also eine weitere Konsequenz, daß er für seine Werke die volle Einsamkeit suchte, seine Adresse geheim hielt und einmal jeden für seinen Feind erklärte, der ihn zu einer solchen Zeit, wo gerade ein Werk entstand, aufsuchte. Er brauchte also die Einsamkeit, weil

niemand ganz in der geistigen Atmosphäre seiner Aufgabe lebte, aber seelisch war er sonst keineswegs auf die Einsamkeit eingestellt. Er suchte immer wieder Menschen und die Menschen suchten immer wieder ihn. Er war oft ein heiterer Gesellschafter, er klagte über die quälende Langeweile, wenn er in seinen Kurorten allein war und nicht lesen durfte und es gab Menschen, die es als Auszeichnung betrachteten, für ihn sorgen zu dürfen. Und immer war er ein opferwilliger Freund — wo ihn seine Aufgabe nicht band.

4. Die Konzentrierung auf seine Aufgabe. Nur diese, also nicht seine seelische Anlage machte ihn einsam. Nun kann der Psychiater aber vermuten, daß diese unbedingte Aufopferung für die Aufgabe eine „überwertige Idee" ist. Er kann folgern, daß solches Aufopfern ohne Rücksicht auf das eigene Glück, der Verzicht auf die Fortpflanzung eine „Unangepaßtheit", eine biologische Minderwertigkeit des Menschen bedeutet. Erwidert man ihm, daß die größten Genien sich aufopferten, so wird er einwenden, daß aber das Genie eine Form der Entartung sei.

Diese Frage ist schwer durch strikte Beweise zu entscheiden. So lange für eine so paradoxe Ansicht, daß die größten Menschen entartet sind, zwar viele haltlose Behauptungen und schiefe Definitionen vorliegen, aber nicht der Schatten eines Beweises, wird man besser tun, in der Hingabe an ein Werk, der schönsten Leistung des Mannes, ein Anzeichen der gesunden Vitalität zu vermuten und vor allem zu fragen, ob denn der Sinn dieser Aufgabe roborierend oder schwächend auf das Leben der Gemeinschaft einwirke. *Nietzsches* Lehre und seine Wirkung ist gewiß nicht ohne Gefahr, aber man sagt schwerlich zuviel mit der Behauptung, daß sie dem Willen nach und in Wirklichkeit überwiegend roborierend ist. Darum haben wir kein Recht, *Nietzsches* Hingabe an sein Werk und die daraus folgende Einsamkeit als Beweise der Psychopathie, der biologischen Minderwertigkeit zu deuten.

III. Die Geisteskrankheit.

An einem der letzten Tage des Dezember 1888 oder Anfang 1889 stürzte *Nietzsche* in Turin auf der Straße, in der Nähe seiner Wohnung, zusammen, ohne daß er sich selbst wieder zu erheben vermochte. Sein Hauswirt fand ihn und führte ihn mit großer Mühe nach seiner Wohnung hinauf. Ziemlich zwei Tage lang hat er dann, fast ohne sich zu rühren und ohne ein Wort zu reden, auf dem Sofa gelegen. Als er aus diesem „lethargischen Zustand" erwachte, war er

verwirrt und erregt. Er sprach, sang, spielte viel und laut und ließ niemand in sein Zimmer. „Es sei ein oratorio." Er verlor den Begriff für den Wert des Geldes und bezahlte 20 Franken statt einen. Schauerlich schlägt jetzt seine höchste Sehnsucht in Größenwahn, in einen Erfüllungswahn um. Er schrieb einige Zettel mit seltsamen Phantasien, in denen sich die Sage des Dionysos-Zagreus mit der Leidensgeschichte der Evangelien und ihm bekannten Personen mischte: der von seinen Feinden zerrissene Gott wandelt neu erstanden an den Ufern des Po und sieht nun alles, was er je geliebt hat, weit unter sich. Seine Feinde sind *Richard Wagner* und *Cosima, Schopenhauer, Bismarck, Kaiser Wilhelm, Overbeck, Peter Gast*, die Schwester. Während dieser Zeit unterschrieb er alle Briefe „Dionysos" oder „der Gekreuzigte". (Nach der Darstellung der Schwester.)

Am 4. oder 5. Januar schrieb er einen langen Brief an *Jakob Burckhardt*, dessen Inhalt *Bernoulli* wiedergibt. *Nietzsche* empfand sich gleichzeitig als Inkarnation Gottes und berühmter Zeitgenossen. Er war einmal Basler Professor gewesen und wäre es eigentlich lieber geblieben, aber es ging nicht an, den Privategoismus soweit zu treiben, um seinetwegen die Schaffung der Welt zu unterlassen. Er gehe in seinem Studentenrock überall hin, schlage hier und da jemand auf die Schulter und sage: „Siamo contenti! Son Dio, ho fatto questa caricatura." Alle die großen Schwerenöter, von denen die Welt rede, die Frauenmörder P. und C., Ferdinand von Lesseps — ha, die alle war er ja selbst. „Und dann bin ich diesen Herbst zweimal bei meinem Begräbnis zugegen gewesen, zuerst als Königlicher Staatsminister Conte R., aber auch als päpstlicher Staatssekretär A. . . . Und wenn morgen mein Sohn Umberto mit der lieblichen Margherita kommt, werde ich sie auch nur in Hemdsärmeln empfangen." Es war ihm unangenehm und setzte seiner Bescheidenheit zu, daß er im Grunde jeder Name in der Geschichte nun selber war.

Dieser Brief, den *Burckhardt* am 6. Januar erhielt, gab den Anlaß, daß *Overbeck* am 7. nach Turin aufbrach. Er schreibt über seine Ankunft bei *Nietzsche:* „Ich erblicke N. in einer Sofaecke kauernd und lesend — wie sich dann ergab, die letzte Korrektur von „Nietzsche contra Wagner" —, entsetzlich verfallen aussehend, er stürzt sich auf mich zu, umarmt mich heftig, mich erkennend, und bricht in einen Tränenstrom aus, sinkt dann in Zuckungen aufs Sofa zurück, ich bin auch vor Erschütterung nicht imstande, auf den Beinen zu bleiben.... Kaum lag N. stöhnend und zuckend wieder da, als man ihm das auf dem Tisch stehende Bromwasser zu schlucken gab. Augenblicklich trat Beruhigung ein, und lachend begann N. vom

großen Empfang zu reden, der für den Abend vorbereitet sei. Damit war er im Kreise der Wahnvorstellungen, aus dem er dann, bis ich ihn aus den Augen verloren, nicht wieder getreten ist, über mich und überhaupt über die Personen anderer stets klar, über sich in völliger Nacht befangen. D. h., es kam vor, daß er in lauten Gesängen und Rasereien am Klavier sich maßlos steigernd, Fetzen aus der Gedankenwelt, in der er zuletzt gelebt hat, hervorstieß, und dabei auch in kurzen, mit einem unbeschreiblich gedämpften Tone hervorgebrachten Sätzen, sublime, wunderbar hellsichtige und unsäglich schauerliche Dinge über sich als den Nachfolger des toten Gottes vernehmen ließ, das Ganze auf dem Klaviere gleichsam interpunierend (interpretierend?), worauf wieder Konvulsionen und Ausbrüche eines unsäglichen Leidens erfolgten . . . im ganzen überwogen die Äußerungen des Berufs, den er sich selbst zuschrieb, der Possenreißer der neuen Ewigkeiten zu sein, und er, der unvergleichliche Meister des Ausdrucks, war außerstande, selbst die Entzückungen seiner Fröhlichkeit anders als in den trivialsten Ausdrücken oder durch skurriles Tanzen und Springen wiederzugeben."

Für den Transport warb *Overbeck* einen Begleiter an, der es gut verstand, *Nietzsche,* auf seine Größenideen eingehend, zu leiten. Für die Reise nach Basel wurde er durch Chloral beruhigt, dennoch wurde er auf dem Wege zum Bahnhof erregt und wendete sich an die neugierige Menge, die um ein Haar die Abreise verhindert hätte. Auf der Bahnfahrt sang er das später berühmt gewordene Gondellied aus dem Ecce homo, mit dem Schluß:

„Meine Seele, ein Saitenspiel
sang sich, unsichtbar berührt,
heimlich ein Gondellied dazu,
zitternd vor bunter Seligkeit.
— Hörte Jemand ihr zu? . . ."

Die Überführung in die Irrenanstalt in Basel gelang ohne Störung. Zum Erstaunen *Overbecks* erinnerte sich *Nietzsche* an den Direktor Professor *Wille* und genau an ein vor sieben Jahren stattgehabtes Gespräch, ohne aber sich über die Situation klar zu werden.

Einen Bericht von Professor *Wille* vom 10. September 1895 hat mir Frau Dr. *Förster-Nietzsche* im Original zugestellt. Er lautet:

„Bei der Aufnahme in die hiesige Anstalt, die am 10. Januar 1889 stattfand, war Herr Prof. *Nietzsche* stark benommen, so daß er sich über seinen neuen Aufenthalt und seine Umgebung nicht orientieren konnte. Dabei war er sehr erregt, gestikulierte (?) sehr lebhaft,

sprach unaufhörlich alles mögliche durcheinander ohne Zusammenhang in raschestem Vorstellungsverlauf. Der Inhalt seiner Worte bezog sich meist auf frühere Erlebnisse, vorzüglich auf seinen Turiner Aufenthalt, ab und zu kamen Größen- oder erotische Ideen zum Ausdruck. Dabei spielten auch lebhafte Sinnestäuschungen eine große Rolle. Die Gefühle des Kranken waren sehr lebhaft, das Selbstgefühl sehr gehoben, er fühlte sich stark, gesund, glücklich, ist und kann alles. Er ließ sich durch anreden nur wenig und kaum momentan fixieren.

In körperlicher Beziehung war der Kopf gerötet und gedunsen. Die Pupillen waren beide, aber ungleich erweitert, ihre Reaktion auf Licht war minimal, es bestand etwas Strabismus convergens. ausgesprochene Sehschwäche neben hochgradiger Kurzsichtigkeit. Die beiden Gesichtsnerven waren ungleichmäßig innerviert, Zunge stark belegt, nicht zitternd. Die Sehnen- und Muskelreflexe waren erhöht. Es bestand kolossaler Appetit, starker Durst, kein Fieber.... Bewegungen sicher und lebhaft, Sprache deutlich. Nächtlicher Schlaf sehr wenig. Im weiteren Verlauf des hiesigen Anstaltsaufenthaltes hellte sich das Bewußtsein allmählich soweit auf, daß der Kranke seine Umgebung erkannte, wußte, wo er war, sich nach seinen Angehörigen und seinen Sachen erkundigte und einigermaßen, wenigstens vorübergehend, Krankheitsgefühl und Krankheitsbewußtsein zeigte.

Solange Herr N. im Bette lag, war er relativ ruhiger, besonnener, weniger unklar und verworren, was sich aber nach dem Aufstehen, beim Spazierengehen, wieder sehr steigerte. Er sprang dann viel und lebhaft umher, wälzte sich auf dem Boden, versuchte meist sich auszuziehen, stieß starke Schreie aus, Jauchzen, Singen ließ er hören. der Vorstellungsinhalt war wieder ganz verworren. Größenideen werden mehr geäußert...."

Immerhin besserte sich der Zustand so weit, daß die Mutter ihn am 17. Januar in Begleitung eines Arztes und eines Pflegers mit sich nehmen konnte, um ihn in die Psychiatrische Klinik Jena zu überführen.

In der Jenaischen Anstalt wurde *Nietzsche* am 18. Januar 1889 bis zum 24. März 1890 behandelt. Die Krankheitsgeschichte ist, wie gesagt, verloren gegangen. Da sie *Möbius* noch vorgelegen hat, gebe ich dessen Auszug wörtlich wieder:

„Die rechte Pupille war weit, die linke eng und unregelmäßig verzogen; links waren alle Reaktionen erhalten, rechts nur die

Konvergenz-Reaktion; der rechte Mundwinkel stand tiefer; kein Zittern der Zunge, Zittern der Hände nur bei Erregung; keine deutliche Sprachstörung; Sehnenreflexe gesteigert. Es fiel auf, daß der Patient beim Gehen die linke Schulter krampfhaft in die Höhe zog. Zur Abteilung ging er unter vielen höflichen Verbeugungen und sein Zimmer betrat er mit majestätischem Schritte und zur Decke blickend. Er dankte für ‚den großartigen Empfang'. Wo er war, wußte er nicht, er glaubte bald in Naumburg, bald in Turin zu sein. Doch gab er über seine Personalien richtige Auskunft. Er gestikulierte und sprach fortwährend in affektiertem Tone und mit hochtrabenden Worten, bald Deutsch, bald Französisch, bald gebrochen Italienisch. Gelegentlich erwähnte er seine großen Kompositionen und sang Proben daraus, erzählte von seinen „Legationsräten und Dienern". *Nietzsches* Appetit war auch in Jena sehr stark. Der Grad der Aufregung wechselte. Manchmal kamen schlimme Zeiten und in ihnen zeigten sich alle die peinlichen Symptome, die bei erregten Paralytischen zu beobachten sind. Manchmal klagte *Nietzsche* über rechtsseitige Kopfschmerzen und meinte, er sei deshalb zu lebhaft gewesen. ‚Ich werde rechts in der Stirn krank gemacht.' War er ruhiger, so zeigte er sich höflich und freundlich. Die Ärzte erkannte er richtig und einmal bat er lächelnd: „Geben Sie mir etwas Gesundheit." Über die eigene Person war er oft im Unklaren, hielt sich zuweilen für den Herzog von Cumberland oder den Kaiser, „zuletzt bin ich Friedrich Wilhelm IV. gewesen." Im März kam einmal Kuchen von Naumburg, da freute er sich und sagte: „Wirklich von Naumburg?" Für Gedanken und Stellen aus seinen eigenen Werken zeigte er kein Verständnis. Früh pflegte er von nächtlichen Ereignissen zu erzählen, die zuweilen eigentümlicher Art waren. Manchmal traten Hämorrhoidalbeschwerden auf. Das Körpergewicht nahm während der unruhigen Zeiten ab (trotz des starken Essens), sank bis zur Mitte des Jahres, stieg dann wieder und blieb bis zum Austritte auf 134 Pfund stehen. Vom 20. März bis zum 17. August wurde eine Kur mit Ung. ciner. angewandt, wie es in manchen Kliniken bei progressiver Paralyse geschieht. Allmählich trat deutliche Besserung ein. *Nietzsche* wurde ruhiger, wenn auch kürzere heftige Erregungen noch vorkamen, er zeigte wieder Interessen, ging wieder regelmäßig spazieren. Im September verlangte er nach Zeitungen und neuerer Literatur, las auch und behielt einen Teil des Gelesenen. Seine Reden bekamen mehr Zusammenhang, obwohl er meist ein falsches Datum angab und über den Ort selten orientiert war. Er wurde im Frühjahr 1890 gegen Revers entlassen."

Ende 1889 spielte sich noch die etwas groteske Episode mit Dr. *Langbehn* (Pseudonym, des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher", dessen Biographie kürzlich erschienen ist) in Jena ab. *Langbehn* machte sich anheischig, den Kranken in eigener Behandlung zu heilen, da er die ärztliche Behandlung für gänzlich zweckwidrig hielt. Nach *Bernoulli* hat „das Zusammensein *Langbehns* mit *Nietzsche* sein Ende dadurch gefunden, daß *Nietzsche* im Beisein von *Langbehn*, von einem Zornanfall ergriffen, den Tisch umwarf, mit geballten Fäusten fortstürzte und nach dem Wärter schrie, worauf *Langbehn* sich nicht zu helfen gewußt hatte und heimlich davonschlich". Dennoch verfolgte er weiter seinen Plan, *Nietzsche* ganz in seine Gewalt zu bringen, aber unter so radikalen Forderungen, daß *Nietzsches* Mutter sich dem nicht fügen mochte.

Ende Januar 1890 muß die Besserung sehr beträchtlich gewesen sein. *Peter Gast* besucht ihn längere Zeit und schreibt an *Fuchs*: „Er sah nicht schlecht aus. Ich möchte fast sagen, daß seine Geistesstörung nur in einer Akzentuierung seiner, im intimen Verkehr auch früher gezeigten humoristischen Seite besteht. Er erkannte mich sofort, umarmte und küßte mich und freute sich ungeheuer des Wiedersehens, gab mir immer wieder die Hand, als könne er gar nicht glauben, daß ich wirklich da sei. Viel sprachen wir von Venedig, und es war ganz merkwürdig, was er sich gerade eingeprägt hatte: nämlich viele meiner burlesken Bemerkungen...." Und 12 Tage später, nach täglichen gemeinsamen Spaziergängen: „Heut, liebster Freund, bin ich in meiner Zuversicht, daß wir unsern *Nietzsche* wiederhaben werden, außerordentlich befestigt. Heut und gestern war er vorzüglich!" *Gast* hatte Pfannkuchen mitgebracht, die *Nietzsche* aber nicht gleich in Empfang nahm, weil er zuerst Klavier spielen und sich die Finger vorher nicht klebrig machen wollte. „Und nun setzte er sich ans Instrument und phantasierte. O, wenn Sie dies gehört hätten! Nicht eine Verkehrtheit! Stimmengewebe von tristanischer Feinheit! Pianissimi und dann wieder Posaunenchöre und Trompetenfanfaren und Beethovenscher Grimm und jauchzendes Hineinsingen und wieder Sinnen, Träumen — es läßt sich nicht schildern...."[12]) (Das schreibt ein Musiker an einen Musiker.)

Overbeck hat den Freund im Februar 1890 besucht und seine Erinnerungen ausführlich aufgezeichnet. („Overbeck und Nietzsche". II, S. 418—422.) Er konnte stundenlang mit ihm allein spazieren gehen. *Nietzsche* hatte ihn aufgenommen, als ob nichts die alten Be-

[12]) Abdruck des Briefes im „Tag". 19. IX. 24.

ziehungen getrübt habe, aber sie lebten nur in der Vergangenheit gemeinsam, alles was nach dem Ausbruch des Wahnsinnes sich ereignet hatte, schien er vergessen zu haben. Auch an *Langbehn* hatte er schon keinerlei Erinnerung mehr. Mit Erinnerungen, „die auffallend bestimmt, luzid und vollkommen korrekt waren, mischten sich andere, die verworren und zum Teil selbst phantastischer Natur waren.“ *Nietzsche* hoffte auf baldige Herstellung und rechnete darauf, dann in seine Stellung in Basel wieder zurückkehren zu können! Auf seine unerledigten Schriften ließ er sich kaum ein. Bisweilen versuchte er Narrheiten, schlug nach Hunden oder plötzlich auftauchenden Menschen, aber er ließ sich leicht und in kindlicher Weise lenken.

Die Schwester berichtet, daß *Nietzsche* in jener Zeit einem Besucher folgendes Autogramm aufzeichnete: „Es gibt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mitteilen, bei der sie sich des Jammerns enthält und sich wie unter hohen schwarzen Zypressen schweigend ergeht.“ Daraus kann man wohl schließen, daß *Nietzsche* ein ziemlich klares Bewußtsein seiner Lage und eine entsprechende Gefühlsansprechbarkeit zeitweise zurückgewann. Bei so deutlicher Besserung war es denn möglich, daß die Mutter ihn in ihrer eigenen Wohnung in Naumburg pflegte. Hierüber liegen eine Reihe von Briefen der Mutter an *Overbeck vor*. (O. u. N. II, 222—233 u. 373—379.) Danach hat er noch gut Klavier gespielt, und mit solchem Eifer, daß die Mutter, um ihn zu schonen, ihn zurückhielt. Bald danach scheint ihn *Deussen* besucht zu haben. (Er schreibt „1889, bald nach seiner Erkrankung“. Das muß eine Erinnerungstäuschung sein.) *Deussen* erzählte von Spanien. „Spanien!“ rief *Nietzsche* und wurde lebhaft, „da war ja auch der Deussen!“ „Aber ich bin ja der Deussen“, erwiderte dieser. „Da sah er mich starr an und konnte es nicht fassen.... Seine Interessen wurden wieder die eines Kindes; einem trommelnden Knaben blickte er lange nach, und die hin- und herfahrende Lokomotive fesselte seine besondere Aufmerksamkeit. Zu Hause saß er meistens auf einer sonnigen, weinlaubumrankten Veranda in stilles Brüten versunken, mitunter führte er Selbstgespräche, oft über Personen und Verhältnisse von Schulpforta, in wirrem Durcheinander.“

Die Mutter ging ganz in liebevollster Pflege auf, bis „das Mißtrauen, was er aus der Anstalt mitbrachte, vollständigem Vertrauen Platz gemacht hatte“. Am 19. September 1890 schreibt sie: „Im übrigen ist mit meinem lieben Sohn alles gut und friedlich fortgegangen. Er sieht sehr gut aus, auch sein Auge hat seinen lieben alten Ausdruck, aber sein Gedächtnis ist, wie es mir scheint, am

stärksten betroffen, denn was seit der Katastrophe mit und um ihm passiert ist und täglich vorkommt, davon kann er sich wohl wenig Rechenschaft geben, während was bis zu diesem Zeitpunkt in seinem lieben Kopf vorhanden war, lebt wohl fast ungeschwächt in seiner Erinnerung."

Kurz danach schreibt die Mutter wieder: „.....Hinsichtlich Ihrer werten Anfragen, ob er sich für seine Schriften mehr interessiere, kann ich nur sagen, daß er sehr gern darin liest, wenn ich es ihm gestatten würde, aber was er auch liest, merke ich nach kaum fünf Minuten, wie die Stimme zittert, wenn auch jetzt nicht mehr so wie früher. Ist er doch selig, wenn ich ihm einmal das Kabinett, wo seine Bücher stehen, aufschließe und nimmt da natürlich allemal eines seiner Werke mit heraus, auch den Zarathustra."

Auch im Jahre 1891 bewundert die Mutter immer wieder die gute Erinnerung für Personen aus seinem Leben und aus der Geschichte. Er erzählte eine Stunde lang auf das Geistreichste von ihnen. Sie fragte ihn nach *Overbeck*, da antwortet er: „er heißt Franz und Frau Professor Ida und ist eine geborene Rothpletz. Er hat mich zuletzt in Turin besucht, wo ich Klavier spielte und dazu sang, ich glaube, er fand es selbst albern. (Also eine klare bildhafte Erinnerung an die schlimmsten, tobsüchtigen Tage nach der Katastrophe, und gleichzeitig eine gewisse Kritik!) Er nahm mein Geld damals an sich und auch ein Kästchen mit Wagners Biographie, Frau Cosima hat die Biographie mit großer Delikatesse geschrieben, ich habe die Kritik in die Norddeutsche Zeitung gemacht, es war etwas schwer..." Auf weitere Fragen gibt er genau die Arbeitsgebiete und Arbeiten *Overbecks* an und sagt: „Ich habe in Basel die Geburt der Tragödie geschrieben, die *Wagner* sehr gefallen hat, und er nannte mich infolgedessen den dionysischen Menschen."

Der Größenwahn scheint einer gewissen Unterschätzung gewichen zu sein. Zwar behielt er das Bewußtsein vom Wert seiner Schriften und legte auf höfliche Behandlung großen Wert, aber er wunderte sich über die vielen Besucher, die jetzt kamen und wollte nicht glauben, daß sie seinetwegen kämen. Er sagte mehrmals kopfschüttelnd: „Nun ist auch das Lama berühmt." (So nannte er bekanntlich die Schwester.)

Im Herbst 1893 klagt die Mutter, er werde so laut, daß sie die Spaziergänge nicht mehr ausführen könnte. Sonst scheint er meistens heiter und körperlich gesund, doch das häufige laute Aufschreien ängstigt sie. Im Jahre 1895 litt er an einem „Kinnbackenkrampf", der ihm das Schlucken erschwerte. Im Winter spricht die Mutter

noch von „stundenweisen Lähmungen“, offenbar auf die Schluckstörungen bezüglich. Die Schwester redet von „peinlichem Gähnkrampf und Schlingbeschwerden“. *Möbius* gibt für diese Zeit „wieder paralytische Anfälle“ an. Da ich hierüber keine Zeugnisse finde, so vermute ich, daß er die von Mutter und Schwester angegebenen Störungen meint. In der Zwischenzeit machte er aber immer noch einen blühenden Eindruck. Der behandelnde Arzt Dr. *Gutjahr* erzählte *Möbius, Nietzsche*s körperliches Befinden sei in Naumburg recht gut gewesen. Er habe noch immer einen stattlichen Eindruck gemacht und die Fremden auf der Straße blickten sich nach ihm um. Geistig sei er freilich immer stumpfer geworden und immer ärmer an sprachlichen Äußerungen.

Im September 1895 traf *Overbeck* in Naumburg zu einem kurzen Besuch ein und fand *Nietzsche* offenbar in einem besonders ungünstigen Zustande vor. „Welch fürchterliche Veränderung war mit *Nietzsche* seit 1890 vor sich gegangen! Ich sah ihn am bezeichneten Tage vormittags und nachmittags wiederholt wieder. Er verließ die ganze Zeit nicht seinen Krankenstuhl, sprach mit mir kein Wort, ja richtete auf mich nur noch bisweilen einen gebrochenen, halb feindseligen Blick und machte mir überhaupt den Eindruck eines todwunden, edlen Tieres, das sich in den Winkel zurückgezogen, in dem es nur noch zu verenden denkt. Ob er mich überhaupt noch wiedererkannte, blieb mir ganz verborgen, ja, ob er überhaupt noch der Sprache mächtig, zweifelhaft....“

Die Schwester führt das schlechte Befinden in den Jahren 1894 bis 1897 auf die Enge der Wohnung und das Unterbleiben der Spaziergänge zurück. „Sein Zustand verschlechterte sich ersichtlich; vor allem konnte er nicht mehr die richtigen Worte finden für das, was er sagen wollte: worüber er sich betrübte und aufregte.“ Als die Mutter Ostern 1897 gestorben war, siedelte sie mit dem Bruder über nach Weimar, in das hoch und frei gelegene Haus mit Garten, das heute noch das Nietzsche-Archiv birgt. Die jetzt immer noch herrliche Aussicht auf Weimar war damals noch freier. Frau *Förster* berichtet, daß diese Aussicht, sowie die weiten Räume den Kranken sehr günstig beeinflußten. „Er fing wieder an, sich zu unterhalten, machte Bemerkungen zu dem Vorgelesenen und versuchte sogar ein wenig zu schreiben, woran ihn die Lähmung, die sich auf die ganze rechte Seite erstreckte, jahrelang gehindert hatte.... Er behielt seine liebenswürdigen, guten Formen bis zuletzt, verstand alles, was um ihn vorging, hörte mit großer Aufmerksamkeit dem zu, was man vorlas, wählte zum Teil selbst die Bücher aus, die er vorgelesen haben

wollte. Nur die Sprache gehorchte nicht dem Gedanken, den er aussprechen wollte, worüber er zuweilen ärgerlich und ungeduldig wurde. Wenn ich ihn dann fragte: Möchtest du das oder das sagen, so antwortete er: „nein, ganz anders!“, bis ich endlich das Richtige erriet, was ihn immer sehr glücklich machte. Er zeigte ein leidenschaftliches Entzücken an der Musik; besonders aber war er beglückt, wenn sein Jünger und Freund *Peter Gast* vorspielte.... Der Zustand blieb sich ungefähr gleich bis zum Sommer 1898, wo ihn ein leichter Schlaganfall traf, der ihn schon etwas veränderte. Vom Mai 1899, wo ein stärkerer Schlaganfall kam, wurde er schwächer und schweigsamer. Das Sprechen wurde ihm von da an wieder recht schwer, so daß er überhaupt nicht mehr in Gegenwart anderer reden wollte. „Ich spreche nicht schön“, sagte er betrübt. „Er war immer bemüht, etwas gütiges und freundliches zu sagen, seiner Dankbarkeit gegen die Schwester Ausdruck zu geben. ...Nur die lieben Erinnerungen waren ihm geblieben; wenn wir z. B. von *Richard Wagner* sprachen, so vergaß er nie hinzuzusetzen: ‚Den habe ich sehr geliebt.‘ In diesem Jahre hielt sich Professor *Henri Lichtenberger* eine Woche im Archiv auf. Er schreibt: „....Il y a dans le lent déclin de cet amant enthousiaste de la vie, de cet apologiste de l'énergie, de ce prophéte du Surhomme, je ne sais quelle beauté mélancholique et apaisante.... Son front est toujours admirable, son regard, qui semble comme ‚tourné vers le dedans‘, a une expression indéfinissable et profondément émouvante.“

Als man ihm ein neues Buch gab, sagte er: „Habe ich nicht auch gute Bücher geschrieben?“ Auf die Antwort der Schwester: „Du hast die allerbesten Bücher geschrieben“ zählte er lächelnd „sämtliche Werke, die er geschrieben hatte, mit ihrem richtigen Titel auf“.

Peter Gast beschreibt den Eindruck in dieser Zeit: „...mit dem Blick des Brahmanen aus weitgeschnittenen, tiefliegenden Augen unter buschigen Brauen hervor, mit dem Adel seines rätselhaft fragenden Gesichtsausdrucks und der löwenhaft majestätischen Haltung seines Denkerhauptes....“ Einen Eindruck aus dieser Zeit vermittelt das bekannte Gemälde von *Hans Olde.*

---

[13]) Daß es sich bei den vielen enthusiastischen Schilderungen der näher und ferner stehenden Besucher nicht um subjektive Übertreibungen handelt, geht aus der Angabe des behandelnden Arztes Dr. Gutjahr hervor: „Ich selbst habe mich immer über die trotz der Pupillen-Differenz und myopischen Zeichen schönen Augen des Patienten gefreut. Gesichtszüge und Kopfhaltung geistvoll und stolz, wie unberührt von der schrecklichen Krankheit.“ (In dem auf S. 148a erwähnten Antwortbrief an mich.)

Über die letzte Zeit berichtet die Schwester: „Er war mit der Zeit immer schöner geworden, sah die Besucher mit großen freundlichen Augen an und reichte ihnen, wenn sie ihm einen angenehmen Eindruck machten, gütig die Hand.“ Allerdings wollte er meist nicht gern Fremde sehen.

Kurz vor dem Tode besuchte ihn Freifrau *von Ungern-Sternberg*, die er im Jahre 1876 auf der Reise kennen gelernt hatte. Sie erzählt, daß *Nietzsche* mit begeistertem Beifallsklatschen *Peter Gast* für sein Spiel dankte.

„Am Montag, den 20. August, erkrankte er plötzlich an einer Erkältung mit Fieber und schwerem Atem....“ berichtet die Schwester. „Am Freitag, den 24., gegen Mittag, als ich ihm gegenübersaß, veränderte sich plötzlich sein ganzer Ausdruck, er sank, von einem Schlaganfall getroffen, besinnungslos zurück. Ein furchtbares Gewitter erhob sich und es schien, als ob dieser hohe Geist unter Donner und Blitz dahingehen sollte.“ Doch kehrte das Bewußtsein noch einmal zurück und er verschied am folgenden Tage.

Überblickt man diesen Krankheitsverlauf, so wird man die Diagnose „progressive Paralyse“ durchaus befriedigend finden. Der zwölfjährige Verlauf der ausgeprägten Erkrankung ist zwar viel länger als gewöhnlich, aber bei der liebevollen und geschickten Pflege der Mutter, der noch hingebenderen und tatkräftigeren der Schwester nicht unwahrscheinlich[14]). Eine Nachprüfung der Diagnose ist ja infolge des Verlustes der Jenaer Krankheitsgeschichte sehr erschwert, es wird aber in gewisser Weise durch die Übereinstimmung der behandelnden Ärzte ein Ersatz geleistet. Professor *Wille*, Direktor der Basler Anstalt, in der *Nietzsche* die ersten Tage nach der Erkrankung zubrachte, schrieb noch 1906 an *Peter Gast:* „Daß Herr *Nietzsche* sel. an progressiver Paralyse litt, ist durch die ärztliche Beobachtung und Untersuchung sichergestellt.“ Bei meinen Nachforschungen nach dem Verbleib der Krankheitsgeschichte antwortete mir Geheimrat *Binswanger* freundlichst: „Die Diagnose ‚Paralyse‘ halte ich für unzweifelhaft nach den klinischen Befunden.“ Ebenso Herr Geh.-Rat *Ziehen:* „Ich habe an der Diagnose „atypische Dementia paralytica“

[14]) *Peter Gast* schreibt im Vorwort zum 1. Band der gesammelten Briefe (1. Auflage): „Nur der Pflege dieser an Geist und Güte unerschöpflichen Frau danken wir's, daß Nietzsche solange unter den Lebenden weilte. Vielleicht ist noch nie ein ähnlich Kranker mit so liebreich-erfinderischer Sorgfalt behandelt worden.“

nie gezweifelt und zweifle auch jetzt nicht daran. Auch eine syphilitische Pseudoparalyse ist nicht wahrscheinlich. Eine Schizophrenie kommt selbst dann nicht in Betracht, wenn man diesen Terminus in dem sehr weiten Sinne mancher deutschen Psychiater faßt...."
Binswanger und *Ziehen* haben den Kranken nicht nur in der Klinik, sondern auch in den späteren Jahren mehrmals in Naumburg und in Weimar gesehen. Herr Dr. *Gutjahr*, der den Kranken in Naumburg behandelte, hat ebenfalls an dieser Diagnose, gegen welche damals die Schwester so lebhaft opponierte, festgehalten.

Aber diese Diagnose, an der man nach dem Urteil so namhafter Sachverständiger nicht leicht zweifeln kann, hat doch eine unangenehme Konsequenz: sie setzt voraus, daß *Nietzsche* mit Lues infiziert gewesen ist. Den entrüsteten Tadel, mit dem *Binswanger* die Arbeitsweise *Möbius'* verurteilt (1922, Brief an das Nietzsche-Archiv), will ich hier nicht wiederholen, da ich ihn für zu stark halte. Niemand kann es mehr als ich bedauern, daß die Lues-Frage in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Aber gerade diese Frage hat *Möbius* doch sehr vorsichtig behandelt und er ist ohne sein Verschulden einem Mißverständnis zum Opfer gefallen. Aber nachdem die Meinung einmal durchgedrungen ist, daß *Nietzsche* Paralytiker war, als er den Zarathustra schrieb, nachdem man ihn nachdrücklich zum Märtyrer der Lues gemacht hat, glaube ich seinem Werk einen Dienst zu leisten, wenn ich diese Frage soweit als möglich zu klären versuche.

Als *Binswanger* die Diagnose Paralyse stellte, hielt er die Lues nicht für eine notwendige Vorbedingung der Paralyse. Heute kann man an der Notwendigkeit dieser Vorbedingung schwerlich zweifeln. Nun hat sich *Nietzsche* ja nirgends auf eine physische Keuschheit festgelegt und man kann ärztlich die Möglichkeit einer Infektion bei ihm nicht bestreiten. Daß Frau *Förster* diese Möglichkeit mit Empörung zurückgewiesen hat, wird man der Schwester zugute halten, aber dennoch darf man auch nicht verschweigen, daß sich bei jedem empfänglichen Leser etwas gegen solche Annahme sträubt. Die psychische Keuschheit ist bei *Nietzsche* so evident, seine Atmosphäre so reinlich, er selbst von einer fast weiblichen Gefühlszartheit in diesen Dingen, daß die Annahme einer Geschlechtskrankheit gewiß keinen moralischen Flecken an seiner Person, wohl aber einen Flecken an unserm Bilde von ihm bedeuten würde. So subjektive Bedenken sind nicht wissenschaftlich beweisend. Sieht man aber weiter, wie die Freunde das Gerücht von der Geschlechtskrankheit aufnahmen, so muß man doch etwa stutzig werden. Als der peinliche

Streit in der Presse tobte, wandten sich zwei der früheren Freunde spontan an Frau *Förster*. Prof. *Roscher* schrieb: „.....so halte ich es für meine Gewissenspflicht, Ihnen hiermit ausdrücklich zu bestätigen, daß mir, der ich *Nietzsche* und *Rohde* während ihrer Leipziger Studienjahre nähertreten durfte, von einer „luetischen" Infektion *Nietzsche*s in jener Zeit auch nicht das allergeringste jemals bekannt geworden ist. Auch ist es mir von vornherein ganz unglaublich, daß N., der in sexueller Beziehung wie ein Heiliger lebte und von allen Jugendfreunden, soviel ich weiß, als solcher angesehen wurde, sich eine solche Infektion durch Extravaganz zugezogen habe."

Ebenso schrieb Prof. *Wachsmuth:* „....Es ist gewiß ganz besonders beklagenswert, daß *Erwin Rohde* nicht dazu gekommen ist, öffentlich Zeugnis für den Freund abzulegen. Ich erinnere mich sehr lebhaft der furchtbaren Explosion, mit der er einmal im Herbst 1896 losbrach, als in Heidelberg in einem kleinen Kreis von Bekannten jemand eine Anspielung in jener infamen Richtung machte. Ich habe ihn nie so aufgeregt gesehen. Für mich hatte diese vernichtende Expektoration das schöne Nachspiel, daß er, mit mir nach Hause gehend, so eingehend wie sonst nie über die ‚weihevollen Stunden' sprach, die er in der Leipziger Studienzeit mit *Nietzsche* erlebt. Er als nächststehender Freund war der kompetenteste Zeuge, vielleicht der einzige, dessen Aussage in einer solchen delikaten Angelegenheit jede Möglichkeit eines Zweifels vernichtet hätte...."

Es wäre gewiß nicht im Sinne *Nietzsche*s, der die intellektuelle Redlichkeit so sehr verehrte, *Rohde*s Wutausbruch als logisches Beweismittel zu verwenden, dennoch dürfen wir seine Bedeutung nicht geringschätzen. Für *Rohde* war *Nietzsche* nicht das große Genie, sondern der Jugendfreund. Er hat nur die erste Stufe des Denkers anerkannt. Die angebliche Infektion soll nun gerade in die Zeit der innigsten Freundschaft fallen. Wenn *Rohde* über dies Gerücht dermaßen empört ist, so folgt daraus für uns zum mindesten eins: die Verpflichtung, mit der größten Gewissenhaftigkeit das Material zu prüfen, ehe wir öffentlich eine Behauptung aufstellen, welche von den besten Kennern *Nietzsche*s mit solcher Empörung zurückgewiesen wurde.

Diese öffentliche Streitfrage, die zu dem allgemeinen Klatsch führte, man wisse ganz genau, in welchem Jahre *Nietzsche* sich infiziert habe, ist so von Mißverständnissen durchsetzt, daß man *Möbius* in dieser Beziehung anscheinend keinen Vorwurf zu machen hat. In der Jenaer Krankheitsgeschichte stand damals tatsächlich:

„Syphilitische Ansteckung 1866 laut Aussage *Overbecks*.“

Möbius hat danach *Overbeck* in Basel aufgesucht, um ihn über *Nietzsche* zu befragen. *Overbeck* hat aber in vollkommen unbezweifelbarer Form erklärt, er habe nie etwas von dieser Infektion gewußt, sondern erst von *Möbius* diese angebliche Tatsache erfahren.

Binswanger hat die Unbegründetheit jener verhängnisvollen Eintragung zugegeben. Die Herkunft dieser Eintragung läßt sich einigermaßen vermuten. *Nietzsche* soll in der Basler Irrenanstalt, im blühendsten Stadium seines Größenwahnes und seiner Verwirrtheit auf die Frage nach Lues geantwortet haben: „Jawohl, zweimal, 1866.“ Schon die Angabe der zweimaligen Infektion, unter gewöhnlichen Verhältnissen eine Unmöglichkeit, läßt darauf schließen, daß *Nietzsche* die Frage nicht richtig aufgefaßt hat. Vielleicht ist die Erklärung, die *Peter Gast* für diesen Vorfall gibt, nicht falsch. 1866 war das Cholera-Jahr. *Nietzsche* glaubte zweimal, im Juli in Leipzig, Anfang September in Naumburg mit Cholera infiziert zu sein und bildete sich ein, durch seine sofortigen Heilmaßnahmen die Krankheit unterdrückt zu haben. Da nun Lues (= Seuche) als diskrete Umschreibung für Syphilis 1889 längst nicht allgemein bekannt war, so konnte *Nietzsche* die Erinnerung an die Cholera vorschweben, zumal sich eine Nacht, die er mit einer Choleraleiche zusammen verbracht hatte, seinem Gedächtnis tief eingeprägt hatte.

Mag nun diese Erklärung richtig sein oder nicht, so steht jedenfalls fest: Diese berüchtigte Randnotiz kann nur auf *Nietzsches* eigene Angabe in seiner verwirrtesten Zeit zurückgeführt werden. Hätte er in Jena eine gleiche Angabe gemacht, so würde das sicher entsprechend in das Journal eingetragen sein. So hat offenbar einer der Ärzte *Nietzsches* Angabe aus dem Basler Journal am Rande angemerkt und da nachher niemand anders für die Angabe in Betracht zu kommen schien, hat man *Overbecks* Namen dazu gesetzt. *Binswanger* hat dem protestierenden *Overbeck* am 24. 4. 1905 (Abschrift von *Peter Gast*) geschrieben: „Diese Angabe kann dem betreffenden Arzte nur von einem früher ihn behandelnden Arzte oder einem mit dem Vorleben des Patienten vertrauten Freunde gemacht worden sein. Es ist richtig, daß ich entweder Herrn *Gast* oder Frau *Förster* gegenüber die Vermutung ausgesprochen habe, daß Sie die Mitteilung gemacht hätten. Ihre Zeilen zeigen mir, daß diese Annahme unrichtig war.“

In einem Brief vom 30. 11. 1922, der mir im Original vorliegt, schreibt *Binswanger:* „Die ähnliche Anamnese über die Entstehungs-

bedingungen der Krankheit Fr. N.s ist so unvollkommen und lückenhaft — da er selbst ja nicht mehr in der Lage war, Angaben zu machen — daß ein abschließendes Urteil über die Ätiologie des Leidens aus ihr nicht erschlossen werden kann. Die Art und der Verlauf sowie die Dauer der Erkrankung führen weder im positiven noch im negativen Sinne zur Lösung der Frage.

Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß die Diagnose progressive Paralyse nicht angezweifelt werden kann und daß dieses Leiden nach dem heutigen Stande der Wissenschaft eine syphilogene Erkrankung des Zentralnervensystems ist."

Soviel ist immerhin bei dem unerfreulichen Streit herausgekommen: Für die Angabe, *Nietzsche* habe sich 1866 mit Lues infiziert, fehlt jede Spur eines Beweises.

Für Lues in späterer Zeit sind mir 3 Angaben bekannt. Herr Dr. *van Vleuten,* der sich früher mit dem Gedanken einer Pathographie über *Nietzsche* trug, wurde dazu durch einen Brief von *Kögel,* in den er mir freundlichst Einblick gewährt hat, sehr lebhaft bestärkt. *Kögel* teilt darin mit, daß er von einem Arzt gehört habe, er habe *Nietzsche* in den Jahren 1881—83 wegen „sehr schwerer Lues in den späteren Stadien" behandelt. Gegen dies Zeugnis läßt sich immerhin geltend machen, daß *Kögel* in schwerer Fehde mit Frau *Förster-Nietzsche* lag. Jener Brief versucht auch unzweideutig den Psychiatern die Scheu zu benehmen, öffentlich über die Luesfrage zu reden. Wenn ich auch nicht den mindesten Anlaß habe, die bona fides *Kögels* zu bezweifeln, so kann man ihn doch auch nicht als unbefangenen Zeugen zitieren. Jeder Arzt weiß, wie leicht ohne jede Absicht ärztliche Zeugnisse entstellt werden, die durch den Mund von Laien weitergegeben werden. So wäre auch hier nicht ganz ausgeschlossen, daß der betreffende Arzt erst auf Grund der Paralyse-Diagnose nachträglich *Nietzsches* Leiden als Lues gedeutet hätte. Jedenfalls ist eine so mündlich übermittelte Aussage kein sicheres Beweismittel. Außerdem gibt Frau Dr. *Förster-Nietzsche* dazu an, daß sie die Fälschung nachweisen könne, wenn man ihr den Brief vorlege.

Weiter gibt *Bernoulli* an: „Der erste Gedanke, *Nietzsches* Krankheit könne infektiöser Natur sein, ist *Overbeck* in Turin aufgestiegen, als der Reisebegleiter den Hinweis auf die herumstehenden Medizingefäße *Nietzsches* mit einer betreffenden Anspielung begleitete." Man wird hier zuerst an Jodkali denken, aber aus der Tatsache, daß man einem Kranken mit Schlaganfällen Jodkali gibt, ist keinerlei Schluß zu ziehen. Frau Dr. *Förster-Nietzsche* bezeichnete mir (auch brieflich)

diese Angabe mit aller Bestimmtheit als unwahr, „denn als ich im Herbst 1885 mit Professor *Overbeck* eine Zusammenkunft in Leipzig hatte, und ich ihn sehr eifrig nach Medizinflaschen fragte, hat er ausdrücklich erklärt, daß Medizinflaschen überhaupt nicht vorhanden gewesen wären.“ Übrigens scheint *Overbeck* eine seltsame Neigung für diese Annahme gehabt zu haben. 1890 fragt er Prof. *Binswanger*, ob *Nietzsches* Krankheit die Folge von Lues sein könne und erhielt die Antwort: „Zweifellos“. Da *Binswanger* damals die Ansicht vertrat, nur 70 Proz. der Paralysen seien syphilogen, so bedeutet dies „zweifellos“ ganz korrekt nur die „Möglichkeit“. *Overbeck* schloß aber daraus — wie *Binswangers* Briefe zeigen, ganz unberechtigt —, jener habe die Lues-Diagnose als zweifellos hingestellt (vgl. *Bernoulli*, I, 432). Man sieht aus diesem Vorfall überdies, daß *Overbeck* an den Mißverständnissen, die ihm so schweren Ärger verschaffen sollten, nicht vollkommen unschuldig war. (*Overbeck* hat jedenfalls seine Freundespflichten mit hohem Pflichtgefühl erfüllt, aber ein verstecktes Ressentiment dem so andersgearteten Freunde gegenüber ist nicht zu verkennen. Er hat den Ruhm *Nietzsches* irgendwie als Vorwurf für sein dürftiges Mitgehen empfunden.)

Die dritte Angabe ist in einem Bericht Dr. *Gutjahrs*, der übrigens keine Zeichen von Lues fand, an *Peter Gast* enthalten. „Noch zu Lebzeiten *Fr. N.*s wurde mir von glaubwürdiger Seite gesagt, daß bei dem Patienten schon in Basel eine Chorioiditis luetica festgestellt worden sei.“ *Nietzsche* war in Basel im Sommer 1873 und später augenleidend. *Möbius* bemerkt dazu: „Es fragt sich nun, was das für ein schmerzhaftes Augenleiden gewesen sei, über das die Biographie ziemlich rasch hinweggeht. Ich habe die Angabe gefunden, *Nietzsche* habe in Basel an Chorioiditis gelitten. Leider liegt kein Augenspiegelbefund vor. Damals hat Herr Professor *Schieß-Gemuseus* *Nietzsche* behandelt.“

Herr Sanitätsrat Dr. *Gutjahr* teilte mir jetzt dazu freundlichst mit, daß er sich nicht mehr erinnere, wer ihm diese Mitteilung von der Chorioiditis gemacht habe, auch nicht, ob es sich um die Zeit während der Basler Professur handelte. „Ich habe daraufhin *N.* auf Zeichen und Reste einer Lues untersucht und nichts gefunden.

Ebenso teilte mir Herr Sanitätsrat Dr. *Vulpius* freundlichst mit: „Ich habe *Friedrich Nietzsche* im Jahre 1899/1900 an einer rezidivierenden Iritis behandelt und zwar war das linke Auge von der Krankheit befallen.... Auf der vorderen Linsenkapsel sah man einige Pigmentfleckchen, die auf frühere Entzündungsanfälle mit leicht lösbaren Verklebungen schließen ließen. Nach Ablauf der Entzündung

und Nachlassen der Otogenwirkung zeigte sich die Pupille gegen Lichteinfall allerdings auch reaktionslos. Die Konvergenzreaktion konnte ich nicht prüfen, da der Patient nicht zum Fixieren zu bewegen war. Spezifische Anzeigen bei der Iritis sind mir nicht aufgefallen, doch hielt ich sie trotzdem für eine luetische Erkrankung...“

Das sind die drei sehr unbestimmten Momente, die für Lues sprächen. *Möbius* selbst hat aus dem letzten keinen Schluß gezogen. Er ist ja, als er an der Pathographie arbeitete, in Basel gewesen, und hat dort offenbar kein weiteres Zeugnis finden können.

Noch auffallender ist aber, daß auch Prof. *Wille*, der doch gewiß schon 1889 mit den Kollegen über den für die Basler Universität sensationellen Fall gesprochen hat, offenbar keinerlei Anhaltspunkte für eine frühere Lues gefunden hat. Er schreibt noch 1906 an *Peter Gast:* „Soviel ich mich erinnern kann, rühren diese Angaben (frühere Lues) vom Kranken selbst her. Da *Nietzsche* während seines relativ kurzen Basler Aufenthaltes beständig hochgradig aufgeregt und schwer und tief geistig gestört und verwirrt war, sind seine Angaben und Aussagen diesen abnormen geistigen Verhältnissen gemäß zu beurteilen. Körperliche Kennzeichen eines vorher bestandenen syphilitischen Krankheitsprozesses waren meines Erinnerns nicht nachweisbar.“

Also darin stimmen die beiden Sachverständigen, die es am meisten angeht, überein, daß ihnen absolut nichts über eine Lues *Nietzsches* bekannt war und daß diese ganz allein rückläufig aus der Paralyse zu schließen war. Man kann doch kaum zweifeln, daß sie bei dem heftigen Kampf um die Diagnose, in welchen *Binswanger* noch dazu durch jenes Versehen eines untergebenen Arztes hineingezogen war, jedes glaubhafte Zeugnis angeführt haben würden und daß auch *Wille* in Basel von seinen Kollegen und über seinen Kollegen nichts gehört hat, vermindert die Bedeutung der schon an sich so unbestimmten Angaben *Kögels* und *Gutjahrs*.

Ich fürchte, durch die subtile Behandlung dieser einen Frage Ungeduld zu erregen, da man einwenden wird, wenn *Nietzsche* Paralyse gehabt hat, so ist die Lues sicher, und es lohnt nicht, die einzelnen Zeugnisse zu prüfen. Doch ist zu antworten: die Paralyse ist zwar sehr wahrscheinlich, aber doch keineswegs über jeden Zweifel erhaben. *Ziehen* selbst hat immer die a t y p i s c h e Paralyse betont. Welche Möglichkeiten sonst bestehen, soll am Schluß geprüft werden. Hier genügt es, zu sagen, wenn die Freunde, die den jungen *Nietzsche* am besten kannten, die Luesmöglichkeit so empört zurückwiesen, so dürfen wir besonders die Wahrscheinlichkeit eben nur eine Wahr-

scheinlichkeit nennen. Aber ich habe noch ein anderes Ziel. Wenn wir als wahrscheinlich erkennen, daß *Nietzsche* an Lues gelitten hat, nach dem Zeugnisse der intimsten Freunde und der ausführlichen Briefe ganz in Verlegenheit sind, wann er diese Lues gehabt haben soll, ja wann er nur ein Bewußtsein von ihr gehabt haben soll, so müssen wir eine zwar verhältnismäßig seltene, aber doch nicht absolut seltene Möglichkeit erwähnen. Die Fälle, daß Ärzte und Pflegepersonen sich bei Untersuchungen infizieren, sind ja allgemein bekannt. Eine Übertragung kann an den geringsten Fingerverletzungen oder vielleicht durch Eßgeschirr am Munde stattfinden. Nun hat *Nietzsche* unter ganz ungewöhnlich ungünstigen Verhältnissen 6 Schwerverwundete, die außerdem an Ruhr und Diphtherie litten, in einem geschlossenen Güterwagen aus dem Felde in die Heimat zurückbegleitet (vgl. oben S. 37/38). Für den notdürftig angelernten Pfleger war diese selbständige Leistung zweifellos zu schwer. Er war 3 Tage und 3 Nächte in diesem Wagen. Er selbst erkrankte sogleich danach an „sehr gefährlicher Brechruhr und Rachendiphtheritis" und war lange Zeit leidend. Man kann tatsächlich die Möglichkeit nicht in Abrede stellen, daß er sich hier (der Waggon mußte wegen des Regens fest geschlossen werden, war also vermutlich schlecht beleuchtet) etwa beim Verbinden der Wunden, das ihn täglich 6 Stunden in Anspruch nahm, mit Lues infiziert hat. Dann besteht auch die Möglichkeit, daß *Nietzsche* von dieser Lues nie etwas gewußt hat, wofür manche Äußerungen sprechen, z. B. wenn er ein wenig mitleidig von dem „verdorbenen Blut" gewisser Personen redet[1]).

Gegen die Annahme, daß *Nietzsche* von einer luetischen Infektion gewußt habe, sprechen vor allem die Heiratspläne. Er soll sich 1866 infiziert haben, von 1873 an wegen syphilitischer Chorioiditis

[1]) Vgl. auch oben S. 37. Über die Häufigkeit derartiger Ansteckungen, ohne jede geschlechtliche Beziehung, im medizinischen Beruf würde sich durch eine Anfrage bei Syphilidologen und bei Nervenärzten leicht ein Urteil gewinnen lassen. Ich habe nur gelegentlich Prof. Henneberg befragt, der mir allein aus seiner eigenen neurologischen Praxis sofort zwei unzweifelhafte derartige Fälle angeben konnte. Offenbar lagen bei Nietzsche die Bedingungen für eine Infektion durch die Pflege der Soldaten besonders günstig: 7 Wochen nach Kriegsbeginn waren sicherlich viele Soldaten im infektiösen Stadium und Nietzsche war als Pfleger nur ganz notdürftig ausgebildet. Wenn er täglich 6 Stunden zu verbinden hatte, in einem schlecht beleuchteten Wagen, unausgesetzt mit den Patienten im engen Raume zusammen, so war der Schutz gegen Infektionsgefahr tatsächlich schwierig. Die Infektionen, die später zu Paralyse führen, verlaufen meistens besonders milde; darum würde die Annahme einer extragenitalen Infektion auch hinreichend erklären, daß diese vollkommen übersehen wurde, als Nietzsche nach jenem Transport an „Diphtherie und Ruhr" behandelt wurde.

behandelt sein. Nun schreibt er im Herbst 1874 an *M. v. Meysenbug:* „Nun wünsche ich mir, vertraulich gesprochen, noch recht bald ein gutes Weib und dann denke ich meine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen.“ Zweifellos ist das sehr ernst gemeint, denn er würde es schwerlich an *Malvida* geschrieben haben, wenn er nicht ihre Vermittlung gern gesehen hätte. Im Jahre 1876 hat er einem schönen Mädchen einen Heiratsantrag gemacht. Wieder gibt er Anfang 1886 seinen Angehörigen den sehr ernsthaften Auftrag, sich nach einer Lebensgefährtin für ihn umzusehen. Weniger energische Andeutungen sind auch sonst nicht ganz selten. Und dabei muß man bedenken, daß diese Wünsche doch meist durch den einsamen Beruf, durch seine der Ehe ganz abgeneigte Lebensweise, unterdrückt werden. War doch seine Ansicht, daß kein echter Philosoph verheiratet gewesen sei; Sokrates, die Ausnahme, habe sich eben „ironice“ verheiratet. Es ist aber bei dem zartfühlenden und gewissenhaften *Nietzsche* sehr unwahrscheinlich, daß er mit dem Bewußtsein, an schwerer tertiärer Lues zu leiden, sich nach einer jungen (ausdrücklich einer j u n g e n) Frau umsieht. Möge jeder nach seinem Wissen die Wahrscheinlichkeiten bewerten, so muß jeder doch zugeben: Es ist nicht vollkommen gesichert, daß *Nietzsche* an Lues gelitten hat, da immerhin einige Ärzte auch jetzt noch die Diagnose Paralyse ablehnen, es ist aber noch weniger sicher, daß er eine Lues als „Geschlechtskrankheit“ erworben hat.

Nach dieser Frage, die am besten niemals die Öffentlichkeit beschäftigt hätte, komme ich zu einer anderen, die für die Öffentlichkeit die allerwichtigste ist: Wann zeigen sich die ersten Spuren der Geisteskrankheit und wann die Geisteskrankheit deutlich. Genauer noch sollte die Frage lauten: Bei welchen Werken ist *Nietzsches* Verantwortlichkeit zweifelhaft? Aber bei der Paralyse werden diese Fragen kaum zu trennen sein.

Wenn man bis dahin mit *Möbius,* der an *Nietzsche* eigentlich kein anderes Entartungszeichen fand als sein Genie, in vielen Meinungen übereinstimmen kann und oft auch seine Zurückhaltung anerkennen muß, so kann man seine Darstellung des B e g i n n e s der Paralyse nur als eine frivole Fahrlässigkeit bezeichnen. Man kann diese so widersprechende Haltung in seiner Arbeit wohl dadurch erklären, daß ihm am skeptischen Denker *Nietzsche* vieles sympathisch war, daß aber der Zarathustra mit seinen höheren Ansprüchen, den er nun pflichtmäßig durcharbeiten mußte, ihn geradezu in Wut versetzte.

Von da an wird seine angeblich wissenschaftliche Arbeit eine journalistische Schmähschrift. Das war sein gutes Recht, wenn er sich zum Kampf gedrungen fühlte; daß er diese Schmähschrift aber als autoritatives psychiatrisches Gutachten ausgab, selbst die Maske eines wohlwollenden Arztes zwischendurch vorsteckte, das sollte kein Arzt, dem die Wissenschaft etwas Ernstes ist, billigen.

Die Zeit von dem Ausbruch der Krankheit bis zum Tode dauert 11½ Jahre. Das ist eine ungewöhnlich lange Zeit. Im allgemeinen rechnet man vom offenbaren Ausbruch an 2—5 Jahre, und betrachtet die Dauer von 5—10 Jahren als Ausnahmen. *Möbius* aber nimmt an, daß die offenbare Geisteskrankheit sich ausdrückt im ersten Zarathustra-Gedanken, also vor der „fröhlichen Wissenschaft" (1881). Er rechnet also den Verlauf der offenbaren Paralyse 19 Jahre. Nun vermutet er, daß auch die Migräne-Anfälle das körperliche Vorstadium bedeuten, so rechnet er von 1870 ab 30 Jahre Krankheitsverlauf. Die metasyphilitische Erkrankung hätte also seiner Annahme zufolge 4 Jahre nach der Infektion, in einem Alter von 25—26 Jahren begonnen. Er hätte noch weiter gehen können: Er nimmt ja an, daß die Augenschmerzen im Jahre 1858 und in den folgenden Jahren „wahrscheinlich atypische Migräne" (dann doch also auch zur Lues gehörig) waren. Die metasyphilitische Erkrankung also 6 Jahre vor der Syphilis, eine Paralyse von 42 Jahren, im Alter von 14 Jahren beginnend — das wäre allerdings ein Triumph der „verfeinerten Diagnostik".

Möbius gibt selbst zu, daß schon die 11½ Jahre, erst recht die 19 Jahre offenbarer Paralyse „sehr befremdlich" erscheinen. Man darf also erwarten, daß er nur sehr schwerwiegende Beweise der Rede wert halten wird.

Die Migräne *Nietzsches* ist für die Diagnose Paralyse nicht verwertbar. *Möbius* selbst nimmt an, daß sie ererbt und durch Überarbeitung gesteigert ist. Wir sahen oben, daß die schlimmste Zeit 1879 und 1880 ist, die Loslösung vom Professorenamt, die Trauer um den Verlust *Wagners*. Danach sind die Anfälle, wenn auch mit vorübergehenden Verschlimmerungen, stetig zurückgegangen. Es ist also ganz willkürlich, einen Zusammenhang mit der 1888 einsetzenden Krankheit zu konstruieren. Auch *Möbius* spricht hier nur von Möglichkeit, nicht von Wahrscheinlichkeit.

Da für die Zeit vor dem Zusammenbruch keine neurologischen Befunde vorliegen, so blieb als einziger Ersatz die Untersuchung der Handschrift, die ja gerade für die Entwicklung der Paralyse von Bedeutung ist. An diese mußte sich *Möbius* halten, wenn er ein objek-

tives Beweismaterial neurologischer Natur beibringen wollte. Da *Möbius* selbst seine Prüfung der Handschrift als „flüchtig“ bezeichnet, so habe ich die genauere Untersuchung nachgeholt. Frau *Förster-Nietzsche* ist dieser Untersuchung in jeder Weise entgegengekommen und hat mir im Archiv alle erbetenen Handschriften zur Verfügung gestellt. Daß ich auf Schreibfehler hin nur Stichproben durchlesen konnte, ist ja selbstverständlich.

Ich unterschied drei Gruppen.

1. Die Reinschriften, seien sie nur für den Druck bestimmt oder besonders wichtige Briefe, wie die an *Wagner*. Daß *Nietzsches* Handschrift auch im Jahre 1888 noch auffallend zierlich und sorgfältig ist, ist bekannt. Da in diesen Schriften, von denen viele Proben faksimiliert sind, wegen der größeren Sorgfalt Fehler um so weniger zu erwarten sind, habe ich dieser Prüfung nur wenig Zeit geopfert.

2. Die Notizbücher. *Nietzsche* tat sich darauf zugute, daß seine Gedanken „ergangen“ waren. Während oder nach achtstündigen Märschen notierte er in Hast die anströmenden Gedanken, um sie später zu verarbeiten. Daß diese nur für ihn selbst bestimmten Notizen oft sehr schwer zu entziffern sind, ist nicht verwunderlich. Unter solchen Umständen würde die Prüfung auf Fehler unverhältnismäßig viel Zeit erfordern, und etwa festgestellte Fehler würden schwerlich etwas beweisen. — Ich habe daher die meiste Mühe auf die dritte Gruppe verwandt, die zwischen besonderer Sorgfalt und besonderer Hast die Mitte hält:

3. Die vertraulichen Briefe an Freunde. Genau durchgesehen habe ich die Briefe an *Rohde* und an *Gast*, die zusammen vom Ende der Studentenzeit bis zur Katastrophe eine kontinuierliche Reihe bilden.

Daß in der Handschrift vor 1889 keine groben Störungen vorliegen können, geht schon aus den Handschriften der ersten Gruppen hervor. Eine grobe paralytische Störung wäre eben auch durch Sorgfalt nicht unterdrückt worden. Aber das Ergebnis in der dritten Gruppe war noch dürftiger, als ich erwartet hatte. Die Schrift ist bisweilen sorgfältiger, bisweilen flüchtiger, auch unsicherer im ganzen Wurfe, aber diese Störung ist nicht fortschreitend und zeigt kein typisches Merkmal der Paralyse. Erst im Oktober 1888 wird die Handschrift auffallend flüchtig und undeutlich (immer noch ziemlich leicht lesbar). Ein Brief vom 3. November ist wieder sicherer und deutlicher. Erst am 31. Dezember, also unmittelbar vor der Katastrophe, ist die Handschrift sehr „krickelig“. Am 4. Januar 1889,

also im Stadium des Größenwahns, schreibt er einen jener bekannten Zettel in großen, etwas kindlichen, aber nicht unsicheren Zügen.

In dem Buche „Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift" hat *J. v. Ungern-Sternberg* eine Reihe von Dokumenten faksimiliert wiedergegeben. Sie findet die ersten pathologischen Zeichen in „Ruhm und Ewigkeit", eine Handschrift aus dem Dezember 1888, also kurz vor der Katastrophe. Übrigens zeigt diese Handschrift (Fig. X) keine Spur von Geistesstörung. Die ganze Anlage ist noch sicher und schön, die einzelnen Worte klar. Nur in einzelnen Buchstaben ist etwas von Ataxie zu bemerken.

Die Handschrift gibt also keinen Anhaltspunkt, die Krankheit früher anzusetzen, als sie ohnehin gesichert ist. Über eine auffällige Störung will ich weiter unten berichten.

Eigentlich gibt *Möbius* diesen Sachverhalt zu. Er gibt zu, daß er weder in den faksimilierten Reinschriften noch in den flüchtigen Notizbüchern „die Verstöße, die man sonst bei Paralytikern häufig findet," gefunden habe. Man denkt, das sollte genügen, ihn in dem frühen Ansatz der Paralyse zweifelhaft zu machen. Keineswegs. Er versteht die Sache so zu drehen, daß er beim Leser, wenn nicht beim medizinischen, doch bei einigen Laien den Eindruck erwecken kann, auch die Prüfung der Handschriften stütze seine Hypothese. Über sein vergebliches Suchen nach Fehlern tröstet er sich mit der Aussicht, daß man vielleicht bei genauerer Prüfung welche finden würde. Er macht darauf aufmerksam, daß *Nietzsche*s hastig geschriebene Notizen schwer zu entziffern seien — als ob nicht viele Gelehrte ihre eigenen Notizen nur schwer entzifferten. Er bemerkt weiter, daß die Druckerei das Manuskript zum Fall Wagner als unleserlich zurückschickte, unterläßt aber zu bemerken, daß *Nietzsche* daraufhin ein nicht nur korrekt und deutlich, sondern auffallend schön geschriebenes Manuskript anfertigte. Das spricht nicht gerade für Paralyse. Außerdem findet er gröbere Buchstaben, Zittern und Ausgleiten in der Reinschrift von „Ruhm und Ewigkeit". Ich will über die Beweiskraft des angeblich unleserlichen Manuskripts und dieses (faksimilierten) Gedichtes nicht streiten. Beide Handschriften gehören dem Jahre 1888 an und besagen für den frühen Ansatz der Paralyse nichts. Die gesamte Beweisführung für einen früheren Ansatz ist also in dem einzigen Satz über das Zarathustralied (Oh Mensch! Gib acht!) enthalten: „Die Buchstaben sind gröber, auseinander gerückt, die Striche sind dicker und die einzelnen Buchstaben sind verbreitert (besonders die e)." Ich finde diese Handschrift schön und keineswegs der Paralyse verdächtig. Jeder Sachverständige kann sich

selbst ein Urteil bilden, da das Blatt im Zarathustraband der Groß-Oktav-Ausgabe faksimiliert ist. Daß *Möbius* selbst die Störungen nicht stark bewertet, geht daraus hervor, daß er sie „viel stärker“ in jenem Blatt „Ruhm und Ewigkeit“ (1888) findet. Dieser dürftige Satz also, der zudem einen ziemlich subjektiven Eindruck formuliert, ist der ganze graphologische und damit einzige neurologische Beweis, den *Möbius* für den frühen Ansatz der Paralyse bringt. Und überdies stammt jenes erste Blatt von 1884 (oder 1885?), würde also den Beginn 1881 nicht beweisen, würde über die Fröhliche Wissenschaft und die drei ersten Teile des Zarathustra nichts besagen!

Woher *Möbius*' Überzeugung von der frühen Erkrankung und überhaupt seine etwas gehässige Einstellung gegen *Nietzsche* stammt, das bekundet seine Beurteilung des Zarathustra. Es ist nicht die philosophische, ethische und kritische Richtung *Nietzsches*, die sonst heftigen Widerspruch erregt, bei *Möbius* aber oft Zustimmung findet, sondern es ist der künstlerische Rausch des Zarathustra.

Die neurologische Beweisführung war nicht möglich, *Möbius* war also auf die psychiatrische angewiesen, in der er weit weniger kompetent ist. Die Angaben der Angehörigen und nächsten Freunde ergaben aber kein Material für einen frühen Beginn: *Möbius* war also auf das schwierige, damals so vielfach mißverstandene, ihm nur zum Teil bekannte Werk selbst verwiesen. Diese Sachlage muß man im Auge behalten: *Möbius* beurteilt das Werk, nicht den Kranken selbst. War er dazu befähigt? Um *Nietzsches* Werk als organischen Bau zu verstehen, muß man eine gewisse Neigung dafür haben, und man muß sich viele Jahre damit beschäftigen. *Möbius* aber folgte nicht der Neigung, sondern er folgte einer Aufforderung, über *Nietzsches* Krankheit zu schreiben. *Nietzsches* Aphorismenbände, die ausdrücklich zu langsamem, gelegentlichem Lesen bestimmt sind, pflichtmäßig für eine Publikation durchzulesen, ist vermutlich kein Vergnügen. *Möbius* stöhnt oft dabei. Es „war manchmal ein saures Stück Arbeit“, bekennt er, und zuweilen habe er sich einer Art Seekrankheit nahe gefühlt. *Nietzsches* unfertiges Hauptwerk, die Umwertung, in der er eine Systematisierung seiner Gedanken erstrebte, kennt *Möbius* offenbar fast nicht. *Nietzsche* eilte seiner Zeit so voraus, daß nicht *Wagner* und *Rohde,* geschweige die anderen Freunde ihm folgen konnten — und *Möbius* maßt sich nach pflichtgemäßem Durcharbeiten einiger Bände ein Urteil an. Ich selbst bin seit Jugend mit *Nietzsches* Schriften aufgewachsen und habe jetzt fast alles von ihm und aus seinem Nachlaß Veröffentlichte für das Buch über *Wagner* und *Nietzsche* chronologisch durchgearbeitet, aber

ich maße mir nicht an, mit der Sicherheit *Möbius'* den Zeitpunkt der Erkrankung festlegen zu können.

Immerhin wird man zugeben, daß *Möbius* dem rein gedanklichen Inhalt oft mit gutem Willen folgt. So findet er auch an der „Fröhlichen Wissenschaft" wenig auszusetzen. Die wenigen Stellen aber, die in dieser Schrift auf den Zarathustra-Rausch weisen, genügen ihm als vollgültiger Beweis der Paralyse.

Der gedankliche Inhalt des „Zarathustra" ist es nicht, der ihn irre macht. *Möbius* steht ihm einigermaßen hilflos gegenüber: er nimmt einen Kommentar vor und erschrickt, wie nüchtern und verbraucht der Inhalt zum guten Teil sei, wenn man ihn in die gewöhnliche Sprache übersetze. Seltsames Argument! Ich möchte die Dichtung sehen, deren „Lehrgehalt" sich nicht banal wiedergeben ließe. Jedenfalls hat aber diese angebliche Banalität zur Folge, daß *Möbius* zugibt, im gedanklichen Inhalt stecke das Pathologische des Zarathustra nicht. Um das Pathologische nachzuweisen, ist er also auf die Stilkritik angewiesen. Auf diese Beweisführung werde ich unten zurückkommen. Durch diese Stilkritik also, für die er keineswegs zuständig ist, will er nun den sicheren Beweis der Paralyse geführt haben. Ganz wohl ist ihm nicht bei dieser Feststellung, daß *Nietzsche* durch die Paralyse geradezu produktiv geworden sei, und er versucht die schwankende Hypothese mit der anderen zu stützen, daß doch vielleicht, wie bei der Tabes, lange Zeit Schmerzen bestehen, ehe die Empfindlichkeit der Nerven erlischt, so im Anfang der Paralyse eine Steigerung der geistigen Leistungen möglich sei. Er gesteht, daß weder er noch die Kollegen, die er befragt habe, etwas Ähnliches beobachtet hätten. So törichte Hypothesen entwickelt man eben nur, wenn man eine verlorene Position um jeden Preis verteidigen will.

Diese Überzeugungstreue ließe sich begreifen, wenn nun die nächsten Werke das Paralyseverdächtige in stärkerem Maße zeigten. — Es folgt „Jenseits von Gut und Böse", und *Möbius* ist hier, wo es sich um rationales Verstehen handelt, mehr in seinem Element. Aber es passiert ihm etwas Seltsames. Zwar schimpft er wieder mit breitem Behagen über den Stil, aber der immerhin ernsthafte Denker, der er ist, muß er widerwillig gestehen, „eine nach Quantität und Qualität erstaunliche Geistestätigkeit zu finden". Eine ganze Reihe von *Nietzsches* leitenden Gedanken hebt er zustimmend heraus, und die Mängel findet er in *Nietzsches* Vorbildung und angeborener Art — wo bleibt da Raum für die Paralyse? — War es ihm vorher unbehaglich, so verschweigt er jetzt seine Verwunderung nicht. „Trotz und

während der Gehirnkrankheit wächst *Nietzsches* Geist und trägt Früchte.“ *Möbius* gesteht, weder aus eigener Beobachtung noch aus der Literatur einen so merkwürdigen Verlauf der Paralyse zu kennen. Dennoch zieht er daraus nicht den Schluß, daß damals die Paralyse noch nicht bestand oder wenigstens zweifelhaft gewesen sei, sondern er schließt, daß wir eben bisher das Wesen der Paralyse noch nicht gekannt haben. Er folgert also, um diese klassische Petitio principii zu unterstreichen, nicht die Diagnose aus dem Begriff der Krankheit, sondern leitet umgekehrt den Begriff der Krankheit aus der vorausgesetzten Diagnose ab.

Wenn *Möbius* gehofft hatte, durch die folgende Schrift „Genealogie der Moral“ ins reine zu kommen, so sah er sich wieder enttäuscht. Nach der Verwunderung das Erstaunen! „Bei näherer Betrachtung sieht man mit Erstaunen, wie an die Stelle des wüsten Aphorismenwesens eine ziemlich zusammenhängende Darstellung getreten ist.“ Er findet die Darstellung besonnen, „durchweg geistvoll und im einzelnen vieles richtig“. Das „Jenseits“ bedeutete ja schon für einen Paralytiker eine verwunderliche Remission, aber „wir können also hier (mit weit mehr Recht noch als bei dem ‚Jenseits‘) von einer Remission der Krankheit sprechen“.

Also *Nietzsche* schreibt im rauschhaften Zustande eine Dichtung. Der Neurologe macht wunderliche Hypothesen, daß die Paralyse produktiv machen könne, aber er sieht gerade in diesem Produkt den Beweis der Paralyse. — *Nietzsche* findet keine Ohren für seine Dichtung, und er stellt seine neue Lehre philosophisch dar. Der Neurologe wundert sich, daß der Geist des Paralytikers solche Früchte trägt, aber die Paralyse ist sicher. — Was hätte *Nietzsche* wohl tun können, um den Neurologen zu widerlegen? Er hätte seine Ansicht so begründen können, daß sie auch dem einfachen Gelehrten verständlich und lesbar war. Das tat er! In drei Wochen stellt er die 200 Seiten lange Schrift fertig. Der Neurologe billigt Form und Inhalt des wissenschaftlichen Gedankenganges, aber unbelehrbar sagt er: „Remission!“

Er kommt zum Jahre 1888, an dessen Ende die Katastrophe steht. *Nietzsche* schreibt im Mai und Juni den „Fall Wagner“, und *Möbius* muß wieder staunen. „Der ‚Fall Wagner‘ ist wieder ein ganz erstaunliches Stück.“

Aber genug des Erstaunens von Gutachter und Leser. Genug, daß *Möbius* selbst zugibt, daß im Verlauf der 7 Jahre angeblicher Paralyse k e i n e r l e i I n t e l l i g e n z d e f e k t nachzuweisen ist. Versagt hat also für den Beweis ebenso die Methode des philosophischen

wie die des neurologischen Sachverständigen. *Möbius* war damit eingeschränkt auf die Kritik des einfachen menschlichen Gefühls und des künstlerischen Urteils. Was heißt das aber anders, als daß er in bezug auf den besonderen Gegenstand nicht sachverständiger war als irgendein Laie?

Also der Stil des Zarathustra muß herhalten, da *Möbius* sonst kaum etwas in *Nietzsches* Werk findet, was er als pathologisch deuten kann. Diese „Stilkritik" ist nun gänzlich wertlos, sie ist die Nörgelei eines von vornherein widerwilligen Menschen. Ich will einfach nur das erste der Beispiele hersetzen, durch deren „Geschmacklosigkeit" *Möbius* die Paralyse bewiesen zu haben glaubt. „Auf S. 155 heißt es: ‚O, ihr erst (ihr Dunklen) trinkt euch Milch und Labsal aus des Lichtes Eutern!' *Nietzsche* vergleicht also das Licht mit einer Kuh: ekelhaft und sinnlos." So ganz ungewöhnlich ist das Bild nicht. Im „Faust" heißt es z. B.: „Wo faß' ich dich, unendliche Natur? Euch Brüste, wo? Ihr Quellen allen Lebens..." Daß *Nietzsche* nicht von Brüsten, sondern von Eutern redet, ist im Stile des Buches berechtigt. Er will zum „Sinn der Erde" zurückführen, im Menschen das edle Tier (II. Unzeitgemäße: „Das göttliche Tier") wiederfinden. Da ist es verständlich, daß er mit pantheistischer Färbung die tierische Quellkraft versinnbildlicht (wie *Plato* gerade den geistigen Eros mit dem tierischen Zeugungstrieb in eins setzt). Also an ein bestimmtes Tier wird man nicht denken, sondern an d a s Tier, die mütterliche Allkraft an sich. Warum *Möbius* aber gerade an die Kuh denken muß, ist ein psychologisches Geheimnis, denn da die Kuh nur ein Euter hat, muß die Mehrzahl gerade den Gedanken an die Kuh ausschalten. In derselben Weise lassen sich a l l e Beispiele, die *Möbius* sammelt, aufklären. Dabei sieht er in diesem Stil nicht Geschmacklosigkeit schlechthin, zu der er auch bei dem gesunden *Nietzsche* eine starke Neigung findet, sondern er setzt ausdrücklich voraus, daß er nur das „sehr Anstößige" als Beleg des Pathologischen verwenden wolle. Ein wenig skurril ist es schon, wenn *Möbius* das Experiment macht, ob eiskalter Honig wirklich gut schmecke. Natürlich redet *Nietzsche* nicht von „eiskalt", sondern von „eisfrisch". Wer „taufrisch" sagt, meint doch auch nicht „naß wie Tau". Im Zarathustra ist im Anklange an die Bibel eine Neigung zum Parallelismus membrorum; *Möbius* fühlt sich dadurch an Berliner Witzblätter gemahnt. Vollkommen fremd bleibt ihm der Sinn jeder sprachlichen Neubildung. „Freudenschaften und Leidenschaften" ersetzt in einem Wort eine wichtige psychologische Anregung. *(Jean Paul* hat, ohne Paralytiker zu sein, derartige Bildungen bisweilen zum Barocken

übertrieben.) Für *Möbius* sind das alles nur „sehr anstößige Geschmacklosigkeiten", nicht etwa Belege, sondern die einzigen Beweise der frühen Paralyse. *Weygand* hat kürzlich darauf hingewiesen, daß eine derartige Wortneubildung, die *Möbius* als Symptom der Paralyse wertete, von *Alois Riehl* als geniale Leistung bezeichnet wurde. Zweifellos ist aber *Riehl* in Fragen des Stiles zuständiger als *Möbius*. Danach wird man meinen Ausdruck „frivole Fahrlässigkeit" nicht zu hart finden.

Wenn *Möbius* aus einer Stilblütenlese Paralyse beweisen wollte, so hätte er viel bequemer etwa in den Gedichten des jungen *Schiller* „Geschmacklosigkeiten", Überspanntheiten, „Brutalitäten", Größenwahn finden können. Aber in der Dichtung fehlt *Möbius* nicht nur das Urteil, sondern anscheinend auch die Durchschnittsbelesenheit.

Was die „Fröhliche Wissenschaft" und „Zarathustra" I—III anbelangt, so sind die Behauptungen und Urteile *Möbius'* völlig hinfällig. Aber das genügt nicht. Es ist zu untersuchen, ob bei besserer Kenntnis *Nietzsche*s nicht gültigeres Material für die Krankheit zu finden ist.

In der Tat liegt vor der „Fröhlichen Wissenschaft" ein wesentliches Erlebnis, vielleicht d a s Erlebnis *Nietzsche*s: die Zarathustravision, die Idee der ewigen Wiederkunft. Er schreibt am 14. August 1881 aus Sils-Maria an *Peter Gast:* „Nun, mein lieber guter Freund! Die Augustsonne ist über uns, das Jahr läuft davon, es wird stiller und friedlicher auf Bergen und in den Wäldern. An meinem Horizonte sind Gedanken aufgestiegen, dergleichen ich noch nicht gesehen habe, — davon will ich nichts verlauten lassen, und mich selber in einer unerschütterlichen Ruhe erhalten. Ich werde wohl einige Jahre noch leben müssen! Ach, Freund, mitunter läuft mir die Ahnung durch den Kopf, daß ich eigentlich ein höchst gefährliches Leben lebe, denn ich gehöre zu den Maschinen, welche zerspringen können! Die Intensitäten meines Gefühls machen mich schaudern und lachen — schon ein paarmal konnte ich das Zimmer nicht verlassen, aus dem lächerlichen Grunde, daß meine Augen entzündet waren — wodurch? Ich hatte jedesmal den Tag vorher auf meinen Wanderungen zuviel geweint, und zwar nicht sentimentale Tränen, sondern Tränen des Jauchzens, wobei ich sang und Unsinn redete, erfüllt von einem neuen Blick, den ich von allen Menschen voraushabe."

Auf diese expansive Stimmung muß der Psychiater, der von der späteren Paralyse weiß, aufmerksam werden. Seit diesem Erlebnis fühlt sich *Nietzsche* als Prophet, in diesem Bewußtsein findet er den

neuen Stil, den *Möbius* pathologisch findet — ist also dies Erlebnis ein Symptom des Größenwahns? —

Ich habe natürlich das Original dieses Briefes mit besonderer Aufmerksamkeit geprüft. Die erste Seite, die oben wiedergegeben ist, ist sicher, flüssig, frei geschrieben; die folgenden drei etwas flüchtiger und nicht ganz gleichmäßig. Paralytische oder auch allenfalls paralyseverdächtige Symptome fand ich nicht, insbesondere auch kein Zittern.

Das Fehlen des Zitterns hat ein besonderes Interesse. In den Handschriften der letzten Monate 1888, zumal in einigen Dionysosdithyramben und in „Nietzsche contra Wagner“ fand ich eine Störung, die auf den ersten Blick allenfalls ein Vorbote des „Schlaganfalles“ hätte scheinen können, dann sich aber als eine regelmäßige, wohl funktionell bedingte Abweichung erwies. In den Abstrichen der (deutschen) e, n, m findet sich oft eine Einwinkelung, so daß ein n bisweilen aussieht wie zwei schrägstehende e. Diese Störung findet sich nicht in jenem Brief vom August 1881, wohl aber in Karten an *Gast* von 1877 neben einfachen kleinen Verdickungen. Deutlich ist diese Störung auch einige Male im Brief vom 31. 5. 1878, besonders zweite Seite; faksimiliert bei *Ungern-Sternberg* Fig. V, wo aber im Text nichts darüber gesagt ist. Im Jahre 1877, dem Jahre nach dem Abschied von Bayreuth, befand sich *Nietzsche* in einem tiefen Depressionszustand oder in jenem „nervösen Zusammenbruch“. Die Krankheit nahm bis 1879 zu, besserte sich von da an allmählich. Im Februar 1881 ist die Handschrift etwas zitterig, bessert sich dann aber. Jene Unterbrechung der Grundstriche dürfte also eine psychogene oder doch funktionelle Störung sein, die nur dann auftritt, wenn *Nietzsche* schwer leidend ist. Diese Störung, ebenso das Zittern, verschwinden also gerade in der Zeit, die nach *Möbius* die erste große Welle der Paralyse enthält.

Möbius gibt zu, daß das Nervenleiden, die „Migräne“, seit 1870, besonders von 1875—1881, wahrscheinlich nicht als Paralyse aufzufassen ist. Mitte 1881 fühlt sich *Nietzsche* gesundet, die Handschrift ist wiederhergestellt, und gerade dieser Zustand soll die erste Welle der Paralyse sein? —

Wir sind also für das rauschhafte Zarathustraerlebnis 1881 auf den Inhalt angewiesen. Der wesentliche Teil unserer Untersuchung spitzt sich auf die Frage zu: War das Größenbewußtsein *Nietzsches* damals Größenwahn, war es paralytischer, d. h. auf Urteilsschwäche beruhender Größenwahn? Und ist die Idee der ewigen Wiederkunft eine Wahnidee, d. h. nicht ein Irrtum, sondern eine nur durch Irrsinn

zu erklärende Wahnidee? Hier hätte *Möbius* einsetzen müssen, wenn er als Psychiater, nicht als Journalist gearbeitet hätte.

Die Idee der Wiederkunft hat in der Tat Befremden erregt, auch bei *Nietzsche*s Freunden. *Möbius* ist schnell fertig mit der Entscheidung: „Die ganze Lehre von der ewigen Wiederkunft ist das Schwachsinnigste, was *Nietzsche* hervorgebracht hat.“ Diese Frage, die ein Psychiater entweder als unzuständig abweisen müßte, oder der für die ein Psychiater als solcher unzuständig ist und die zum mindesten einer eingehenden Untersuchung bedarf, hat *Möbius* in seiner 106 Seiten langen Broschüre mit wenigen kurzen Sätzen abgetan. Der „Beweis“ des Schwachsinns besteht in der Behauptung, für *Pythagoras* sei eine solche Lehre nicht übel gewesen, für einen Mann aber, der *Kant* gelesen habe, sei sie ein Symptom von Gehirnkrankheit. Leichtfertiger, laienhafter kann man nicht verfahren, mag man die Schrift nun als psychiatrisches oder als philosophisches Gutachten auffassen. Daß dem Laien der Gedanke, jeder Augenblick, jede Person kehre nach unendlichen Zeiträumen einmal wieder, schwachsinnig scheint, ist natürlich. Genau so mußte der Laie über *Kopernikus* und *Kolumbus* lachen. Für den gesunden Menschenverstand mußte es früher absurd erscheinen, daß man bei dauernder geradliniger Fortbewegung einmal wieder auf demselben Punkt der Erde anlange. *Nietzsches* Anschauung ist etwas Ähnliches ins Zeitliche übertragen; wenn *Möbius* darüber lacht, bekundet er nur, daß er auf jede selbständige Kritik verzichtet. Philosophen vom Fach nehmen die Sache ernster und beweisen, daß *Nietzsche*s mathematischer Beweis nicht zwingend sei. Das ist richtig, wie auch ohne mathematisches Fachwissen leicht zu beweisen gewesen wäre: schon zwischen 2 Atomen ist m a t h e m a t i s c h eine unendlich große Zahl von Abständen möglich. — Aber ist diese Zahl auch p h y s i s c h möglich, heischen die Naturgesetze nicht e i n e n bestimmten Abstand. Geht man diesen Theorien und den modernen Forschungen (Quantelung der Lichtenergie!) nach, so muß man doch bekennen, auf Grundlage der materialistischen Weltanschauung, der Atomlehre (Atom im ursprünglichen Sinne), ist die Annahme die plausible: Die Anzahl der Atome ist begrenzt, und die Anzahl der Kombinationen, die mit diesen Atomen möglich sind, ist begrenzt, wenn auch noch so ungeheuer groß; das aber besagt nichts anderes als die „ewige Wiederkehr“. (Selbstverständlich handelt es sich nicht um geologische Perioden, wie manche Kritiker annehmen, sondern um ungeheure astronomische Zeiträume.) Auf Grund der materialistischen Weltanschauung (die ich ablehne) wäre also die Lehre der Wiederkehr außerordentlich naheliegend und wahrscheinlich, und nur die moderne hochgradige Ein-

engung des philosophischen Horizontes macht es begreiflich, daß man gerade von der Naturwissenschaft her diese Lehre unbesehen ablehnt.

Für *Nietzsche* ist dieser physikalisch-mathematische Beweis nicht viel mehr als ein Zierat: ganz natürlich — er bestreitet ja eine logische beweisbare Weltanschauung, eine systematische Philosophie. Um die ethische Wirkung der Lehre ist es ihm vor allem zu tun. Er versucht seinen Standpunkt oberhalb der „materialistischen“ und „idealistischen“ Anschauung zu nehmen. Ich glaube, daß er damit nicht bis zum Ziele gelangt ist, aber das Streben ist unbestreitbar das rechte. — Gerade diese ethische Tendenz glaubt *Möbius* leicht ad absurdum führen zu können. „Selbst ein schlichter Mann muß doch einsehen, daß, wenn einmal die Welt ein großes, sich drehendes Rad ist, alles, auch jeder Gedanke, so wiederkommt, wie es früher gewesen ist, daß also der strengste Fatalismus damit gegeben ist. Trotzdem glaubt *Nietzsche* an die sittliche Wirkung seines Gedankens.“ *Möbius* ist also offenbar erst durch den Widerspruch zu *Nietzsche*s Lehre auf das Problem der Willensfreiheit aufmerksam geworden! Er beruft sich auf *Kant* und weiß nichts von Antinomien! Gewiß liegt hier eine Schwierigkeit, die der „schlichte Mann“ sehen muß, aber auch philosophische Anfänger wissen, daß diese Schwierigkeit noch niemals in der Philosophie überwunden wurde. Logisch ist *Nietzsche*s Lehre durchaus „auf der Höhe der Wissenschaft“. Alles, was geschieht, muß so geschehen, aber der persönliche Wille, die ethische Wirkung ist eben auch ein Glied dieses notwendigen Geschehens, und nur der Wille, der bewußt den Ring der Wiederkehr durchbrechen will, wäre widersinnig.

Wäre *Möbius* als Psychiater, nicht als Journalist verfahren, so hätte er sich selbst diese kurze Kritik, diesen Beweis seiner Ignoranz, geschenkt, und er hätte untersucht, ob die Idee der Wiederkehr nicht vielleicht eine „überwertige Idee“ bei *Nietzsche* war, aber da er anscheinend die Fragmente zum Willen der Macht nicht gelesen hat, so fehlt ihm für die Bedeutung dieser Idee bei *Nietzsche* das Verständnis.

Die Idee der Wiederkunft ist ein unablösbarer Teil des Zarathustra-Erlebnisses und ohne dies nicht zu verstehen. Blicken wir zuerst auf das zweite Moment, das psychiatrisch wichtig ist: *Nietzsche*s primäres Größengefühl. In der Tat ist *Nietzsche*s Größenbewußtsein in und seit dem Zarathustra-Erlebnis grandios. Auch hier schenkt sich *Möbius* jede ernste psychiatrische Untersuchung und stellt einfach die Ausdrücke des Größenbewußtseins wahllos, kommentarlos zusammen, die allerdings bei Lesern, welche *Nietzsche* so gering einschätzen wie *Möbius*, als Anzeichen von Größenwahn gelten

mögen. Wenn ein Mann sagt, daß er Millionen besitze, so darf der Psychiater nicht einfach Größenwahn diagnostizieren, sondern er muß zuerst ausschließen, daß jener Mann wirklich Millionär ist. Beim Genie ist die Sache schwieriger. Es genügt nicht, nachzuweisen, daß sich jemand überschätzt (bei wieviel mittelmäßigen Talenten könnte man in dieser Art paralytischen Größenwahn nachweisen), sondern man muß nachweisen, daß es sich nicht um einfache Selbstüberhebung, sondern um schwachsinnige oder sonst pathologische Verkennung handelt.

Die psychiatrische Untersuchung muß also von dem Punkt ausgehen: Fordert das Größenbewußtsein *Nietzsches* seit dem Zarathustraerlebnis die Annahme einer brutalen, das Gehirn zerstörenden Gewalt — oder ist es verständlich aus *Nietzsches* Anlagen, seinen Leistungen, seinen Erfahrungen, seinem Schicksal, kurz, aus seiner geistigen Entwicklung? Die Broschüre von *Möbius* ist psychiatrisch wertlos, weil sie auf diese Kernfrage nicht eingeht.

Betrachtet man nur die rationalen „Meinungen“, die partikularen Urteile *Nietzsches*, so kann man überall Widersprüche finden — fast so viele wie bei *Goethe.* Das liegt daran, daß diese Meinungen und Urteile nur Oberflächenspiegelungen des Kampfes seiner halbbewußten Triebe und Instinkte sind: das Wesentliche ist bei ihm nicht die Entwicklung eines neuen logischen Systems, sondern die organische Bildung einer neuen Seele. Versucht man diesen Vorgang zu erfassen, so erscheint seine Entwicklung geradezu von einer unheimlichen Folgerichtigkeit. Eine starke zerstörende Komponente seines Wesens läßt sich nicht leugnen: sie entwickelt sich von den ersten religiösen Zweifeln des Knaben bis zum wütenden pathetischen Angriff im „Antichrist“.

Es sei hier kurz an den ganzen Verlauf erinnert. *Nietzsche* ist Geistlicher von Geblüt und Gesinnung, aber schon als Schüler fällt er von der Kirche ab, weil sie nicht mehr echt und lebendig ist. Der eingeborene Trieb zur Prophetie und Gemeindebildung wird dadurch nur gesteigert. Als Student findet er *Schopenhauer:* dessen Prophet will er werden, in seinem Namen die Gemeinde gründen — aber was ihn an *Schopenhauer* fesselt, ist nicht die Askese, sondern die Idee eines germanischen Hellenentums. Neben dieser idealen Sendung treibt er mit gewisser Geringschätzung Philologie — und ist trotzdem ein so glänzender Philologe, daß man ihn noch vor der Promotion, 24jährig, als Professor nach Basel beruft. Der weltberühmte, fast 60jährige *Wagner,* der Freund des Bayernkönigs, nimmt den Jüngling als nächsten Freund, als größten Gewinn seines Lebens in seinem

Hause auf. In Tribschen fühlen sie sich einig im Enthusiasmus für *Schopenhauer* und für das Griechentum. Die objektiven Gründe für ein gesteigertes Selbstbewußtsein fehlen also nicht.

Niemand war geeigneter als *Wagner*, dies Selbstbewußtsein weiter zu steigern. *Wagner* selbst hielt sich schlechthin für göttlich. Er trieb *Nietzsche* zum Kampf gegen die ganze Gegenwart an. Er wollte mit *Nietzsche* zusammen, gleichsam als „Homer mit Plato (!) im Bunde“, eine neue Kultur heraufbeschwören. Welch rauschhaftes Selbstgefühl muß das in dem stolzen Jüngling wecken!

Die ersten Festspiele in Bayreuth (1876) entschieden den Bruch mit dem Bayreuther Theater, noch nicht mit *Wagners* Person. *Nietzsche* brauchte eine erhabene Aufgabe, für die er wirkte — die war ihm genommen, als er von *Wagner* und ebenso von *Schopenhauer* abgefallen war. Sein Leben schien seines Sinnes beraubt. Von außen gesehen war die Kurve seines Lebens abgebrochen. Er ging gleichsam in die Wüste, um sich selbst und seinen heiligen Beruf wiederzufinden. Er will seine Aufgabe finden, aber mit härtestem Wirklichkeitssinn, ohne jede romantische Illusion. Das ist seine skeptische, „positivistische“ Periode. *Wagner* wendet sich empört ab, die Freunde verstehen ihn nicht mehr, aus dem „hoffnungsvollen“ Autor der „Geburt der Tragödie“, dem begeisterten Vorkämpfer *Wagners* ist ein einsamer Sonderling geworden, dessen Bücher niemand liest. In Italien und den Alpen führt er ein einsames Wanderleben, bescheiden wie ein armer Student, oft vor den wenigen Bekannten seine Adresse sorgfältig geheimhaltend. Nach den beiden Bänden „Menschliches, Allzumenschliches“ drücken sich in der „Morgenröte“ schüchtern wie bei einem Genesenden seine Hoffnungen aus, aber im ganzen ist auch sie noch skeptisch, kühl. Endlich, im August 1881, beginnt der Zarathustrarausch.

Man muß sich diese seelische Lage voll vergegenwärtigen. Mit 24 Jahren begeistert sich *Nietzsche* für *Wagner*, seinen Jupiter und heroischen Freund: vom 27. bis 31. ringt er heimlich mit ihm, will er die gemeinsame heroische Aufgabe festhalten; vom 31. bis 37. leidet er in unerhörter Einsamkeit und schwerer Nervenkrankheit: endlich, nach einem Jahrzehnt innerer Kämpfe ist die Erleuchtung da, die neue Aufgabe, der Sinn des Lebens ist wieder gewonnen. Jetzt endlich glaubt er die Idee gefunden zu haben, auf die er — auch ohne *Wagner* — eine Gemeinde, ja ein neues Weltalter gründen kann. Darf man bei einer sensiblen zarten Natur wie der *Nietzsches* nicht eine stürmische Euphorie, einen Genesungsrausch erwarten, in der die Genesung vom Nervenleiden und die geistige Genesung von der

Hoffnungslosigkeit zusammenströmen? Wer sich hier einzufühlen versucht hat, wird nicht der Versuchung nachgeben, die Genesungseuphorie schlechthin mit der ersten Welle der Paralyse gleichzusetzen.

Wiederkunftsidee und Größenbewußtsein sind im Zarathustraerlebnis untrennbar verschmolzen. Fühlt sich *Nietzsche* als Prophet, weil ihm diese Lehre neu aufging? Oder wird ihm der Wiederkunftsgedanke so bedeutend, weil er den seligen geistigen Rausch, den „höchsten Augenblick" ewig wiederholen will? Nur aus dem gefühlhaften höchsten Erleben schöpft auch der Wiederkunftsgedanke seine rauschhafte Stärke, und nur aus dem Gefühl, durch die neue Lehre sich als Prophet zu legitimieren, ist das Größenbewußtsein, das Bewußtsein der neuen entscheidenden Aufgabe verständlich. Aus dem Ewigkeitsrausch muß man die Wiederkunftslehre begreifen, nicht aus Mathematik oder Moral. Zarathustra predigt den Gegensatz der Jenseitsmoral, den „Sinn der Erde". Das könnte als Naturalismus verstanden werden: die Wiederkunftsidee aber gibt jedem Geschehen die Weihe der Ewigkeit. Sie ist die Formel höchster Lebensbejahung im Gegensatz zur *Schopenhauer-Wagner*schen Lebensverneinung, sie ist, wenn auch übersteigert, die antike zyklische Weltschau im Gegensatz zum modernen Fortschrittswahn. Darum muß man ihren symbolischen Wert anerkennen, wenn man sie auch nicht wörtlich, dogmatisch anerkennt.

Das ist also die Voraussetzung, von der der Psychiater ausgehen muß. *Nietzsche* war durch seine geniale Veranlagung und seinen reformatorischen Trieb, durch *Schopenhauer*s Lehre und *Wagner*s persönlichen Einfluß zu den höchsten Anforderungen getrieben. Nachdem er die *Schopenhauer*sche Verneinung und das Bayreuther Theater verworfen hatte, blieb ihm nur die Wahl zwischen gänzlicher Resignation oder dem eigenen Prophetentum. Die jahrelange Vorbereitung in der „Wüste", die großen Opfer im menschlichen Verkehr, die er auf sich genommen, machen den Stolz, mit dem er seine Sendung auf sich nimmt, begreiflich. Daraus folgt, daß man sein Größenbewußtsein nur dann als pathologisch, wenigstens als paralytisch auffassen dürfte, wenn es sich in urteilsschwacher Weise ausdrückte. Ein Paralytiker pflegt seinen Größenwahn rücksichtslos auszusprechen, ein Paranoiker verbirgt ihn allenfalls, wenn er erkannt hat, daß seine Umgebung ihn für krank hält. Betrachtet man *Nietzsche*s Äußerungen daraufhin, so fällt im Gegenteil seine vorsichtige Zurückhaltung, sein planmäßiges Vorgehen auf. Er wählt mit dem Zarathustra die Form, in der es in allen Zeiten ohne Verdacht der Geistesstörung gestattet war, auch titanische Ansprüche im Bilde

auszudrücken: die Dichtung. Aber auch hier nimmt er sich Zeit. Er schreibt zuerst noch die „Fröhliche Wissenschaft“ im Stil der frühen Schriften, ja als zweiten Band der „Morgenröte“ gedacht, und nur ganz wenige Aphorismen bereiten hier unmittelbar auf den Zarathustra vor. Nirgends ist berichtet, daß er sich im Verkehr prophetisch gebärdete. Seine Briefe sind in dieser Beziehung vollkommen einfach und natürlich. Bisweilen äußert er den Freunden gegenüber ein Bewußtsein seiner großen Sendung, aber die Art, in der er es tut, beweist seine klare Einsicht in die Sachlage: er weiß, daß niemand ein Verständnis für sein ungeheures Wollen hat, und will nur hin und wieder das Nachdenken darüber durch seinen deutlich geäußerten Anspruch veranlassen. Betrachtet man die Äußerungen inhaltlich, so muß man heute bekennen, daß sie im ganzen die klare Selbsterkenntnis ohne Übertreibung darstellen. *Möbius* stellt sie aber ohne Kommentar zusammen und glaubt damit den paralytischen Größenwahn zu beweisen. Dabei muß man eins bedenken: Das 19. Jahrhundert, höchst anspruchsvoll in Wissenschaft und Technik, war in Dichtung, Religion, in wirklicher Menschlichkeit von einer so schäbigen Bedürfnislosigkeit, daß solche Aussprüche *Nietzsche*s, aber ebenso alle mythischen Aussprüche auch *Schopenhauer*s, *Hebbel*s, *Wagner*s dem nüchternen Rationalisten wie Größenwahn klingen, wie sie ja tatsächlich sämtlich in diesem Sinne von Fachmännern gedeutet sind.

Die bekanntesten Aussprüche von *Nietzsche*s Selbstüberhebung enthält erst das Ecce Homo. Hier — 3 Monate vor dem großen paralytischen Anfall — mag paralytischer Größenwahn mitsprechen. Davon ist hier noch nicht die Rede.

Ein entscheidender Punkt ist also jener Brief vom 14. August 1881 (vgl. S. 291), die „Euphorie“ des Zarathustra-Gedankens. Daß diese Euphorie an jener Stelle steht, wo sie hingehört, nämlich an dem Augenblick, in dem er den Sinn seines Lebens gefunden zu haben glaubt, spricht nicht gerade für Paralyse. Man wird aber weiter fragen, ob die Art, euphorisch zu reagieren, in *Nietzsche*s Leben als etwas Neues auftritt.

Daß er auf neue Erlebnisse und Hoffnungen mit großem Enthusiasmus zu reagieren pflegte, ist ja so bekannt, daß bestimmte Beispiele überflüssig sind. Aber auch im neurologischen Sinne hebt ja *Möbius* selbst hervor, daß sich an den Ablauf des Migräneanfalles eine euphorische Stimmung anzuschließen pflegte. Ich werde hier nun einige Stellen aus der frühesten Zeit wiedergeben, die sogar etwas an die Briefe im Herbst 1888 erinnern und die deshalb als Paradigma

gelten können, was dem vollkommen geistesgesunden *Nietzsche* angehört. Es sind Notizen von Ende September 1872, also nach der ersten Periode der Migräneanfälle. Am Sonntag in Chur hat er einen schweren Anfall, so daß er die Reise unterbrechen muß. Nach drei Stunden Schlaf kann er aber wieder aufstehen und geht spazieren. In den Tagebuchnotizen (Biogr. II, 87) erzählt er nun mit auffallender Genauigkeit die äußeren Erlebnisse, was ihm über die geologischen Verhältnisse usw. gesagt wird. Er lobt die Landschaft sehr: „Die Schlucht, durch die die Rabiusa braust, kann ich nicht genug preisen, Brücken führen bald an das rechte, bald an das linke Ufer.... Endlich tritt Glück und Zufriedenheit ein. Ein kleines Kind mit blassen Haaren sucht sich Nüsse und ist drollig. Endlich holt mich ein altes Paar ein, mich anredend und somit auch von mir Gegenrede empfangend....“ Das sind Tagebuchnotizen, und an *Gersdorff* schreibt er kurz danach von Splügen: „Hierher, an die Postgrenze der Schweiz und Italiens, habe ich mich zurückgezogen und bin über meine Wahl, bis auf Tinte und Feder (wie Du merkst) sehr zufrieden, sehr glücklich! Wunderbare reiche Einsamkeit, mit den herrlichsten Straßen, auf denen ich stundenlang gehen kann, in meine Gedanken versunken, ohne in einen Abgrund zu fallen: sobald ich aber um mich sehe, ist etwas Neues und Großes zu sehen....“ Was wir aus diesen Dokumenten zu entnehmen haben, ist unmittelbar nach dem Ablauf des Migräneanfalles eine ganz veränderte Stimmungslage, eine sehr gesteigerte Sensibilität für alle sinnlichen Eindrücke, einen merkwürdigen gefühlsstarken Glanz äußerlich unbedeutender menschlicher Berührungen und ein ausgeprägtes Glücksgefühl. Dies Glücksgefühl dauert aber mit der Erholung eine Reihe von Tagen in seiner Stärke an. Das war länger als 16 Jahre vor dem deutlichen Ausbruch der Paralyse. Auch jener erste Zarathustra-Rausch fällt in eine Zeit der Erholung nach langem Übelbefinden, er wird im Engadin erlebt, in der Landschaft, die *Nietzsche* als s e i n e Landschaft bezeichnet hatte, von der er schon vorher gesagt hatte, sie habe ihm das Leben gerettet.

Die erste Vorbedingung für die Entscheidung in einer so schwierigen Sache ist die genaue chronologische Anordnung des Materials. Das hat *Möbius* fahrlässigerweise versäumt (vgl. unten S. 136). Wenn wirklich der Zarathustra-Rausch eine hohe paralytische Welle ist, so müßten in dieser Zeit auch in den Briefen die Größenideen zu erwarten sein. *Möbius* teilt keine mit, weil eben die wirklich auffälligen nicht aus dieser Zeit stammen. Dagegen teilt er den immerhin auffälligen Ausspruch vom Sommer 1886 an *Deussen* mit: „Ich will

nicht für heute und morgen, sondern für Jahrtausende recht behalten.“ Dieser Ausspruch liegt also zwischen „Jenseits“ und „Genealogie der Moral“ — also gerade in der Zeit der von *Möbius* bewunderten Remission, der besonnenen wissenschaftlichen Arbeit! Das will sich also mit der ganzen Paralysekurve, welche *Möbius* erfunden hat, gar nicht zusammen reimen. Für die schlichte psychologische Auffassung ist aber die Deutung nicht schwierig.

Man muß sich immer wieder klar machen, daß zwar der Weltruhm *Nietzsche*s erst kurz vor seiner Umnachtung begann, daß er aber als Jüngling schon von Erfolg verwöhnt worden war. Die Begeisterung *Wagner*s und seiner Gemeinde galt ihm mehr als eine Zeitungs-Popularität und dieser Erfolg hatte ihn darin bestärkt, nur für ein erlesenes Publikum zu schreiben. Als der Zarathustra I beendet war, schrieb *Peter Gast* an *Nietzsche* eine begeisterte Karte, in welcher er sagte, daß er nun erst ganz dessen Gedanken als einen großen Organismus erkenne. Er schloß mit dem buddhistischen Zitat: „Preis sei ihm, welcher ist der Selige, der Heilige, der völlig Erleuchtete!“ Also einen Menschen gab es doch, einen philosophisch gebildeten und veranlagten, der kritisch an *Nietzsche*s Manuskripten mitgewirkt hatte, welcher nun ganz spontan *Nietzsche*s Größe anerkannte. Bezeichnend ist der Gebrauch, den *Nietzsche* davon macht: er schickt die Karte an *Malvida von Meysenbug,* die Freundin, die noch mit Bayreuth in naher Verbindung steht, und schreibt: „Wollen Sie nicht ein wenig mit lachen, hochverehrte Freundin? Ich lege eine Karte bei, vom Verfasser jenes Briefes. — Erwägen Sie doch, es ist gegen das Ende des 19. Jahrhunderts! Und der Schreiber ist ein anscheinend vernünftiger Mensch, ein Skeptiker, — fragen Sie nur meine Schwester!

Es ist eine wunderschöne Geschichte: ich habe alle Religionen herausgefordert und ein neues „heiliges Buch“ gemacht! Und, in allem Ernst gesagt, es ist so ernst als irgendeines, ob es gleich das Lachen mit in die Religion aufnimmt. —“

Ich glaube, aus diesen Worten, April 1883, also aus der Zeit der Zarathustra-Stimmung, wird jeder eine klare Besonnenheit und Selbstkritik, ein klares Gefühl für die Realität und Umwelt herauslesen, worin ja an sich nicht beschlossen liegt, daß auch sein objektives Urteil über das eigene Werk zutreffen muß. Er hält es für politisch richtig, dem Wagner-Kreis das enthusiastische Urteil des Freundes bekannt zu geben, aber er ist sich bewußt, daß dies Urteil als exaltiert gelten wird und er mischt daher etwas Selbstironie bei. Also keine

Spur einer manischen Hemmungslosigkeit geschweige denn eines intellektuellen Defekts. Bei den Freunden wartet er die Wirkung des Zarathustra in froher Hoffnung ab — und erst, als diese Hoffnung enttäuscht, läßt er von Zeit zu Zeit einen Ausdruck seines hohen Selbstbewußtseins einfließen, um ihnen die richtige Perspektive für den Zarathustra zu eröffnen. Das geschieht aber in einer so geschickten Form, so in die Situation verwoben und jedesmal auf den Empfänger abgestimmt, daß man hier erst recht jeden Defekt des Urteils, also des paralytischen Größenwahnes ablehnen muß.

Dagegen will ich noch einen Brief vom 25. November 1881, also aus der Zeit der „Fröhlichen Wissenschaft", an die Schwester erwähnen, der für *Nietzsches* Leiden überhaupt sehr bezeichnend ist, auf den ersten Blick aber in der Frage des Größenwahnes belastend scheinen könnte. „.... Du weißt es, daß meine Leiden mich nicht der Schmerzen wegen ungeduldig machen, sondern nur, weil ich immer befürchte, daß ich mit der ungeheuren Aufgabe, die sich von Jahr zu Jahr mir immer deutlicher zeigt, nicht fertig werde. Ich kann nur denken und schreiben bei vollster Freudigkeit des Geistes und Leibes! — ich traue keinem Gedanken, der bei bedrückter Seele und betrübten Eingeweiden entstanden ist, und was nun gar bei Kopfschmerzen geschrieben sein sollte, wird sicherlich vernichtet. Daß mir nun diese verwünschten Schmerzen soviel Zeit wegnehmen, bringt mich hie und da zur Verzweiflung! Andererseits weiß ich wohl, daß ich diesem wechselvollen Zustand meiner Gesundheit Ungeheures verdanke: schon dieses häufige Gesundwerden und dieses bezaubernde Gefühl der Genesung! — ein wundervoller Zustand und die Ursache der erhebensten und mutigsten Empfindungen. Du kennst ja auch Migräne und sagtest einmal, als sie gerade vor einem Spaziergang verschwand: ‚heute erscheint mir die Welt verklärt.' Ach wie oft habe ich schon diese Verklärung empfunden — vielleicht zu oft! —

Hier in Genua bin ich stolz und glücklich, ganz principe Doria! — oder Columbus? Ich wandre wie im Engadin mit einem Jauchzen des Glückes über die Höhen und mit einem Blick in die Zukunft, wie ihn vor mir noch niemand gewagt hat. Es hängt von Zuständen ab, die nicht bei mir stehen, sondern beim ‚Wesen der Dinge', ob es mir gelingt, meine große Aufgabe zu lösen. Glaube mir: bei mir ist jetzt die Spitze alles moralischen Nachdenkens und Arbeitens in Europa und noch von manchem Anderen. Es wird vielleicht einmal noch die Zeit kommen, wo auch die Adler scheu zu mir aufblicken müssen, wie auf jenem Bilde des heiligen Johannes, das wir als Kinder so sehr liebten. — . . . ."

Darf man in diesem kühnen Größenbewußtsein etwas Pathologisches sehen? — Hier scheint mir der Platz zu sein für eine prinzipielle Anmerkung, welche nicht nur für die Beurteilung *Nietzsches* entscheidend ist, sondern das heraushebt, wodurch der Fall *Nietzsche* für die Psychiatrie als Beispiel von Bedeutung sein kann. Man hebt als Merkmale der echten Paranoia, der Paranoia querulatoria und der überwertigen Idee mit Recht die häufig auffallende Eigenschaft hervor, wie aus dem Keimerlebnis in einseitig-konsequenter Entwicklung das System ohne Hemmung immer weitere Kreise zieht. Bei den Querulanten wird diese Entwicklung oft durch das Anschwellen der Akten, den immer höheren Rang der Verdächtigen formal besonders deutlich. Aber es scheint mir selten deutlich hervorgehoben zu sein, daß diese Konsequenz und Energie jene Krankheiten nicht etwa vom Gesunden unterscheidet, sondern vielmehr nur von den anderen Krankheiten. Das Konsequente, Energische, Sthenische ist eben der gesunde Bestandteil, wohl meist eine überdurchschnittliche Kraft (bei den Frauen seltener), die den relativ schwachen Krankheitserscheinungen ihre besondere Form verleiht. *Michael Kohlhaas* ist als Beispiel eines Vertreters stärksten Rechts- und Ehrgefühls schon oft zu der überwertigen Idee in Beziehung gesetzt. Für die unheimliche, alle übrigen menschlichen Verhältnisse zerstörende Gewalt einer genialen Idee in der Wissenschaft hat *Balzac* im „Stein der Weisen“ ein Beispiel gegeben. Aber im Grunde sind fast alle großen Männer und Werke in dieser energischen Entwicklung Einer Idee entstanden. *Alexander, Cäsar, Napoleon* hätten sich gewiß viel behaglicher und „glücklicher“ einrichten können. Was trieb sie dazu, die kleinste Machtzelle mit grenzenloser Energie zum Weltreich auszudehnen? Auch *Mommsen* hätte gewiß bequemer gelebt, wenn ihn nicht ein unüberwindlicher Drang beseelt hätte, seine Kenntnisse zu vermehren. Woran soll man also die Überwertigkeit einer Idee erkennen? Wenn man die gesunde bürgerliche Existenz, die Zufriedenheit, die regelmäßige Fortpflanzung als Maßstab setzt, so wird man jene stärkeren Energien, das Genie zumal als pathologisch betrachten können. Aber naturwissenschaftlich ist solche Betrachtung nicht. Jene Energien sind der reine, ungeschwächte Ausdruck der produktiven Kraft, welche sich in der organischen Welt auslebt. Der Baum wächst konsequent weiter, wie das Reich des Täters, auch wie das Wahnsystem des Querulanten. Die Energie, die im Menschen so sehr viel dichter wurde als in Tier und Pflanze, hat nicht einfach sein Behagen vermehrt, sondern auch seine Leidfähigkeit erhöht.

Die ungeheure Steigerung in *Nietzsches* Idee und seinem Persönlichkeitsbewußtsein kann nicht nach bürgerlichem Maßstab als Größenwahn bezeichnet werden. Man muß prüfen, ob sie aus der psychischen Entwicklung zu verstehen ist und ob sie sich im Verhältnis zur Umwelt mit innerer Logik entwickelt. Für die wesentlichen Züge glaube ich dies nachgewiesen zu haben. *Nietzsche* durfte sich berufen fühlen, *Wagners* Erbe anzutreten, aber sich ein höheres Ziel zu setzen als *Wagner*. Er mußte sich für einen Religionsgründer halten oder er mußte ganz resignieren. Was er der Schwester schreibt, ist die Gesinnung, ohne die der Zarathustra nicht hätte entstehen können. Daß er es ihr so offen schreibt, ist aus seinem vertrauten Verhältnis zur Schwester verständlich. Den Freunden gegenüber ist er zurückhaltender. Erst als diese sich hartnäckig reserviert verhalten, versucht er sie durch jene sehr wohl überlegten Äußerungen zu locken. Als Beispiel, wie er bei voller Wahrung seiner hohen Selbsteinschätzung doch — und das widerlegt die Annahme eines Intelligenzdefektes — ein vollkommen klares Urteil für das Verhalten der Umwelt hat, ist der Brief an *Overbeck* vom 14. April 1887. *Overbeck* ist der Vertraute, aber *Nietzsche* spürt, daß auch jener nicht das volle Gefühl seiner Größe hat. „Nichts agacirt die Menschen so sehr, als merken zu lassen, daß man sich mit einer Strenge behandelt, der sie sich selber nicht gewachsen fühlen. Es gibt für mich gar nichts Lähmenderes, Entmutigenderes als hinein in das jetzige Deutschland zu reisen und mir die vielen gutartigen Personen näher anzusehen, welche sich mir „wohlgesinnt" glauben. Einstweilen fehlt eben alles Verständnis für mich; und wenn mich ein Wahrscheinlichkeitsschluß nicht trügt, so wird es vor 1901 nicht anders werden. Ich glaube, man hielte mich einfach für toll, wenn ich verlauten ließe, was ich von mir selber halte.... Diesen Winter habe ich mich reichlich in der europäischen Literatur umgesehen, um jetzt sagen zu können, daß meine philosophische Stellung bei weitem die unabhängigste ist, so sehr ich mich auch als Erbe von mehreren Jahrtausenden fühle...." Man wird bei dieser besonnenen, wenn auch stolzen Kritik sich schwer zu der Annahme bekennen, daß *Nietzsche* 6 Jahre vorher eine schwere paralytische Welle überstanden haben soll.

Ich behaupte, um es zusammen zu fassen, daß bisher auch nicht der Schatten eines Beweises dafür erbracht ist, daß für die „Fröhliche Wissenschaft" und „Zarathustra" I—III die Paralyse anzunehmen ist. Für die Schriften nach dem Zarathustra bis fast zum

Ecce Homo hat *Möbius* selbst die wunderbare Remission zugegeben. Damit konzentriert sich das Interesse auf Zarathustra IV, denn wenn auch dieser vor die Paralyse fällt, dann wird man auch die Schriften, deren geistige Höhe immer wieder das Erstaunen des Paralysediagnostikers erregten, erst recht v o r die Paralyse setzen. Es würden damit also auch „Jenseits“, „Genealogie der Moral“, V. Buch der „Fröhlichen Wissenschaft“, Vorreden der früheren Werke, „Wille zur Macht“, „Fall Wagner“, Dionysosdithyramben außerhalb des Bereiches der Paralyse fallen.

In der Tat muß Zarathustra IV mehr als die übrigen Teile die Aufmerksamkeit des Psychiaters erregen. Trotz großer lyrischer Schönheiten ist die künstlerische Leistung doch erheblich geringer, und manches könnte als Abnahme der normalen Hemmungen gedeutet werden.

Den Hauptanstoß geben die parodistischen Lieder und die Persiflage des Christentums. *Möbius* wendet ein, daß die Angriffe auf das Christentum nicht recht verständlich seien, da heute die Kirche doch keine Gefahr mehr sei. Der Einwand liegt nahe, und *Nietzsche*s eigene Freunde haben ihn gemacht. Aber diese verstanden so wenig wie *Möbius* *Nietzsche*s Dämon. *Nietzsche* erkennt den Verfall des Zeitalters, und er will ein neues einleiten: er ist zum Gegner des christlichen Weltalters bestimmt, er steht im Wettkampf mit *Plato* und *Paulus*. Die konventionelle Moral und die legitime Kirche sind ihm ebenso gleichgültig wie die wissenschaftlich-historische Betrachtung: er kämpft gegen die christliche Gesinnung, die gerade die Geistigen mit Beschlag belegt, wenn sie noch so freie Denker zu sein glauben, er kämpft gegen die Weltverneinung *Schopenhauer*s und *Wagner*s, er will eine neue, erdenfrohe Religion. (Wirklich fromme Christen hat er zeitlebens sehr geschätzt.) So erklären sich die blasphemischen Äußerungen gegen die Bergpredigt aus der Verurteilung der Weltflucht und der „Sklavenmoral“. Die besonders anstößige Parodie des Abendmahls wird aber nur erklärt durch eines seiner allerbittersten Erlebnisse: *Wagner*s Parsifal! In Tribschen standen *Wagner* und *Nietzsche* im Rausch der griechischen Tragödie, in der Hoffnung auf eine germanische Wiedergeburt des Hellenentums. Den Parsifaltext aber empfand *Nietzsche* geradezu als eine persönliche Beleidigung. „Denken Sie sich unsere Schauspieler betend, zitternd und mit verzückten Hälsen“, schreibt er im Januar 1878, sofort nach dem Erscheinen des Textes. Für diesen großen Zorn *Nietzsche*s konnte *Möbius* so wenig Verständnis haben wie fast alle Kritiker. Wenn *Nietzsche* der Wagneroper überdrüssig war, hatte

er nötig, gegen den verehrten Meister von ehemals so pathetisch vorzugehen? Was es mit dem Parsifal auf sich hat, weiß natürlich die große Menge der Gebildeten, die heute im Parsifal schwärmt und morgen sich bei *Offenbach* amüsiert, nicht. Der Parsifal soll kein Theaterstück sein, sondern das Sakrament einer neuen Religion, die *Wagner* gründen will. Das hat *Wagner* in seinen Aufsätzen in den „Bayreuther Blättern“ mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit gesagt. (Auch paralytischer Größenwahn?) Dies Streben war für *Nietzsche* das heiligste: wenn er es im Bayreuther Theater aber unecht fand, so galt ihm der Parsifaltext als widerwärtige Heuchelei. Sein letztes persönliches Zusammensein mit *Wagner,* Ende 1876 in Sorrent, stand schon unter dem Eindruck des noch unfertigen Parsifal. *Wagner* sagte zu seinem Jünger von einst, wie *Nietzsche*s Schwester berichtet, ärgerlich über den ersten Mißerfolg des Nibelungenringes: „Die Deutschen wollen jetzt nichts von heidnischen Göttern und Helden hören, die wollen was Christliches sehen.“ Der Priester in *Nietzsche* war es, der sich über solche Frivolität empörte.

Die Empörung über den Parsifal ist das Erlebnis, das alle späteren Schriften *Nietzsche*s außerordentlich beeinflußt hat, viel mehr, als im allgemeinen bekannt ist. Der Parsifal ist ein Wiederbelebungsversuch des Abendmahles auf der Opernbühne, also — wie echte Christen empfinden müssen — eine Blasphemie. Von hier aus muß auch die Abendmahltravestie des Zarathustra verstanden werden. *Nietzsche* will *Wagner* Heuchelei vorwerfen. Zarathustra-*Nietzsche* sagt nach dem Eselsfest zum Zauberer-*Wagner:* „Es war eine Dummheit, was du tatest; wie konntest du, du Kluger, eine solche Dummheit tun!“ „O Zarathustra, antwortete der kluge Zauberer, du hast recht, es war eine Dummheit — sie ist mir auch schwer genug geworden.“ Offenbar eine boshafte Anspielung auf jene Worte in Sorrent.

Man darf auch nicht übersehen, daß Zarathustra sich nicht an dieser Parodie beteiligt, und daß er die höheren Menschen, welche sie begingen, bald wieder preisgibt. Trotzdem bleibt bestehen, daß die Parodie auch gegen das Christentum selbst gerichtet ist. Der Sinn ist etwa: Lacht über eure Frömmigkeit, über den Rest eures Christentums und werdet Zarathustragläubige. Die Blasphemie ist eine Folge seines Triebes zur Religionstiftung. Das versteht *Möbius* nicht, und er schmäht *Nietzsche,* diesen radikalen Ethiker, mit derben Schimpfworten, die im Munde eines ärztlichen Gutachters geschmacklos sind. Er beruhigt sich nicht bei dieser „Gemeinheit“, er will auch die „Lüsternheit“ des bekanntlich sexuell besonders kühlen

Nietzsche beweisen, was allerdings ohne einige Prüderie nicht gelingt. Der Hauptbeweis der Lüsternheit ist jenes „Fast dünkt mich's, gleicht ihr solchen, die lange schlimmen, tanzenden, nackten Mädchen zusehen: eure Seelen tanzen selber!", mit welchem der „Gewissenhafte" die schwermütige Wollust des Zauberers, also die brünstige Wagnerische Musik ablehnt.

Den ganz groben Beweis für die Paralyse, „auch für Schwerhörige", findet *Möbius* aber in Liedern von Zarathustra IV, die er „alle sehr pathologisch" nennt, „vollkommen blödsinnig" aber das „Wüstenlied"[15]). Dies Lied ist indessen, wie die Schwester erzählt, eine übermütige Parodie auf *Freiligrath.* Wenn es nun aber schon sehr heikel ist, lyrische Dichtungen als psychiatrisches Material zu benutzen, so ist es doppelt heikel bei Parodien. Der Sinn des Festes der höheren Menschen ist es ja, daß sie ihre Schwermut vergessen, lachen lernen, übermütig werden; da muß man also ein parodistisches Lied der Weinlaune nicht zu ernsthaft nehmen.

Auch ich empfinde die Abendmahlparodie als peinlich und das Wüstenlied als künstlerisch schwach. Genügt das, paralytische Hemmungslosigkeit anzunehmen? *(Giordano Bruno?!) Möbius* schließt aus dem Zarathustra IV auf den Gipfel der paralytischen Welle und aus dem Jenseits von Gut und Böse auf eine tiefe Remission. Das mindeste, was von einem Psychiater zu verlangen ist, ist doch der Vergleich dieser allein auf das fertige Werk gebauten Kurve mit allen übrigen Dokumenten. Ein solcher Vergleich aber beweist die völlige Haltlosigkeit der *Möbius*schen Konstruktion.

Nietzsche selbst sagt vom „Jenseits": „Das Buch ist aus Niederschriften zusammengestellt, welche ich während der Entstehung von ‚Also sprach Zarathustra', richtiger in den Zwischenakten dieser Entstehung machte." Nun ist gerade die Pause zwischen Zarathustra III und IV groß, von Februar bis November 1884. Während sonst die wesentliche Arbeit in 10 Tagen zusammengefaßt wurde, waren es diesmal 4 Monate. Die Erklärung ist sehr einfach. *Nietzsche*s großer dichterischer Rausch ist verklungen. Wenn ihm im einzelnen auch dichterische Stücke von hohem Werte gelingen, so fehlt ihm doch der lange Atem für das Ganze. Dagegen hat das Interesse für sein künftiges Haupt- und Lebenswerk, den „Willen zur Macht", immer mehr zugenommen, und gerade aus der Zarathustrazeit liegt für dies Werk viel Material vor. Das Jenseits ist ja aber nur eine aus diesem

[15]) Da Möbius ausdrücklich festgestellt hat, daß bis Ende 1888 kein Intelligenzdefekt vorliege, so sind „blödsinnig", „schwachsinnig" und dgl. als vulgäre Ausdrücke, nicht als psychiatrische Urteile zu verstehen.

Hauptwerk herausgelöste Vorarbeit. So kommt man also zu der überraschenden Feststellung: der paralytische Gipfel im Zarathustra IV, die „vollkommen blödsinnigen Lieder", sind chronologisch identisch mit der Remission, die sich, wie *Möbius* anerkennt, in *Nietzsche*s philosophischer Entwicklung bekundet! In dieser Zeit (nicht später) sieht *Nietzsche* den Zarathustra nur als Erholung, sein theoretisches Werk als Lebenszweck an. Der künstlerische Rausch ebbt ab: daher die gedanklichen Allegorien, die Selbstzitate, die Parodien.

Nur die Urteilsschwäche, der Mangel an Selbstkritik würde den Paralyseverdacht begründen. Nun ist eins zu bedenken: Zarathustra IV ist gar nicht als Teil des „Also sprach Zarathustra" gedichtet, sondern nur als Intermezzo „Die Versuchung Zarathustras", da *Nietzsche* noch eine 3teilige Zarathustradichtung plante. Daß er diese liegen ließ, ist schon ein Beweis der Selbstkritik. Aber noch mehr! *Nietzsche* hat das Bedenkliche des Zarathustra IV vollkommen eingesehen: er hat diesen Teil nicht veröffentlicht! Allerdings hemmten ihn zuerst Verlegerschwierigkeiten. Aber daß er dann privatim nur 40 Exemplare drucken ließ und von diesen nur 7 verschenkte, beweist noch mehr als seine Briefe, wie sehr er das Bedenkliche dieser Schrift einsah. Ist das die Kritiklosigkeit eines Paralytikers?

Die Briefe aus der Zeit des IV. Zarathustra sind ruhig und unauffällig. Dagegen schreibt er Anfang März 1885, also nach der Beendung, inmitten der Schwierigkeiten des Druckes einen sehr gereizten, bedenklichen Brief an die Schwester: „Meine liebe Schwester. Als ich Deinen Brief las, kam mir wieder einmal zum Bewußtsein, weshalb mich einige feinere Köpfe für unsinnig halten, oder erzählen, ich sei im Irrenhaus gestorben. Glaubst Du wirklich, daß *Stein*s Arbeiten, die ich nicht einmal zur Zeit meiner schlimmsten Wagnerei und Schopenhauerei gemacht haben würde, von einer ähnlichen Wichtigkeit sind wie die ungeheure Aufgabe, die auf mir liegt? (Ich begreife überhaupt nicht, wie Du mir seinen Brief schicken konntest!) Oder hältst Du es meiner Würde gemäß, mich um seine Freundschaft zu bewerben? Ich bin viel zu stolz, um je zu glauben, daß je ein Mensch mich lieben könne. Dies würde nämlich voraussetzen, daß er wisse, wer ich bin. Ebensowenig glaube ich daran, daß ich je jemanden lieben werde: dies würde voraussetzen, daß ich einmal — Wunder über Wunder! — einen Menschen meines Ranges fände. — Vergiß nicht, daß ich solche Wesen wie *Richard Wagner* und *A. Schopenhauer*, um einiger persönlicher Dinge willen, eben so sehr

verachte als tief bedaure und daß ich selbst den Stifter des Christentums in mancher Hinsicht als oberflächlich empfinde. Ich habe sie alle geliebt, als ich noch nicht begriff, was der Mensch ist und sein kann.

Was mich beschäftigt, bekümmert, erhebt, dafür habe ich nie einen Mitwisser und Freund gehabt: es ist schade, daß es keinen Gott gibt, damit es doch Einer wüßte. — So lange ich gesund bin, habe ich guten Humor genug, um meine Rolle zu spielen und mich vor aller Welt darunter zu verstecken, z. B. als Basler Professor oder hier als heitrer Gesellschaftsmensch. Aber leider bin ich oft krank und nehme das alte Mittel — und dann hasse ich alle Menschen, die ich kennen gelernt habe, unsäglich — mich eingerechnet.

Meine liebe Schwester, das Wort unter uns — und Du darfst den Brief hinterher verbrennen — ich bitte Dich sogar darum —, wenn ich mich nicht bemühte, ein gutes Stück Schauspieler zu sein, so hielte ich's nicht eine Stunde aus zu leben, wenigstens hier nicht in der Stadt der Herdentiere.

Auch die Heiratsprojekte unsrer Mutter haben mich tief verletzt: (.....) Es gehört zu den Rätseln, über die ich einige Male nachgedacht habe, wie es möglich ist, daß wir blutsverwandt sind. Für Menschen, wie ich bin, gibt es keine Ehe, es sei denn im Stil unsres *Goethe.* Ich denke nicht daran, je geliebt zu werden. Die letzten Jahre haben es zu sehr bewiesen, wie sehr ich auf Liebe und Freundschaft verzichten muß. Die von Dir gerühmten „alten Freunde" sind mir so ferne, auch schreiben sie langweilige Briefe — *Gast* ausgenommen —, und ihre Ratschläge machen mich ungeduldig. ....Jetzt bin ich allein und langweile mich.

Sei mir eines solchen Briefes wegen nicht böse! Es liegt mehr Artigkeit darin, als wenn ich, wie sonst so oft, eine Komödie spiele.."

Hier spricht sich das Größenbewußtsein am stärksten aus. Wir müssen bei der Beurteilung aber vielerlei beachten. Der erste, der diese Wertung ausgesprochen hat, ist *Gast,* nicht *Nietzsche.* Dann ist ja auch dem Brief zu entnehmen, daß er unter Chloral-Nachwirkung geschrieben ist. *Nietzsche* betont sein Größenbewußtsein, um seiner Erbitterung gegen die Umwelt einen stärkeren Resonanzboden zu geben. Er hat ein vollkommen klares Bewußtsein für das Gereizte, aber auch für das „Abnorme", das beweist seine Äußerung über das Irrenhaus. Und vor allem hat er das Bewußtsein, sich in unerhörter Weise vor seiner einzigen Vertrauten auszusprechen (wie zartfühlend und willensstark hält er vor dem Jünger *Gast* mit seinem persönlichen Leid zurück), das zeigt sich sowohl im Schluß, wie in

der Aufforderung, den Brief zu verbrennen. Vor allem beweist aber sowohl die krankhafte Reizbarkeit wie die klare Selbstkritik die Nachschrift. Er bemerkt, daß der Brief *Steins* geschlossen geschickt war, und bittet um Verzeihung, daß er sich „ohne jeden Grund aufgeregt" habe. „Aber wie sagtest Du so hübsch in Zürich? ‚Wenn es Dir gut tut, so schimpfe nur ein wenig!' Von dieser gütigen Erlaubnis machte ich soeben Gebrauch."

Dieser Brief hat einen pathologischen Einschlag: die durch Einsamkeit, Verkennung, Chloral hervorgerufene Reizbarkeit. Die dabei erhaltene Selbstkritik, das klare Urteil über die Situation spricht aber gegen paralytische Störung. Die Briefe an die Freunde sind in dieser Zeit nicht auffällig.

Möbius hat immerhin bemerkt, daß mit der „Fröhlichen Wissenschaft" etwas Neues beginnt: diesen dichterisch-prophetischen Rausch, der durch eine sowohl geistige wie leibliche Genesungseuphorie genährt wurde, hat *Möbius* mit einer paralytischen Euphorie verwechselt. Ebenso hat er auch bemerkt, daß der Zarathustra IV gegen I—III abfällt: hier hat er nicht bemerkt, daß das Verebben des dichterischen Rausches nur die andere Seite der von ihm als Remission aufgefaßten rationaleren Beschäftigung ist. Und nun kommt er zur Verwunderung über den ganz ungewöhnlichen Verlauf der Paralyse, über die außerordentlichen Leistungen des Paralytikers. Es ist nun wohl denkbar, daß ein Paralytiker noch einige Jahre im alten Geleise fortarbeitet, daß aber der Genius, den viele Sachkenner für den größten seiner Zeit halten, sich erst unter dem Einfluß der Paralyse richtig entfaltet, seinen Horizont erweitert, seine Wirkungskraft verdichtet, wäre tatsächlich unerhört. Alle diese Schwierigkeiten fallen fort, wenn wir die Paralyse für den Zarathustra negieren. Dann rückt der Beginn, da selbst *Möbius* eigentlich an den folgenden Schriften nichts Pathologisches findet, von Mitte 1881 sogleich auf Mitte 1888.

Über die Zeit zwischen Zarathustra und dem großen paralytischen Anfall, also 1885—1889, kann ich mich kurz fassen. Der erste ernsthafte Versuch, die Paralyse neurologisch zu datieren, bezieht sich auf den September 1887. *Deussen* sagt nach einem Besuch: „Nur mühsam und etwas nach der Seite hängend, schien er sich zu schleppen, und seine Rede wurde öfter schwerfällig und stockend." Das könnte in der Tat auf einen paralytischen Anfall deuten, aber eine einzelne solche Äußerung ist doch kein Beweis. Derartige Störungen sind bei dem äußerst schwachsichtigen *Nietzsche,* dem das Gehen auf schlechtem Pflaster sehr beschwerlich ist, und nach seinen so schweren „Migräneanfällen" wohl auch ohne Paralyse möglich.

In die *Möbius*sche Kurve paßt der Anfall schlecht, da er gerade in die Remission fällt. Will man trotzdem hier den Anfang der Paralyse sehen, so würden jedenfalls noch das Jenseits, die Genealogie, Fröhliche Wissenschaft V und Vorreden vor die Paralyse fallen. Übrigens hat *Kaftan,* der bekannte Professor der Theologie, ein Gegner *Nietzsches*, bei einem Besuch und gemeinsamen Spaziergängen im Spätsommer 1888, also kurz vor der Paralyse, auch „nicht die leiseste Spur einer Geistesstörung“ bemerkt.

Nietzsche hat zuletzt an Größenwahn gelitten. Ich werde von der Katastrophe an rückwärts verfolgen, wo das gesunde Größenbewußtsein in Größenwahn umzuschlagen scheint.

Nietzsches letzte Schrift, im Dezember 1888, ist: „Nietzsche kontra Wagner“. Sie zeigt, wie auch *Möbius* zugibt, nichts Pathologisches. Allerdings ist sie kein Beweis für besondere Produktivität, denn sie besteht aus Stücken aus den früheren Werken, aber immerhin beweist sie keine besondere Rachsucht gegen *Wagner.* Im Gegenteil: *Nietzsche* will mit dieser Sammlung den Eindruck ausmerzen, als ob „der Fall Wagner“ (½ Jahr früher) einer Frivolität dem früheren Meister gegenüber entspringe. Er beweist mit ihr, daß er schon ein Jahrzehnt lang sich gegen *Wagner* gewendet hat. Er schreibt sogar noch jene berühmte Seite über den Tristan, in der er den Zauber dieser Musik aufs höchste preist. (Diese Seite wurde dann in das Ecco Homo verwiesen.) Das kurze Vorwort, eine Woche vor der Katastrophe, zeigt noch die Vorzüge des knappen, schlagenden, geistreichen Stiles. Nur der letzte Satz des Vorwortes ist verdächtig geschmacklos, so daß er wohl als pathologische Hemmungslosigkeit zu deuten ist.

Es steht also fest, was ja auch *Möbius* zugibt, daß *Nietzsches* Intelligenz bis kurz vor der Katastrophe nicht defekt ist.

Trotzdem ist eine paralytische Welle schon vorher anzunehmen: das „Ecce Homo“, das er in 3 Wochen, 15. Oktober bis 4. November 1888, niedergeschrieben hat. Viele Stellen dieser Schrift ragen durch Schönheit und Geist hervor, viele aber wirken peinlich. Die Euphorie ist bedenklich. „Dieser goldene Herbst, der schönste, den ich je erlebt habe...“ Ebenso bekommt das jetzt höchst gesteigerte Größenbewußtsein einen bedenklichen Beigeschmack (z. B. die Überschriften: „Warum ich so weise bin.“ „Warum ich so klug bin“ usw.). Immerhin könnte man hier noch einwenden, daß dieser übersteigerte Ton ein gewollter, konsequent aus den früheren Schriften fortentwickelter ist, und daß *Nietzsche* sich dieser Übersteigerung noch vollkommen bewußt ist. (Brief an *Gast* vom 26. November 1888.) Für noch be-

weisender halte ich daher das Wichtignehmen von diätetischen Kleinigkeiten, wenn auch dies Wichtignehmen sich aus der Lehre *Nietzsches* begründen läßt. Ganz pathologisch scheint mir aber ein auffälliges Bild, die Stelle S. 29 „ein kleines Glas läuft mir nach wie ein Hund". Ein Intelligenzdefekt ist auch im Ecce nicht vorhanden (sonst müßte er ja auch in „Nietzsche kontra Wagner" nachzuweisen sein). Der Sinn und der Stil der Schrift liegt vollkommen in der Entwicklung und im Plan *Nietzsches*. Aber die euphorische Stimmung, gewisse Hemmungslosigkeiten, also manische Züge sind als paralytisch anzusehen.

Ganz entsprechend ist der Eindruck der Briefe. Besonders macht der vom 30. Oktober 1888 an *Gast* einen manischen Eindruck. Vielleicht könnte man auch bei den vom 16. September bedenklich werden, noch mehr bei dem vom 27. September. Gerade diese ganz allmähliche Steigerung bestätigt den Verdacht, daß diesmal die Euphorie als Zeichen der Paralyse zu betrachten ist. Dem vertrauten Jünger *Gast* gegenüber kommt diese Abnahme der Hemmungen schneller zum Ausdruck als dem vertrauten, aber kritischen Freunde *Overbeck*. Der Brief an diesen vom 18. Oktober ist noch wenig auffallend, dagegen der vom 13. November deutlich manisch. Ich brauche hierauf nicht weiter einzugehen, da für diese Zeit die Paralyse überwiegend anerkannt wird. Wahnhaftes und Schwachsinniges findet sich auch hier nicht und *Nietzsche* trifft auch seine praktischen Dispositionen (*Overbeck* zieht regelmäßig seine Pension ein) genau wie früher. Sein Größenbewußtsein äußert sich in derselben Linie wie vorher, aber hemmungsloser, er scheint nicht mehr das Taktgefühl zu besitzen, sich den Leser recht vorzustellen. Noch auffälliger aber ist seine exaltierte Freude, sein Wichtignehmen von Kleinigkeiten, sein Gefühl, daß man besonders auf ihn achte, ihn ehre. Also auch hier kein Intelligenzdefekt, sondern rein manisch eine verminderte Hemmung bei pathologisch gehobener Stimmung.

Ich glaube, so viel ist klar, daß *Nietzsches* Werke, bis zum „Fall Wagner" einbegriffen, nichts von Paralyse zeigen. Zweifelhaft bleibt also der kurze Zeitraum August und September, in den außer einigen Dionysosdithyramben noch die beiden Schriften „Götzendämmerung" und „Antichrist" fallen.

Die Schönheit einzelner der Dionysosdithyramben (sie sind allerdings meist Überarbeitungen aus der Zarathustra-Zeit) hat selbst den amusischen *Möbius* ergriffen. „Der kranke Dichter erreicht hier kurz vor dem Zusammenbruch seine Höhe: einzelne Strophen sind von geradezu wunderbarer Schönheit." Das erklärt sich so: der Ausdruck

des Rausches, des Titanismus, der Prophetentums ist *Möbius* zuwider, der Ausdruck lyrischer Schwermut erschüttert ihn. Wieder muß man sich wundern, daß diese Empfindung ihn nicht schwankend machte. Fast alle bedeutenden Gedichte *Nietzsches* fallen nach *Möbius* in die Zeit der Paralyse. Daß aber *Nietzsche*, nachdem sich *Möbius* über seine geistige Leistung verwundert, nun auch als Dichter 7 Jahre nach der ersten paralytischen Welle seinen Gipfel erreichen soll, ist denn doch unglaubhaft.

In „Götzendämmerung“ und „Antichrist“ ist das Größenbewußtsein gesteigert. Erst hier, für den Raum von zwei Monaten, beginnt die Schwierigkeit der psychiatrischen Diagnose. Um hier das Größenbewußtsein zu beurteilen, muß man die Entwicklung *Nietzsches* seit der Zeit des Zarathustra kennen. Ich verweise wieder auf mein Buch „Wagner und Nietzsche“ III, Kap. 6. Seit dem Zarathustra wollte *Nietzsche* einen andern Stil („Ich will reden, nicht Zarathustra“), der erst im „Fall Wagner“ sich ankündigt, in der „Götzendämmerung“ ganz zum Durchbruch kommt. *Möbius* versperrt sich das Verständnis, indem er immer den Maßstab eines systematischen wissenschaftlichen Werkes anlegt. Aber diesen Maßstab hat *Nietzsche* eben jetzt ganz verworfen. „Der Wille zur Macht“ war noch als systematisches theoretisches Werk in 4 Bänden geplant; jetzt plant er ein einbändiges Werk in 4 kurzen Teilen. Er will eine höchst intensive Wirkung, keine theoretische Diskussion. Zu diesem Zweck will er aber der eigenen Persönlichkeit die höchste bildhafte Wirkung verleihen. Er will einen explosionsartigen Erfolg, aber — was gegen Paralyse spricht — diese Wirkung bereitet er durchaus planmäßig vor. Als der erste Teil jenes Buches fertig ist, der „Antichrist“, schiebt er die Publikation auf und will nun zuerst die „Götzendämmerung“, dann das „Ecce Homo“ vorausschicken, um die Spannung zuerst auf die „Umwertung“, dann auf die eigene Person aufs äußerste zu steigern. Der „Antichrist“ sollte noch 2 Jahre liegen, dann die andern 3 Teile allmählich erscheinen und jeder explosiv wirken. Jedenfalls ein großzügiger schriftstellerischer Plan, in welchem das unverhohlen ausgesprochene Größengefühl durchaus zur Sache gehört. Er erstrebt den cäsarischen, den imperatorischen Stil und verachtet alle „Literatur“. Er will wirkliche Macht, keine wissenschaftliche Aufklärung, keine romantische Illusion. Wenn er vom „Antichrist“ an *Overbeck* schreibt: „Es hat eine Energie und Durchsichtigkeit, welche vielleicht von keinem Philosophen je erreicht worden ist“, so ist das kaum zuviel gesagt, und die beiden wesentlichen Eigenschaften des neuen Stiles sind kurz und treffend bezeichnet. Es ist also außerordentlich

schwer, zu sagen, an welcher Stelle das Größenbewußtsein als pathologisch zu bezeichnen ist. Ich kann hier nur den subjektiven Eindruck wiedergeben: Am Ende des „Antichrist“ wird der Ausdruck des Größenbewußtseins sehr verdächtig, ebenso im Vorwort der „Götzendämmerung“, welches nach Vollendung des „Antichrist“ geschrieben wurde. Das würde chronologisch bedeuten, daß gegen Ende September die Paralyse auf den Geist einwirkt. Das ist auch gerade die Zeit, in der, wie aus den eben erwähnten Briefen hervorgeht, nach einer gesundheitlich ungünstigen Zeit in Sils mit der Reise nach Turin ziemlich plötzlich eine euphorische Stimmung einsetzt.

Man kann einwenden, daß es keinen Zweck habe, sich mit dem Gutachten von *Möbius* zu beschäftigen, wenn sein Wert so gering sei, und daß es wichtiger sei, die spätere, so umfangreiche Literatur zu kritisieren. Aber die Lage ist seltsam: die meisten Sachverständigen sehen ein, daß *Möbius* „seiner Antipathie ein wissenschaftliches Mäntelchen umgehängt habe“ — aber sie beugen sich dennoch dem autoritativen Urteil, daß die Paralyse 1881 begonnen habe. Es schien bedenklich, sich gegen das Urteil eines so hervorragenden Neurologen, den Begründer der „Pathographie“, der sich auch gerade mit philosophischen Fragen beschäftigt hatte, aufzulehnen. Wenn nun gar vertraute Freunde von *Nietzsche* sich zu dieser Auffassung bekannten, so schien sie in der Tat wohl gesichert zu sein.

Da muß es denn zuerst festgestellt werden, daß die Freunde *Nietzsches,* die zu einem Urteil am meisten befähigt waren, die geistige Erkrankung als eine blitzartige Katastrophe empfunden haben: Sowohl *Gast* als *Overbeck* als *Rohde. Overbeck,* der nüchterne und kritische Vertraute, sagt: „Sein Wahnsinn, dessen Ausbruch niemand aus gleicher Nähe wie ich erlebt hat, ist meiner ursprünglichen Überzeugung nach eine ihn blitzartig treffende Katastrophe gewesen. Sie ist zwischen dem Weihnachtsabend 1888 und dem Epiphaniastage 1889 eingetreten.“ *Rohde,* der treulose Freund, sagt: „Gerade *Nietzsche*s letzte Äußerungen geben am allerwenigsten die Vorstellung, daß dieser starke Verstand plötzlich zerbrechen könne; die Überspannung nach irgendeiner Seite war man ja gewohnt an ihm. Wenn er etwa unklar geworden wäre in seinem Denken und Darstellen... aber im Gegenteil... es ist alles luzid bis ans Ende; aber das führt ja zur reinen Kannibalenmoral.“ *Gast,* der bis zuletzt im regsten Briefverkehr mit *Nietzsche* stand, hat zuerst *Overbeck*s Bericht von der Katastrophe nicht glauben wollen. *Bernoulli,* der viel Material über die Krankheit beibringt, sagt: „Der pure Anstand muß es heute verbieten, irgend etwas, das *Nietzsche* selber noch hat drucken lassen

(dazu gehört nicht das „Ecce Homo"), als Ausgeburt eines kranken Gehirnes zu erklären."

Diese Urteile sind um so beachtenswerter, als jene Männer, *Gast* ausgenommen, nicht etwa ein Interesse haben, *Nietzsche*s Krankheit gering zu bewerten: Im Gegenteil, nur allzu bereitwillig nehmen sie trotz dieser Beurteilung die Hypothese von *Möbius* an, die Paralyse habe 1881 begonnen. (*Rohde* und *Overbeck* mochte es Beschwichtigung des Vorwurfes scheinen, durch ihren Skeptizismus an *Nietzsche*s tragischer Einsamkeit mit schuld zu sein, wenn sein Denken als krankhaft erkannt wurde.)

Wie reimt sich das zusammen: Paralyse und doch nicht gehirnkrank? Jene Freunde haben die Übersteigerung in *Nietzsche*s Gedanken-System erkannt, sie für „nicht normal" gehalten, ohne sie jemals mit Geisteskrankheit im engeren Sinne in Beziehung zu setzen; sie haben wohl gefürchtet, daß *Nietzsche*s geistige Entwicklung zum Selbstmord, nicht aber zum Wahnsinn führen könnte. Dann haben sie dem Fachmann *Möbius* geglaubt, daß dies „nicht normale" Stadium, das aber die geistige Zurechnungsfähigkeit nicht im mindesten tangiere, eben das Vorstadium der Paralyse sei. An *Möbius'* ethischer und stilistischer Kritik haben sie nicht den geringsten Anteil.

Das ist eine laienhafte Auffassung, welche die einseitig-übersteigerte geistige Entwicklung und die zerstörende Paralyse auch begrifflich nicht klar zu scheiden vermag.

Aber man muß zugeben, daß diese Verwirrung gerade durch *Möbius* hervorgerufen ist: schon in seiner Schrift ist dieser Widerspruch enthalten. *Möbius* schreibt, als er gegen Schluß den Verlauf zusammenfaßt: „Während der langen Jahre bis Weihnachten 1888 trotzt *Nietzsche*s Geist dem bösen Feinde insofern, als trotz der Störungen des Gefühlslebens, trotz des Nachlasses an geistiger Zügelkraft und der beginnenden Gedächtnisschwäche der Geist hell und kräftig bleibt, scharfe Urteile möglich sind, das sprachlich-dichterische Vermögen nicht vermindert, die Arbeitskraft überraschend groß ist." An dies (von mir gesperrte) positive Urteil dürfen wir uns halten. Die Kritik der Zarathustra-Zeit — nein, nur des Zarathustra selbst, denn auf die Briefe und philosophischen Entwürfe aus jener Zeit hat *Möbius* kaum Bezug genommen — ist eine affektive Welle in dessen Broschüre und niemals zeigt er sich urteilsloser, als in seiner Kritik über die Schwachsinnigkeit des Wiederkunftgedankens, die Kindlichkeit der Vorsokratiker. Sobald er die Zarathustra-Lektüre überwunden hat, urteilt er wieder besonnen und kritisch. So stehen nun in seiner

Arbeit die widersprechenden Urteile zusammen: das eben erwähnte Schlußurteil, wonach *Nietzsche* bis zur Katastrophe ein heller und kräftiger Geist mit scharfem Urteil, also ohne Intelligenzdefekt war und jene früheren Urteile über Teile aus dem Zarathustra „vollkommen blödsinnig", „Wortsalat", erbärmliches Gefasel". *Möbius* findet (S. 68), daß man schwerhörig sein müsse, wenn man nicht schon in den drei ersten Teilen des Zarathustra die Paralyse höre. Ist dieser Verlauf, den *Möbius* konstruiert, sinnvoll und möglich? Die erste starke paralytische Erregung soll von 1881—85 gedauert haben, eine so lange dauernde Erregung, die sich nicht nur im Affekt, sondern in Schwachsinn und Blödsinn äußert, soll dann ohne jeden Intelligenzdefekt abklingen! Das sind wirklich harte Zumutungen, die *Möbius* an den Psychiater stellt.

Was ich in der Einleitung allgemein sagte, möchte ich hier auf *Nietzsche* anwenden. Für die Ästheten mag es gleichgültig sein, ob *Nietzsche* bei Abfassung seiner Hauptwerke paralytisch war oder nicht, für den Leser, der sich mit *Nietzsche* „wandeln" will, der nach seinem Wert als Vorbild fragt, ist es ganz anders. *Möbius* führt an, auch *Rousseau* sei ja geisteskrank gewesen, als er sein Hauptwerk schrieb. Das ist wohl richtig, aber es bestätigt nur, was man auch sonst in seinen Schriften findet, daß er keine vorbildliche Führergestalt ist. Darum ist es die schwerste Schädigung *Nietzsches*, wenn man seine Werke zu paralytischen Erzeugnissen stempelt. Es ist wohl nicht ganz gleichgültig, wie das Opfer selbst über diese Wirkung sich aussprach: „Daß ein Irrenarzt in ‚edler Sprache' nachgewiesen hat, daß *Wagner* irrsinnig sei, daß dasselbe, durch einen andern Irrenarzt, für *Schopenhauer* geleistet worden ist, weißt du wohl schon? Du siehst, wie sich die ‚Gesunden' helfen: sie dekretieren für die unbequemen ingenia zwar kein Schaffot; aber jene schleichende, böswillige Verdächtigung nützt ihnen noch mehr als eine plötzliche Beseitigung, sie untergräbt das Vertrauen der kommenden Generation. Diesen Kunstgriff hat *Schopenhauer* vergessen! Er ist der Gemeinheit des gemeinsten Zeitalters wunderbar gemäß" (1872 an *Rohde)*. Selbstverständlich will ich diesen Tadel nicht auf Möbius angewendet wissen, der ja von dem zweifellos festgestellten Irrsinn ausgegangen ist: er soll nur die so plausible, bequeme, aber nur sehr bedingt geltende Neutralität der Ausrede widerlegen, daß die psychiatrische Diagnose für das Werk indifferent sei. Darum kann ich auch *Bjerre* nicht zustimmen. Dieser polemisiert zwar gegen *Möbius,* daß er das Pathologische zum Wertmaß mache, aber er nimmt dessen psychiatrische Hypothese an, ja, er geht noch weit über jenen hinaus.

Er hört im Zarathustra „den Wahnsinn wie ein wildes Tier heulen!“ Er konstatiert fortgeschrittenen Blödsinn, während *Möbius* bis zuletzt den Intelligenzdefekt leugnet. Den psychiatrischen Grundsatz, den *Möbius* vorübergehend außer acht läßt, daß Verblödung unheilbar ist und was heilt, eben Hemmung, aber keine Verblödung war, scheint er zu verleugnen. Dabei gründet sich seine Beurteilung des Zarathustra auf eine oberflächliche Kenntnis[16]).

Wenn ich die Auffasung *Möbius'* für ganz irrig halte, so muß ich erinnern, daß ihm außer den veröffentlichten Werken so ziemlich alles Material fehlte oder doch von ihm nicht benutzt wurde. Von der großen Biographie fehlte der dritte und stärkste Band, der die ganze von ihm der Paralyse zugerechnete Zeit und schon das Ende des nervösen Zusammenbruches, also die Zeit von 1879—1900, vom 35. Lebensjahre bis zum Tode enthält. Er kannte nicht das zweibändige Werk „Overbeck und Nietzsche“ von *Bernoulli,* das so viel wichtiges Rohmaterial enthält. Von den Briefen, 7 Bände, kennt er nur die wenigen an *Deussen* und an *Lou Salomé,* die andern offenbar nur, soweit sie in den ersten Bänden der Biographie wiedergegeben sind. Er kennt also nicht die wichtigsten Dokumente an die Schwester, an *Gast* und an *Overbeck.* Vom Nachlaß, etwa ⅔ der gesamten Werke, hat er offenbar nur im „Willen zur Macht“ flüchtig geblättert, ohne jedes Verständnis. Unbekannt war ihm also das Philosophenbuch, unbekannt aber vor allem „Ecce homo“.

Dennoch haben wohl die meisten Ärzte die Hypothese von *Möbius* angenommen. Eine Nachprüfung erfordert ja ein Studium von mehreren Jahren, lag also außerhalb des Bereiches der reinen Psychiatrie. Von Psychiatern, die bei spezieller *Nietzsche*-Kenntnis doch sich an Möbius anlehnten, nenne ich nur *Jaspers,* der, wenn ich recht berichtet bin, in seinem Seminar auch den Zarathustra der Paralyse zurechnete.

Dagegen hat *Sadler* in einem kurzen Aufsatz[17]) für den Zarathustra die Auffassung von *Möbius* zurückgewiesen. Er bemerkt treffend (allerdings wohl nicht für das Zarathustraerlebnis selbst, aber doch für seine Auswertung), daß „diese Euphorie eine gewollte,

---

[16]) Sein Hauptargument ist, wie bei Möbius, das Wüstenlied, aber er nimmt irrtümlicherweise an, daß Zarathustra „mit einer Art Gebrüll“ dies Lied singe. Nicht Zarathustra, sondern der Wanderer, eine Art Parodie auf Zarathustra, singt das Lied. Zarathustra spottet dagegen, daß seine Besucher (die ja nachher durch das Gebrüll der wirklichen Löwen vertrieben werden), wohl das Notschreien, nicht aber das Schreien verlernt hätten!

[17]) Zeitschr. f. Sexualwissenschaften. 1918.

erkämpfte, nicht die endogene eines Paralytikers ist". Sie ist in der Tat die Überwindung des Schopenhauer- und Wagner-Pessimismus. Auch das starke psychogene (aber nicht hysterische) Moment in *Nietzsches* Leiden hat er schon hervorgehoben.

Wir haben nun, nachdem wir das gesamte Material geprüft haben, noch einmal zu erwägen, ob die Diagnose Paralyse über jeden Zweifel erhaben ist.

Überblicken wir ganz kurz den Verlauf: Im September 1888 eine manische Erregung mit gesteigertem Größengefühl, um die Jahreswende schlaganfallähnlicher Zusammenbruch, dann eine starke Erregung und Verwirrung mit blühenden Größenideen von mehrmonatiger Dauer, dann eine gute Remission von mehreren Jahren, die zur Entlassung des Kranken nach Naumburg führte, bei teilweiser Verblödung, allmählich wieder Verschlechterung, nach der Übersiedelung nach Weimar noch einmal eine schwächere Remission, dann unaufhaltsamer geistiger und körperlicher Verfall bis zum Tode.

Ziehen, der wohl psychiatrisch den besten Einblick in den Fall hatte, hat immer das Atypische der Paralyse betont. Es läßt sich nicht verkennen, daß manches an eine mehr herdförmige Krankheit denken läßt. Die Sprachstörung scheint nicht typisch paralytisch gewesen zu sein. *Nietzsche* fand die Worte nicht, war unglücklich darüber und freute sich, wenn man erriet, was er sagen wollte. Diese Form der „amnestischen" Aphasie kommt auch bei diffusen Prozessen vor, wo sie aber, wie bei *Nietzsche,* mit einer Schwäche des rechten Armes verbunden ist und nichts von artikulatorischer Sprachstörung berichtet wird, muß sie auf einer herdartigen Lokalisation des Prozesses beruhen.

Auch die Handschrift gibt keinen Aufschluß. Vor dem Zusammenbruch ist sie keineswegs verdächtig. Nach dem Zusammenbruch schreibt *Nietzsche* die sogenannten „Wahnsinnszettel". Der an *Peter Gast* ist von *v. Ungern-Sternberg* auf Tafel XI faksimiliert wiedergegeben. „Singe mir ein neues Lied: die Welt ist verklärt und alle Himmel freuen sich. Der Gekreuzigte." Die Schrift ist gar nicht paralytisch, aber sie ist auch nicht kindlich, wie naive Beurteiler behaupten. *Nietzsche* schreibt, seinem Größenwahn angemessen, einzelne lapidare Buchstaben. Die Buchstaben sind, was bei so ungewohnter Schreibweise nicht selbstverständlich ist, gleichmäßig groß und die Zeilenhöhe trotz des großen Formates bei Abweichungen im kleinen, im ganzen wiederhergestellt. Man versuche einmal ohne Vorbild eine solche Schrift zu schreiben und nicht wenige Gesunde werden es schlechter machen. Diese Schrift ist also Ausdruck des

Größenwahnes und der gehobenen Stimmung und ihr Einklang mit dem Inhalt spräche mehr für eine paranoide Erkrankung als für Paralyse. Sie stammt vom 4. 1. 1889. Eine spätere Schriftprobe, vom 29. 5. 1891, ist bei *Bernoulli* (II, 332) faksimiliert. Die Mutter schreibt dazu, er schreibe sonst ganz hübsch, jedenfalls passe die Feder nicht. Die Schrift verrät eine Ungeschicklichkeit, die ja tatsächlich durch eine solche Störung gesteigert sein kann, die aber schon durch die Parese des Armes erklärt wäre. Er schreibt: „Herzliche Grüße und Dank von Deinem Freund Nietzsche." An einer Stelle ist ein Abstrich zuviel, an zwei Stellen fehlt einer. Diese Probe ist also nicht typisch paralytisch, sondern würde eher an eine herdförmige Läsion denken lassen.

Die Sektion wurde nicht vorgenommen. Die Vorwürfe deswegen sind nicht berechtigt. Man wußte im *Nietzsche*-Archiv damals nicht, daß die Paralyse auf Syphilis zurückgeführt würde. Frau *Förster-Nietzsche* hat selbst die Erlaubnis gegeben, daß *Möbius* der Einblick in das Jenenser Kranken-Journal gewährt würde. Die Schrift von *Möbius* erschien erst 2 Jahre nach dem Tode *Nietzsche*s.

Allerdings findet *Benda*[18]) durch die Diagnose Lues cerebri Gelegenheit, den Beginn der Krankheit auf das Jahr 1865 heraufzusetzen, da er in dem ersten schweren „Migräne-Anfall" eine luetische Meningitis am Abschluß des Primärstadiums vermutet[19]). Gewiß bestehen gegen die Diagnose einer echten Migräne Bedenken, aber diese bestehen auch, wie *Benda* freimütig zugibt, gegen die Lues cerebri. „Ich verhehle mir durchaus nicht, daß auch diese Deutung nur eine Vermutung ist, gegen die vieles vorgebracht werden kann, hauptsächlich jener ungeheuer langsame Verlauf, zu dem die Stärke der auftretenden Symptome in keinerlei Verhältnis steht, und zweitens die Unsicherheit der Infektion überhaupt, für die wirklich einwandfreie Beweise niemals haben erbracht werden können."

Einen Grund gegen die Migräne sieht er in der fortschreitenden Beeinträchtigung des Sehvermögens. Dies aber ist weder auf Migräne noch auf Lues zurückzuführen, sondern auf erbliche Kurz- bzw. Schwachsichtigkeit; auch die Schwester leidet daran in hohem Maße.

[18]) *Benda*, Nietzsches Krankheit. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 1925.

[19]) Soll man wirklich Nietzsche vertrauen, daß er heuchlerisch Deussen von seinem Entsetzen bei dem ahnungslosen Eintritt in das Bordell berichtet, daß er sich mit der Verbindung wegen ethischer Forderungen entzweit, während er schon die Lues an sich spürt? Auch sind „Rheumatismus" und Kopfschmerzen nicht so unerwartet und plötzlich wie Benda meint. Die Infektion würde nach Bendas Vermutung zwischen dem 2. und 6. Juni 1865 stattgefunden haben. Vom „Rheumatismus" schreibt Nietzsche am 11. Juni, am 12. Juli, am 4. und am 5. August des gleichen Jahres.

Ich halte für ein wesentliches Moment, was *Benda* ganz übersieht: die psychogene Komponente, den Einfluß der seelischen Erlebnisse. *Benda* sieht, offenbar durch *Bernoulli* beeinflußt, in *Nietzsche*s geistigem Ringen einen heroischen Kampf gegen die organische Gehirnkrankheit, welcher die Katastrophe herausschiebt. Abgesehen davon, daß ich an einen wirksamen Widerstand gegen einen organischen Prozeß nicht glaube, halte ich diese ganze Deutung von *Nietzsche*s seelischem Ringen für irrig. *Nietzsche* kämpft nicht gegen seine Geisteskrankheit, da er sich von dieser gar nicht bedroht weiß. Er kämpft in sich den Kampf gegen den europäischen Nihilismus, er will aus dem Nichts zum Etwas führen, ein neues Ziel aufstellen. Darum rühmt er ja so oft seine Krankheit als das Glück, das ihn aus dem falschen Beruf, der zu niedrigen Lebensauffassung, aus dem ganzen 19. Jahrhundert heraushebelt[20]). Darum eben steigert er psychogen die Migräneanfälle zur schweren Neurose. Nicht das Irrenhaus, sondern die Verzweiflung, den Selbstmord haben *Nietzsche*, haben auch seine nächsten Freunde gefürchtet.

Damit will ich die Möglichkeit der frühen Lues cerebri nicht leugnen. Ich betone aber, daß daraus auch nach *Benda* nichts für die Werke folgt, denn diese Lues cerebri wäre dann eine „Nervenkrankheit", keine Geisteskrankheit gewesen. *Benda* schließt sich durchaus meiner Auffassung an, daß vor 1888 keine Geistesstörung nachzuweisen ist. „Mir scheint aber bei genauer Durchsicht des Materials jene Wandlung so gradlinig und konsequent aus allem Früheren zu folgen..." usw.[21]).

Wenn *Benda* bemerkt: „Ist doch selbst die Geschichte von *Nietzsches* Krankheit so einzigartig, daß sie jeder Einpressung in ein Schema spottet. Selbst wo man deutliche Belege und Hinweise in einer bestimmten Richtung in Händen zu haben glaubt, trifft man eng daneben so überraschende und hohe Beweise von stärkster Ge-

---

[20]) Belege hierfür sind oben angegeben, finden sich aber noch viele in den Briefen und in den Werken. Auch in Bendas Aufsatz, besonders am Schluß sind einige, ohne die ärztlichen Folgerungen, angegeben.

[21]) Benda ist mißtrauisch zuerst gegen den Brief an Brandes vom 10. IV. 1888. Ich gebe zu, daß hier die Möglichkeit einer Hemmungslosigkeit durch paralytische Manie nicht auszuschließen ist, finde aber, daß Benda in der Kritik zu weit geht. Kleinigkeiten und Wichtigkeiten sind gemischt, aber alles ist streng ausgelesen nach dem Ziel, Brandes gewissermaßen als journalistischen Reporter, für eine monumentale internationale Reklame zu benutzen: ein bedenkliches Mittel, aber immerhin ein Mittel als Vorbereitung einer mächtigen Wirkung, die Nietzsche in der Umwertung anstrebt.

sundheit und Geist, daß man sofort wieder seinen eben gewonnenen Standpunkt verlassen muß," so kann ich dieser Warnung zur Bescheidung nur entschieden zustimmen. Dieser atypische Verlauf ist es ja, der dem Kampf der Schwester gegen die bestimmte Diagnose, der Behauptung *Gasts*, *Nietzsche* habe eben seine eigene Krankheit gehabt, ein subjektives Recht gibt.

Bei herdförmiger Lokalisation unter psychischen Allgemeinerscheinungen kommen eine atypische Paralyse und Gehirnlues in Betracht. Die Entscheidung zwischen diesen beiden Diagnosen ist aber für das Werk und dessen Geltung von geringem Interesse.

Da nun für die Annahme der Lues keinerlei Anhaltspunkte, wohl aber erhebliche Bedenken dagegen bestehen, so sind die Möglichkeiten anderer Diagnosen nicht gänzlich außer Betracht zu lassen. Man darf nicht vergessen, daß heute zur Sicherung einer Paralyse bestimmte Reaktionen in Blut und Rückenmarkflüssigkeit notwendig sind. Wo sie an beiden Stellen fehlen, muß man auch bei paralyseähnlichem Verlauf eine andere Diagnose stellen und wenn man keine andere Möglichkeit sieht, auch die Zuflucht zu einer Kombination von zwei Diagnosen nehmen.

Frau *Förster-Nietzsche* hat nun nicht nur Überarbeitung und Chloral, sondern noch ein besonderes Schlafmittel als Ursache der Schlaganfälle angegeben. Dies aus Java stammende Mittel erhielt *Nietzsche* von einem Holländer geschenkt. „Es war eine dunkle Flüssigkeit, eine Art starker Alkohol, der schwach nach fremden Würzen roch. Mein Bruder erzählte mir aber, daß er damit sehr vorsichtig wäre, denn einmal habe er in das Glas Wasser ein paar Tropfen zuviel genommen und sei davon absolut betrunken geworden. Er habe sich auf den Teppich hingeworfen und immer lachen müssen (er sagte ‚grinsen‘). Aber in schwachen Dosen wirke es erleichternd und beruhigend ..." (Biogr. III, 919). Frau *Förster-Nietzsche* schließt daraus, daß die Umnachtung mit ähnlichen Zuständen anfing, den ursächlichen Zusammenhang. Ich finde in dem Briefe an *Gast* vom 26. 11. 1888: „ich mache so viele dumme Possen mit mir selber und habe solche Privat-Hanswursteinfälle, daß ich mitunter eine halbe Stunde auf offener Straße g r i n s e, ich weiß kein anderes Wort." Und am 2. 2. 1888, in der Begeisterung über ein Konzert: „mein Gesicht macht fortwährend Grimassen, um über ein extremes Vergnügen hinwegzukommen, eingerechnet für 10 Minuten die Grimasse der Tränen." Beide Briefe aber liegen mitten in der frühen manischen Phase der Paralyse und besagen über die Ätiologie der

Krankheit an sich nichts. *Paul Cohn* hat 1910[22]) daraufhin noch einmal die These der Haschischvergiftung vertreten. Aber schwerlich kann man den durch 11½ Jahre stetig fortschreitenden Verfall von Leib und Geist auf ein in dieser Zeit doch nicht mehr angewandtes Mittel beziehen. Man würde nur annehmen können, daß das Anfangsstadium der Paralyse durch dies Gift gefärbt war.

Etwas mehr Wahrscheinlichkeit würde die Diagnose Hirnarterienverkalkung haben. Zwar wäre die Erkrankung, da *Nietzsche* 44 Jahre war, auffallend früh aufgetreten. Immerhin kommt diese Erkrankung in seltenen Fällen sogar vor dem 40. Jahre vor. Auch an Gehirngeschwulst könnte man denken. Der lange Verlauf wäre hier ebenfalls ungewöhnlich, aber nicht in viel höherem Grade als für Paralyse. Auch bei Tumoren ist ein jahrzehntelanges Bestehen beobachtet worden. Der Zufall fügt es, daß ich eben einen Fall in Dalldorf gesehen habe, der als Paralyse hereinkam und vollständig das Bild der Paralyse bot, bei dem aber die Sektion einen Tumor ergab. Hier, wo er nur noch wenige Tage vor dem Tode in Behandlung war, fehlte die Pupillenreaktion, die kurz vorher noch vorhanden gewesen war; die Sprache war gestört.

Gegen alle nichtluetischen Erkrankungen spricht aber der Befund an dem einen Auge: Erhaltene Konvergenz-, fehlende Lichtreaktion. Dieser Befund ist nicht in Basel erhoben, ist also allein in dem *Möbius*schen Auszug der Jenaischen Krankheitsgeschichte erhalten. Solange das Original nicht wieder auftaucht, hat es wenig Zweck, darüber zu diskutieren. Man würde doch wenigstens gern wissen, ob dieser eine entscheidende Befund nachgeprüft wurde. Man soll ja, wenn man diesen Erzählungen Glauben schenken darf, in Jena von dem damals schon beginnenden Weltruhm *Nietzsche*s wenig gewußt und ihn wie irgendeinen Paralytiker behandelt haben. Wenn man aber die Angabe von *Möbius* als unbezweifelbar ansieht, dann muß auch eine syphilogene Gehirnerkrankung als s e h r wahrscheinlich diagnostiziert werden.

Bei der Annahme einer Geschwulst würde man schwerlich ohne kombinierte Diagnose auskommen. Zwar treten auch bei Tumoren in einzelnen Fällen Wahnideen auf, aber *Nietzsche*s Krankheit wäre unter diesem Aspekt doch zu ungewöhnlich. Andererseits muß man aber zugeben, daß *Nietzsche*s Größenwahn nicht gerade t y p i s c h paralytisch ist. Der Größenwahn der Paralyse erhält sein Gepräge aus dem Schwachsinn, der Kritiklosigkeit bei der expansiven Eupho-

---

[22]) Deutsche medizinische Presse. 1910.

rie. Andeutungen in dieser Richtung zeigen sich auch in den Briefen der manischen Zeit. Der Paralytiker besitzt Millionen, verschenkt Villen, betrachtet Müll als Gold, er lebt also in schwachsinniger Wunscherfüllung. Dahin gehört es, wenn *Nietzsche* verspricht, gutes Wetter zu machen. Aber das Wesentliche in *Nietzsche*s Wahn, der übersteigerte Wahn in einseitiger Richtung, aber nicht im Sinne nächstliegender Wünsche, ähnelt vielmehr den paranoiden Wahnbildungen. Es ist ja das Einzigartige im Bilde *Nietzsche*s, das seine Krankheit einer dichterischen Erfindung ähnlicher macht als einem medizinischen Fall, daß inhaltlich — nicht real! — der Größenwahn nur eine gelinde Steigerung des schon längst übermenschlichen Größenstrebens ist. Man möchte es einem übervollen Glase vergleichen, das plötzlich überfließt, wenn nur noch wenige Tropfen dazukommen. Dionysos war seit der Wagner-Freundschaft *Nietzsche*s Wunschbild, Zarathustra war der „Dionysische Unhold" — jetzt schwand das Realitätsurteil und was vordem Symbol, notwendiges und wahrstes, nicht „poetisches", romantisches Symbol gewesen war, stand nun als Wirklichkeit in seinem Geist. Er war Dionysos selbst. der zerrissene Zagreus, der mythisch Christus vergleichbar ist und die typische Wahnidee, daß der Kranke sich in vielen berühmten Personen wiedererkennt, ist hier sinnvoll mit dieser Vorstellung verknüpft: die Individuen sind ja, wie es auch *Schopenhauer* empfand, der in Stücke zerrissene Zagreus.

So ist es sehr verlockend, den Größenwahn aus *Nietzsche*s seelischer Entwicklung als natürliche und logische Konsequenz zu entwickeln, mag man nun annehmen, daß der Verlust des Realitäts-Urteiles sich durch die begleitende organische Hirnkrankheit erklärt, oder daß auch dieser Verlust zur natürlichen Entwicklung gehört.

Einen solchen Versuch hat *Steckel*[23]) unternommen. Von einem Freudianer konnte man wenigstens interessante Deutungen über die seelische Entwicklung erwarten, aber *Steckel*s monomanische Sexualtheorie führt ihn bei seiner ungenügenden Kenntnis *Nietzsche*s völlig in die Irre. Die Haltlosigkeit seiner Annahme, daß *Nietzsche* aus homosexueller Liebe zu *Wagner* krank geworden sei, ist oben kurz dargelegt. Seine Diagnose: „Hysteria virilis mit Übergang in Paranoia" ist darum wertlos. Ich stimme hier Möbius durchaus zu, daß *Nietzsche* nicht hysterisch war.

Nun sind einige Stimmen laut geworden, daß *Nietzsche*s Größenwahn als Schizophrenie („Jugendirresein", „Spaltungsirresein") auf-

---

[23]) Ztschr. f. Sexualwissensch. 1917.

zufassen sei. Wir müssen bekennen, daß das Wesen und die Einzelformen der paranoiden Erkrankungen nicht dadurch erklärt sind, daß man sie unter dem Sammelnamen Schizophrenie faßt. Also einen „typischen" Verlauf dürfen wir zur Sicherung dieser Diagnose nicht fordern. Einen Intelligenzdefekt fanden wir erst 1888, also erst hier würden wir dann den eigentlichen Ausbruch der Geisteskrankheit, der Prozeß-Psychose „Schizophrenie" mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. Aber diese Krankheit zeigt sich ja so oft schon vorher in anscheinend angeborenen Charakter-Eigentümlichkeiten vorgebildet. Liegt eine derartige Abweichung bei *Nietzsche* vor, wie dies neuerdings von *Fritz Lenz* angenommen wird[24])?

Da ist denn zuerst die Auffassung der Wagnerianer zu erwähnen, daß der Wagner-Verehrer, besonders auch in seiner Unzeitgemäßen über *Wagner* (76) gesund war, der Abtrünnige aber geisteskrank. So sagt *Chamberlain*[25]) über diese Schrift: „unstreitig die schönste Schrift über *Wagner,* die es überhaupt gibt; geschrieben, kurz ehe die ersten Anzeichen des furchtbaren Leidens sich einstellten, das diesen heroischen Verstand zertrümmern und ihn zum Hofnarren eines frivolen, skandalsüchtigen fin de siècle machen sollte". Wir brauchten uns mit diesem Ergebnis einer ganz sachunkundigen Journalistenlogik nicht zu befassen (übrigens war damals längst der Nachlaß von 1874 erschienen, der dieser Auffassung jeden Boden entzog), wenn nicht auch *Wagner* selbst von *Nietzsches* Geisteskrankheit gesprochen hätte.

Als *Wagner* „Menschliches, Allzumenschliches" erhält, schreibt er an *Overbeck* den 24. 5. 1878: „Aus Ihren kurzen Andeutungen entnehme ich, daß unser alter Freund *Nietzsche* sich auch von Ihnen zurückgezogen erhält. Gewiß sind sehr auffällige Veränderungen mit ihm vorgegangen: wer ihn jedoch schon vor Jahren in seinen psychischen Krämpfen beobachtete, durfte sich fast nur sagen, daß eine längst befürchtete Katastrophe nicht ganz unerwartet eingetreten ist. Ich habe für ihn die Freundschaft bewahrt, sein Buch — nachdem ich es beim Aufschneiden durchblättert — n i c h t zu lesen, und möchte weiter nichts wünschen und hoffen, als daß er mir dies dereinst noch danke."

Dies Dokument ist in zwei Punkten von Interesse. Wann sind die „psychischen Krämpfe", die Wagner als Vorboten der Kata-

---

[24]) Archiv f. Rassen- und Ges.-Biologie. 1925. XVII. S. 112 und persönliche Mitteilung.

[25]) „R. Wagner". München 1910. S. 88.

strophe betrachtet? Sie müssen 1874 oder vorher gewesen sein, denn seitdem haben sich die beiden nur 1876 in Bayreuth und Sorrent gesehen, wo es aber zu ernsthaften Aussprachen nicht mehr gekommen ist. Es sind die Hemmungen, die *Nietzsche* in seinem tiefsten Ringen um *Wagner* erlitt. Sie sind also viel zu früh, als daß sie für die Paralyse in Betracht kämen. Zweitens fragt man sich, ob *Wagner* mit dieser „Katastrophe“ ernstlich eine Geisteskrankheit meint. Darauf gibt *Wagners* Verhalten eindeutige Antwort: kurze Zeit nach jenem Brief persifliert er *Nietzsche* sehr boshaft in seiner Zeitung[26]). Aber einen Freund, dessen Geist durch eine Katastrophe zerstört ist, verhöhnt man nicht. Auch *Cosima* macht sich im Brief an *Nietzsches* Schwester die Hypothese der Krankheit zu eigen, aber immer wieder gerät sie ins Schelten über den „Verrat“. Es ist kein Zweifel, daß diese Hypothese „geisteskrank“ als Strafe für *Nietzsche* gedacht ist und daß *Wagners* auf eine Heilung dieser Krankheit hoffen — nämlich auf die reuige Rückkehr nach Bayreuth.

Anderthalb Jahre später schreibt *Wagner* noch einmal an *Overbeck* über den gemeinsamen Freund: „Hatte ich auch stets ein Gefühl davon, daß *Nietzsche* bei seiner Vereinigung mit mir von einem geistigen Lebenskrampfe beherrscht wurde, und mußte es mich nur wunderbar bedünken, daß dieser Krampf in ihm ein so seelenvoll bedeutendes und wärmendes Feuer erzeugen konnte, wie es sich aus ihm zum Staunen aller kund tat, und habe ich an der letzten Entscheidung seines Lebensprozesses mit wahrhaftem Entsetzen nun ersehen, wie stark und endlich unerträglich jener Krampf ihn erdrücken mußte — so muß ich endlich wohl auch ersehen, daß mit einem so gewaltsamen psychischen Vorgange nach sittlichen Annahmen gar nicht zu rechten ist, und erschüttertes Schweigen einzig übrig bleibt.“

Hier hat sich *Wagner* zu einer wirklichen psychologischen Beurteilung durchgerungen. Der „Lebenskrampf“ ist, wie er hier fühlt, der gewaltsam unterdrückte Konflikt mit ihm, *Wagner,* also kein Symptom einer Geisteskrankheit. Dennoch leitet uns dieser wiederholte Ausdruck „Krampf“ auf die Frage über, ob *Nietzsche* nicht eine eigenartige Veranlagung, ein schizothymes Temperament gehabt habe, wie man es jetzt vielfach mit der Schizophrenie in Verwandtschaft setzt. In der Tat muß die gewaltige Spannung in *Nietzsches* Leben, das heroische Pathos, die einsame Lebensweise, die Kampfansage gegen die ganze Welt eine solche Erwägung nahelegen.

Kretschmer unterscheidet bekanntlich zwei Hauptgruppen der Temperamente, die schizothymen und die zyklothymen. Das, was in

[26]) „Publikum und Popularität“ in den Bayreuther Blättern. 1878.

Nietzsches Schicksal hervorleuchtet, gehört nach dieser Einteilung der schizothymen Seite an. *Kretschmer* hat seinem „Körperbau und Charakter“ ein frappantes Motto aus *Shakespeares* Julius Cäsar vorangesetzt. Ich glaube als Titelbild wären Don Quichote und Sancho Pansa ebenso schlagend gewesen, denn schwerlich wird ein Künstler in ihnen den Typus des Asthenikers (als Karikatur des Athleten) und des Pyknikers verfehlen. Da wirkt es nun bestechend, daß *Nietzsche* zur Gestalt Don Quichotes eine ihm selbst unheimliche Beziehung empfunden hat. Wenn er zweifelte, so empfand er seinen Enthusiasmus, seinen Kampf gegen die Umwelt als Don-Quichoterie und diese Beziehung quält ihn wieder so sehr, daß er *Cervantes* als ein nationales Unglück, als kalten, hartherzigen Menschen bezeichnet. (Ich habe die Stellen in „Wagner und Nietzsche“ S. 253ff. zusammengestellt.)

Aber man darf sich durch diese ins Auge fallenden groben Linien nicht täuschen lassen. Es ist ja natürlich, daß ein großes Schicksal stärker durch die schizothyme Spannung als durch zyklothyme Heiterkeit und Behäbigkeit gefärbt wird. Sehen wir aber nicht nur diese weltgeschichtliche Figur, sondern fühlen wir uns in das menschliche Schicksal ein, dann sehen wir doch ein anderes Bild. Die Einsamkeit braucht *Nietzsche* zum Werke, ist diese Anspannung vorüber, so ist er ein schlichter, heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter. Er hat nicht nur Sehnsucht, sondern auch Talent zu enthusiastischen warmen Freundschaften und nur seine Aufgabe ist es, die diese Freundschaften stört, oder sie doch durch örtliche Entfernung nicht zur vollen Auswirkung kommen läßt. Beispielsweise hat er mit *Seydlitz* noch 1885 eine nahe Freundschaft geschlossen. Seine Einsamkeit besteht eben nur im Gebiet der geistigen Aufgabe. Verhaßt ist ihm der behäbige „Gebildete“, mit einfachen Leuten geht er freundlich um und sie verehren ihn. Er ist bisweilen empfindlich, er vergißt aber auch wieder, war er doch sogar einer Aussöhnung mit *Rée* und *Lou* nicht abgeneigt. Seine ganze Kampfstellung gilt nur im geistigen Gebiet: als er *Strauß* in der Unzeitgemäßen so temperamentvoll angegriffen hat und dieser bald danach stirbt, macht er sich ernstlich Sorge, dieser könne seine Polemik noch gelesen haben. Er ist konsequent in seiner Entwicklung, heroisch im Verzicht und Angriff, aber nirgends starr. Sentimentalität und Behaglichkeit ist ihm verhaßt, aber seine menschliche Wärme schlägt überall durch. Mit seiner Empfindlichkeit steht sein Zartgefühl gegen andere in Einklang. Wo seine Reizbarkeit ihn zu weit treibt, versucht er es immer sogleich gut zu machen. Alles in allem: *Nietzsche* ist eine innige Mischung der „schizothymen“ und „zyklothymen“ Eigenschaften, die bei ihm —

immer solange ihn seine Aufgabe nicht in Gegensatz zur Umwelt bringt — in glücklichem Einklang stehen.

Man hat seltsamerweise *Kretschmer*s Theorie damit widerlegen wollen, daß man Mischformen nachwies. Am besten kann man wohl das Verhältnis der beiden Typen mit dem der psychischen Charaktere von Mann und Weib vergleichen. Niemand bestreitet, daß es diese Typen gibt, und doch haben die meisten Männer auch weibliche, die meisten Frauen auch männliche Eigenschaften. Vor allem ist es nicht mit einem Plus oder Minus in den einzelnen Eigenschaften getan, vielmehr haben hervorragende Genien oft sowohl männliche als weibliche in besonderer Stärke vereint, und ähnlich hat auch *Kretschmer* bei den Genialen gerade die Mischung von beiden Typen hervorgehoben.

Wie sich nun die Schizophrenie zum schizothymen Charakter verhält, darüber sind die Meinungen geteilt, ja man muß zugeben, daß der reale Zusammenhang zwischen beiden nicht über jeden Zweifel erhaben ist. Ich nehme, wie mir scheint mit der Mehrzahl der Psychiater, an, daß etwas Zweites hinzukommen muß, um aus den schizothymen Charakter die Prozeß-Psychose (histologische Veränderung) Schizophrenie zu machen. Als Erscheinungen der Schizophrenie würden dann dieselben gelten, die wir als Paralyse deuteten. Die Diagnose wäre also nur komplizierter gestaltet, ohne daß damit etwas gewonnen wäre, denn ein grob-organisches Gehirnleiden müßten wir ja außerdem annehmen.

Allerdings hat *Kretschmer* eine gewisse Tendenz, Krankheiten, die bisher als Schizophrenie galten, als einfache Weiterentwicklung des psychopathischen Charakters zu deuten. Ich gestehe, daß ich eine ganz klare Vorstellung seiner Auffassung nicht gewonnen habe und glaube, daß gerade eine Äußerung über *Nietzsche*s Krankheit recht geeignet sein würde, diese Unklarheit aufzuhellen. Das Problem würde also lauten: ist *Nietzsche*s Größenwahn einfach aus der Entwicklung seines Charakters abzuleiten, ohne ein ganz fremdes histologisches Moment? Wenn man *Nietzsche*s Größenwahn aus der Entwicklung der angeborenen Anlagen „psychogen“ erklären könnte, so wäre er zweifellos der Glanzfall dieser Theorie. Ich halte dies aber, wie gesagt, für den eigentlichen euphorischen Größenwahn im Herbst 1888 nicht für möglich und die Nähe der organisch bedingten Katastrophe spricht sehr gegen jene Annahme.

Dennoch muß man einen Blick auf die Möglichkeit dieser „psychogenen“ Entwicklung werfen, gleichgiltig, bis zu welchem Augenblick man sie anerkennen will, denn hier kommen wir auf den Punkt zu-

rück, welcher das Problem *Nietzsches* für den augenblicklichen Stand der Psychiatrie bedeutsam macht. *Kretschmer* hat den glücklichen Ausdruck Kampfneurose und Kampfpsychose geprägt und an wen denkt man bei dieser Bezeichnung eher als an Nietzsche, dessen Schicksal durch den Kampf gegen sein ganzes Zeitalter bestimmt ist. *Kretschmer*[27]) sagt: „Die psychopathische Reaktion in ihrer einfachen Form soll als Kampfneurose bezeichnet werden; sie setzt sich aus Nervosität, anhaltender, schwerer, sthenischer Affektspannung und der Einengung oder besser Aufsaugung des Vorstellungsinhaltes in die einzige Konfliktsgruppe zusammen; hierbei bleibt es in vielen Fällen. Schreitet die Vereinseitigung des Vorstellungsinhaltes bis zum Beeinträchtigungswahn fort, dissoziiert sich das erschöpfte Bewußtsein endlich in phantastischen Größenideen, wie es zuweilen vorzukommen scheint, so werden wir folgerichtig von Kampfpsychosen sprechen.“ Er rechnet hierzu „manche paranoischen Reformatoren und Erfinder, die um ihre Idee sozusagen gegen die öffentliche Meinung durch alle Instanzen einen Prozeß führen“ und sieht „das Erlebnis der Vergewaltigung des Einzelwillens durch den Gesamtwillen“ als das typische auslösende an.

Um bei *Kretschmers* Nomenklatur zu bleiben, so war *Nietzsche* gewiß kein „primitiver“, also kein hysterischer Mensch. Dagegen war er gleichzeitig in hohem Grade sensitiv, in noch höherem expansiv. Die sensitive Erschütterung bereicherte ihn seelisch und geistig, aber, soviel ich sehen kann, wirkte sie nicht dauernd „pathogenetisch“, eben weil er auch expansiv war. Die sensitive Anlage schafft ihm Leiden, aber sein Werk, sein Schicksal wird ganz überwiegend von seinem sthenischen Affekt gestaltet. Wir wissen nichts von einem Schwächegefühl, einem Leiden, das *Nietzsche* in seiner Jugend dazu gebracht hätte, kompensatorisch der Größe zuzustreben. Bis zum glücklichsten Enthusiasmus in der Wagner-Freundschaft, in der Geburt der Tragödie ist er von freudigem Selbstgefühl und glänzendem äußeren Erfolg getragen. Es ist primär sein sthenischer Affekt, der den Reformator-Drang, das Überlegenheitsgefühl gegenüber dem Zeitalter hervorruft. Dann kommt der Konflikt, der Abfall von *Wagner,* der Knick in *Nietzsches* Lebenskurve. Das ist ein schweres Erlebnis, das ihn krank macht, aber es ist nicht die Reaktion eines Psychopathen, keine Überkompensation im Sinne des Größenbewußtseins, sondern die einfache Folgerung: eine schwere nervöse Erschöpfung. Erst nach der langwährenden inneren Überwindung dieses

[27]) „Der sensitive Beziehungswahn“. S. 20.

tragischen Erlebnisses hebt sich die Kurve in allmählichem, aber hohem Aufstieg. Der Wiedergewinn des höchsten Zieles ist in natürlicher Weise mit Größenbewußtsein, mit dem Zarathustra-Rausch verbunden. Er findet die gemäße Anerkennung nicht und nun folgt etwas, was der paranoischen Reaktion etwas ähnlicher sieht: Er fühlt sich verwundet, vereinsamt, aber sein Größenbewußtsein steigt um so mehr, sein Ziel wird höher, sein Kampfaffekt gespannter. Aber man muß zugeben, daß diese Wirkung psychologisch vollkommen verständlich, logisch konsequent ist. Nun wird gewissermaßen das Experiment gemacht: Es zeigt sich der Beginn des Weltruhmes. *Brandes* hält mit großem Erfolg seine Vorlesungen in Kopenhagen. *Nietzsche* empfindet, daß seine Bücher jetzt sogar pekuniär einen großen Wert haben. Wollte man sein Größenbewußtsein wirklich als Reaktion auf die Mißachtung durch die Umwelt deuten, so müßte diese Anerkennung, die er mit großer Freude aufnahm, heilend wirken. Wir sehen das Gegenteil: Mit höchstem Größengefühl, aber mit kühlem sthenischen Affekt macht er den Plan, der die Welt revolutionieren soll und schreibt nun seine „Umwertung“ in jenem äußerst wirksamen, prägnanten, „imperatorischen“ Stile.

Man sieht also wohl eine Verwandtschaft mit der „Kampfneurose“, aber ohne psychopathische Struktur. Und das ist ja ganz verständlich. Es ist das Wesen der organischen Erkrankungen (wozu ich alle sogenannten „Prozeß-Psychosen“ rechne), daß sie ihr eigenes, der Psyche vollkommen fremdes Gesetz haben. Alle „psychogenen“ Erkrankungen aber sind ja eben dadurch „einfühlbar“, daß das Gerüst der Krankheit die gesunde Psyche, der Rest von Gesundheit ist. Ich wies schon darauf hin, daß in der Systematisierung der Paranoia eben die gesunde sthenische Komponente wirkt. Das Verständnis für die „psychogenen“ Psychosen und Neurosen müssen wir also vom Verständnis der gesunden Seele ableiten, wie das Verständnis der Entartung von der Norm. *Nietzsche* ist, weil das Schicksal zu schwer lastete, nicht gerade ein Bild der Norm, in der Art aber, wie er die Last trug, doch ein Vorbild des gesunden, starken Menschen — und eben darum zur Normierung der psychogenen Neurosen das beste Musterbild.

Ich glaube also, daß man sich bei der Diagnose „Paralyse“ (oder Lues cerebri) beruhigen darf. Dennoch ist auf alle auch heute noch abweichenden Diagnosen insofern Wert zu legen, als sie uns daran erinnern, daß wir keineswegs von der luetischen Infektion als von einer Tatsache reden dürfen.

Möbius schließt seinen journalistischen Essay, den er aber ausdrücklich als Gutachten bezeichnet, mit dem Ausruf an das Publikum: „Wenn ihr Perlen findet, so denkt nicht, daß das Ganze eine Perlenschnur wäre. Seid mißtrauisch, denn dieser Mann ist ein Gehirnkranker.“ Ich bin überzeugt, daß *Möbius*, wenn er einen Trinker begutachtete, der einige Tage Gefängnis zu erwarten hätte, viel gewissenhafter zu Werke ging. Hier hat er sich gehen lassen, weil er sich in einer literarischen Betätigung fühlte und von der großen Realität kein Bewußtsein hatte. Gerade deutsche Gelehrte haben so viel Ehrfurcht und Gewissenhaftigkeit in ihrem eignen Beruf, daß sie bisweilen das außerhalb seiner Liegende nicht in seinem vollen Gewichte empfinden. Ich habe sagen hören, wenn auch der Beweis von *Möbius* mißglückt sein sollte, so stehe doch Meinung gegen Meinung. Es ist aber ein Unrecht und eine Beleidigung, einen Mann oder ein Buch durch die Diagnose Geisteskrankheit zu entwerten, solange die Begründung fehlt. Die Krankheit, nicht die Gesundheit bedarf des Beweises.

Mag jeder die vagen Möglichkeiten, ob *Nietzsche* sich etwa bei der Abfassung des vierten Zarathustrateiles in einer der Paralyse zugehörigen Erregung sich befunden habe, bei sich erwägen: die Öffentlichkeit geht nur das Urteil an, das in der Begründung über vage Möglichkeiten hinauskommt. In diesem Sinne kann ich mein Gutachten so zusammenfassen:

1. Psychopathische Züge lassen sich in *Nietzsche*s Konstitution nicht sicher nachweisen.
2. Er hat eine wesentlich durch seelische Konflikte genährte Neurose durchgemacht (1873—1880, Höhepunkt 1879).
3. Es ist nicht mit voller Sicherheit erwiesen, daß er an Lues gelitten hat.
4. Seine Geisteskrankheit ist wahrscheinlich eine progressive Paralyse gewesen.
5. Einige Stellen der „Götzendämmerung“ und des „Antichrist“ sind paralyseverdächtig, noch mehr das „Ecce Homo“. Seit der gleichen Zeit (Ende September 1888) zeigen sich in den Briefen sehr verdächtige manisch-euphorische Stellen, aber kein Intelligenzdefekt.
6. Alle früheren Schriften und Äußerungen *Nietzsche*s haben bisher keinen Anhaltspunkt für Geisteskrankheit ergeben.

Literatur-Verzeichnis[28]).

Nietzsches Werke. (19 Bände.) Verlag Kröner. — Nietzsches Werke. Monumentalausgabe. Musarionverlag. — Nietzsches Briefe. (6 Bände.) Insel-Verlag und Verl. Schuster & Löffler. — Nietzsches Briefwechsel mit Overbeck. Insel-Verlag. — Elisabeth Förster-Nietzsche, Das Leben Friedrich Nietzsches. 3 Bände. — Dieselbe, Der werdende Nietzsche. — Dieselbe, Der junge Nietzsche. — Dieselbe, Der einsame Nietzsche. — Dieselbe, Wagner und Nietzsche. — Deußen, Erinnerungen an Fr. Nietzsche. — Lou Andreas-Salomé, Fr. N. in seinen Werken. Wien 1894. — Bernoulli, Franz Overbeck und Fr. Nietzsche. Jena 1908. — Meta v. Salis-Marschlins, Philosoph und Edelmensch. Leipzig 99. — Ungern-Sternberg, Nietzsche im Spiegelbilde seiner Schrift. Leipzig. — Glasenapp, Leben R. Wagners. (6 Bände.) — Chamberlain, Wagner. München 1910.

Alois Riehl, Nietzsche, der Künstler und Denker. — Vaihinger, Nietzsche als Philosoph. Berlin 1902. — Raoul Richter, F. N., sein Leben und sein Werk. — Leipzig 1903. — Karl Joël, N. und die Romantik. 1905. — Georg Simmel, Schopenhauer und N. 1907. — Richard M. Meyer, N., sein Leben und seine Werke. — R. Eisler, N.'s Erkenntnistheorie und Metaphysik. — Ernst Bertram, Nietzsche. Bondi 1918. — K. Hildebrandt, N.'s Wettkampf mit Sokrates und Plato. Dresden (Celle) 1922. — E. Gundolf u. K. Hildebrandt, N. als Richter unserer Zeit. F. Hirt. 1923. — K. Hildebrandt, Wagner und Nietzsche. Ihr Kampf gegen das 19. Jahrhundert. F. Hirt. 1924. — W. Stein, N. und die bildende Kunst. Berlin 1925.

Kretschmer, Der sensitive Beziehungswahn. Berlin 1919. — K. Hildebrandt, Norm und Entartung des Menschen. Dresden 1920. (Jetzt Campmann, Celle.) — Kretschmer, Körperbau und Charakter. Berlin 1921. — P. Möbius, Über das Pathologische bei Nietzsche. Wiesbaden 1902. — P. Bjerre, Der geniale Wahnsinn. — P. Cohn, Deutsche medizinische Presse. 1910. — Steckel, Nietzsche und Wagner. Zeitschr. f. Sexualwissenschaft 1917. — Saaler, Zeitschr. für Sexualwissenschaft 1918. — K. Hildebrandt, Der Beginn von N.'s Geisteskrankheit. Zeitschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 1924. — E. Benda, Nietzsches Krankheit. Monatsschr. f. Psych. u. Neur. 1925.

---

[28]) Von der unübersehbaren Literatur über Nietzsche wird hier nur das aufgeführt, was der vorliegenden Darstellung zugrunde liegt.

Heft 25: **Herzkrankheiten und Psychosen.** Eine klinische Studie. Von Dr. E. Leyser in Giessen. Mk. 4.—
Heft 26: **Die Kreuzung der Nervenbahnen und die bilaterale Symmetrie des tierischen Körpers.** Von Prof. Dr. L. Jacobsohn-Lask in Berlin. Mk. 5.40
Heft 27: **Kritische Studien zur Methodik der Aphasielehre.** Von Priv.-Doz. Dr. E. Niessl von Mayendorf in Leipzig. Mk. 6.—
Heft 28: **Wesen u. Vorgang d. Suggestion.** Von Dr. Erwin Straus in Berlin. Mk. 4.80
Heft 29: **Der hyperkinetische Symptomenkomplex und seine nosologische Stellung.** Von Dr. Kurt Pohlisch in Berlin. Mk. 6.—
Heft 30: **Der Krankheitsbegriff in der Körpermedizin und Psychiatrie.** Von Dr. R. Pophal in Stralsund. Mk. 5.70
Heft 31: **Ueber Genese und Behandlung der exsudativen Paroxysmen. (Quinckesche Krankheit, Migräne, Asthma usw.)** Von Dr. G. C. Bolten im Haag Mk. 5.70
Heft 32: **Familienpsychosen im schizophrenen Erbkreis. (Psychosen bei den Eltern von Dementia praecox-Kranken).** Von Priv.-Doz. Dr. H. Hoffmann in Tübingen. Mk. 7.20
Heft 33: **Gefühl und Erkennen.** Von Dr. J. S. Szymanski in Wien. Mk. 12.—
Heft 34: **Der heutige Stand der Behandlung der progressiven Paralyse.** Von Prof. Dr. L. Benedek in Debreczen. Mk. 15.—
Heft 35: **Ueber die Agraphie und ihre lokaldiagnostischen Beziehungen.** Von Dr. Georg Herrmann und Prof. Dr. Otto Pötzl in Prag. Mk. 24.—
Heft 36 **Zur Kenntnis der psychischen Residuärzustände nach Encephalitis epidemica bei Kindern und Jugendlichen,** insbesondere der weiteren Entwicklung dieser Fälle. Von Priv.-Doz. Dr. med. et phil. Rudolf Thiele in Berlin. Mk. 7.—
Heft 37: **Ueber d. Verwahrlosung d. Jugendlichen.** Von Prof. Dr. Werner Runge in Chemnitz u Dr. Otto Rehm im St. Jürgen-Asyl b. Bremen. Mk. 7.50
Heft 38: **Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk.** Von Dr. med. et phil. Kurt Hildebrandt in Berlin. Mk. 8.40

Wesen und Vorgang der Suggestion

Von

Dr. Erwin Straus

Berlin-Charlottenburg

Lex. 8° IV u. 86 S. Mk. 4.80.

Medizinische Klinik: Verf. entwickelt in geistvoller Weise eine neue **Theorie der Suggestion** . . . . . Die Darstellung der schwierigen Materie **zeugt von einer grossen selbständigen** Denkarbeit, sie ist klar und **überzeugend.** Das Buch ist jedem, der sich für psychologische Probleme **interessiert, zu empfehlen.**

Deutsche med. Woch.: . . . . aus den Ausführungen von **Straus, die sich durchweg auf einem** außerordentlich hohen allgemeinwissenschaft**lichen Niveau bewegen,** vielerlei Anregung zu entnehmen ist.

Gefühl und Erkennen

Von

Dr. J. S. Szymanski

Wien

Lex. 8° IV u. 204 S. Mk. 12.—

Klin. Woche: . . . . Durch die Arbeit Szymanskis werden ins**besondere manche Probleme** der Erkenntnispsychologie einer Lösung näher**gebracht, so daß** seine Schrift sowohl für den Psychiater als auch für den **Psychologen von Interesse ist.**

Medizinischer Verlag von S. Karger in Berlin NW. 6.

ABHANDLUNGEN AUS DER NEUROLOGIE, PSYCHIATRIE, PSYCHOLOGIE UND IHREN GRENZGEBIETEN

BEIHEFTE ZUR MONATSSCHRIFT FÜR PSYCHIATRIE UND NEUROLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON K. BONHOEFFER

HEFT 39

DAS WESEN DER AFFEKTFREIEN QUALITATIVEN BEDEUTUNGSGEFÜHLE

EINE UNTERSUCHUNG ÜBER DEN STAND DES GEFÜHLSPROBLEMS

VON

Dr. med. et phil. K. J. HARTMANN

MÜNSTER i. W.



BERLIN 1926

VERLAG VON S. KARGER

KARLSTRASSE 15

Preis Mk. 7.20,

für Abonnenten der „Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie“ Mk. 6.—

Medizinischer Verlag von S. Karger in Berlin NW. 6.

Abhandlungen aus der Neurologie, Psychiatrie, Psychologie und ihren Grenzgebieten

Heft 1: **Typhus u. Nervensystem.** Von Prof. Dr. G. Stertz in Marburg. Mk. 6.—
Heft 2: **Ueber die Bedeutung v. Erblichkeit u. Vorgeschichte für das klinische Bild der progressiven Paralyse.** Von Dr. J. Pernet in Zürich. Mk. 5.60
Heft 3: **Kindersprache und Aphasie.** Gedanken zur Aphasielehre auf Grund von Beobachtungen der kindlichen Sprachentwickelung und ihrer Anomalie. Von Priv.-Doz. Dr. Emil Fröschels in Wien. Mk. 5.50
Heft 4: **Epilepsie und Dementia praecox.** Von Prof. Dr. W. Vorkastner in Greifswald (Vergriffen.)
Heft 5: **Forensisch-psychiatrische Erfahrungen im Kriege.** Von Priv.-Doz. Dr. W. Schmidt in Heidelberg. Mk. 8.—
Heft 6: **Verbindung endogener und exogener Faktoren in dem Symptomenbilde und der Pathogenese von Psychosen.** Von Priv.-Doz. Dr. Hans Seelert in Berlin. Mk. 4.—
Heft 7: **Zur Klinik und Anatomie der reinen Worttaubheit, der Heilungsaphasie und der Tontaubheit.** Von Prof. Dr. Otto Pötzl in Prag. Mit zwei Tafeln. Mk. 6.—
Heft 8: **Die Spielbreite der Symptome beim manisch-depressiven Irresein.** Von Prof. Dr. P. Schröder in Greifswald. Mk. 3.—
Heft 9: **Die symptomatischen Psychosen und ihre Differentialdiagnose.** Von Priv.-Doz. Dr. Hans Krisch in Greifswald. Mk. 2.25
Heft 10: **Die Abderhaldensche Reaktion** mit bes. Berücksichtigung ihrer Ergebnisse i. d. Psychiatrie. Von Priv.-Doz. Dr. G. Ewald in Erlangen. Mk. 9.—
Heft 11: **Der extrapyramidale Symptomenkomplex (das dystonische Syndrom) und seine Bedeutung in der Neurologie.** Von Prof. Dr. G. Stertz in Marburg. (Vergriffen.)
Heft 12: **Der anethische Symptomenkomplex.** Eine Studie zur Psychopathologie d. Handlung. Von Priv.-Doz. Dr. O. Albrecht in Wien. (Vergriffen.)
Heft 13: **Die neurologische Forschungsrichtung in der Psychopathologie und andere Aufsätze.** Von Prof. Dr. A. Pick in Prag. (Vergriffen.)
Heft 14: **Ueber die Entstehung der Negrischen Körperchen.** Von Prof. Dr. L. Benedek u. Dr. F. O. Porsche in Debreczen. Mit 10 Tafeln. Mk. 15.—
Heft 15: **Ueber die Bedeutung und Entstehung der Stereotypien.** Von Priv.-Doz. Dr. Jakob Kläsi in Basel. (Vergriffen.)
Heft 16: **Ueber Psychoanalyse.** Von Dozent Dr. R. Allers in Wien. Mk. 3.60
Heft 17: **Die Zergliederung des psychischen Krankheitsbildes bei Arteriosklerosis-cerebri.** Von Nervenarzt Dr. S. J. R. de Monchy in Rotterdam. Mk. 3.—
Heft 18: **Epilepsie u. manisch-depressives Irresein.** Von Dr. Hans Krisch in Greifswald. Mk. 3.—
Heft 19: **Ueber die paranoiden Reaktionen in der Haft.** Von Dr. W. Försterling in Landsberg a. d. W. Mk. 3.60
Heft 20: **Dementia praecox, intermediäre psychische Schicht und Kleinhirn-Basalganglien-Stirnhirnsysteme.** Von Prof. Dr. Max Loewy in Prag-Marienbad. Mk. 4.20
Heft 21: **Metaphysik und Schizophrenie.** Eine vergleichende psychologische Studie. Von Dr. G. Bychowski in Warschau. Mk. 5.—
Heft 22: **Der Selbstmord.** Von Priv.-Doz. Dr. R. Weichbrodt in Frankfurt a. M. Mk. 1.50
Heft 23: **Ueber die Stellung der Psychologie im Stammbaum der Wissenschaften und die Dimension ihrer Grundbegriffe.** Von Dr. Heinz Ahlenstiel in Berlin. Mk. 1.80

Vollständige Serien — Preise auf Anfrage.

Die Abonnenten der „Monatsschrift für Psychiatrie und Neurologie“ erhalten diese Abhandlungen zu einem ermäßigten Preise.

— **Fortsetzung siehe 3. Umschlagseite.** —

ABHANDLUNGEN AUS DER NEUROLOGIE, PSYCHIATRIE, PSYCHOLOGIE UND IHREN GRENZGEBIETEN

BEIHEFTE ZUR MONATSSCHRIFT FÜR PSYCHIATRIE UND NEUROLOGIE

HERAUSGEGEBEN VON K. BONHOEFFER

HEFT 39

DAS WESEN DER AFFEKTFREIEN QUALITATIVEN BEDEUTUNGSGEFÜHLE

EINE UNTERSUCHUNG ÜBER DEN STAND DES GEFÜHLSPROBLEMS

VON

Dr. med. et phil. **K. J. HARTMANN**

MÜNSTER i. W.



BERLIN 1926

VERLAG VON S. KARGER

KARLSTRASSE 15

Druck von Ernst Klöppel in Quedlinburg.

Vorwort

Von „affektfreien“ Gefühlen zu sprechen, scheint ein Widerspruch in sich selbst zu sein. Unter affektivem Erleben der seelischen Zustände versteht man herkömmlicherweise das Erleben ihrer Lust-Unlustseite nach Qualität und Intensität. Diese Erlebnisform gilt eben als „das Wesen“ des Gefühles überhaupt. An dieser bewährten und klaren Auffassung des Affektiven soll hier auch nicht gerüttelt werden. Dagegen will diese Untersuchung systematisch nachweisen, daß die realen Gefühlsqualitäten weit hinausreichen über das Gebiet des Affektiven und daß es noch ein „affektfreies“ Gefühlserleben von bisher deskriptiv kaum erfaßter Qualität gibt. Ferner soll gezeigt werden, daß diese affektfreie Gefühlsseite nicht nur im realen Seelenleben von größter praktischer Bedeutung ist, sondern auch von grundlegender Wichtigkeit für die geltenden theoretischen Auffassungen in allen Einzelgebieten der Psychologie.

Man wird bei dem fortgeschrittenen Stand dieser Wissenschaft vielleicht skeptisch sein gegen die Möglichkeit, daß auf dem Gebiete des Seelischen in dieser Hinsicht überhaupt noch irgendwelche „Qualitäten“ von Belang ermittelt werden könnten. Und doch muß man auch heute noch eingestehen, daß gerade auf dem Gebiet der Gefühlspsychologie die Forschung der vergangenen Jahrzehnte so gut wie überhaupt keine Fortschritte gebracht hat. Kein psychologisches Gebiet ist so vernachlässigt wie dieses. Das gilt ebenso von dem Bestand der seit 150 Jahren fast unverändert herrschenden Lehrmeinungen wie von den Forschungsmethoden. Experimentelle Laboratoriumsmethoden, die auf andern psychologischen Gebieten Triumphe feiern konnten, haben nicht sehr weit in die verworrenen und buntschillernden Tiefen des Gefühlslebens hineinleuchten können. Da eine Zeitlang eine andere Methodik fast ganz disqualifiziert und konkurrenzunfähig erschien, so war eine systematische Gefühlsforschung ausgeschaltet. Aber in jeder Wissenschaft hat sich nun einmal die Methode nach der Eigenart des Gegenstandes auszubilden und nicht umgekehrt. Diese Untersuchung wird daher in rein methodischer Hinsicht feststellen, daß die wirklichen Tiefen des Gefühlserlebens in ihrer qualitativen Sonderart nur einer introspektiven Psychologie

zugänglich sind. Aber zugleich muß von der Naturwissenschaft die reine Induktion übernommen werden. Mit deduktiven Sätzen, antezepierenden Definitionen, axiomatischen Behauptungen, formallogischen Schlüssen ist hier gar nichts zu ermitteln. Nur induktive Einstellung auf real vorhandene, nachweisbare Tatsächlichkeit sowie deskriptive Tatbestandsaufnahme der realen Qualitäten dieses Tatsächlichen können die Aufgabe sein.

Daß die untersuchten Erlebnisformen trotz ihrer „Affektfreiheit" in qualitativer Hinsicht zum Gefühlsleben gehören, wenn dieser Sprachgebrauch überhaupt noch einen Sinn behalten soll, wird niemand bestreiten wollen. Damit wird ein weiterer methodischer Schritt getan sein, endlich dem vagen, vieldeutigen und unbestimmten Charakter des wissenschaftlichen Gefühlsbegriffes einen präziseren Inhalt zu geben. Diese präzisere Begriffsform aber wird nur ermöglicht durch ein schärferes Sehen und klareres Verstehen einer wichtigen Seite der seelischen Wirklichkeit selbst, die, dem unmittelbaren Erleben längst vertraut, eine adäquate psychologisch-wissenschaftliche Bestandsaufnahme deskriptiv noch nicht gefunden hat, zum Schaden der Psychologie.

Ich rechne von vornherein mit dem Widerspruch festgewurzelter Theorien. Aber man wird zugeben müssen, daß auf diesem Gebiete schwere Vernachlässigungen einzuholen sind und daß die Gefühlstatsachen mit heterogenen Methoden nicht in ihrer qualitativen Eigenart zu erfassen sind.

Inhalts-Verzeichnis

I. Deduktive Theorienbildung und induktive Tatsachenforschung in der Gefühlspsychologie.

Im Jahre 1863 schrieb Wilh. Wundt in seinem Jugendwerk (Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele. Bd. 2. S. 204) einige Sätze über das Gefühl, die man bei ihm nicht ohne weiteres erwartet: „Lange bevor die bewußte Erkenntnis die Dinge untersucht. schöpfen wir aus dem Gefühl schon eine bestimmte Meinung über die Natur derselben. Das Gefühl sagt uns, ob der Gegenstand sich in der Weise unseren Sinnen darbietet, die seiner wirklichen Beschaffenheit entspricht, oder ob er uns in die Irre zu führen sucht. Das Sein und der Schein werden immer zunächst durch das Gefühl aufgefaßt, und die bewußte Untersuchung folgt nach.“ Und ferner: „Das Gefühl ist überall der Pionier der Erkenntnis. Erst die Untersuchung des Gefühlslebens legt uns die Nötigung auf, nachzuweisen, wie im einzelnen Fall die Erkenntnis an das Gefühl anknüpft. Hier ergibt sich nun, daß überall das Gefühl selber schon einen Erkenntnisprozeß einschließt, der im Unbewußten vonstatten geht. Wir haben darzulegen, wie dieser Prozeß bis zu dem Punkte verläuft, wo sein Resultat ins Bewußtsein kommt.“ Diese programmatischen Sätze sind in der wissenschaftlichen Entwicklung Wundts späterhin nicht zur Auswirkung gekommen. In Wundts großem psychologischem Lehrgebäude nimmt die Gefühlspsychologie nicht die zentrale Stellung ein, die ihr nach diesen Sätzen gerade im Zusammenhang mit der Denkpsychologie zukommen müßte. Es wird im weiteren Verlauf klar werden, daß sich Wundt selbst hier einer großen Lücke stets bewußt geblieben ist, und daß es lediglich die besondere Schwierigkeit des Gegenstandes war, die diese Vernachlässigung des Gefühlsproblems verursacht hat, nicht etwa eine Änderung in den späteren psychologischen Grundanschauungen Wundts. Da in der auf Wundt folgenden Periode die Psychologie des Gefühlslebens eher Rückschritte als Fortschritte gebracht hat, so ist für die Gegenwart die Lage so, daß das in jenen programmatischen Sätzen berührte Problem seiner methodischen wissenschaftlichen Bearbeitung ferner denn je gerückt zu sein scheint.

Diese ungünstige Entwicklung ist noch besonders gefördert worden durch eine einseitig intellektualistisch-logizistische Einstellung in den Methoden der Psychologie und durch eine zeitweise Alleinherrschaft der ausschließlich experimentell arbeitenden Laboratoriumspsychologie. Es ist aber auf die Dauer unhaltbar, daß ein seelischer Tatsachenkomplex, über dessen fundamentale, reale Bedeutung kein Zweifel bestehen kann, einfach ununtersucht bleibt, bloß weil er einer gegenwärtig herrschenden Methodik nicht zugänglich ist. Der — man möchte fast sagen — vorsintflutliche Stand des Gefühlsproblems in der Psychologie der Gegenwart beweist, wohin man kommt, wenn sich eine Methodik nicht ihrem Gegenstande anzupassen vermag. Es besteht aber noch ein weiterer Grund für diese Lage. Man hat sich infolge deduktiver Theorienbildung derartig festgelegt, daß kein Ausweg mehr aus der Sackgasse führt ohne Verleugnung der bisherigen Grundsätze.

Nun hat die Frage nach dem Wesen des Gefühls in der allgemeinen Psychologie sehr verschiedenartige Lösungsversuche gefunden. Hier kann auf eine referierende Übersicht aller Einzelheiten verzichtet werden, da die modernen Gesamtdarstellungen der Psychologie eine solche zu geben pflegen. Dagegen ist zunächst von Wichtigkeit die Erkenntnis und Kritik der allgemeinen Richtung, in der sich die bisherige Gefühlspsychologie überhaupt bewegt.

Unter Gefühl versteht man allgemein die die seelischen Inhalte begleitenden Erlebnisse von Lust oder Unlust. Man sagt von diesen, daß sie unmittelbar erlebt werden und durch keine weitere Definition beschrieben werden können, als durch den Hinweis auf ihre erfahrbare Wirksamkeit in jedem Menschen. Nach der üblichen Lehre der allgemeinen Psychologie treten sie in einfacherer Form auf in Begleitung von Organempfindungen als sinnlich-körperliche Organgefühle, in komplizierterer Form als Affekte und Stimmungen.

Angesichts dieser als „Gefühle“ bezeichneten Erlebnisse, die zwar im realen Erleben sehr verschiedenartige Einzelformen annehmen, aber doch durch unzweifelhafte, qualitative Ähnlichkeit Gemeinsamkeitsmerkmale aufweisen, fragt die allgemeine Psychologie, worin ihr allgemeines Wesen zu suchen sei. Dies Problem des Wesens der Gefühle ist in verschiedener Weise gelöst worden. Die peripheren Gefühlstheorien führen die Gefühle zurück auf die stets mit ihnen verbundenen körperlichen Ausdrucksbewegungen und identifizieren Gefühle und körperliche Organempfindungen. Die hauptsächlichsten Formen der begleitenden organischen Vorgänge sind die Veränderungen an Blutkreislauf, Atmung, Verdauungsapparat, Muskulatur und

Drüsen. Lebhafte Gefühle zeigen sich organisch in Herzklopfen bzw. Arythmien, vasomotorischer Rötung oder Erblassung der Haut, beschleunigter oder gehemmter Atmung, Gebärdenspiel und Pantomimik, veränderter Sprachmotorik, Stuhl- und Harndrang bzw. -verhaltung, veränderter Schweiß- und Tränensekretion. Nach den peripheren Theorien erzeugen nicht die Gefühle bzw. Affekte diese Veränderungen, sondern dieselben entstehen durch unmittelbare, zentrifugale Gehirnerregungen und rufen ihrerseits erst zentripetal als Sekundärvorgänge die Gefühle hervor. Nach einem bekannten Ausdruck von James weint man nicht, weil man traurig ist, sondern man ist traurig, weil man weint. Die wichtigsten Vertreter, James (What is an emotion? The Mind 1888. The Principles of Psychology 1890) und Lange (Über Gemütsbewegungen, 2. Aufl., 1910), denen auch Münsterberg (Beitr. z. exper. Psychologie, H. 4, 1892) nahesteht, haben eingehende Kritik gefunden (Höffding, Wundt, Lehmann u. a.).

Die sogenannten biologischen Gefühlstheorien legen den Hauptakzent auf den Umstand, daß sich das Subjekt im Gefühl unmittelbar selbst erlebt und gleichzeitig im einzelnen Gefühl zu dem gegenständlichen Inhalt bzw. Anlaß des Gefühls Stellung nimmt. Diese Stellungnahme ist Lust oder Unlust und offenbart dem Subjekt, ob die entsprechenden Ursachen für es nützlich oder schädlich sind. Das Wesen der Gefühle besteht also darin, Symptom dieser objektiven Beziehung zu sein. Ziegler (Das Gefühl, 5. Aufl., 1912), Lotze (Grundzüge der Psychologie, 5. Aufl., 1894), auch Lipps, Wundt u. a. stehen dieser Auffassung nahe. Bei manchen Anhängern dieser Theorie (Lagerborg, Das Gefühlsproblem, 1905) sind die Gefühle nichts anderes als die subjektiven Ausdruckserscheinungen des nutritiven Körperstoffwechsels, während Ribot (La Psychologie des sentiments, 7. Aufl., 1908. — Problèmes de Psychologie affective, 1910), H. Maier (Die Psychologie des emotionalen Denkens, 1908) u. a. in den Gefühlen ganz allgemein den Bewußtseinsausdruck für Schädlichkeit oder Nützlichkeit aller jeweilig wirksamen Körpervorgänge sehen.

Unter Verzicht auf eine eingehendere Ausführung und Kritik aller Formen dieser Theorie sei nur von ihrem eigenen Standpunkt aus darauf hingewiesen, daß die Erfahrungstatsachen der Allgemeingültigkeit dieser Ansicht durchaus widersprechen. Der Organismus reagiert auf zahlreiche objektive Reize, die ihm schädlich sind, mit lustbetonten Empfindungen. Dahin gehören manche Gifte und stimulierende Genußmittel, ferner das besondere Wohlgefühl, das durch Kälteeinwirkung

dem Erfrierungstode vorausgeht u. ä. Andererseits bleiben schwere innerorganische Stoffwechselschädigungen bei zahlreichen Krankheiten (bösartige Geschwülste, Bakterieninfektionen während der Inkubation) ohne jeden Gefühlsausdruck, so daß gerade in dem Fehlen dieses rechtzeitigen Alarmsignals das objektive Verhängnis begründet liegt.

Nur kurz erwähnt sei noch die psychologisch ganz unhaltbare ältere Theorie Herbarts, daß die Gefühle nicht eigentlich real seien, sondern bloß der Bewußtseinsausdruck konkurrierender Vorstellungen.

Zu all diesen Lehren ist zu bemerken, daß eine wissenschaftliche Theorie manche Einzeltatsachen ihres Bereiches richtig deuten, aber trotzdem als Gesamttheorie aller zugehörigen Vorgänge völlig unzulänglich bleiben kann. Diese Unzulänglichkeit kann zwei Gründe haben. Entweder sind die realen Erfahrungsinhalte noch ungenügend beobachtet, oder die ganze Problemstellung, deren Lösung die Theorie enthalten soll, ist gegenüber der besonderen realen Erscheinungsform der untersuchten Tatsachen verfehlt. Man kann keine Untersuchung von wissenschaftlichem Werte, z. B. über das Wesen Gottes, anstellen, ohne zuvor klargestellt zu haben, welche tatsächlichen Erfahrungsinhalte den Gottesbegriff überhaupt konstituieren. Konstituiert man jedoch statt durch diese Tatbestandsaufnahme den Gottesbegriff durch einige willkürliche Definitionen oder empirisch ungesicherte Behauptungen, oder noch einfacher überhaupt nicht, indem man ihn einfach als bekannt voraussetzt, so hat keinerlei weitere Theorie über das „Wesen“ des so fundierten Gegenstandes irgendwelchen wissenschaftlichen Erkenntniswert. Die Lösungen des Gefühlsproblems durch die allgemeine Psychologie sind von dieser Methode nicht freizusprechen. Es ist ganz erstaunlich, wie schnell und kühn man gerade den Gefühlen gegenüber mit Theorienbildung zur Stelle ist ohne mehr als rohe Versuche zu machen, den empirischen Tatbestand dieser Bewußtseinserlebnisse rein deskriptiv sicherzustellen. Systematische Versuche dieser Art gibt es überhaupt nicht, Ansätze hierzu höchst spärliche. Zweifellos liegt dies an der schwierigen Zugänglichkeit des Gegenstandes selbst. Doch sollte man sich lieber dieser großen Lücke in unserer bisherigen psychologischen Forschung klar bewußt bleiben, als daß man sie mit zwar schillernder, aber innerlich hohler Fassade überkleistert.

Die Art, wie man den Gegenstand des Gefühlsproblems in der allgemeinen Psychologie zu konstituieren pflegt, geht stets nach dem-

selben Schema vor sich. Man stellt fest, daß die seelischen Erlebnisse entweder aus intellektuellen Vorgängen (Wahrnehmen, Vorstellen, Denken) von relativ indifferentem Charakter bestehen, oder daß sie stark wirksame Eindrücke des Angenehmen und Unangenehmen in den Vordergrund treten lassen. Diesen Lust-Unlustcharakter der seelischen Erlebnisse nennt man „das Gefühl" und hat damit eine eigene psychische Elementarform umschrieben. Die weitaus meisten Psychologen begnügen sich damit, in dem Lust-Unlustcharakter der seelischen Vorgänge die typische Erscheinungsform der Gefühlserlebnisse zu sehen. Dementsprechend wird dann der Psychologie der Gefühle die Aufgabe gesetzt, die allgemeinen Gesetzmäßigkeiten typischer Gefühlsreaktionen festzustellen. So untersucht sie im wesentlichen die Beziehungen zu den körperlichen Begleitvorgängen sowie die Unterschiede und Beziehungen zu denjenigen seelischen Vorgängen (Empfindungen, Vorstellungen usw.), mit denen die Gefühle verknüpft erscheinen. Je nach der Qualität dieser Begleitvorgänge entlehnt man Namen für einige große Gefühlsklassen in der Weise, daß man sinnliche, intellektuelle, ästhetische, sittliche u. dgl. Gefühle unterscheidet. Sehr oft tritt dann noch die Beziehung zu diesem Inhalt völlig in den Hintergrund und es wird nur das „reine" Gefühl beschrieben, d. h. Grad und Qualität seines Lust-Unlustcharakters. Außerdem wird dann noch die Frage nach dem allgemeinen „Wesen" des Gefühls aufgeworfen und gewöhnlich im Sinne der peripheren oder biologischen Gefühlstheorie oder einer Kombination beider gelöst.

Der methodische Grundfehler dieses üblichen Verfahrens ist doppelter Art. Man unterläßt erstens die erforderliche deskriptive Tatbestandsaufnahme und konstituiert das Untersuchungsobjekt einfach durch einige vage Allgemeinbegriffe wie „Gefühl", „Lust", „Unlust", „Interesseerlebnis" u. dgl. Zweitens fragt man überdies nach dem allgemeinen „Wesen" dieses willkürlichen Kunstproduktes in einem Sinne, der zu einer e m p i r i s c h e n Erlebnisform in gar keiner realen Beziehung steht, sondern aus einer n e u e n teleologischen oder metaphysischen Einstellung zum Gegenstande entspringt. Daher ist es auch nicht weiter verwunderlich, daß diese „Wesenserkenntnis" je nach der schon vorher fertigen Stellungnahme des einzelnen Psychologen sehr verschieden ausfällt und, da sie nicht aus den schlichten Tatsachen induktiv gewonnen, sondern dogmatisch-deduktiv erst in die Tatsachen hineingedeutet werden muß, vom Standpunkt einer anderen Überzeugung leicht widerlegt werden kann.

Dieser voreilig verallgemeinernden Methodik der Allgemeinpsychologie gegenüber sei schon jetzt betont: Nur durch i n d u k t i v e

Untersuchung realer seelischer Erlebnisse kann klargestellt werden, worin bei diesen Erlebnissen die Gefühlsseite in ihrem ganzen deskriptiven Umfang besteht. Dann wird sich auch herausstellen, welche tatsächliche Bedeutung der jeweils vorliegende Lust-Unlustcharakter hat. Man muß sich eindringlich bewußt bleiben, daß es dreierlei als reales Erlebnis überhaupt nicht gibt, nämlich: Gefühl schlechthin, Lust schlechthin, Unlust schlechthin. Es gibt überall nur das jeweilig aktuelle Einzelerlebnis im Individuum in seiner Zwischenschaltung zwischen die nächstvergangenen und nächstfolgenden Erlebnisse. Mit welchem Recht man Allgemeinbegriffe wie „Gefühl" aus gewissen Erfahrungen an der Summe dieser Einzelerlebnisse ableitet und welcher — den gesamten zugehörigen Erlebnisbestand real umfassende — Begriffsinhalt durch den Allgemeinbegriff repräsentiert werden muß, das kann nur durch eine deskriptive Bestandsaufnahme realer Erlebnisse sichergestellt werden. Nur solcherart gewonnene Begriffe haben wissenschaftlichen Erkenntniswert und vermitteln adäquates Erfassen von Realitäten, dagegen sind alle dogmatischen oder antezipierenden Definitionen wertlos.

Es ist erstaunlich, daß die Psychologen der älteren Generation für dieses Gebot ungleich größere Einsicht besessen haben, als die Mehrzahl ihrer Nachfolger. So ist es Wundt und Lipps nicht entgangen, daß den Gefühlen neben dem Lust-Unlustcharakter besondere Qualitätsunterschiede zukommen. Lipps (Leitfaden der Psychologie, 3. Aufl., 1909, S. 314 ff.; ders. Vom Fühlen, Wollen und Denken, 2. Aufl., 1907) setzt das Gefühlserlebnis als solches als bekannt und verstehbar voraus und sieht seine phänomenologische Eigenart darin, eine unmittelbar erlebte Ichzuständlichkeit zu sein, für die der Gegensatz der Lust- oder Unlustfärbung wesentlich ist. Er fragt zuerst: Wie wird das Gefühl erlebt? und antwortet: „Ein Gefühl, etwa der Freude, pflegt nicht erlebt zu werden als etwas für sich Stehendes, sondern als Gefühl an einem Gegenstande." Der Herkunft nach nennt er derartige Gefühle „Gegenstandsgefühle". Eine weitere Gefühlsklasse erhält er sodann durch die beiden folgenden Fragen: „Wie verhält sich ein psychischer Vorgang, eine Empfindung, Wahrnehmung, Vorstellung oder die Apperzeption eines Gegenstandes zu anderen, gleichzeitigen oder vorangehenden psychischen Vorgängen?" Ferner: „Wie verhält sich im gleichen Sinne ein psychischer Vorgang zu anderen schon vorhandenen, möglichen psychischen Vorgängen, d. h. zu den in mir vorhandenen Gedächtnisspuren solcher?" Er antwortet: „Die Gefühle, in denen sich mir jene zweite und diese dritte Frage beantworten, wollen wir „Konstellationsgefühle" nennen." Da-

zu tritt die vierte Frage: „Wie verhält sich der gesamte gegenwärtige psychische Lebensablauf zu den in der Natur der Seele gegebenen Bedingungen psychischer Lebensbetätigung überhaupt? Darauf geben die Antwort die affektiven Zustandsgefühle oder die Gefühle meiner gegenwärtigen psychischen Gesamtverfassung.“ Im Anschluß hieran stellt Lipps folgendes „Gesetz des Lustgefühls“ auf: „Lust begleitet einen psychischen Vorgang in dem Maße, als in der Kraftaneignung oder dem Wirksamwerden desselben, und schließlich in der Apperzeption des in dem Vorgange gedachten Gegenstandes, die Natur der Seele mit den in ihr liegenden Tendenzen der Kraftzuwendung oder Apperzeption zu ihrem Rechte kommt, oder in dem Maße, als das Zurgeltungkommen des psychischen Vorganges im psychischen Lebenszusammenhang oder die ihm zuteil werdende Aufmerksamkeit den in der Natur der Seele liegenden Bedingungen der Aufnahme eines solchen Vorganges in den psychischen Lebenszusammenhang, oder den darin liegenden Bedingungen der Hinwendung der Aufmerksamkeit auf psychische Vorgänge, und schließlich der Apperzeption von Gegenständen, gemäß ist“ (Leitfaden S. 318).

Beim Lesen dieser Formulierung eines „Gesetzes des Lustgefühls“ wird wahrscheinlich niemand selbst Lustgefühle in sich erlebt haben. Immerhin liegt ein interessantes Beispiel vor, wie ein gewiß bedeutender Psychologe die Beschreibung eines so häufig und anschaulich erlebbaren Vorganges wie „Lust“ in einer derartig umständlich und weitgetriebenen Verallgemeinerung glaubt vornehmen zu müssen. Diese vage Allgemeinheit bedingt es, daß der Satz weder richtig noch falsch genannt werden kann, weil einfach alles und nichts einbezogen wird. Dafür bleibt er dem Leser auch jede Vermittlung wirklichen Verstehens des behandelten Gegenstandes schuldig.

Bedeutsamer ist die Unterscheidung der einzelnen Gefühlsklassen: „Gegenstands“-, „Konstellations“- und „affektive Zustandsgefühle“. Es soll nicht behauptet werden, daß sehr viel durch diese Aufstellung gewonnen ist, dazu leidet auch sie zu sehr an dem Grundübel der vagen Allgemeinheit. Aber es wird doch überhaupt einmal der Versuch gemacht, Gefühlszustände unabhängig von ihrem Lust-Unlustcharakter als qualitative Besonderheiten zu beschreiben. In dieser Richtung macht Lipps dann noch auf eine weitere Eigenschaft der Gefühle aufmerksam, deren Bedeutung für das unmittelbare Erleben größeren Wert hat. Es ist dies der von ihm so bezeichnete „Quantitätscharakter“ der Gefühle. „Vor allem wichtig aber ist ein allgemeiner qualitativer Gegensatz der Gefühle, der überall den Gegensatz der Lust- oder Unlustfärbung kreuzt. Dies ist der Gegen-

satz des Quantitätscharakters der Gefühle, der Gegensatz des Gewichtigen und Gewichtslosen, den niemand mit dem Gegensatz zwischen Intensität und minderer Intensität der Lust oder Unlust, d. h. mit dem Gegensatz der Grade, in welchen ein Gefühl lust- oder unlustgefärbt sein kann, verwechseln wird. Dieser Gegensatz ist beispielsweise charakteristisch für das Gefühl des Erhabenen einerseits und das Gefühl des Komischen, überhaupt des Belustigenden oder des „Amüsierenden“ andererseits. Im Gefühl des Erhabenen steckt ein Gefühl des Gewichtigen oder es steckt darin das eigentümliche qualitative Moment der Größe oder des Ernstes, das wir wohl am besten mit dem Namen „Gefühl des Gewichtigen“ bezeichnen. Dagegen steckt im Gefühl des Belustigenden oder der Lustigkeit oder der fröhlichen oder heiteren Lust als eine Seite oder Eigentümlichkeit desselben das Gefühl des Gewichtlosen oder des Leichten, Spielenden, des nicht Ernsten. Ein ähnlicher Gegensatz besteht aber auch auf dem Gebiete der Unlustgefühle. Es ist etwas völlig anderes, ob eine Tatsache mich entrüstet, empört oder tief traurig macht, oder ob mich dieselbe ärgert oder verletzt. Wiederum werden wir, wenn wir genauer zusehen, sagen, in der Empörung, dem Entrüstetsein, der Trauer liegt ein Moment der „Gewichtigkeit“ oder des „Gewichtigen“, das dem Ärger fehlt.“ (Vom Fühlen, Wollen und Denken, 2. Aufl., 1907, S. 12.)

Daß sich diese beachtlichen Ausführungen über den Quantitätscharakter der Gefühle durch Klarheit und Verstehbarkeit angenehm abheben von der sonst in seinen Definitionen vorherrschenden vagen Allgemeinheit, beruht auf der schärferen Beobachtung der seelischen Realitäten. Unwillkürlich gebraucht Lipps auch die zwischengeschaltete Wendung „wenn wir genauer zusehen“. Tatsächlich leidet kein Hauptkapitel der allgemeinen Psychologie so sehr am Mangel dieses „genaueren Zusehens“ wie gerade die Psychologie der Gefühle. Eine wesentliche Ursache hierfür liegt zweifellos in rein sprachlichen Gründen, da die Sprache bei weitem nicht genügend abgestufte Begriffswörter und Bezeichnungen ausgebildet hat, um alle qualitativen Feinheiten der tatsächlichen Gefühlsdifferenzierungen zu benennen und verständlich zu machen.

Diesen Mangel hat Wundt klar erkannt und hervorgehoben. Bei Erörterung der allgemeinen Beziehungen zwischen Empfindungen und Gefühlston bemerkt er: „Die qualitative Mannigfaltigkeit der einfachen Gefühle scheint unabsehbar groß zu sein, jedenfalls ist sie größer als die Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Dies folgt erstens daraus, daß bei den Gefühlen der mehrdimensionalen Empfindungssysteme jeder Empfindungspunkt gleichzeitig mehreren Gefühls-

dimensionen angehört, zweitens und hauptsächlich aber daraus, daß den aus mannigfachen Verbindungen von Empfindungen bestehenden Gebilden wie den intensiven, den räumlichen, den zeitlichen Vorstellungen, endlich bestimmten Stadien im Verlauf der Affekte und Willensvorgänge, ebenfalls Gefühle entsprechen, die an sich unzerlegbar sind und daher den einfachen Gefühlen zugerechnet werden müssen. Um so mehr ist es zu bedauern, daß unsere sprachlichen Bezeichnungen der einfachen Gefühle noch ungleich dürftiger sind als die der Empfindungen. Die eigentliche Terminologie der Gefühle beschränkt sich nämlich ganz auf die Hervorhebung gewisser allgemeiner Gegensätze, wie angenehm und unangenehm, ernst und heiter, aufgeregt und ruhig u. dgl. Bezeichnungen, bei denen man meist die Affekte zu Hilfe nimmt, in die die Gefühle als Elemente eingehen. Überdies sind jene Ausdrücke von so allgemeiner Natur, daß jeder eine größere Anzahl einzelner einfacher Gefühle umfassen kann." Weiterhin bemerkt Wundt: „Immerhin sind innerhalb dieser Mannigfaltigkeit verschiedene Hauptrichtungen zu unterscheiden, die sich zwischen Gefühlsgegensätzen von dominierendem Charakter erstrecken.... Wir wollen sie die Richtungen der Lust und Unlust, der erregenden und beruhigenden und endlich der spannenden und lösenden Gefühle nennen." (Grundriß d. Psychol., 12. Aufl., 1914, S. 98 ff.). In den „Grundzügen der physiologischen Psychologie" (5. Aufl., 1902, Bd. 2, S. 287) führt Wundt zu dieser Einteilung noch aus, daß es weder mit der Eindrucksmethode noch mit der Ausdrucksmethode gelänge, „neben den oben unterschiedenen drei Gegensatzpaaren noch andere spezifisch abweichende Gefühlselemente, die sich nicht auf irgendeine der erwähnten Grundformen oder auf eine Verbindung derselben zurückführen ließen, aufzufinden". „Demnach werden wir vorläufig berechtigt sein, sie als die einzigen Grundformen der Gefühle zu betrachten, die sich nachweisen lassen" (s. d. Bd. 3, S. 215 ff.). Die Berechtigung dieser Dreiteilung hat vielfach Widerspruch gefunden. Man mag allerdings darüber streiten können, ob sie eine wirkliche umfassende Deskription allgemeiner Art darstellt, aber darüber kann gar kein Zweifel sein, daß es allgemeine Gefühlsunterschiede dieser Art (Spannung, Lösung, Erregung, Beruhigung) überhaupt gibt, die empirisch erlebbare qualitative Unterschiede von dem Lust-Unlustmoment aufweisen und mit diesem eigenartige Verschmelzungen eingehen. Man soll auch nicht übersehen, wie zurückhaltend und besonnen Wundt selbst sein Kriterium nur als „vorläufig berechtigt" einführt.

Für die Psychologie der Gegenwart aber kann es auf diesen Punkt der dreidimensionalen Einteilung gar nicht so sehr ankommen, als auf Wundts viel bedeutsameren Hinweis auf die prinzipielle qualitative Mannigfaltigkeit der Gefühlserlebnisse überhaupt. Wegen der entscheidenden Wichtigkeit dieses Punktes seien auch noch die entsprechenden Ausführungen über denselben wörtlich angeführt, die Wundt in seinem großen Werke (Grundzüge der physiologischen Psychologie, 5. Aufl., 1902, Bd. 2, S. 290 ff.) hierzu macht: „Daß wir hier leichter geneigt sind, diese Mannigfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen zu übersehen, mag aber teils in der engen Verbindung, in die wir die Gefühle mit den objektiven Bewußtseinsinhalten bringen, teils auch darin seinen Grund haben, daß uns bei diesen subjektiven Seelenzuständen Beziehungen der Sprache, die einigermaßen mit den Unterschieden unserer unmittelbaren Erlebnisse gleichen Schritt hielten, im Stiche lassen. Kein praktisches Interesse hat eben in diesem Fall die Ausbildung einer größeren Anzahl unterscheidender Ausdrücke unterstützt. Ist es doch für diese ungünstige Stellung der subjektiven Bewußtseinselemente zu unserer psychologischen Beobachtung charakteristisch genug, daß in Wolffs Systematik der Seelenvermögen die Gefühle überhaupt noch nicht vorkamen, sondern nur unter dem Allgemeinbegriff des „Begehrens“ ein latentes Dasein führten. Als aber endlich die deskriptive Psychologie des 18. Jahrhunderts der Lust und Unlust ihre fundamentale Bedeutung angewiesen hatte, so schien es, als sei damit vorläufig dem Bedürfnis der Psychologen Genüge getan. Auch hier kann eben erst die sorgfältige Analyse der unmittelbaren Erfahrungsinhalte, wie sie an der Hand des vergleichenden Verfahrens der Eindrucksmethode geübt werden muß, bis dahin übersehene Unterschiede mehr und mehr sicherstellen.“

Wundt selbst hat hier also die prinzipielle Sachlage mit psychologischem Scharfblick erkannt. Aber wegen der Schwierigkeiten verzichtet er darauf, selbst genauere Untersuchungen anzustellen dieser-art, sondern begnügt sich damit, der künftigen Forschung die Wege zu weisen. Diese aber hat den Faden nicht nur nicht weiter verfolgt, sondern die Wundtschen Feststellungen kaum beachtet, ganz übersehen oder gar bestritten. Der größte Teil der gegenwärtigen Psychologen begnügt sich noch immer damit, das Wesen des Gefühls mit dem subjektiven Lust-Unlusterlebnis zu identifizieren. Dabei werden Lust und Unlust überdies meist auch noch als völlig gleichmäßige konkrete Erlebnisformen angesehen und ihr Charakter als Sammelbegriffe für eine große Mannigfaltigkeit qualitativ ganz verschiedener

Einzelgefühle völlig verkannt. Es ist kaum verständlich, daß gegenüber diesen von Lipps und Wundt vor Jahrzehnten scharf und klar aufgezeigten, empirisch nachprüfbaren Verhältnissen inzwischen zur induktiven allgemeinpsychologischen Erforschung nichts unternommen ist, aber es ist geradezu unglaublich, daß noch immer eine große Zahl von Psychologen den ganzen Tatbestand einfach mit einigen diktatorischen oder formallogischen Wendungen leugnen zu können glaubt. Individualpsychologisch erklärbar ist dies Verhalten nur dadurch, daß vielen Forschern die durch die Geschichte der Psychologie bedingte intellektualistische Grundeinstellung unbewußt noch derartig den Blick für die emotionalen Realitäten des Seelenlebens trübt, daß sie es vorziehen, die Wirklichkeit lieber deduktiv in ihr fertiges intellektualistisches Begriffssystem zu pressen, als erst einmal prinzipiell auf Allgemeinbegriffe jeder Art zu verzichten und rein deskriptiv zu untersuchen, was als reales Sein vorfindbar ist. Es seien in dieser Hinsicht Psychologen wie Titchener, Höfler, Jodl, Lehmann, Höffding, Witasek genannt.

Man gebe sich doch einmal ernstlich historisch Rechenschaft darüber, was in den letzten 150 Jahren für die allgemein-psychologische Erforschung des Gefühlsproblems geschehen ist. Bis auf Wolff wird nach den Lehren des Aristoteles die psychologische Beurteilung der Gefühlserlebnisse in engste Bindung an die Erkenntnisfunktionen gebracht. Begehrungen und Affekte entspringen nach dieser Lehre aus den verschiedenen Graden des Erkennens, sind genetisch und kausal durch logische Funktionen der Seele bestimmt. Psychologie ist noch nicht induktive Tatbestandsaufnahme von unmittelbaren Erlebnissen, sondern logisch-deduktive Unterordnung in ein theoretisches Begriffssystem. Schon diese Ausbildung des Begriffssystems war eine gewaltige Leistung des Stagiriten. Bis auf Wolff hat es unumschränkt als psychologische Grundeinstellung geherrscht. Wolff selbst kennt die sachliche und begriffliche Trennung zwischen Gefühl und Empfindung noch nicht. Sein Schüler Tetens erhebt erst das Gefühl neben dem Erkennen und Wollen zu einem dritten Seelenvermögen. Dabei wird Gefühl begrifflich im Sinne des Lust-Unlusterlebens gefaßt. Die Untersuchung religiösen Erlebens und künstlerischen Schaffens hatte die wichtige Rolle der Gefühlserlebnisse zur Einsicht gebracht. Mendelssohn, Sulzer, Heydenreich betonen die Existenz reiner Gefühlserlebnisse neben dem Vorstellen. Durch Kant wird der Begriff völlig heimatberechtigt in der nachfolgenden Psychologie. Die Unterscheidung von Gefühl und Empfindung, wenn auch noch nicht im heutigen Sinne, setzt sich durch unter

dem Einflusse Jacobis, Hamanns, auch Goethes und Fichtes, wobei als Gefühl das mehr verinnerlichte, ureigene Erleben der Seele angesehen wird. Herbarts rein kausale Deutung der Gefühle als eines bloßen Verhältnisses zwischen Vorstellungen bedeutet keine weitere Klärung, sondern verhängnisvollen Rückschritt und Verwirrung. Die neuere Psychologie ist im wesentlichen auf die Klarstellung des sachlichen Unterschiedes von Gefühl und Empfindung eingestellt, ein Problem, das bis in die Gegenwart Gegenstand der Polemik ist. Und diese Polemik ist oft mehr als öde, weil man immer nur die eine Seite der Sache sieht. Dabei liegt der Schwerpunkt auf der Empfindungsseite. Die Gefühlsseite blieb trotz jener Hinweise von Wundt und Lipps derartig unbeachtet, daß man nicht zu viel behauptet mit der Feststellung, daß das Gefühlsproblem in der allgemeinen Psychologie seit 150 Jahren eher zurück als vorwärts gekommen ist. Es ist für den Stand der allgemeinpsychologischen Forschung auf diesem Gebiete charakteristisch, wenn man z. B. über das „Wesen des Gefühls“ in einer neuzeitlichen Darstellung der Psychologie (Ebbinghaus-Bühler, Grundzüge der Psychologie, 4. Aufl., 1919, S. 604) liest: „Sinnliche Empfindungen, Vorstellungen und Gedanken werden in der Regel begleitet von Gliedern einer dritten Klasse seelischer Gebilde, von Gefühlen. Dahin sollen hier, herkömmlicher Abgrenzung entsprechend, lediglich die Erlebnisse von Lust und Unlust gerechnet werden, alles das also, was wir je nach seinen Stärkegraden oder je nach seiner Verknüpfung mit Empfindungen, Vorstellungen oder Gedanken als Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit, Wohlgefallen oder Mißfallen, Vergnügen oder Mißvergnügen, Freude oder Schmerz bezeichnen.“ Weiter wird dann betont, daß die Gefühle nicht als einfache Eigenschaften ihrer Begleitvorgänge aufgefaßt werden könnten und fortgefahren: „Um der eigentümlichen Mischung von Gebundenheit und Unabhängigkeit, die wir hier finden, gerecht zu werden, bleibt nur übrig, die Gefühle als Folgeerscheinungen der Empfindungen und Vorstellungen aufzufassen.... oder besser vielleicht als Nebenwirkungen derselben Ursachen, die den begleitenden Empfindungen und Vorstellungen zugrunde liegen.“ Es wird zugegeben, daß die sprachliche Bezeichnung „diese Lust-Unlust-Gefühle mitsamt gewissen Empfindungs- oder Vorstellungsbildungen, an denen sie haften, umfaßt“. „In diesem Sinne ist der weitere Sprachgebrauch schwer zu entbehren und in der Tat wohl allgemein üblich.“ Die Ansichten von Wundt und Lipps werden kurz abgetan mit der Bemerkung: „Nach meiner Auffassung sind alle diese Erlebnisse keineswegs elementare, sondern ziemlich verwickelte und einer weiteren Zerlegung zugängliche Bildungen.“

Es wird heute also noch eine Lehre vom „Wesen des Gefühls" im Sinne der üblichen Lust-Unlusttheorie geboten, die man sich ebensogut in derselben Fassung aus der rationalen Psychologie vor 150 Jahren, ja sogar aus der aristotelischen Philosophie holen kann. Daß sogar der vulgär-psychologische Sprachgebrauch den seelischen Tatsachen besser gerecht wird als die exakte Forschung, wird ganz harmlos zugegeben und nach den Gründen hierfür nicht weiter gefragt. Die Theorie geht über alles. Die renitenten Tatsachen haben sich einfach zu fügen. Man kann ja freilich auch auf diese Weise aus dem „wirklichen" Gegenstand den „wissenschaftlichen" fabrizieren! Ganz typisch in diesem Sinne ist auch die Feststellung Jodls, daß durch die Empfindungs- und Vorstellungsbegleitung „in die Gefühle der Schein einer Mannigfaltigkeit kommt, welche sie an und für sich nicht besitzen. Lust wie Schmerz sind weit einförmiger als ihre Veranlassungen". (!) Oder die Lehre Dürrs in der Fortführung von Ebbinghaus' Grundzügen (Bd. 2, 1913, S. 324). „Die Gefühle sind eine durch Artenarmut (!) ausgezeichnete Klasse psychischer Elementarfunktionen." Wie sagte doch der hierin viel schärfer blickende und vorsichtigere Altmeister Wundt in dem angeführten Zitat?: „Hier kann eben erst die sorgfältige Analyse der unmittelbaren Erfahrungsinhalte bis dahin übersehene Unterschiede mehr und mehr sicherstellen."

Die allgemeine Psychologie hat es aber gerade gegenüber dem Gefühlsproblem bisher vorgezogen, dieser Prüfung unmittelbarer Erfahrungsinhalte aus dem Wege zu gehen und sich statt dessen methodisch von vornherein an „das Allgemeine" zu halten. Und dies „Allgemeine" stellt man sich bis heute nach bewährtem Rezepte so her, daß man von den Besonderheiten des Individuellen, obgleich es das in erster Instanz Maßgebende und allein Reale ist, alles das als unwesentlich für die Sache erklärt, was den Allgemeinbegriff zu sehr komplizieren würde. Mit dieser Einstellung auf das Allgemeine ist eine weitere Tendenz zum Elementaren verknüpft: das Allgemeine soll elementaren Charakter haben. Da nur Lust-Unlust diesen polaren Elementarcharakter aufweist, so wird mit dieser Lust-Unlust einfach das allgemeine Wesen der Gefühle identifiziert. Man verzichtet einfach auf unmittelbare Erfahrungsinhalte, weil man das Wesen der Sache schon vorher kennt.

Tiefer schürfend sind die aus allerneuester Zeit vorliegenden Untersuchungen über die Gefühle von Störring (Psychologie des menschlichen Gefühlslebens, 2. Aufl., 1922). Dieselben sind durch Heranziehung psychopathologischer Zustände besonders beachtens-

wert. Störrings Problemstellung ist aber vorwiegend rein kausaler Art. Es kommt ihm auf die Ursachen der Gefühlszustände an. An letzteren unterscheidet er drei Arten: Affekte, Gefühle im engeren Sinn, d. h. Zustände mit Lust-Unlustfärbung, die sich unmittelbar an Empfindungen, Vorstellungen u. dgl. anschließen, sowie drittens Stimmungen. Als das Wesen aller Gefühlszustände wird festgestellt, daß sie eine Verschmelzung von Organempfindungen und Gefühlstönen sind. Hiermit steht Störring den Theorien von James und Lange nahe, mit denen er sich kritisch auseinandersetzt. Der Schwerpunkt der allgemeinen Untersuchung liegt auf der Herausarbeitung der objektiven Seite der Gefühlszustände, d. h. auf ihren feststellbaren Beziehungen zu den körperlichen Begleitempfindungen und Begleitvorgängen. Zu der dreidimensionalen Gefühlstheorie Wundts bemerkt Störring: „Wenn ich mich jetzt dazu wende, meine eigene Stellungnahme zu der Gefühlstheorie Wundts anzugeben, so will ich vorweg sagen, daß ich nicht anerkennen kann, daß in Lust und Unlust, Erregung und Beruhigung, Spannung und Lösung die letzten Gefühlselemente gegeben sind, aber ich sehe außer in Lust und Unlust auch in Spannung und Lösung letzte Elemente der Gefühlszustände, wobei ich noch andere letzte Elemente derselben statuiere.“ (S. 49.) Als solche sieht er eben die miterlebten Organempfindungen an. Der Frage der qualitativen Gefühlsunterschiede werden keine eingehenderen Untersuchungen gewidmet, doch macht Störring hierzu die wichtige prinzipielle Bemerkung: „Ich kann die Anschauung Külpes (Bericht über den 6. Psychologenkongreß in Genf) nicht teilen, daß alle Lust gleicher Qualität ist und ebenso alle Unlust. Ein sittliches Gefühl der Lust und Unlust muß ich auf Grund der Selbstbeobachtung als qualitativ völlig verschieden von jeder Geschmackslust oder Geschmacksunlust ansprechen.“ Doch führt er im Widerspruche hierzu unmittelbar fort: „Nun wird sich uns bei näherer Untersuchung der physiologischen Korrelate der Gefühlstöne zeigen, daß wir die Gefühlstöne der Lust als qualitativ gleichartig, die Gefühlstöne der Unlust ebenfalls als qualitativ gleichartig ansetzen müssen. Wir können dann also von der tatsächlichen qualitativen Differenz der Lustgefühle untereinander und der Unlustgefühle untereinander nicht anders Rechenschaft geben, als indem wir auf die Verschmelzung mit Organempfindungen rekurrieren, welche jenen experimentell inneren organischen Veränderungen entsprechen.“ Die Entstehung dieses relativen Widerspruchs ist interessant. Er kommt zustande einerseits durch eine Vermengung der objektiven und subjektiven Tatbestände des Gefühlslebens, anderer-

seits durch die zu allgemein gehaltene Behandlungsart des Problems. Der subjektive Tatbestand umfaßt alles, was in einem Erlebnis wirklich und wesentlich erlebt wird, aber nichts darüber hinaus. Als solcher ist er nur dem erlebenden Subjekt unmittelbar gegeben. Dagegen vermag ein beobachtendes zweites Subjekt denselben für seine Beobachtung zum objektiven Tatbestand zu machen und nun noch andere Gegebenheiten, die zwar objektiv auch vorhanden, aber nicht subjektiv miterlebt sind, wie z. B. körperliche Begleitvorgänge, in denselben mit hineinzubeziehen und in kausaler Hinsicht zu untersuchen. Dagegen entspringt aus einer willkürlich wechselnden, meist unbewußten Vertauschung beider Methoden nichts als Irrtum.

Auch die weiteren Beschreibungen der Gefühle sind bei Störring nicht frei von dieser wechselseitigen Methodik. Er unterscheidet ursprüngliche und abgeleitete (reproduzierte) Gefühlszustände. Die letzteren sind diejenigen Gefühle, die sich an Erinnerungsvorstellungen früherer gefühlsbetonter Erlebnisse anschließen. „Mit reproduzierten Gefühlszuständen haben wir es zu tun bei der Sympathie mit den Leiden und der Freude von vorgestellten Personen oder Personen in nur vorgestellten, nicht wahrgenommenen Situationen. Das ästhetische Lustgefühl, welches ich bei der Vorstellung eines mir bekannten Gemäldes erlebe, nenne ich ein reproduziertes, weil es sich auf ein früheres ästhetisches Lustgefühl gründet. Auch ein Affektzustand kann sich auf frühere Affektzustände gründen.“ (S. 29.) Nun sei die „Intensität von Vorstellungen im allgemeinen gegenüber der Intensität von Wahrnehmungen verschwindend gering“. Umgekehrt aber sei die Intensität reproduzierter Gefühlszustände nicht entsprechend geringer als diejenige der ursprünglichen Gefühlszustände. Sie könne sogar größer sein als diejenige momentan aktueller, ursprünglicher Gefühlszustände. „Dieser Tatbestand ist ohne Zweifel von eminenter Bedeutung für die ganze menschliche Betätigung. Hätten unsere reproduzierten Gefühlszustände die Intensität unserer Vorstellungen, so wären unsere Ideale wirkungslos gegenüber den Impulsen des Augenblicks. . . Wie ist aber dieser glückliche Tatbestand bedingt? Daß die reproduzierten Gefühlszustände nicht die schwache Intensität der Vorstellungen haben, ist darauf zurückzuführen, daß in den reproduzierten Gefühlen Organempfindungen stecken.“

Die Kritik ist vom Standpunkt einer rein deskriptiven Psychologie naheliegend. Für den unmittelbar Erlebenden gibt es überhaupt

keine reproduzierten Gefühlszustände, sondern nur die jeweils aktuellen, tatsächlichen Erlebnisse. Die etwa bewußte Beziehung auf frühere Zustände wird nur als aktuelle Erinnerung erlebt, wobei dies Erinnerungsmoment als ein selbständiges, qualitativ eigenartiges Bekanntheitsgefühl auftritt, das noch näherer Beschreibung zugänglich ist als in diesem Zusammenhang interessiert. Die Unterscheidung von ursprünglichen reproduzierten Gefühlen ist dem tatsächlichen subjektiven Erleben überhaupt nicht zu entnehmen und von einem außenliegenden, reflektierenden Standpunkt herangetragen. Dabei wird das Klassifikationsprinzip selbst charakteristischerweise auch gar nicht den Gefühlszuständen entnommen, sondern den Vorstellungsinhalten. Deshalb ist es auch nur unter all diesen irrigen Voraussetzungen merkwürdig, daß die Intensität reproduzierter Gefühle so groß ist gegenüber derjenigen reproduzierter Vorstellungen. Zu ihrer Erklärung bedarf es daher eines neuen Rekurses in das Objektive, das als zureichenden Grund die verborgenen Organempfindungen liefern muß. Besonders bedenklich erscheint hierbei noch die Bezeichnung Organ„empfindung“, denn als objektiv berechtigt käme allenfalls Organvorgang in Frage. Es dürfte ohne weiteres klar sein, daß etwa in dem wiederholt erlebten Schmerze um den Tod eines lieben Angehörigen die — objektiv zweifellos vorhandenen, begleitenden — Organvorgänge von dem Erlebenden selbst als reine Körpervorgänge wenig beachtet werden neben dem rein seelischen Gefühlserlebnis. Dagegen interessieren dieselben vom Standpunkt eines objektiven Beobachters, dem sie natürlich wegen dieses körperlichen Wahrnehmungscharakters seinerseits in erster Linie imponieren, überhaupt nicht, da es sich ja nicht um die Vorgänge im Beobachter, sondern um diejenigen des Erlebenden handelt. Man muß sich in der Psychologie mehr als in jeder anderen Wissenschaft hüten, zwei an sich richtige Tatbestände in eine Beziehung zu setzen, die der ursprünglichen Problemstellung logisch widerspricht.

Interessant und lehrreich ist noch eine andere neuartige Beschreibung Störrings an den Gefühlszuständen, die sich unmittelbar an die besprochenen anschließt (S. 91). „Eine bestimmte Art von Gefühlsreproduktion ist in dem gegeben, was man ‚Übertragung der Gefühle‘ zu nennen pflegt.“ Ein solcher Fall liegt nach Störring z. B. vor, wenn mir ein an sich gleichgültiger Ort durch häufiges Zusammensein mit einem Freunde, auch nachdem die Erinnerung an den Freund keine aktuelle Rolle mehr spielt, lieb geworden ist. „Ein besonderer Fall von Übertragung von Gefühlszuständen liegt da vor, wo ich von Summationszentren der Gefühlszustände

spreche. Ich verstehe darunter intellektuelle Vorgänge (Wahrnehmungen, Vorstellungen und Urteile), an welche sich bei einem Individuum im Laufe des Lebens eine große Anzahl von Gefühlszuständen angeschlossen hat, so daß auf Grund solcher intellektueller Vorgänge Gefühlserlebnisse aus den verschiedensten Perioden des Lebens zum Nachklingen kommen. Zu solchen Summationszentren der Gefühlszustände werden beim normalen Individuum die Vorstellungen der Eltern, auch die Vorstellung eines Freundes, die Vorstellung der Lebensgefährtin kann diesen Charakter annehmen, und bei religiösen Menschen spielt die Vorstellung Gottes die Rolle eines Summationszentrums von Gefühlszuständen."

Dieser Beschreibung liegen zweifellos wirkliche und sehr wichtige seelische Tatbestände zugrunde. Nur wird wiederum nicht scharf auseinander gehalten, was wirklich erlebt wird (Intensität) und was dessen — gar nicht zum Erlebnis gehörige — objektiv-kausale Ursache (Summationsvorgang, Nachklingen) sein soll. Der vermeintliche objektive Vorgang ist keine deskriptive Psychologie mehr, sondern angewandte Physik. Gesetze für Seelisches, die wirkliches psychologisches Verstehen vermitteln sollen, müssen allein aus der unmittelbaren seelischen Wirklichkeit hergeleitet werden.

So wertvoll Störrings Untersuchungen im einzelnen sind, bedeuten sie doch keinen methodischen Fortschritt, weil sie sich nicht streng an den deskriptiven Bestand der tatsächlichen Erlebnisinhalte halten, sondern objektiv-kausale und rein psychologische Betrachtungsart ohne scharfe methodische Trennung verwenden. Das Gefühlserlebnis als solches wird als bekannt vorausgesetzt im Sinne der Elementenpsychologie, statt in seiner deskriptiven Eigenart induktiv eingehend untersucht zu werden. Daher sind auch Störrings Untersuchungen reine Allgemeinerörterungen. Das Gefühlsproblem gestattet es jedoch am allerwenigsten, daß man seinen Gegenstand sogleich in der Form des Allgemeinbegriffes einführt und summarische Feststellungen an ihm vornimmt. Auf diese Weise wird alsbald wieder der Eindruck erweckt, als ob das untersuchte Objekt in Form eines letzten Seelenelementes wirksam wäre, die bekannte irrige Annahme, die trotz gelegentlicher theoretischer Vorbehalte die Methoden der allgemeinen Psychologie noch immer beherrscht. Und doch ist dies Phantom inzwischen der in anderen Punkten fortgeschrittenen Forschung zum Opfer gefallen. Die neuere Psychologie der Empfindungs- und Wahrnehmungsprozesse hat gezeigt, daß die seelische Wirklichkeit niemals Elementarcharakter hat. Angesichts der Ergebnisse der Strukturpsychologie über den deskriptiven Ganz-

heitscharakter alles Seelischen wird man sich nun auch nicht mehr lange der Einsicht verschließen können, daß die neue Forschungsmethode auch auf das Gefühlsleben angewandt werden muß. Erst dann wird es mit der Aufrechterhaltung der öden Lust-Unlusttheorie endgültig vorbei sein.

Es ist sehr bedeutsam und für die bisherige Behandlung des Gefühlsproblems bezeichnend, daß die Psychologie, sobald sie zur Erkenntnis des Erlebnisganzen fortschreitet und den primären Ganzheitscharakter aller seelischen Erlebnisse einmal prinzipiell erkannt hat, sobald sie mit anderen Worten zur Strukturpsychologie wird, daß sie dann mit innerer Notwendigkeit zugleich zur Einsicht in die tatsächliche Bedeutung der Gefühle gelangt. Die zwar knappen, aber sehr wichtigen Ausführungen, die F. Krüger hierüber auf dem 8. Kongreß für experimentelle Psychologie 1923 (s. Bericht, herausgegeben von K. Bühler, S. 31) gemacht hat, treffen die Sachlage unmittelbar und seien daher wiedergegeben: „Jeder Erlebniskomplex hat als solcher besondere Eigenschaften und von Hause aus besondere Wirkungen über alle Eigenschaften und Wirkungen seiner Teile hinaus. Genetisch betrachtet sind die verschiedenen Qualitäten des Erlebnisganzen zuerst vorfindbar und zuerst mannigfaltig ausgeprägt. Sie werden regelmäßiger als die der Teile für sich deutlich wahrgenommen. Auf jeder Stufe der Entwicklung behaupten sie einen erscheinungsmäßigen und funktionalen Vorrang. Das gesonderte sowie das qualitativ deutliche Hervortreten von Teilen wird durch die Eindringlichkeit des Ganzen, dem sie zugehören, gehemmt; in geringerem Maße wird umgekehrt diese Eindringlichkeit gemindert durch entschiedenes Hervortreten der Teile (Krüger, Seifert). Es gibt dominierende Ganzheitsmomente oder Komplexqualitäten (Wundt und andere). Unter sonst gleichen Umständen überwiegt jeweils das umfassende Ganze unmittelbar an Eindringlichkeit und eigener Ausgeprägtheit, sowie an psychologischen Wirkungen: es gleicht den übrigen Erlebnisbestand sich an, gibt seinen Veränderungen die Richtung usf. (Ipsen). Aus alledem wird verständlicher, wie und warum die Gefühle im Haushalte der Seele eine durchaus beherrschende Rolle spielen.... Die experimentellen Forscher, insonderheit die um Wertheimer sich gruppierenden, beachten viel zu wenig die qualitative Verwandtschaft und die funktionalen Beziehungen zwischen Komplexqualitäten jeder Art und Gefühlen. Dasselbe gilt von der soziologischen Schule Levy-Bruhls, von den meisten Darstellern der kindlichen Entwicklung und von beinahe allen Tierpsychologen, eingeschlossen den scharfsinnigen W. Köhler. Die all-

gemeine Gefühlstheorie wird aus ihrem zurückgebliebenen Zustande durch gründliche, vorurteilslose Arbeit an den Ganzheitserlebnissen, durch vergleichende Analyse der verschiedenen Formen von Komplexqualität herausgeführt werden. Die Ganzheitlichkeit alles Erlebens wirkt sich am frühesten, am mannigfaltigsten und stärksten in Gefühlen aus. Gefühle sind Komplexqualitäten besonderer Art, nämlich die mit dem jeweiligen Gesamtinhalte des Bewußtseins und seiner Gesamtkonstellation unmittelbar gegebenen. (Grundzüge dieser Auffassung hat zuerst H. Cornelius entworfen. Sehr wenige Theoretiker beachten das nach Gebühr. Vgl. jedoch die letzten Formulierungen Wundts.) Ein Teilkomplex ist in seiner spezifischen Qualität und in seinen Wirkungen um so gefühlsartiger, je mehr er jeweils von dem überhaupt Gegebenen, von dem totalen Bewußtseinsganzen umfaßt. Die Gefühle sind von allem abhängig, sie durchdringen alles, was zu diesen insgesamt gehört, und doch sind sie ihm gegenüber etwas Besonderes, ja Primäres; ebenso wie sich ein Rhythmus, eine Klangfarbe, ein frisches, verworrenes oder unheimliches Zumutesein — wie sich der unmittelbare Gesamteindruck etwa des Schicklichen, des logisch Unstimmigen, des künstlerisch Gerundeten zu dem jedesmal fundierenden Teilkomplexe verhält, zu dessen Bestandstücken, ihrer Anordnung, ihren Sonderbezügen."

* * *

Was Wundt über den qualitativen Reichtum der Gefühlserlebnisse in allerdings nur rein prinzipieller Stellungnahme gelehrt hatte, das wird jetzt von seinem Nachfolger auf dem Leipziger Lehrstuhl in erweiterter und vertiefter Form wieder zur Geltung gebracht, nachdem die formale und öde Lust-Unlusttheorie und die These von der Artenarmut des Gefühlslebens seither das Feld beherrscht haben und in weitem Umfange noch heute beherrschen.

Es kann hier nicht in Angriff genommen werden, eine allgemeine Übersicht über das Gefühlsleben zu geben. Dies ist die bisher noch ungelöste Aufgabe der allgemeinen Psychologie. Hier können nur Anregungen gegeben und Richtungen aufgezeigt werden. Vor allem muß es vorbei sein mit der Einführung des Gegenstandes durch bloße Definition und rein deduktive Gesetzgebung. Wundts naturwissenschaftlich orientiertes Begriffssystem hat zu seiner Zeit als erstmaliges Ordnungsprinzip der vielfarbigen Erlebnisformen Vortreffliches geleistet. Seines vorläufigen und relativen Wertes war sich der Meister durchaus bewußt. Von den Nachfolgern erst wurde dies übersehen und vernachlässigt.

Bei dem gegenwärtigen Stand der Gefühlspsychologie hat sich die Problemstellung zunächst auf wenige bestimmte Fragen zu begrenzen.

Der Ausgangspunkt kann auch nicht ein bereits irgendwie festgelegter Gefühlsbegriff sein, sondern das Seelische *als reales Ganzheitserlebnis* unter Beachtung seiner qualitativen Gefühlsbestimmtheit. Nur an seelischen Ganzheiten, d. h. an realen komplexen Bewußtseinsvorgängen, kann zweifelsfrei nachgewiesen werden, in welchen Formen Gefühlsmäßiges wirklich erlebt wird. Daher ist zunächst zu fragen: *Wie* erlebt das Subjekt seine tatsächlichen Bewußtseinsinhalte, d. h. worin besteht der unmittelbar erlebte Bedeutungscharakter dieser tatsächlichen Bewußtseinsvorgänge seiner psychologischen Qualität nach? Ferner: Wie ist das äußerlich praktische Verhalten psychologisch verständlich als Ausdruck jener Bewußtseinsvorgänge? Diese beiden Hauptfragen enthalten untergeordnet eine Reihe von Einzelfragen, die zugleich mit ihnen untersucht werden müssen. So etwa: Wie kommt es, daß gerade diese meine *tatsächlichen* Bewußtseinsinhalte von mir erlebt werden und nicht irgendwelche mögliche andere? Wie kommt der Vorgang meines bewußten Verstehens meines eigenen und fremdseelischen Lebens zustande? Wie sind überindividuelle Ausdrucksformen seelischer Vorgänge (Kulturgüter) als seelische Leistungen verstehbar? Dabei ist es methodisch wesentlich, daß die Probleme nur induktiv-empirisch zugänglich sind. Die allgemeine Psychologie hat bekanntlich zahlreiche Gesetze an den Bewußtseinstatsachen aufgezeigt — wie z. B. das *Weber*sche Gesetz, den Assoziationsmechanismus usw. —, die zwar wirksam und konstruierbar sind, aber niemals unmittelbarer, wirklicher Erlebnisinhalt werden. Hiermit hat es die deskriptiv-verstehende Methode nicht zu tun. Sie will den Menschen nicht von außen (als bloßes Objekt), sondern von innen als unmittelbar erlebendes Subjekt verstehen und zwar mit ausdrücklicher Beschränkung auf den deskriptiv wirklichen Inhalt des Erlebens. Darum hat sie auch innerhalb des Gefühlslebens nur diejenige Rolle aufzuzeigen, die Gefühle *tatsächlich* im konkreten Erleben des Subjektes spielen. Es gibt nun aber, wie die Erfahrung lehrt, keinen anderen Zugang zur Erforschung der Gefühlstatsachen, als *unmittelbares Verstehen*. Das Gefühlsmäßige ist weder anschaulicher noch abstrakt begrifflicher Natur, sondern eigengesetzliches, unmittelbares, qualitatives Erleben, daher zu erfassen nur durch unmittelbares Verstehen. In diesem Sinne kann eine Psychologie des Gefühls nur eine *verstehende* Psychologie sein. Deshalb ist in ihr auch kein Raum für Theoretisieren und Reflektieren über den Gegenstand, sondern nur für rein induktive unmittelbare Bezugnahme auf die lebendige Erfahrung, d. h. die konkreten seelischen Inhalte.

Die bisherige allgemeine Psychologie der Gefühle bietet nichts weiter als eine ganz allgemeine Theorie der Gefühle. Diese beruht dabei nicht einmal auf sorgfältiger und methodischer Erforschung der unmittelbaren Tatsachen, sondern auf einer sehr mageren Deduktion. Die von dieser Theorie gelehrte bipolare Einförmigkeit des Gefühlslebens im Sinne der Lust-Unlustfärbung wird ohne jeden induktiven Nachweis einfach behauptet. Aber die Wirklichkeit ist nicht von dieser Einförmigkeit, sondern von unübersehbarer intensiver und qualitativer Mannigfaltigkeit. Nur theoretische Voreingenommenheit vermag nicht einzusehen, daß hier tatsächlich der Angelpunkt des ganzen allgemeinen Gefühlsproblems liegt. Auch hier soll ja keineswegs in Abrede gestellt werden, daß an den Gefühlserlebnissen — nicht an allen! — das Moment einer Lust-Unlustfärbung miterlebt wird, aber es muß betont werden, daß diese Beschreibung nur den Wert einer ganz vagen Allgemeinklassifikation hat, die über das qualitativ Wesentliche der Gefühlsseite gar nichts aussagt, und die gar nichts leistet für das wirklich eindringende Verstehen der jeweils vorliegenden realen Gefühlsmomente. Um zu diesem wirklichen Verstehen zu gelangen, muß viel tiefer geschürft werden. Dabei entsteht oft große Verlegenheit durch den Umstand, daß die Sprache einfach keine adäquaten Worte und Begriffe für die vorliegenden Tatsachen ausgebildet hat. Aber was kümmern sich reale Tatsachen darum, ob sie schon sprachlich benannt und fixiert sind oder nicht! Sie sind einfach da und verschwinden auch nicht durch bloße Leugnung aus klassifikatorischen Bequemlichkeitsgründen. Man wird also, wo adäquate Worte und Begriffsbildungen fehlen, vor etwas umständlicher Umschreibung und Neubildung von Begriffen nicht zurückschrecken dürfen. Wundt, Lipps und die wenigen anderen Psychologen, die die qualitative Mannigfaltigkeit der Gefühle wenigstens prinzipiell anerkennen, haben sich damit begnügt, dieselbe en passant summarisch zu konstatieren. Die Allgemeinpsychologie der Zukunft wird an sehr eingehender Detailforschung nicht vorübergehen können. Hier ist, wie gesagt, nicht der Ort, in eine systematische Untersuchung dieserart einzutreten. Dagegen soll an Hand einiger Fälle induktiv nachgewiesen werden, auf welche Tatsachen es prinzipiell ankommt. Wenn man wenigstens einmal in einigen konkreten Fällen klar erfaßt hat, welche Rolle die Gefühlsseite der seelischen Vorgänge bei ihnen spielt und was alles ihr psychologisch zugeordnet erscheint, so ist damit ohne weiteres auch die Einsicht in das Allgemeine der Gefühlsdetermination analogiemäßig vermittelt.

Wenn im folgenden die Gefühlstatsachen an seelischen Zuständen historischer Personen in ganz konkreten historischen Ereignissen untersucht werden, so bedarf diese Wahl von komplizierten Fällen einer Rechtfertigung. Jede Forschungsmethode wird von der Form der Problemstellung bedingt. Es ist eine bisher wenig bemerkte, aber sehr interessante Tatsache, daß fast alle Psychologen bei ihrer Problemstellung stillschweigend und gleichsam selbstverständlich von der sonst so verachteten Vulgärpsychologie ausgehen. So hat die Psychologie ihrer geschichtlichen Entwicklung nach zuerst die körperlich-seelischen Abhängigkeitsbeziehungen, also das große Gebiet der „Empfindungen" zu ihrem Forschungsgegenstand gemacht. Späterhin folgte dieser Psychophysik die Erforschung der sogenannten „höheren" seelischen Vorgänge, wie Vorstellen, Wollen, Denken, Aufmerksamkeit usw. Aber wie kam man denn überhaupt zuerst zur Umgrenzung und Benennung dieser seelischen Bezirke? Man entnahm die Begriffsbildung einfach der vulgärpsychologischen Umgangssprache. Man machte sich wenig Kopfzerbrechen darüber, ob man sich dabei nicht auch rein sachlich schon irgendwie festlegte, wenn man z. B. „das Denken" oder „das Wollen" zu untersuchen begann. Ein anderer Ausgang war zunächst auch gar nicht möglich. Aber „das Denken", „das Wollen" usw. werden in der seelischen Wirklichkeit nicht vorgefunden wie etwa Tiere oder Pflanzen in der materiellen Welt. Zoologie und Botanik finden ihre Gegenstände in Form multipler konkreter Individuen, die Psychologie findet ihren Gegenstand als ein einheitliches kompliziertes Innenleben von zerfließender Realität, aus der nur durch die begriffliche Abstraktion der sprachlichen Benennung einzelne Seiten herausgehoben werden können. Infolge dieser ungünstigen Lage sind die Psychologen vielfach dem Irrtum erlegen, daß sie ihre durch bloße Definition und vulgärpsychologisch-sprachliche Benennung gewonnenen Untersuchungsobjekte — Denken, Wollen usw. — in Analogie mit naturwissenschaftlichen Methoden so behandeln, als ob sie in dem Begriffe adäquater Form real existieren. Auch heute noch findet man besonders im Lager der ausschließlich experimentell eingestellten Forscher eine völlige Mißachtung dieser Tatsache. Ob ich Experimentator oder Versuchsperson bin, niemals kann ich in mir die gewünschten Bedingungen „rein" herstellen oder „rein" variieren. Mit den einwirkenden Reizen kann ich variabel verfahren, aber das, was ich durch sie ermitteln will, ist real stets nur als ein seelisches Ganzheitserlebnis einer Totalperson vorhanden. Der Versuchsperson steht zur Rechenschaft über ihre Erlebnisse kein anderes

Mittel zur Verfügung als die Selbstbeobachtung. Der Experimentator aber ist ganz an deren zufällige Fähigkeit zum Beobachten, an ihren psychologischen Begriffsschatz, an die zweifelhafte Identität ihrer Terminologie mit der seinigen angewiesen. Niemand aber ist in der Lage, die reale Erlebnistotalität eines auch nur relativ einfachen seelischen Vorganges derart in Worte zu fassen, daß für jedermann ein absolut adäquates Verständnis vermittelt wird. Hierzu fehlen alle Kontrollmöglichkeiten. Vor allem aber ist ja die Versuchsperson infolge ihrer Anweisungen stets auf nur ganz bestimmte Seiten an den erlebten Inhalten eingestellt. Die Erlebnistotalität ist ja ausdrücklich nie Gegenstand der Untersuchung, sondern das Denkmoment, das Willensmoment oder irgendein anderes. Real vorhanden ist aber nun einmal stets die Totalität des Erlebnisinhaltes.

Obwohl hier die Rolle des Gefühlsmomentes im seelischen Totalgeschehen untersucht werden soll, so ist dennoch eine Festlegung auf irgendeine begriffliche Fixierung des Untersuchungsobjektes von vornherein ausgeschlossen. Es soll also nicht in der üblichen Weise verfahren werden, daß das zu Untersuchende unter Verwendung seiner vulgärpsychologisch-sprachlichen Bedeutung schon begrifflich festgelegt wird. Was tatsächlich als Gefühlsmoment qualitativ erlebt wird, das soll ja erst am realen Erleben festgestellt werden, ebenso die Rolle und Art der Verschmelzung mit dem seelischen Gesamterleben. Es kann also methodisch überhaupt nicht ein bereits formuliertes Gefühlsmoment zum Ausgangspunkt der Untersuchung gemacht werden, sondern nur das konkrete Gesamterleben selbst in allen seinen qualitativen Bestimmtheiten, von denen ja das Gefühlsmoment nur eine unter anderen ist. Das konkrete Gesamterleben aber hat nun einmal diese Erscheinungsform, daß es in Hinsicht deskriptiver wissenschaftlicher Erforschung etwas höchst Kompliziertes, in Hinsicht seiner unmittelbaren Erlebtheit dagegen eine unmittelbar verständliche Einheit ist. Man darf dieser Kompliziertheit weder auszuweichen suchen, noch andererseits die Realität begrifflich-abstrahierend verfälschen. Seelisches Ganzheitserleben aber läßt sich niemals Laboratoriumsbedingungen unterwerfen. Diese sind vielmehr auf begrifflich von vornherein irgendwie festgelegte, bloße Momente an der Totalität eingestellt. Die Totalität bietet nur das Leben selbst. Deshalb ist eine bestimmte Auswahl und vergleichend-beziehende Untersuchung solcher real erlebter Totalinhalte eine Methode, die in ihrer Art ebenfalls experimentell genannt werden muß. Es kommen außerdem dieselben methodischen Grundsätze wie im Laboratorium zur Anwendung: genaue Beobachtung und Einstellung

auf das rein Tatsächliche, Vermeidung jeder reflektierenden Spekulation, Berücksichtigung **aller** Momente des Gesamtinhaltes, variierende Betrachtung.

Es werden hier daher zuerst einige seelische Tatsachen aus dem Leben historischer Personen von sehr kompliziertem Seelenleben, danach einige wirkliche Erlebnisse der zufälligen persönlichen Erfahrung von einfacher und alltäglich banaler Form exemplarisch untersucht werden. Da es, wie gesagt, auf Beachtung **aller** zugehörigen Momente ankommt, so ist eine gewisse Ausführlichkeit der Beschreibung unvermeidbar. Zur Totalität gehört eben nicht nur der formale seelische Mechanismus, sondern auch das Persönlich-Individuelle, das Charakterologische und die zeitgeschichtlichen Umweltverhältnisse. Anschließend seien die gewählten Fälle zunächst gegeben.

Karl Ludwig Sand (geb. 5. Okt. 1795), der Sohn des Justizrates Sand zu Wunsiedel, wuchs auf in harmonischen häuslichen Verhältnissen. Sein Vater wird als ein ruhiger, heiterer, gutmütiger und klardenkender Mann geschildert, seine Mutter als eine geistig hochstehende Frau von Weltklugheit, großer Güte und Pflichttreue, die besonders diesem ihrer Kinder ihre ganze Liebe widmete. Hohe moralische Grundsätze, die den Geist der Aufklärung mit tiefer Religiosität verbinden, leiten den Erziehungswillen von Eltern und verehrten Lehrern. Schon früh werden diese Grundsätze von dem eindrucksfähigen, äußerst energischen Knaben innerlich bejaht und als eigene Willensentschlüsse übernommen. Ungewöhnlich früh reagiert er auf die besonders sorgfältige Erziehung und Liebe mit dem Gefühl einer um so größeren persönlichen Verantwortung. Mit seiner großen Willenskraft und Begeisterungsfähigkeit für hohe sittliche Ideale verbindet sich ein weiches Gemüt. Innig schließt er sich an seine Schulkameraden an und spielt in der „Literarischen Gesellschaft“ der Gymnasiasten als Vortragender und Anreger eine Rolle. In dem Abgangszeugnis seiner Lehrer heißt es: „Er ist von der Vorsehung mit herrlichen Geistesanlagen beschenkt. Mit einem gar nicht schlechten Gedächtnisse faßt er den Unterricht . . . ohne große Schwierigkeit auf, sucht mit seinem sehr guten Verstand in die vorkommenden Gegenstände immer tiefer einzudringen und durch sorgfältige Übung im Denken und Untersuchen seine Urteilskraft, deren Äußerungen gewöhnlich richtig und treffend sind, zu schärfen. Fährt er so fort, so wird er nicht nur als ein gründlich gelehrter, sondern auch als ein moralisch vollkommener Mann, selbst glücklich, kräftig auf das Wohl seiner Mitbürger wirken.“ Schon als Schüler führt er ein Tagebuch mit der Absicht, sich selbst zu erforschen und Rechenschaft zu geben über die inneren Beweggründe seiner Handlungen. Bei vermeintlichen Schwächen ruft er sich bittere Vorwürfe und Ermahnungen zu. Nach der äußeren Erscheinung ist er ein hochgewachsener schlanker Jüngling mit dunklen Locken, hellen, klaren Augen in einem freundlichen, weichen, aber zugleich ernsten und energischen Gesicht. Schon früh sind Religion und Liebe zum Vaterlande der Inhalt seiner Ideale.

Auf der Universität Tübingen widmet er sich mit Inbrunst dem Studium der Theologie. Sein täglicher Arbeitsplan ist genau geregelt. Daneben nimmt er regen Anteil an den studentischen Bewegungen der Zeit. Damals

geht eine Erneuerung durch das verrohte und in wüsten Trinksitten verkommene studentische Gemeinschaftsleben. Die neuen ideellen Strömungen der Zeit, Aufklärung, Romantik, Sturm und Drang, treffen mit den politischen der Freiheitskriege zusammen und erwecken einen neuen Geist im deutschen Studententum, der von Christentum, Vaterlandsgefühl und Wissensdurst erfüllt ist. Als nach Napoleons Flucht aus Elba das deutsche Volk erneut zu den Waffen greifen muß, zieht Sand als begeisterter Freiwilliger mit nach Frankreich. Nach der Rückkehr wird er Student in Erlangen. Mit den Freunden hat er lange Erörterungen über die Grundsätze des Christentums. Am Todestage Luthers versammelt er die Kameraden um die Sterbestunde nach Mitternacht bei sich zu einer religiösen Feier. Im Erlanger Studententum herrscht noch mehr als andernorts die alte Barbarei und das Regiment der alten Landsmannschaften. Sand beschließt mit einigen Freunden, den neuen Idealismus, der von der zu Jena eben gegründeten Burschenschaft ausging, in die Studentenschaft hineinzutragen. Mit Jenenser und Hallenser Kommilitonen verhandelt er über die neue burschenschaftliche Verfassung. Die heftigen Widerstände und Kämpfe in Erlangen versetzen ihn in monatelange, tiefe Niedergeschlagenheit und Schwermut. Ergreifend sind seine Tagebuchaufzeichnungen, seine Briefe an die Mutter. Er geht ganz auf in seinen hochgesteckten idealen Gemeinschaftszielen und seiner Religion. Die Freunde schildern ihn übereinstimmend als einen einfachen, ruhigen, bescheidenen, aber bestimmten Jüngling, der alles eher als den Eindruck des Gewaltsamen mache. Durch sittliche, religiöse und geistige Erneuerung, nicht durch Gewalt soll die neue allgemeine, deutsche Burschenschaft erstehen. In einer Druckschrift legt er seine Gedanken nieder für die geplante große Burschenschaftsfeier auf der Wartburg. Sand wird in den Festausschuß gewählt, im übrigen tritt er in dem glänzenden Verlauf des Festes nicht persönlich hervor.

Nach dem Wartburgfest geht er nach Jena. Hier herrscht die Burschenschaft fast unbeschränkt. Es fehlen die Kämpfe Erlangens. Sand tritt im ganzen wenig hervor. Mit unvermindertem Eifer stürzt er sich im Hörsaal und zu Hause in seine Arbeit. In der burschenschaftlichen Bewegung treten die politischen Ziele immer mehr in den Vordergrund. Während des Wartburgfestes hatte eine Anzahl Burschenschafter öffentlich die Schriften von Männern verbrannt, deren Gesinnung als undeutsch und niedrig gebrandmarkt werden sollte. Auch Werke Kotzebues waren darunter. Dieser hatte sich 1817 in Weimar niedergelassen und eine reaktionäre Zeitung gegründet. Es war bekannt, daß er dem russischen Zaren gegen Bezahlung die regelmäßige Lieferung von Geheimberichten angeboten und russische Gesinnung zu verbreiten versprochen hatte. Zugleich spielte er sich als deutscher Patriot in der Öffentlichkeit auf. Trotz seines Rückhaltes bei zahlreichen Höfen wurde er von Männern, wie Goethe, Schiller, Schlegel, Jean Paul, verachtet, von Jenaer Professoren als Volksverderber und russischer Spion heftig bekämpft. Tiefe Erbitterung erfüllt auch Sand gegen Männer dieses Schlages. In seinem Tagebuch findet sich unter dem 5. Mai 1817 der Eintrag: „Wenn ich sinne, so denke ich oft, es sollte doch einer mutig über sich nehmen, dem Kotzebue oder sonst einem solchen Landesverräter das Schwert ins Gekröse zu stoßen."

Er scheint mit keinem Menschen von einer derartigen Tat gesprochen zu haben, aber umso tiefer muß sich der Gedanke bei ihm verankert haben, daß das Vaterland eine solche Tat verlange als Weckruf zur sittlichen Selbst-

besinnung. Er faßt in langen inneren Kämpfen den Entschluß, die Tat zu vollbringen. Sorgfältig und zielbewußt trifft er seine Vorbereitungen. Er läßt sich einen Dolch nach selbsthergestelltem Wachsmodell anfertigen. Er studiert in der Anatomie die Lage des Herzens. Er verfaßt eine größere Anzahl von Schriftstücken und Briefen und hinterlegt sie im offenen Pult seines Zimmers. Eines, den „Todestoß dem August von Kotzebue", nimmt er mit, um es nach der Vollbringung am Kirchentor oder am Hause Kotzebues öffentlich anzuschlagen.

Am 9. März 1819 gegen 4 Uhr morgens verläßt er Jena in der Stille. um nach Mannheim, dem neuen Wohnort Kotzebues, zu wandern. Trotz der unverschlossen hinterlassenen Schriftstücke nimmt er sich 14 Tage Zeit für die Wanderung, macht mehrfache Rast unterwegs bei Freunden und gelangt erst am 23. März gegen 10 Uhr morgens in Mannheim an. In Ruhe frühstückt er in einem Gasthof und läßt sich dann Kotzebues Haus zeigen, wo er sogleich nach dem Hausherrn fragt. Da dieser nicht zu Hause ist, wird er auf nachmittags 4 Uhr wiederbestellt. Bis dahin besichtigt er die Stadt. speist mit gutem Appetit zu Mittag, wobei er sich mit seinen Tischnachbarn, zwei Geistlichen, über geschichtliche Gegenstände unterhält. Der eine sagte später von ihm aus: „Seine Außenseite bezeichnete wahrhaft philosophische Ruhe und einen Mann, der mit sich und der ganzen ihn umgebenden Welt in holdem Frieden ist." Um 5 Uhr sucht er wieder Kotzebues Haus auf. Der Diener führt ihn in ein Zimmer, in das zugleich mit seinem Eintritt Kotzebue aus dem Nebenzimmer hereinkommt. Er geht mit der Bemerkung. daß er ihn auf der Durchreise besuchen wolle, dem Dichter entgegen und stößt ihm mit den Worten: „Hier, du Verräter des Vaterlandes" den Dolch zweimal in die Brust. Als er sich umwendet, sieht er den vierjährigen Sohn Kotzebues weinend auf der Schwelle stehen. Es überfällt ihn plötzlich ein vernichtendes Gefühl, daß er dem Kinde den Vater geraubt habe. Um dies zu sühnen, ergreift er den zweiten mitgebrachten Dolch und stößt ihn sich tief in die linke Brust. So schleppt er sich zur Türe hinaus und die Treppe hinunter. Infolge des Geschreies aus dem Hause haben sich inzwischen Menschen vor demselben angesammelt. Sand übergibt dem nacheilenden Bedienten die mitgebrachte Schrift und ruft: „Ja, ich habe es getan, so müssen alle Verräter sterben. Hoch lebe mein deutsches Vaterland und im deutschen Volke alle, die den Zustand der reinen Menschheit zu fördern streben." Dann fällt er auf die Knie mit den Worten: „Ich danke dir, Gott, für diesen Sieg", und stößt sich den Dolch nochmals tief in die Brust.

Doch sein Leben wird gerettet durch eine schwere Operation und sorgfältige ärztliche Pflege im Krankenhause. Über ein Jahr zieht sich die Untersuchung in endlosen Verhören hin. Nie ist seine Stimmung heiterer und gleichmäßiger gewesen als in dieser Zeit, nie zeigt er den geringsten Anflug von Reue, nie sucht er seine volle Verantwortung zu bestreiten. Ergreifend ist sein Briefwechsel mit der Mutter. Die Zeitgenossen, darunter ein Herbart, Oken, Görres, der Berliner Theologe de Wette, sehen in ihm einen Märtyrer: die Zuneigung für ihn ist fast unbeschränkt. Erst im April des nächsten Jahres fällt der Spruch des Hofgerichtes, er wird zum Tode durch das Schwert verurteilt. Als ihm das Urteil verkündet wird, antwortet er ruhig und heiter: „Meine Herren, Sie sind mir willkommene Boten." Diese Heiterkeit verläßt ihn keinen Augenblick. Am Tage vor der Hin-

richtung bittet er um den Besuch des Scharfrichters Wittmann aus Heidelberg, der als guter Deutscher schwer an seiner Aufgabe trug. Sand tröstete ihn und sprach ihm Mut zu. Er werde nicht zucken, wenn auch der erste oder zweite Streich mißlinge. Er dankte ihm im voraus und setzte hinzu, „denn nachher werde ich Ihnen nicht mehr danken können". Die letzte Nacht schlief er. Um 5 Uhr morgens wurde er zum Blutgerüst gefahren auf einem Wagen, den die Regierung, nachdem tagelang in der Stadt vergeblich ein solcher aufzutreiben versucht war, schließlich gegen schweres Geld von einem Juden erhalten hatte. Mit leuchtenden Augen grüßte Sand die in unabsehbaren Scharen nach Mannheim geeilte Menge, in der viel Schluchzen und Weinen vernehmbar war. Seine letzten Worte waren: „Gott gibt mir in meinem Tode viele Freudigkeit, es ist vollbracht." (v. Müller, Karl Sand. 1925; v. Hohnhorst, Vollständige Übersicht der gegen K. Sand . . . geführten Untersuchung. 1820; ders., Aktenauszüge aus dem Untersuchungsprozeß. 1821; H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte, Bd. 2.)

Die Persönlichkeit Sands ist sowohl individualpsychologisch wie allgemeinpsychologisch sehr bedeutsam. Die persönlichen Handlungen und Schicksale eines Menschen sind nur aus seiner individualpsychologischen Betrachtung verstehbar. Zunächst lebt in Sand ein ungewöhnlich starker naturhafter Ehrgeiz. Seine ganze Erziehung ist überdies darauf eingestellt, diesen aufs höchste zu steigern und dauernd wirksam zu halten. Er weiß, daß Eltern, Geschwister, Lehrer und Freunde seine Entwicklung aufmerksam verfolgen und große Leistungen von ihm erwarten. Er will diese Erwartungen unbedingt erfüllen. Die äußere Bescheidenheit seines Auftretens darf über das innere Feuer nicht hinwegtäuschen, das oft genug schlaglichtartig die Heftigkeit seines Fühlens und Strebens verrät. Sand ist keine realistische Natur, die ein klar erkanntes Ziel zähe verfolgt. In ihm wohnt zwar eine grenzenlose Begeisterungsfähigkeit für hochgesteckte, ideale Ziele, aber diese Ziele sind vielfarbig schillernde, halbverstandene, abstrakte Ideen. Sein kritischer Verstand ist sehr gering, um so stärker sein Hang zum Gefühlsüberschwang, zur Schwärmerei, zum Phantastischen. Diese Züge kennzeichnen auch die Art seines religiösen Lebens, seiner Vaterlandsbegeisterung, seines persönlichen Vervollkommnungsstrebens. Eine längere Tagebuchaufzeichnung über seine Stimmungen während eines Gewitters in der Erlanger Zeit charakterisiert v. Müller treffend mit den Worten: „Erhabenheit, Erbsünde, Melancholie, göttliche Leitung, Klopstock, Kolleghefte, Goethe, Teufel und Hexen, Vaterschuld Gottes, Absolutes: es ist ein wirrer, phantastischer Gefühlsausbruch, welcher ein ganzes Chaos von Vorstellungen und Antrieben wie in einem Wirbelsturm daherreißt.... Die Seele, die sich in solche Ausbrüche ergießt, ist geladen mit elektrischen Spannungen. Sie hat nicht die geistige Kraft, sie zu be-

wältigen. Sie ringt wie in traumhafter Schwüle nach einem Ausdruck ihrer selbst.“ Bei einer solchen Natur ist es gleichgültig, welcher Art konkreter Erlebnisinhalte sie sich jeweils hingibt, ob Gottes- oder Vaterlandsideen, ob politischen oder allgemein ethischen Idealen, stets wird sie diese Inhalte ins Maßlose übersteigern, sich an ihnen berauschen und dabei in innere Verwirrungen geraten, die bald als höchste Verzückung, bald als tiefste Verzweiflung explodieren. Nun kommt dieser Gemütsverfassung die ganze Zeitstimmung verhängnisvoll entgegen. Unendlich viel Erbitterung, Haß und Kampf liegt in der Luft. In der ersten Jenaer Zeit fehlten Sand plötzlich die heftigen Entladungsmöglichkeiten wie in den Kämpfen um die burschenschaftliche Idee in Erlangen. Hier in Jena hatte diese Idee bereits unbestritten triumphiert. Daher zuerst seine relativ geringe Anteilnahme am burschenschaftlichen Leben. Erreichte Ziele läßt sein leidenschaftlicher Geist hinter sich. Um so intensiver lebt er sich sogleich in die neuen Kämpfe ein, die es hier noch auszutragen gibt. Auch diese Kämpfe gelten vertrauten Idealen, der Erneuerung des Vaterlandes von innen heraus. Im Gegner sieht er den inneren Feind, der heimlich wirkt und das Vaterland in feiger Verborgenheit sittlich unterwühlen und um Judaslohn verraten will. Nach der Befreiung vom äußeren Feind muß nun auch dieser Kampf noch ausgefochten werden. Er empfindet in seiner Leidenschaftlichkeit diese Lage als eine so unerträgliche, dumpfe Schwüle und Hochspannung, daß er überzeugt wird, es bedürfe nur eines weithallenden Signals, einer einzigen befreienden Tat, um die ganze Zeitgeschichte ins Rollen zu bringen für den großen Läuterungsprozeß. Diese sich immer mehr festigende Überzeugung, die im Hörsaal, im Freundeskreis, in der Zeitungslektüre täglich neu gestärkt wird, trifft zusammen mit seinem tiefinnersten Gefühle, daß auf ihm besondere Verpflichtungen ruhen. Von Jugend auf hat er sittliche Ideale und Ziele nicht nur als abstrakte Ideen, sondern zugleich als persönliche Verpflichtungen begreifen können. Daher sein täglicher Kampf mit sich selbst, seine Registrierungen von Niederlagen und Siegen, seine oft überhebliche Selbstbespiegelung nach erfolgreichen inneren Überwindungen. So ringt sich in ihm schließlich die Gewißheit durch, daß er von Gott dazu berufen ist, diese befreiende Tat, an deren objektiver Notwendigkeit für ihn kein Zweifel mehr ist, selbst zu vollbringen. Der Unklarheit und Maßlosigkeit seines Denkens ist es nur gemäß, wenn er überzeugt ist, daß auch ein Mord zur höchsten sittlichen, gottgewollten Notwendigkeit werden kann. Es ist ihm klar, daß die Tat auch ihn selbst vernichten wird, aber gerade dieser Umstand ist ein besonders

stark wirkender Antrieb in ihm. Sein Tod ist ihm Opfertod, letzte und höchste freiwillige Aufopferung für die Menschheit. Nur des eigenen Lebens wegen der Vollbringung des Höchsten auszuweichen, erscheint ihm als elender Verrat an sich selbst. Einem Freunde schreibt er in dieser Zeit ins Stammbuch: „Unser Lauf ist Heldenlauf, kurzer Sieg, rascher Tod! Tut nichts, wenn wir nur wirklich Helden sind.“

Daß er gerade Kotzebue zum Opfer wählt, ist für ihn von untergeordneter Bedeutung. Irgendeiner dieser Landesverräter muß es sein, mag er so oder anders heißen! Es muß nur die befreiende Tat überhaupt vollbracht werden von einem, der den Mut hat, sich selbst dabei aufzuopfern für das große allgemeine Ziel. Es ist psychologisch verständlich, daß der einmal gefaßte unwiderrufliche Entschluß, der die Erfüllung des hochgesteckten, ewig ruhelosen und unsicheren Strebens verheißt und höchste Ehre und ewigen Menschheitsruhm mit sich bringt, nun ein Gefühl innerer Entspannung, heiterer Ruhe und freudigen Vorwegerlebens des Kommenden auslöst. Diese Entspannung und das Hochgefühl des errungenen Sieges bedingen auch jene so einzigartige ergreifende seelische Haltung Sands nach der Tat.

Es ist eine geheimnisvolle Tatsache der Natur, daß sie von Zeit zu Zeit Geschöpfe hervorbringt, deren Streben und Wollen zwangsmäßig weit über das gewöhnliche Maß hinausgehen. Durch ihr Zuviel sind sie dem Gleichmaß des Lebens nicht gewachsen. Wenn ihnen zugleich Klarheit der Erkenntnis und ein ungetrübter Blick für die Realität des Lebens abgeht, so ziehen die plötzlichen seelischen Entladungen dieser Naturen andere und sich selbst in die Vernichtung. Einen Menschen individualpsychologisch verstehen, heißt seine besondere Charakteranlage und Begabung ermitteln und sein Handeln aus der Wechselwirkung dieser mit seinen jeweiligen Umwelteinflüssen verstehen. Für Sands Entwicklung ist entscheidend, daß die zufälligen Verhältnisse und Einflüsse seiner Umwelt seinen spezifischen Anlagen und Trieben ein Betätigungsfeld bieten, das seine Persönlichkeit mit Notwendigkeit zur Übersteigerung und zu völligem Anpassungsverlust an die Realität führt.

Den zweiten sofort zu beschreibenden Fall bilde ein Erlebnisinhalt einer ganz anderen Natur. Gewählt sei ein historischer Moment aus dem Leben des größten Staatsmannes des vorigen Jahrhunderts, Ottos von Bismarck. Es kann hier natürlich einleitend nur eine ganz knappe Würdigung seines Charakters und seiner seelischen Struktur gegeben werden, damit sein konkretes Verhalten in einem der wichtigsten Augenblicke seines Lebens aus seiner Persönlichkeit

heraus verstanden werden kann. Daß dies momentane Verhalten nicht nur für seine persönliche Zukunft, sondern auch für das Geschick seines Volkes, ja ganz Europa von entscheidender Bedeutung geworden ist, ist ein historisches Ereignis für sich von objektiver Art. Hier soll lediglich eine konkrete Einzelhandlung eines wirklichen Menschen aus der Psychologie der handelnden Person als deren subjektives Verhalten, als Ausdruck der sich in ihr momentan abspielenden seelischen Vorgänge verstanden werden. Es handelt sich um den Augenblick in Bismarcks Leben, in dem er den telegraphischen Bericht über die Verhandlungen zwischen König Wilhelm und dem französischen Gesandten in Ems erhielt, wodurch er vor sofortige schwerwiegende persönliche und politische Entschlüsse gestellt wurde.

Der Schilderung der näheren Umstände muß eine knappe allgemeine Zeichnung der Persönlichkeit Bismarcks und der Zeitlage vorausgehen, die sich teilweise an Schüßlers (Bismarck, 1925) treffliche Darstellung hält. Bismarck entstammt väterlicherseits einem alten niedersächsischen Landjunkergeschlecht, das derbe, tüchtige, einfache, oft trotzige Naturen hervorgebracht hatte und mütterlicherseits einer hochgebildeten bürgerlichen Gelehrten- und Beamtenfamilie, in der hohe Begabung, Klugheit, Diplomatie, Takt und Feingefühl seit Generationen heimisch waren. Sein Vater ist ein einfacher, gerader Soldat und Landwirt, begabt mit natürlichem Mutterwitz, am Alten hängend, ohne innere „Probleme" und ohne besonderen Ehrgeiz. Die Mutter ist zart, nervös, kränklich, ehrgeizig, klug. Den jungen Bismarck berühren die geistigen Einflüsse seiner Jugendzeit, der politische Liberalismus, die Hegelsche Philosophie, die große deutsche Dichtung weder auf dem Gymnasium noch auf der Universität. Er überläßt sich ganz einem unbekümmerten, derben Studentenleben. Sein Auftreten als Korpsbursche ist großspurig, äußerst salopp, händelsüchtig, rennomistisch, herrisch. In einem Briefe der damaligen Zeit berichtet er von sich selbst: „En attendant lebe ich hier wie ein Gentleman, gewöhne mir ein geziertes Wesen an, spreche viel französisch, bringe den größten Teil meiner Zeit mit Anziehen, den übrigen mit Visitenmachen und bei meiner alten Freundin, der Flasche, zu; des Abends betrage ich mich im ersten Range der Oper so flegelhaft wie möglich." Er tritt als Referendar in den Gerichts- und Verwaltungsdienst und faßt eine tiefe Abneigung gegen alles Bureaukratische. Er verläßt den Staatsdienst und bewirtschaftet sein Gut als mustergültiger Landwirt. Aber er fühlt sich in dieser Tätigkeit innerlich unausgeglichen. Es lebt ein unwiderstehlicher Trieb in ihm zum Wirken im großen, in verantwortungsvoller, mächtiger Stellung. Er schreibt damals einmal: „Für wenige berühmte Staatsmänner, namentlich in Ländern absoluter Verfassung, war übrigens wohl Vaterlandsliebe die Triebfeder, welche sie in den Dienst führte; viel häufiger Ehrgeiz, der Wunsch zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden. Ich muß gestehen, daß ich von dieser Leidenschaft nicht frei bin, und manche Auszeichnungen, wie die eines Soldaten im Kriege, eines Staatsmannes bei freier Verfassung . . . eines Mitspielers bei energischen politischen Bewegungen, würde auf mich eine, jede Überlegung ausschließende Anziehungskraft üben.

wie das Licht auf die Mücke.“ In dieser Zeit, in der ihn ein Gefühl innerer Leere und Unbefriedigtheit quält, entladen sich diese inneren Spannungen auf mannigfache Art. „Er wird der ‚tolle‘ Bismarck, der reitet, jagt, zecht, sich in die Weltgeschichte und Shakespeare vertieft; aber er ist innerlich eisig kalt. Er hat Hunger nach innerem Leben, er, der zweimal Entlobte, nach wahrer Liebe, nach Freundschaft, einer Weltanschauung, nach Gott. Ehe er in grenzenlosem faustischem Drange in die Welt stürmt, um sie zu bezwingen, muß er einen festen, ganz zuverlässigen und unerschütterlichen Halt gewinnen: und das Schicksal spendet ihm gleichzeitig seinen Glauben an einen persönlichen Gott und seine Ehe.“ Zu diesem Glauben ringt sich der Zweiunddreißigjährige in heftigen inneren Kämpfen durch. „Sein scharfer Wirklichkeitssinn lehnte die Auffassung der Menschheit als Gott, die Begeisterung für die Menschheit als Gattung, man kann wohl sagen, alle religiöse Begründung der demokratischen Weltanschauung, energisch ab. Jene drei universalistischen, kosmopolitischen, naturalistischen Anbeter des Gattungsgeistes (Strauß, Feuerbach, Bauer) begegneten bei ihm dem starken Selbstgefühl des Individualisten, der nur in der einzelnen Menschenseele eine Offenbarung des an sich unerforschlichen, unabsehbaren, übermächtigen Gottes finden konnte.“ (Baumgarten, Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche. 1900.) Bismarck brauchte diesen Glauben notwendig als Unterordnung seiner gewaltigen Selbstherrlichkeit unter eine höchste Norm. In dieser freiwilligen Unterordnung und Selbstverleugnung fand er seine innere Freiheit und die unbegrenzte Kraft, nur aus eigener Verantwortung zu handeln. So ist auch sein späterer Ausruf im Jahre 1870 verständlich: „Nehmen Sie mir den Zusammenhang mit Gott, und ich bin ein Mensch, der morgen einpackt und nach Varzin ausreißt und seinen Hafer baut. Sie nehmen mir dann meinen König. Denn warum, wenn es nicht göttliches Gebot ist — warum soll ich mich denn diesen Hohenzollern unterordnen? Es ist eine schwäbische Familie, die nicht besser ist als meine und die mich dann gar nichts angeht.“

In denselben, äußerlich ruhigen Jahren der Gutsverwaltung studiert er mit Interesse die Weltgeschichte und erwirbt sich jene gründlichen Kenntnisse, ohne deren Besitz seine späteren genialen Leistungen gar nicht verständlich wären. Seine weitere äußere Laufbahn ist bekannt. Als Zweiunddreißigjähriger wird er an Stelle eines erkrankten Abgeordneten 1847 von der sächsischen Ritterschaft in den Vereinigten Landtag geschickt. Durch eine kühne Rede zieht er die Aufmerksamkeit des Königs auf sich. Im nächsten Jahre ernennt ihn der König zum Bundesgesandten in Frankfurt. Bismarcks Eintritt in die große Politik ist vollzogen. Er gewinnt bald die Einsicht, daß die deutsche Frage nur durch die unvermeidliche Auseinandersetzung zwischen Preußen und Österreich zu lösen ist. Bekannt ist seine weitere Entwicklung. Kurz nach dem Wechsel der Regentschaft wird er 1859 aus Frankfurt abberufen und von dem liberalgesinnten Prinzregenten Wilhelm als Gesandter nach Petersburg „an der Newa kaltgestellt“. Sein politisches Ziel liegt klar vor seinen Augen: Preußen als Großmacht mit starker Königsgewalt in einem deutschen Nationalstaat. Mit Sorge verfolgt er von Petersburg aus die drohenden äußeren und inneren Gefahren, die Irrtümer der Politik des Königs. Im Jahre 1862 schickt ihn der König, der sich nicht entschließen kann, den gefährlichen Mann zum Minister zu machen, als Gesandten nach Paris. Wenige Monate später bricht der innere Kampf aus um die Macht

zwischen dem Parlament und der Krone. Die Kammer lehnt die Heeresvorlage ab, das Ministerium tritt zurück, der König steht allein und denkt an Abdankung. Bismarck wird telegraphisch nach Berlin gerufen. „Es gelang mir, den König zu überzeugen, daß es sich für ihn nicht um konservativ oder liberal in dieser oder jener Schattierung, sondern um königliches Regiment oder Parlamentsherrschaft handle, und daß die letztere unbedingt und auch durch eine Periode der Diktatur abzuwenden sei.“ Bismarck wird Staatsminister. Er regiert ohne Budget weiter. Das Land ist in tiefer Erregung. Bismarcks Partei schmilzt auf elf Mitglieder zusammen. Selbst der Kronprinz erklärt sich gegen ihn. Er steht allein mit seiner schrankenlosen Selbstherrlichkeit im Inneren und seiner antiösterreichischen Außenpolitik, die niemand begreift. Bekannt ist jene unvergleichliche Staatskunst, dem Gegner, da es eine neue Lage, die schleswig-holsteinische Frage, gebietet, noch einmal die Hand zu bieten zum gemeinsamen Waffengange vor der trotzdem unvermeidlichen späteren Auseinandersetzung. Diese führt er zwei Jahre später, 1866, zielbewußt, klug und siegreich herbei. Die inneren und äußeren Konflikte sind durch den einen Schachzug beseitigt. Blitzartig zeigt sich wieder sein genialer Scharfblick, als er wiederum als Einziger dem Könige und dem Heere, die großen Ländererwerb und Siegeseinzug in Wien wollen, entgegentritt mit den Worten: „Die Streitfrage ist entschieden, jetzt gilt es, die Freundschaft mit Österreich wiederzugewinnen.“ Er setzt den schonungsvollen Frieden durch, der das spätere Bündnis vorbereitet. Der Norddeutsche Bund wird gegründet, militärische Bündnisse mit den Südstaaten sichern die deutsche Einheit für den Kriegsfall. Ein großer Schritt nach vorwärts ist getan, aber neue innere Gegensätze im Bunde entwickeln sich. Dazu kommen neue äußere Gefahren. Napoleon versucht, Bismarck zu einem gemeinsamen Raubzug gegen Luxemburg zu verleiten und fordert deutsches, linksrheinisches Land als Preis für ein Bündnis. Preußen muß ablehnen. Es ist Bismarck klar, daß die verletzte französische Eitelkeit, die Angst wegen Preußens errungener Vormachtstellung, die geheime Sorge Napoleons um seinen Thron infolge innerpolitischer Schwierigkeiten, Frankreich mit Notwendigkeit in den Krieg gegen Preußen treiben werden. Er ist entschlossen, selbst nichts zu unternehmen, um den Frieden zu stören, aber gegen jeden Angriff von außen gerüstet zu sein. Frankreich, auf der Suche nach Konfliktstoff, sieht in der spanischen Königsfrage eine willkommene Gelegenheit. Napoleon verlangt vom König von Preußen, daß er dem Prinzen Friedrich von Hohenzollern die Annahme der von der spanischen Regierung angetragenen Königskrone als Familienoberhaupt verbietet. Die französische Regierung entzündet im eigenen Lande zugleich eine wilde Kriegsstimmung. Auf die weiteren Vorgänge muß jetzt genauer eingegangen werden. Der König von Preußen, der zur Kur in Ems weilt, erklärt am 12. Juli 1870 dem französischen Gesandten, daß er und seine Regierung auf die ganze Angelegenheit keinerlei Einfluß nehmen. Der Thronkandidat sei kein Preuße, er müsse ihm seine Entschlußfreiheit lassen, er würde auch seinerseits einen freiwilligen Verzicht des Prinzen billigen. Am gleichen Tage wird in Ems die Nachricht vom freiwilligen Verzicht des Prinzen durch ein Extrablatt der „Köln. Zeitung“ bekannt. Als am nächsten Morgen der französische Gesandte den König auf der Brunnenpromenade aufsucht, erhält er vom König die Antwort, daß er die Sache nunmehr als begraben ansehe. Aber der Gesandte

hat inzwischen von seiner Regierung den neuen Auftrag erhalten, vom Könige zu fordern, er solle sich feierlich verpflichten, auch für alle Zukunft niemals wieder seine Einwilligung zu geben. Der König bedauert in längerer, höflicher Unterhaltung, ein so weitgehendes und durch die Lage nicht gerechtfertigtes Zugeständnis nicht machen zu können. Gegen Mittag läuft die offizielle Meldung vom Verzichte des Prinzen aus Sigmaringen beim Könige ein. Dem erneut um eine Audienz nachsuchenden Gesandten läßt der König diese Tatsache durch den Flügeladjutanten mitteilen, zugleich mit der Bemerkung, daß er den Verzicht billige und im übrigen an seinem am Vormittage erwähnten Standpunkt festhalte. Am nächsten Tage reist der König ab und empfängt den französischen Gesandten nochmals auf dem Bahnhof in einer erbetenen Abschiedsaudienz, in der er ihm mitteilt, daß er ihm weiter nichts zu sagen habe und daß die weiteren Verhandlungen von seiner Regierung fortgesetzt werden könnten.

Bismarck war am 12. Juli von Varzin aus seinem Urlaub nach Berlin zurückgekehrt. Er war in sehr sorgenvoller, niedergeschlagener Stimmung. Mit Recht sah er in der Art der gepflogenen Verhandlungen eine schwere Erniedrigung seines Landes, die dessen nationaler Stellung schweren Abbruch tat. Daß der König aus Friedensliebe sich vier Tage persönlich den in der Form unverschämten, offenen Drohungen des Gesandten ausgesetzt und schließlich sogar zum Nachgeben hatte einschüchtern lassen, statt ihn zur Verhandlung der Sache an seine Regierung zu verweisen, war für Preußen eine solche Demütigung im Volksempfinden, im Norddeutschen Bunde und in den Augen des gesamten Auslandes, daß Bismarck die amtliche Verantwortung hierfür nicht übernehmen zu können glaubte und zum Rücktritt entschlossen war. Vor wenigen Tagen noch hatte er durch die auswärtigen Gesandten Preußens als seine Auffassung der Lage mitteilen lassen: Preußen werde wegen der französischen Drohungen keine Händel anfangen. Wollten die Franzosen es angreifen, werde es sich wehren, daß ihnen die Augen übergehen. Nun hatte der König die französische Ohrfeige eingesteckt. Noch hatte er keinen ausführlichen Bericht über die Vorgänge des letzten Tages in Ems, aber er hatte sich zum Rücktritt entschlossen und telegraphierte nach Varzin, er würde in wenigen Tagen wieder zu Hause sein. Wir halten uns im Weiteren an seine eigene Darstellung in den „Gedanken und Erinnerungen“. Er lud Moltke und Roon am 13. Juli zu Tische ein und teilte ihnen diesen Entschluß mit. Während der Unterhaltung wurde ihm das Eintreffen einer Depesche aus Ems gemeldet, die die letzten Vorgänge ausführlich berichtete. „Nachdem mir die Entzifferung überbracht war, welche ergab, daß Abeken das Telegramm auf Befehl Sr. Majestät redigiert und unterzeichnet hatte, las ich dasselbe meinen Gästen vor, deren Niedergeschlagenheit so tief wurde, daß sie Speise und Trank verschmähten.“ In tiefer Nachdenklichkeit und Depression liest er die Depesche immer wieder durch. Plötzlich kommt ihm eine neue Idee. Er stellt an Moltke einige Fragen über den Stand der Rüstungen, die dieser befriedigend beantwortet. Darauf streicht er das lange Telegramm, das die Ermächtigung zur Veröffentlichung des Inhaltes enthält, zusammen und liest die neue Fassung sogleich seinen Gästen vor: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich mitgeteilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an

Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisieren, daß er nach Paris telegraphiere, daß Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Kandidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe."

„Ich erläuterte: „Wenn ich diesen Text, welcher keine Änderungen und keinen Zusatz des Telegramms enthält, in Ausführung des Allerhöchsten Auftrages sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandtschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und anderen ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft: es ist wichtig, daß wir die Angegriffenen seien, und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit, soweit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten." Diese meine Auseinandersetzung erzeugte bei den beiden Generalen einen Umschlag zu freudiger Stimmung, dessen Lebhaftigkeit mich überraschte. Sie hatten plötzlich die Lust zu essen und zu trinken wiedergefunden und sprachen in heiterer Laune."

In demselben Zusammenhang berichtet Bismarck über die Erwägungen, die in ihm der Fassung dieses Entschlusses vorausgegangen waren: „Der Haltung Frankreichs gegenüber zwang uns nach meiner Ansicht das nationale Ehrgefühl zum Kriege, und wenn wir den Forderungen dieses Gefühls nicht gerecht wurden, so verloren wir auf dem Wege zur Vollendung unserer nationalen Entwicklung den ganzen 1866 gewonnenen Vorsprung, und das 1866 durch unsere militärischen Erfolge gesteigerte deutsche Nationalgefühl südlich des Mains . . . Es war das Vertrauen auf die durch Preußen entwickelte germanische Kraft und die Anziehung, welche einer entschlossenen und tapferen Politik innewohnt, wenn sie Erfolg hat und dann sich in vernünftigen und ehrlichen Grenzen bewegt. Diesen Nimbus hatte Preußen gewonnen: er ging unwiderruflich oder doch auf lange Zeit verloren, wenn in einer nationalen Ehrenfrage die Meinung im Volke Platz griff, daß die französische Insulte „La Prusse cane" („Preußen kneift") einen tatsächlichen Hintergrund habe" (s. Gedanken und Erinnerungen, Kap. 22).

Mit Recht bemerkt Schüßler: „Diese Redaktion der Emser Depesche, mit dem Willen, den Krieg unvermeidlich zu machen, um der Demütigung zu entgehen, ist der größte Entschluß in Bismarcks Leben. Niemals ist seine Verantwortung gewaltiger, niemals sein Mut unbändiger, niemals eine Maßnahme sittlicher, berechtigter, notwendiger gewesen, als diese Veröffentlichung, die nun sofort die gewünschte Wirkung tat. Wieder, wie so oft in seinem Leben, hat hier eine geniale Erleuchtung den richtigen Weg, den einzig möglichen Weg gewiesen — zur Rettung der Ehre, zur Herbeiführung der deutschen Einheit."

Die Handlungsweise Bismarcks hat bekanntlich unter den Geschichtschreibern verschiedene Beurteilung gefunden. Auf eine historische Stellungnahme kommt es hier nicht an, sondern auf die Frage, wie dieser folgenschwere Entschluß, der in einer ganz knappen Zeitspanne gefaßt wurde, rein als seelische Persönlichkeitsäußerung gerade dieses Menschen individualpsychologisch zu erklären ist. Diese Handlungsweise war nach Art der Umstände ja keineswegs als eine selbstverständliche oder besonders naheliegende vorgezeichnet. Im Gegenteil, in erster Linie sah sich Bismarck vor einer rettungslos verfahrenen Situation stehen, die objektiv nicht mehr zu ändern schien und ihm subjektiv lediglich noch das resignierte Ausscheiden aus Amt und Verantwortung übrig ließ. Ebenso wurde ja die Lage auch von seinen beiden, gewiß nicht unerfahrenen Tischgenossen beurteilt.

An dem ganz neuen Gedanken ist zweierlei psychologisch wesentlich. Einmal, daß er als solcher überhaupt im Geiste seines Urhebers auftauchte, sodann, daß dieser sich auch sogleich für die Verwirklichung entschied. Das Auftauchen dieser neuen Idee ist individualpsychologisch nur zu verstehen aus dem unendlichen Scharfsinn, der vielseitigen Kombinationsfähigkeit des Gedankenganges dieses Mannes, einer Eigenschaft, welche in rein intellektueller Hinsicht seine besondere Genialität ausmacht. Es liegt hier ein allgemeinpsychologisches Problem in der Frage vor: auf welche Weise kommen neue Erkenntnisse in der Psyche des schöpferischen Genies zustande? Sie soll erst später in allgemeiner Form untersucht werden. Hier soll nur der Umstand aufgezeigt werden, daß es die eigentliche Fähigkeit des intellektuellen Genies Bismarcks ist, in weit höherem Grade als der Durchschnittsbegabte bei jeder im Augenblick auftauchenden Idee zugleich in einer Art undifferenzierter, rein intensiver Intuition alle mit dieser Idee zusammenhängenden Umstände und die aus ihr entstehenden Folgen in plastischer Klarheit vor sich zu sehen und in dieser Einsicht zugleich ein Urteil über ihre Gültigkeit, Objektivierbarkeit, Geeignetheit zu besitzen. Ein solches Denken ist nicht nur fruchtbar durch den ungewöhnlichen Reichtum an aufsteigenden Vorstellungen überhaupt, sondern auch durch die gleichzeitige Einsicht in die Bedeutung der einzelnen, durch die intuitive Festhaltung des Wesentlichen und Beiseiteschiebung des Nebensächlichen, eine Fähigkeit, die durch das innere Überblicken großer Zusammenhänge und einen fast hellsichtigen Blick für Realitäten bedingt wird. Bismarcks überlegene Kunst in der Menschenbehandlung beruht darauf, daß er die Menschen alsbald in ihrem

Denken und Fühlen durchschaut wie Glas. Er hat aus der reichen persönlichen Erfahrung und aus dem Geschichtsstudium gelernt, wie der einzelne Charakter zu erkennen ist, wie er reagiert, wie Volks- und Stammescharaktere beschaffen sind und reagieren. Er weiß, daß in jedem Volke eine Art nationaler Massenseele lebt und wirksam ist, die in ihrem Verhalten der Einzelseele vielfach ähnlich ist. Daher sein sicheres Urteil über die Folgerungen aus der Lage für das Empfinden des eigenen Volkes, für die Wirkung auf die Bundesstaaten, auf das Ausland, auf den Gegner selbst und zugleich für die aus allen diesen Umständen entspringenden Rückwirkungen auf das eigene Land. Dazu kommt seine Gewißheit, daß ein baldiger Krieg mit Frankreich eine geschichtliche Notwendigkeit ist, der mit keinen Mitteln ausgewichen werden kann. Die Art der Beseitigung des gegenwärtigen Konfliktes durch den König hätte die Spannung zwischen beiden Ländern nicht aufgehoben, sondern noch gesteigert. Der Kriegsausbruch wäre nur verschoben, bis Frankreich den nächsten Streit vom Zaune zu brechen Gelegenheit finden würde. Mit Nachgeben war nichts gewonnen, unendlich viel verloren. Diese Tatsache sowie die psychologischen, moralischen und damit materiellen Rückwirkungen der demütigenden diplomatischen Niederlage auf das eigene Volk, die Bundesgenossen und die Feinde werden von Bismarck mit einer Klarheit vorausgeschaut, die der Schärfe seines Blickes für Menschen und Verhältnisse allein vor allen Zeitgenossen eigen ist. Sein Denken ist eminent konkret, praktisch, anschaulich, er hat keinen Sinn für Abstraktion und hält sich streng an die nackte Realität, aber er erfaßt jeden Gegenstand auch stets in allen seinen Seiten. Diesen Zug meint wohl Schmoller, wenn er sagt, Bismarck habe einen Bauernverstand im besten Sinne des Wortes gehabt.

Zu diesem plastischen Charakter seines Denkens kommt sein Tempo und seine Ausdauer. Beide sind erstaunlich und machen die Zeitgenossen immer wieder sprachlos. Seine Entscheidungen kommen ohne Zaudern und Unterbrechung „wie aus der Pistole geschossen". „Fragen, über die das Staatsministerium stundenlang ohne Abschluß beraten hat, werden beim Frühstück, während er sein Ei aufklopft, mit aller Schärfe und Genauigkeit erledigt." Das gesamte Programm zum Berliner Kongreß beispielsweise wirft er in einer knappen halben Stunde in einer Form zu Papier, die sofort an die fremden Regierungen geht. Die Grundzüge der neuen Reichsverfassung diktiert er in einem Zuge, einen langen politischen Bericht an den Kaiser in scharfer Logik lückenlos fünf Stunden lang.

Das Beobachten dieses Mannes ist durchdringend und alle Seiten der Dinge erfassend. Sein Denken ist konkret und ausschließlich auf

konkrete Menschen, Verhältnisse und Zusammenhänge gerichtet, dabei unheimlich schnell und unermüdlich. Seine Inhalte entstammen dem Gebiete, dem seine einzige große Leidenschaft gilt, der Politik. Diese seltene Veranlagung charakterisiert ihn in intellektueller Hinsicht. Aber durch seine überragende Intelligenz allein ist seine Persönlichkeit, sind seine übernormalen Leistungen noch nicht verständlich. In jenen Augenblicken, in denen ihm die Erleuchtung kommt, wie aus der diplomatischen Niederlage der Emser Vorgänge ein Sieg zu machen ist, sind noch andere psychologische Kräfte in ihm wirksam, die der gewonnenen Erkenntnis erst zur zielbewußten Durchführung verhelfen. Für einen Zauderer und Schwächling wäre nach Konzeption der Idee nun ein peinvolles langes Überlegen und Beraten entstanden. Für Bismarck bedeutet die Erkenntnis zugleich Entschluß, unbeirrbare Tat. Dieses psychologische Reagieren entspringt aus der Gefühls- und Willensseite seiner Persönlichkeit. In diesem Manne lebt von Jugend auf eine Aktivität und Leidenschaftlichkeit, die ihn mehr als alles andere seinen Weg geführt hat. Der eingeborene Drang zum Handeln und Wirken in großen Ausmaßen entzündet sich bei einem Menschen nicht erst an der Fülle der Machtmittel, über die er verfügt, sondern umgekehrt, er treibt ihn, wo ihm diese Machtmittel noch fehlen, unablässig vorwärts, um sie zu erringen. Den ausgeschiedenen kleinen Beamten, provinziellen Landwirt und einflußlosen Privatmann drängt es hinaus aus seiner Beschränkung. Jener Brief aus dieser Zeit an seine Kusine Bismarck-Bohlen, in dem er schreibt, daß „der Wunsch zu befehlen, bewundert und berühmt zu werden“ auf ihn „eine jede Überlegung ausschließende Anziehungskraft ausübe, wie das Licht auf die Mücke“ zeigt blitzartig die in diesem Geiste wirkenden Kräfte. Es lebt ein unbändiger Wille nach Herrschen und Macht in ihm, eine vitale Energie, die sich an Hindernissen nur zu heftigeren Steigerungen entzündet. Auf der Höhe der erreichbaren persönlichen Macht ist sein Herrschergefühl fast unbegrenzt. Es ist nicht einfach, mit ihm umzugehen und zu arbeiten. Selbständige Naturen kann er nur schwer ertragen. Rücksichtslos spannt er seine Untergebenen an. Alle leitenden Ämter müssen in seiner Hand vereinigt sein: er ist Reichskanzler, preußischer Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen. Die Forderung nach verantwortlichen Bundesministern neben sich weist er in aufbrausendem Zorne ab. Minister verbraucht er wie Material. Auf die verfassungsmäßige Ministerkollegialität flucht er: „Wenn ich einen Löffel Suppe essen will, muß ich erst acht Esel um Erlaubnis fragen.“ Bei einer Meinungsverschiedenheit über die Zollpolitik donnert er sie an: wenn die Herren nicht mit ihm gehen wollten, werde

er sie bitten, sich nach einem andern Posten umzusehen. Im Notfalle würde er sich neue Minister auch aus den Kreisen der Assessoren wählen! Ein englischer Gesandter schreibt seinem nach Gegenmitteln fragenden Chef nach London: England kann nichts tun als warten, bis er stirbt. Psychologisch einzigartig ist sein Verhältnis zu seinem Kaiserlichen Herrn. Es hat schwere und zahlreiche Kämpfe zwischen den beiden Männern gegeben. Sein Zorn konnte auch seinem Kaiser gegenüber rücksichtslos aufbrausen. Aber was einen wirklichen Bruch unmöglich machte, das waren sein durch und durch monarchisches, zugleich auf tiefe Religiosität gegründetes Empfinden, seine tiefe Hochachtung vor der ehrfurchtgebietenden, pflichtbewußten und lauteren Persönlichkeit des alten Kaisers, das Bewußtsein der jahrelangen Schicksalsgemeinschaft in schwerer Zeit und der unverbrüchlichen gegenseitigen Treue, zu der auf seiten des Kaisers die klare Erkenntnis über den ganzen, unersetzlichen Wert dieses Mannes kam.

Sein subjektives Selbstbewußtsein ist so wenig begrenzt, wie die objektive Macht seiner Persönlichkeit über die Menschen. Man wagt höchstens gegen ihn zu wühlen, nicht ihm entgegenzutreten. Aber dieses Selbstgefühl ist nicht von kleinlicher, abstoßender Art. Es lebt in einem Manne von hoher Intelligenz, der seine natürliche Überlegenheit über die Menschen als eine innere Erfahrungstatsache unmittelbar fühlt und weit davon entfernt ist, sich an diesem Gefühl irgendwie zu berauschen. Man könnte sagen: er fühlt sich allen überlegen, weil er fühlt, daß ihm alle an Fähigkeiten unterlegen sind. Er nimmt dies Verhältnis hin wie eine nun einmal existierende objektive Tatsache. Von persönlicher Eitelkeit und Selbstbespiegelung ist er völlig frei. Andere Meinungen kann er nicht vertragen, weil er in ihnen nur die störende Inferiorität sieht. Er liebt einfache literarische Lektüre und hat wenig Sinn für bildende Künste. Äußere Ehrungen rühren ihn wenig. Er liebt es, freimütig zu sprechen, sobald die Politik keine Verstellung verlangt. In der Menschenbehandlung beherrscht er zwecks Erreichung seiner politischen Ziele alle Register von der bezauberndsten Liebenswürdigkeit und anmutigsten Plauderei bis zur massivsten Grobheit und Ungeniertheit. Selbst natürlich, liebt er die Natürlichkeit auch an andern und ist sogar für derbe Antworten empfänglich. Einst berichtet ihm Tiedemann, der den Befehl hatte, bis zum Abend tot oder lebendig einen neuen Finanzminister aufzubringen, daß der Oberbürgermeister Hobrecht, dem er nach einem Diner die Stelle angetragen hat, in Weinlaune geantwortet habe: wenn er morgen im Kater noch so denke wie heute in der Besoffenheit, werde er annehmen. Diese Antwort

macht ihm unbändigen Spaß und erweckt seine Sympathie für den neuen Ministerkollegen.

Dieser absolut selbstherrliche Gewaltmensch müßte auf der Höhe der Macht dem Größenwahn verfallen, wenn sein gewaltiges Wollen nicht an zwei Faktoren gebunden wäre, die es beherrschen: seine ungewöhnliche Intelligenz und sein hohes, auf Religiosität ruhendes persönliches Pflicht- und Verantwortlichkeitsgefühl. So kommt es, daß dieser Mann niemals Entschlüsse faßt, die nicht von höchster Klugheit und sorgfältigster Abwägung getragen wären. So kommt es aber auch weiter, daß seine einmal gefaßten Entschlüsse mit unwiderstehlicher Wucht durchgesetzt werden. Hindernisse werden rücksichtslos überrannt, Gegner vernichtet. Daher ist auch in jener wichtigen Stunde des geschilderten Vorganges eine zaghafte und sorgenvolle Unentschlossenheit zur Tat bei diesem Charakter undenkbar. Sobald sein Verstand seinen Willen zum Handeln autorisiert hat, gibt es nur noch den unbeirrbar ausführenden Willensmenschen.

Bismarcks Gesamtcharakter sollte hier nicht zum Zwecke einer zusammenfassenden Würdigung und in seiner objektiven historischen Bedeutung gezeichnet werden, sondern lediglich als Skizze der individualpsychologischen Struktur eines wirklichen Menschen. Aus dem Leben dieser Person ist ein wirklich gewesener, hinreichend bekannter Einzelvorgang herausgegriffen und verständlich zu machen versucht als spezifischer Ausdruck gerade dieser Persönlichkeit. Eine Handlung bloß als äußerer Vorgang ist kein psychologisches Phänomen. Als solches wird sie in ihrer Kompliziertheit nicht verständlich durch Aufzeigung der äußeren Anlässe, die sie herbeiführten und der äußeren Wirkungen, die sie weiterhin ausübt, sondern nur durch Aufzeichnung der in der handelnden Person wirksamen geistigen, charakterologisch bedingten Kräfte. Mit Absicht wurde eine konkrete Handlung von praktisch weittragender Bedeutung eines genialen, zugleich urwüchsig gesunden Menschen gewählt. Bis hierher ist diese Betrachtung rein individualpsycholoisch. Sie wird im Zusammenhang mit den anderen gewählten Beispielen zur allgemeinpsychologischen erweitert werden.

Vorher sollen noch einige Vorgänge aus dem wirklichen Leben herausgegriffen werden, die infolge größerer psychologischer Einfachheit eine viel kürzere Fassung erlauben. Ich entnehme sie der zufälligen persönlichen Erfahrung und wähle sie gerade wegen ihrer relativen objektiven Bedeutungslosigkeit. Der größte Teil des menschlichen Lebens ist von alltäglichen Ereignissen ausgefüllt. Große, allgemeinwichtige Momente und Ereignisse gibt es fast nur im Leben

des Genies, ganz selten einmal im Leben des gewöhnlichen Sterblichen. Dieser zeigt sich oft der Aufgabe nicht gewachsen und handelt leicht falsch. Gelegentlich hingegen kommt es vor, daß ihn die Stunde vor Entschlüsse stellt, die zumindest für seine eigene Existenz von Bedeutung sind.

Ich habe einen Freund, den ich seit vielen Jahren kenne. Er ist ein unverheirateter, zurückgezogen lebender Privatgelehrter in auskömmlicher Vermögenslage. Sein ganzes Interesse ist erfüllt von seiner Wissenschaft, der Philologie. Von Charakter ist er ein wahrhaft edler Mensch, gütig und wohlwollend, herzlich gegen jedermann. Jemandem einen Wunsch nicht erfüllen zu können, macht ihm ehrlichen Kummer. Gefälligkeiten, die ihm selbst erwiesen sind, vergißt er nie. Sein Wesen ist stets gleichmäßig, stets eingestellt, die Dinge und Menschen von ihrer guten Seite zu sehen, anerkennend und optimistisch zu beurteilen. Wo ihm einmal offenkundiges oder böswilliges Unrecht geschieht, wehrt er es nicht ohne Energie, aber stets sachlich und vornehm ab. Bei Konflikten, die unvermeidbar sind, wahrt er seine Würde und zeigt sich nie feige. Seine Wahrheitsliebe ist so ausgesprochen, daß er selbst aus Höflichkeit kaum eine konventionelle Lüge über die Lippen bringt. Er gehört zu den selten anzutreffenden Menschen, in deren Charakter keine nennenswerten Schattenseiten zu finden sind, es sei denn, daß man einen zu starken Grad mancher ihrer Tugenden als solche ansprechen könnte. Dann käme bei diesem Manne seine zu weichherzige Güte in Betracht. Äußerlich ist eine schlanke, hochgewachsene Erscheinung, im Umgang von ausgesuchter Höflichkeit und tadellosen Formen. Er liebt vornehme Geselligkeit, Konzert und Theater. Intellektuell ist er ein sehr begabter Mann von beharrlicher Genauigkeit. Bei einem guten Blick für das Wesentliche nimmt er auch Nebensächliches als Philologe wichtig und begnügt sich nie mit Scheinlösungen. In seinen Fachkreisen erfreut er sich lebhafter Anerkennung. Er kennt als intelligenter Mensch seinen Wert, schätzt sich weder zu hoch noch zu niedrig ein und gibt sich im Umgang gegen jedermann etwas zu bescheiden. Ehrliche Anerkennung erfreut ihn, doch spricht er fast nie von seinen Leistungen und Verdiensten. Seine Tageseinteilung ist genau geregelt, er arbeitet viel, gönnt sich aber auch reichliche Erholung. Alles in allem ein harmonischer, glücklicher, begabter Mensch.

Vor einigen Jahren besuchte er mich, um mit mir eine wichtige Angelegenheit zu besprechen. Die philosophische Fakultät einer großen Universität hatte beschlossen, ihn für die Besetzung der ordentlichen Professur seiner Fachwissenschaft als Kandidaten erster Stelle der Regierung vorzuschlagen und ließ vertraulich bei ihm anfragen, ob er zur Annahme eines Rufes bereit sei. Am vorhergegangenen Nachmittage hatte er die schriftliche Anfrage erhalten, die für ihn völlig überraschend kam. Er bat mich um meine Meinung, ich merkte aber an seinem Wesen sogleich, daß die seinige bereits feststand in irgendeinem Sinne. Ich beglückwünschte ihn und gab der Ansicht Ausdruck, daß er selbstverständlich annehmen würde. Er schien das erwartet zu haben und entgegnete lächelnd, er sei entschlossen, den Ruf abzulehnen. Er war überhaupt mehr gekommen, mir seine Gründe hierfür auseinanderzusetzen als meinen Rat zu hören. Er erklärte mir, daß er sich

seit Jahren in der glücklichen Lage eines Menschen fühle, der mit seinen Verhältnissen und Lebensbedingungen wunschlos zufrieden sei. Er besäße alles, was er von je am meisten ersehnt hätte: absolute Unabhängigkeit von Existenzsorgen und von den Menschen; die Möglichkeit, seine gesamte Zeit seiner rein wissenschaftlichen Arbeit zu widmen und sich dabei soviel Erholung und Vergnügen zu gönnen, als er brauche: die Erfüllung seiner privaten Liebhabereien, die sich auf angenehme Geselligkeit und Kunstgenuß bezögen; die Achtung und Anerkennung seiner Freunde und Kollegen; kurz die Ruhe und Behaglichkeit eines stillen Gelehrtendaseins. An der neuen Stellung sah er, entgegen seinem sonstigen Optimismus, fast nur Schattenseiten: die Unfreiheit, die ein Amt mit sich bringt, die Notwendigkeit, eine Fülle von Pflichten zu übernehmen, die nicht der reinen Forschung gälten, wie Institutsleitung, Prüfungswesen, Repräsentation usw.; den Zwang der Einfügung in einen Organismus, der ihm auch in gesellschaftlicher Beziehung zahlreiche neue Verpflichtungen auferlege.

Ich wies darauf hin, daß alldies reichlich aufgewogen werden könne durch das Bewußtsein, auch auf diese Weise eine notwendige und nützliche Tätigkeit zu entfalten; es werde ihm möglich sein, gerade aus der Erweiterung seines Wirkungskreises neue Fähigkeiten zu entwickeln und mit zweifellos innerer Befriedigung zu betätigen; er müsse doch ein Gefühl der Freude und des Stolzes darüber haben, eine so auserwählte Stellung durch seine bisherigen Leistungen ganz aus eigener Kraft erworben zu haben. Ich machte mit derartigen Argumenten nicht den geringsten Eindruck auf ihn. Zwei Gesichtspunkte waren für ihn entscheidend. Erstens glaubte er, daß eine sittliche Pflicht zur unbedingten Annahme nicht vorliege, weil sich ebenso gute oder bessere Kandidaten finden würden, zweitens glaubte er nicht, einen höheren Grad innerer Befriedigung, sondern eher deren Verlust zu finden. Frau und Kinder, auf die etwa Rücksicht hätte geboten sein können, besäße er nicht.

Seine Stellungnahme entsprach so sehr seiner wirklichen Überzeugung, daß ich jeden Einspruch schließlich als aussichtslos aufgab. Er freute sich aufrichtig, über die in der Anfrage enthaltene wissenschaftliche Anerkennung, aber er lehnte noch am gleichen Tage ab. Er bat mich um Diskretion und hat meines Wissens nie anderen gegenüber von der Sache gesprochen.

Es bedarf keiner längeren Ausführungen mehr, um die Handlungsweise dieses Mannes individualpsychologisch zu erklären, da bereits mit deren Schilderung die notwendigen charakterologischen und psychologischen Daten gegeben wurden. Hier verzichtet ein geistig hochstehender Mann auf eine Ehrung, weil sein Sinn nicht nach äußerer Ehre steht, sondern im Reichtum des eigenen Inneren Genüge zu finden glaubt. Aber meiner Beobachtung nach spielte auch noch ein anderer, uneingestandener oder unbewußter Faktor mit. Im Charakter des Mannes liegt bei aller Vollkommenheit doch auch eine Neigung zur Bequemlichkeit und zu einer Art Egoismus. Er ist zweifellos ein fleißiger und rühriger Mensch, aber er scheut Arbeiten und Pflichten, die nicht völlig nach seinem Geschmacke sind und

liebt seine äußere Behaglichkeit außerordentlich. Diese Veranlagung zusammen mit dem ziemlich geringen äußeren Ehrgeiz und dem Bewußtsein, auch in seiner jetzigen Lage etwas zu leisten und Anerkennung zu finden, dürfte seine Handlungsweise erst hinreichend erklären. Dieser etwas negative Zug seiner Persönlichkeit, der in seinem in festen Gleisen verlaufenden, ziemlich konfliktarmen Dasein sonst kaum Gelegenheit hatte, hervorzutreten, wurde bei diesem Anlaß schärfer erkennbar. Es ist eine wichtige und bekannte Tatsache des praktischen Lebens, daß sich die Charaktere erst vollständig zeigen, wenn zahlreiche und verschiedenartige Anforderungen an den Menschen herantreten. Diese sind gleichsam die Reagenzmittel für alle vorhandenen Anlagen. Zahlreiche Menschen stehen dauernd unter so wenigen gleichartigen Lebensbedingungen und Anforderungen, daß ihr Charakter und ihre Fähigkeiten nur in ganz einseitiger Weise sichtbar werden.

Mit dem folgenden Falle steigen wir in noch einfachere Verhältnisse des täglichen Lebens herab. Ich kenne Menschen und Verhältnisse einer gewissen Kleinstadt genau durch häufige Anwesenheit daselbst zur Jagdausübung. Vor einiger Zeit ereignete sich Folgendes. Die Pachtzeit der Jagd eines Großbauern war abgelaufen und die Jagd kam neu zur Verpachtung. Der Bauer, dessen eigener Hof mitten in der Jagd liegt, ist ein Mann von ausgeprägtem Charakter. Besitzstolz, selbstbewußt, starrköpfig, von etwas eigenwilliger, leicht gereizter Gemütslage, dabei nur mittelmäßig intelligent, in seinen Kenntnissen und Interessen völlig auf sein bäuerliches Milieu gestellt, kommt er oft in Konflikte mit den Nachbarn, bei denen er nicht sonderlich beliebt ist. Er ist ein tüchtiger Landwirt, hat keine Schulden, ist sehr pfiffig in Geschäften und mehr geizig als sparsam. Mit einem der Nachbarn ist er seit mehreren Jahren schwer verfeindet. Ein verlorener Prozeß hat einen unversöhnlichen Haß bei ihm hinterlassen. Es ist ihm bekannt geworden, daß dieser Nachbar beabsichtigt, seine bisherige Jagd an sich zu bringen und sich laut damit brüstet, er werde jeden Tag mit seinem Gewehre durch seinen Hof gehen und soviel dort herumknallen, als er Lust hätte. Das reizt ihn gewaltig. Am Tage der Versteigerung erscheinen beide Gegner und bieten sich erregt in die Höhe. Bei einer enormen Summe, die das Zehnfache der bisherigen Pacht übersteigt, verzichtet sein Gegner ganz plötzlich und überläßt ihm die Jagd. Es stellte sich bald heraus, daß der Bauer gar nicht in der Lage ist, die hohe Pachtsumme des auf sechs Jahre laufenden Vertrages aufzubringen. Er muß bei der schweren Wirtschaftskrise der Nachkriegsjahre und den hohen Zinssätzen für Darlehen so schwere Schulden eingehen, daß sein ehemals freier Besitz zusammensinkt. Zur Jagd geht er überhaupt nicht mehr. Er gerät in eine schwere, chronische, reizbare Verstimmung und hat sich und seine Familie unglücklich gemacht.

Das Verhalten des Mannes ist hier individualpsychologisch einfach erklärt. Stolz und Selbstbewußtsein sind die Charaktereigenschaften, die am kräftigsten in ihm ausgebildet sind. Angriffe auf

diese wirken ungemein tief und nachhaltig in ihm nach. Bei einem besonders heftigen Angriff in dieser Richtung wird sein Handeln so ausschließlich von diesen Gefühlen bestimmt, daß keine entgegenstehenden Erwägungen aufkommen können. Sogar sein ausgeprägter Geiz erliegt diesen mächtigeren Gefühlen. Eine objektive Notwendigkeit zur Jagdpachtung, einer reinen Luxusangelegenheit, lag gar nicht vor. Er würde auch früher die Jagd gar nicht gepachtet haben, wenn dieselbe bei der geringen Pachtsumme unrentabel gewesen wäre. Bei ruhiger, verständiger Überlegung hätte er mit etwas mehr Intelligenz selbst auf den Gedanken kommen können, dadurch über seinen Gegner zu triumphieren, dass er ihn auf ein sehr hohes Gebot hinauftrieb und dann darauf sitzen liess. Er hatte wochenlang Zeit vor dem Termin, sich seine Handlungsweise zu überlegen. Wahrscheinlich hätte sich dann auch der Feind nicht lange des Herumknallens auf seinen Feldern erfreut. Aber er sah nur immer dies verhaßte Bild und die Schadenfreude der Nachbarn vor sich und geriet dabei in solche Erregung, daß sein Handeln nur durch diese Gefühle einseitig bestimmt wurde.

* * *

Es wurden mit Absicht einige Handlungen ganz verschiedenartiger wirklicher Menschen geschildert, die keinerlei charakterologische Verwandtschaft oder Ähnlichkeit miteinander besitzen und auch in objektiver Hinsicht von ganz ungleicher Bedeutung sind. Denn es kommt hier ja nicht auf charakterologische Untersuchung an, sondern auf allgemeinpsychologische. Das Charakterologische als solches spielt hier nur eine Rolle, soweit es mit dem Allgemeinpsychologischen in einer Realverbundenheit verknüpft auftritt. Es darf also in der methodischen Beachtung weder künstlich ausgeschaltet, noch einseitig zum Mittelpunkt gemacht werden. Die Rolle der Gefühlsdetermination, die es letzthin klarzustellen gilt, kann nur so unvoreingenommen ermittelt werden, daß die lebendige Totalität gleichzeitig in a l l e n ihren unterscheidbaren Momenten beachtet wird. Deshalb haben sich hier individualpsychologische und allgemeinpsychologische Gesichtspunkte gegenseitig zu ergänzen, deshalb muß die Auswahl der Fälle der konkreten Mannigfaltigkeit des Lebens gleichsam an Wahllosigkeit entsprechen.

Rein formal kann zunächst in allen vier Fällen als gemeinsames Merkmal festgestellt werden, daß jede Person irgendwie handelt. Zwar handelt jede verschieden je nach Lage der persönlichen Umstände und der Veranlagung, aber sie handelt ü b e r h a u p t. Und dies gilt ohne weiteres als Erfahrungstatsache von allen Menschen:

sie handeln, so lange sie leben, sie sind im Wachzustand unablässig aktiv. Ein mit Wahrnehmung begabtes außerirdisches Wesen, das keinerlei Erfahrungskenntnis vom menschlichen Seelenleben hätte und etwa von einem andern Stern aus das Wirken der Menschen nur rein äußerlich beobachten könnte, würde einen ähnlichen Eindruck haben, wie wir bei der Betrachtung eines Ameisenhaufens. Als Hauptsymptom würde es eine nie ruhende äußere Aktivität aller Einzelwesen feststellen. In Hinsicht dieser Aktivität repräsentieren daher alle Fälle ein allgemeines Verhalten jeglicher Wesen. Dieser allen Menschen gemeinsame Zug ist aber trotz seiner prinzipiellen Bedeutung dennoch von so vager Allgemeinheit, daß er in gleichem Umfang auch von der Tierwelt gilt. Daß jeder Mensch unablässig irgendwie handelt im Wachzustande, ist uns so selbstverständlich, daß wir dies Handeln gewöhnlich mit „Leben" gleichsetzen. Für die wissenschaftliche Betrachtung ist Aktivität jedoch nur eine abstrahiert betrachtete Erscheinungsform der Lebewesen. Abstrahiert insofern, als am Handeln zwei Seiten unterschieden werden müssen, nämlich das äußere Geschehen und die innere Verursachung desselben. Statt „Ursache" kann man im Sinne des rein konditionalen Denkens auch von den inneren „Bedingungen" sprechen, die sein Zustandekommen ermöglichen. Diese Ursachen oder Bedingungen sind psychischer Natur und von psychologischer Problematik. Nur dadurch, daß das von den Körpern der Menschen (und Tiere) ausgehende „Geschehen" stets Ausdruck psychischer Prozesse ist, unterscheidet es sich von chemisch-physikalischen Bewegungen und Prozessen der anorganischen Körper und wird dieser Art des Geschehens als „Handeln" gegenübergestellt. Insofern Handeln als rein materieller Vorgang zugleich körperliches Geschehen ist, unterliegt es denselben physikalisch-chemischen Gesetzen, wie alle leblosen Naturvorgänge. Aber insofern es darüber hinaus Ausdruck eines Psychischen ist, erscheinen diese Gesetze den psychologischen untergeordnet. Nun sind die psychischen Vorgänge der Erfahrung ebenso zugänglich wie die materiellen. Das eigentlich psychologische Problem steckt in der Frage nach den Beziehungen des Handelns zu seinen psychischen Veranlassungen Nur aus diesen heraus wird es erst als Gesamtvorgang verständlich und nur aus diesen wird es in seiner objektiven Bedeutung psychologisch bewertet. Wenn die Tat S a n d s nicht Ergebnis seiner Überlegungen und Pläne gewesen wäre, sondern K o t z e b u e einem zufällig durch S a n d verursachten Unglücksfall erlegen wäre, etwa der unbeabsichtigten Entladung einer Pistole gelegentlich eines freundschaftlichen Besuches, so wäre das

rein äußere Geschehen ein ähnliches gewesen. Man sieht, daß dasjenige, was an den Handlungen das rein äußere Geschehen ausmacht, von gar keiner psychologischen Bedeutung ist. Wir beurteilen und bewerten lediglich die seelische Seite. Dies gilt auch für alle Handlungen, die dem bloßen Geschehen nach bereits ungewöhnliche Leistungen von objektiver Bedeutung sind, seien es Kunstwerke, Sportleistungen, komplizierter Maschinenbau u. a. Wir beurteilen und verstehen sie stets als Ausdruck der mitgedachten seelischen Vorgänge in ihren Urhebern. Wenn es etwa einem Menschen gelänge, durch scheinbar bloßen Befehl ein Gewitter hervorzurufen, so würde uns das Gewitter als bloßes Naturgeschehen gar nicht interessieren, sondern lediglich die Beziehung seines Auftretens zu seelischen Vorgängen in einem Menschen. Die absonderlichen Gewohnheitshandlungen mancher Geisteskranker interessieren uns gar nicht als bloßes Geschehen, sondern nur als unverständlicher Ausdruck unbekannter seelischer Vorgänge. Wir stehen bei ihnen vor einem seelischen Rätsel, zu dem das normale Seelenleben keinen Zugang findet. Jaspers Unterscheidungen verständlicher und unverständlicher, kausaler seelischer Zusammenhänge sind für die Psychopathologie grundlegend geworden. Es gilt aber auch für das normale Seelenleben, daß in allen menschlichen Beziehungen die Ureinstellung des Einzelnen zum Einzelnen, zur Gemeinschaft und zu allen Einzel- und Gemeinschaftsleistungen nichts anderes ist als das Verstehenwollen. Und dies Verstehen zielt stets auf Seelisches bezw. auf die Erklärung der Phänomene aus dem Seelischen. Das erste Problem besteht daher in der Frage nach der Qualität des Seelischen, aus welchem die Aktivität verständlich wird. Hieraus entspringt dann die weitere Frage, wie für den Einzelnen ein Verstehenkönnen und Verständlichmachen dieser Vorgänge erreichbar wird.

Wir haben in den angeführten Fällen die Handlungen aus dem Seelischen der einzelnen Personen zunächst individualpsychologisch verstanden. Individualpsychologisch haben die einzelnen Fälle gar nichts miteinander gemein. Hier fragt es sich, ob sie allgemeinpsychologisch als Ausdruck irgendwie verwandter seelischer Vorgänge verstehbar sind. Diese Frage berührt das Kernproblem. Sie fordert nichts weniger als eine Untersuchung derjenigen seelischen Faktoren, die alle menschliche Aktivität bestimmen. Sind es in jedem Fall dieselben oder sind es stets andere? Haben sie eine irgendwie einheitlich bestimmbare Qualität oder laufen alle psychologisch bekannten Funktionen wie Wollen, Denken, Fühlen in einem unentwirrbaren Gesamtprozeß ineinander, der bald mehr diesen, bald

mehr jenen Charakter hat, aber niemals ein bestimmtes, gleichartiges Abhängigkeitsverhältnis hervortreten läßt? Hiernach wäre also der Typus eines seelischen Gesamtvorganges entweder eine nie faßbare, stets anders schillernde Mannigfaltigkeit, also überhaupt kein „Typus", oder es wäre eine konstante Grundfärbung erkennbar. Entscheiden kann nur vorurteilslose Untersuchung der vielartigen Wirklichkeit. Deshalb wurden jene Fälle wahllos herausgegriffen, auf welche nun allgemeinpsychologisch näher einzugehen ist. Dabei soll diese allgemeinpsychologische Fragestellung immer mehr spezialisiert werden, bis eine Klarstellung der letztunterscheidbaren Momente erreicht ist, zu denen ja auch die Gefühlsdetermination gehört.

Wodurch wurde das Handeln (die Aktivität) des Studenten Sand bestimmt? Man könnte sagen, durch die tiefe Überzeugung vom Wert und Pflichtcharakter seiner vielfach durchgrübelten Idee und den energischen Willen, der ihm als ursprüngliche Charakteranlage innewohnt. Das wäre noch immer rein individualpsychologische Bestimmung. Aber aus ihr geht bereits eines klar hervor: die bloße Idee der möglichen Handlung genügt nicht zur Realisierung. Ähnliche Ideen mögen durch viele Köpfe der damaligen Jugend geflogen sein. Daß die Vorstellung des Mordes für Sands Erleben eine ganz einzigartige seelische Bedeutung gewinnt, liegt zweifellos nicht irgendwie im rein logischen und inhaltlich gegenständlichen Gehalt des Vorgestellten. Der logisch-gegenständliche Bedeutungsinhalt einer Vorstellung ist eine vom Subjekt völlig unabhängige Bestimmtheit. Er ist bereits gesetzt, wenn die Vorstellung überhaupt gebildet wird und ändert sich nicht dadurch, ob sich das Subjekt ablehnend, zustimmend oder indifferent zu ihr verhält. Dagegen ist von entscheidender Bedeutung, mit welchem Gefühlsgehalt die Vorstellung vom Subjekt erfüllt wird. Es ist ohne weiteres erfahrungsmäßig klar, daß der Gefühlsgehalt jeder vom Subjekt gebildeten oder in ihm erzeugten Vorstellung niemals aus dem logisch-gegenständlichen Inhalt entspringen kann, sondern nur aus dem unmittelbaren Erleben des Subjektes. Die Vorstellung der Vernichtung des Vaterlandsverderbers Kotzebue ist für gerade dieses Individuum Sand mit so gesteigerten Gefühlserregungen verbunden wie für kein anderes. Es wäre ganz falsch zu sagen, daß Sand durch rein logisches Denken zu der abstrakten Erkenntnis kam, diese Tat als notwendig anzusehen. Die formale Logik ist ein bloßes Manometer der objektiven Richtigkeit des Denkens, aber sie bestimmt nicht den wirklichen Verlauf. Unser wirkliches Denken unterliegt andern treibenden Kräften, die aus dem Gefühls- und Triebleben des Subjektes stammen. Man hat diese

Tatsache schon häufig betont, aber es besteht trotzdem noch keine klare Erkenntnis darüber, in welch universalem Umfange sie gültig ist und besonders in welchen realen, qualitativen Formen hier Intellektuelles und Emotionales ihre unmittelbare deskriptive Erlebniseinheit eingehen. Man hat den Prozeß des Denkens, so wie es sich wirklich vollzieht in der seelischen Gesamtsituation, noch nicht eindringlich und systematisch genug bis in seine letzten Wurzeln und treibenden Kräfte verfolgt. Daher betrachtet man gewohnheitsmäßig am Denken noch zuviel Komponenten des Vorganges als zum rein intellektuellen Gebiet gehörig, die in Wirklichkeit zu viel komplexeren Vorgängen unseres seelischen Lebens gehören. Im Bereich desjenigen Denkens, das ganz in der anschaulichen Wirklichkeit des Subjektes, also in den Menschen und Vorgängen seiner persönlichen Umwelt, aufgeht, ist das Gesetz der ausschließlichen Gefühlsbestimmtheit des Denkens relativ leicht nachweisbar. Erst späterhin wird auch untersucht werden, wie es mit dem sogenannten abstrakten Denken in dieser Beziehung steht. Bleiben wir vorläufig beim Falle Sands, so wurde bisher klar, daß sein Handeln nicht aus seinem Denken als rein intellektuellem Prozeß entspringt, sondern aus der Gefühlsbestimmtheit seines Denkens. Sagt man statt „Denken“ etwa Vorstellungsbewegung, so wird die Abhängigkeit noch einsichtiger. Die von diesem Jüngling in bezug auf die Tat vollzogenen Vorstellungen sind ihrem logisch-inhaltlichen Zusammenhang und Umfang nach sehr durchsichtig und sehr knapp. So ist der Vorstellungsinhalt Sands etwa kurz dieser: 1. die Zeit verlangt nach einer Tat, um zu einer inneren Befreiungs- und Läuterungsbewegung aufgerüttelt zu werden; 2. diese Tat muß in der demonstrativen Vernichtung eines der schlimmsten Vaterlandsverräter bestehen; 3. derjenige, der sie vollbringt, leistet höchsten sittlichen Dienst am Vaterlande und erringt unsterblichen Ruhm; 4. ich (Sand) fühle mich persönlich zu dieser Tat von Gott befähigt und berufen, daher muß ich sie vollbringen. Dieser Vorstellungsinhalt ist für jeden durch Denken nachvollziehbar und an jeden mitteilbar. Das genügt aber nicht dazu, das praktische Handeln des Vorstellenden anzuerkennen, obwohl diese Anerkennung natürlich eine notwendige Mitbedingung in sich schließt. Zweifellos ist diese Mitbedingung auch von vielen Freunden Sands erfüllt worden, die ebenso dachten wie er selbst. Ganz sicher von Follen. Man könnte meinen, es käme nun alles auf die Intensität der Anerkennung an. Aber auch das wäre falsch. Der Mensch kann einen Plan als Vorstellungsinhalt unbedingt für richtig, für eine allein mögliche Lösung anerkennen, aber sich doch ganz außerstande zu einer entsprechenden

Handlung sehen. Die innere Anerkennung ist bereits eine reine Gefühlsentscheidung, aber zu diesem Zustimmungsakt müssen noch ganz andere Gefühlskräfte hinzukommen, um die Aktivität konkret zu determinieren. Diese Gefühlskräfte sind eine reine und ausschließliche Leistung des Einzelsubjektes und im Kreise S a n d s allein in ihm wirksam. Sie stammen unmittelbar aus den letzten Tiefen der Persönlichkeit, aus der in jedem Subjekt einmaligen und einzigartigen Form, sich selbst und die Umwelt gefühlsmäßig zu erleben. Sie sind wirklich verstehbar und aufzeigbar nur für solche Individuen, die selbst reich sind an Umfang und Vielseitigkeit gefühlsmäßiger Reaktionsmöglichkeiten. Sie sind aber niemals in ihrer psychologischen Mächtigkeit als wirksame Kräfte verstehbar durch bloßes Nachvollziehen der rein logisch gegenständlichen, zugehörigen Vorstellungsverknüpfungen. Vor allem muß man sich in der Beurteilung dieses scheinbar intellektuellen Verstehens derartiger Vorstellungsverläufe davor hüten, zu übersehen, wie in uns selbst als den die fremdseelischen Vorgänge nachdenkenden Subjekten Akte der unmittelbaren Einfühlung wirksam sind, durch die wir erst die vollzogenen Vorstellungen in ihrem ganzen Bedeutungsgehalt erfassen, sie gleichsam der Reaktionsform unseres eigenen Gefühls-Ichs assimilieren. Es ist eine Erfahrungstatsache, daß die gefühlsmäßigen Reaktionsformen der Individuen sehr verschiedenartig sind in bezug auf ihren qualitativen Reichtum. Der letztere steht, wie in anderem Zusammenhang dargestellt werden muß, auch nicht in ausschließlicher Abhängigkeit von derjenigen gefühlsmäßigen Reaktionsform, die in jedem einzelnen konstant als eine eigene, für seine Persönlichkeit charakteristische wirksam ist. Aber von diesem eigenen qualitativen Reichtum hängt der Grad der Verstehbarkeit fremden Seelenlebens ausschließlich ab. Es hat eine gewisse Berechtigung, die Menschen in Verstandes- und Gefühlsnaturen zu unterscheiden, aber diejenige seelische Veranlagung, die man in diesem Falle als Verstandesnatur kennzeichnet, hat gar nichts zu tun mit dem „reinen Verstande". Man bezeichnet damit nur b e s o n d e r e Q u a l i t ä t e n g e f ü h l s m ä ß i g e r Grundreaktionen, die auf qualitativ differenziertere Gefühls-Iche einen gefühlsmäßig undifferenzierten („indifferenten", „kalten") Eindruck machen. In Wirklichkeit ist natürlich eine relative Armut an gefühlsmäßiger Schwingungsbreite nicht „Verstand", sondern eine eigene charakteristische gefühlsmäßige Reaktionsform.

Bei jedem Menschen stammen die Gefühlskräfte, die die gerade vorliegenden Vorstellungen erfüllen, aus der individuellen seelischen Konstitution, die als Produkt von Anlage und Umwelt ausreift, kurz

aus dem Charakter. Bei Sand wurde ja aufgezeigt, daß die gesamte Gefühlsseite seines Erlebens eine heftige Übersteigerung über die Norm bedeutet. Er ist eine überschwengliche Natur, die ihre Vorstellungsinhalte entweder mit lohendster Begeisterung oder mit heftigster Abneigung erfüllt, stets aber mit einer weit über das gewöhnliche Maß gehenden Gefühlsgewalt. Er sieht seine Umwelt nicht etwa klarer, sondern im Gegenteil einseitiger und verzerrter durch den Fanatismus des Gefühls. Ideen und Menschen, gegen die er kämpft, wühlen seine Persönlichkeit in allen Tiefen auf, solche, die er bejaht, übersteigern seinen Überschwang bis ins Krankhafte. Sein eigenes Ich gehört für ihn zu einem täglich vollzogenen Erlebnisinhalt. Er reflektiert täglich über sich. So wird natürlich auch diese Vorstellung von ihm nach der bejahenden Seite hin mit einer Gefühlskraft erfüllt, die zu dauernden Spannungen und Entladungen nach irgendeiner Seite führt. Und die resultierende Grundfärbung seines Ichgefühls ist eine übersteigerte Einschätzung des eigenen Wertes und der eigenen Fähigkeiten. Er fühlt sich schließlich als ein von Gott zu Besonderem Auserwählter und Berufener. Ohne dies individualpsychologisch im einzelnen noch auszuführen, wird man erkennen, daß die eigentlich treibenden Kräfte in diesem Jüngling nicht die Vorstellungs- und Denkinhalte sind, sondern die gewaltige Gefühlskraft, die ihn wie ein inneres Feuer verzehrt. Für eine solche Natur kann es kein kühles Abwägen und Berechnen geben, keinen Vollzug des klaren, unpersönlichen Denkens, weil dazu eine ausgeglichene, mittlere Gefühlslage gehört, die seiner seelischen Konstitution von der Natur versagt ist. Perioden scheinbarer äußerer Ruhe kennt er nur nach großen inneren Entscheidungen, die gefühlsmäßig heftige Entladungen vorausgegangener Hochspannungen bedeuten. Aber solche Entladungen bringen keine wahrhafte Ausgeglichenheit der Gesamtgefühlslage mit sich, sondern eine Art zäher Verbissenheit für die Realisierung der Entscheidungen. Alle diese kaltüberlegt anmutenden Einzelhandlungen, die zur Durchführung notwendig sind, sind nur verstehbar als Ausdruck der konstanten Gefühlsspannung seines Inneren. Die zukünftige Tat wird zum fast ausschließlichen, immer wieder vollzogenen Vorstellungsinhalt. Zu dieser Einförmigkeit des Denkens in logisch-gegenständlicher Hinsicht kann es aber nur kommen bei einem Subjekt, in dem gewaltige Gefühlskräfte wirksam sind, die sich mit diesem Vorstellungsinhalt unlösbar fest verankert haben und sich nur in ihm immer wieder von neuem aktualisieren können. Ein Zustand relativer Ausgeglichenheit der Stimmung stellt sich erst ein in den Monaten nach der Tat. Diese bedeutet die gewaltigste Gefühls-

entladung seines Lebens. Nun haftet sich das Gefühl der Freude des vollbrachten Opfers, der Erfüllung einer großen Sendung an seinen, die Tat betreffenden gegenständlichen Vorstellungsinhalt und erzeugt jene Stimmungslage, ohne die sein außergewöhnliches und ergreifendes Verhalten während des Prozesses gar nicht verstehbar wäre.

Genügt es, die ein Subjekt bewegenden und sein Denken bestimmenden Gefühle aufzuzeigen, um sein tatsächliches Handeln zu erklären? Gehört zur Realisierung nicht doch noch mehr, nämlich ein Wille, der die Tat als äußeres Geschehen herbeiführt? Zur Klarstellung soll eine Gegenfrage gestellt werden. Was kann Wille anders bedeuten, als eine aus dem Gefühlsleben stammende Determination der nie ruhenden menschlichen Aktivität? Daß die Aktivität als solche ein Urphänomen des Lebens ist, daß das Leben in formaler Hinsicht ein Aktivseinmüssen in sich schließt, dem kein Lebewesen willkürlich ausweichen kann, wurde schon festgestellt. Im reflektierenden menschlichen Bewußtsein wird diese Aktivität als unmittelbar wirksamer Trieb erlebt. Dabei kommt wenig darauf an, wie man dieses klar erlebte Phänomen terminologisch benennen will, ob als „Trieb“ oder als „Strebungsgefühl“ oder als „reines“ Wollen. Je höher die seelische Stufe, in desto qualitativerer Reichhaltigkeit wird es durch Verschmelzung mit weiteren seelischen Komponenten (Vorstellungen usw.) erlebt.

Es kam zunächst darauf an, zu zeigen, daß die spezifisch menschliche Aktivität sich vom bloßen Geschehen unterscheidet durch ihre inhaltliche Bestimmtheit aus seelischen Prozessen, und daß in diesen Prozessen nicht „reine“ Vorstellungs- und Denkvorgänge, sondern die Gefühlsdetermination der intellektuellen Prozesse die Hauptrolle spielt. Es wird sich weiterhin zeigen, daß es intellektuelle Prozesse ohne Gefühlsdetermination normalerweise überhaupt nicht gibt, auch nicht im sogenannten abstrakten und theoretischen Denken. Die Gefühlsdetermination der Denkinhalte allein entscheidet darüber, ob diese durch die Aktivität zur Realisierung gelangen. Bei einer Aktivität, wie sie im Falle Sands vorliegt, tritt dies besonders klar hervor, weil die Intensität des Gefühlslebens einen anormal hohen Grad besitzt. Deshalb wurden noch weitere, ganz andersartige Beispiele aus der Wirklichkeit gewählt zur Nachprüfung.

Für eine psychologische Parallele zwischen Sands subjektiv notwendigem, objektiv törichtem Meuchelmord und Bismarcks weltpolitisch genialer Staatshandlung scheint jede Beziehungsbasis zu fehlen. Dennoch ist diese allgemeinpsychologisch ohne weiteres dadurch gegeben, daß beide Handlungen aus dem bewußt-menschlichen

Seelenleben entspringen. Und zwar kommt es ja jetzt ausschließlich darauf an, dieselben als differente Handlungen aus der allgemeinen, typischen Verlaufsform des Seelenlebens verständlich zu machen. Als das individualpsychologisch Wesentliche an Bismarcks Tat wurde herausgehoben die geniale Konzeption der neuen Idee und die unbeirrbare Energie zur sofortigen Realisierung. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Lage Bismarcks unmittelbar vor dem Eintreffen des telegraphischen Berichtes individualpsychologisch als ein starker gefühlsmäßiger Spannungszustand charakterisiert ist. Dieser ist den konkreten Verhältnissen entsprechend von depressiver Natur und erzeugt Rücktrittspläne bei dem Staatsmann. Dieselbe qualitative Gefühlslage beherrscht die Personen der Umgebung. Das eintreffende Telegramm ist geeignet, verstärkend in dieser Richtung zu wirken. Abgesehen von dem starken Gefühlsgehalt, der die nunmehr klar übersehbare objektive Lage in Bismarck auslöst, wird gleichzeitig ein gegenständlich auf dieselbe gerichteter Vorstellungsprozeß ausgelöst. Alle aufsteigenden Vorstellungen stehen im assoziativen Zusammenhang. Ihre gegenständlichen Inhalte sind durch den momentan vorliegenden objektiven Realitätskomplex bedingt. So weit das Denken des Staatsmannes in dieser Situation als reiner Erkenntnisvorgang aufgefaßt werden kann, zielt es gleichsam auf eine Inventuraufnahme des Objektiv-Gegenständlichen in seinen objektiven und kausalen Beziehungen ab. So tauchen als aufeinanderfolgende Vorstellungsinhalte seines Denkens u. a. auf die Erwägung des Standes der Rüstungen, das Urteil der süddeutschen Staaten, das hohnlachende Frankreich, der Verlust an Ansehen Preußens bei den Großmächten u. dgl. Alle einzelnen Vorstellungsinhalte stehen untereinander in einem logischen Zusammenhang, der dem objektiv-gegenständlichen entspricht. Der vorgestellte objektive Kausalzusammenhang sämtlicher aufsteigender Einzelvorstellungsinhalte ist der die Vorstellungsauswahl rein formal beherrschende Faktor. Es ist eine Eigentümlichkeit des genialen Denkens, wie es in politischer Hinsicht auch bei Bismarck wirksam ist, daß die Zahl aufsteigender Einzelvorstellungen, die dem objektiven Kausalzusammenhang logisch zugeordnet sind, eine weit größere ist als in der Norm. Diese größere Zahl bedingt ihrerseits wieder einen größeren Reichtum gegenseitiger Beziehungen und damit eine erhebliche Erweiterung des überblickten objektiven Kausalzusammenhanges selbst. Im genialen Denken klingen nicht nur zahlreiche Assoziationen an, es werden auch vielseitigere Beziehungen erfaßt, durch welche die Gesamtvorstellungsmasse für das Subjekt als ein einheitlicher Zusammenhang erfaßbar wird. Der größere Reichtum an ver-

fügbaren Assoziationen und Beziehungseinsichten stellt von den als möglich erwogenen Lösungen der vorliegenden Lage unter anderen auch die Vorstellung von einer Umredigierung der Depesche zur Verfügung.

Damit ist der Vorstellungsprozeß in diesem Falle einseitig nach der intellektuellen Seite analysiert. Aber so weit er sich als psychische Realität wirklich abgespielt hat, ist er damit keineswegs gekennzeichnet. Aus den hervorgehobenen rein intellektuellen Faktoren würden ganz wesentliche Seiten des wirklichen Vorganges unverständlich bleiben. Es wird die aktuelle Lage nicht nur als Gesamtvorstellung der objektiven Sachlage erfaßt und in ihren Verwicklungen sukzessive durchdacht, sondern sie wird zugleich *als ein aktueller Bedeutungsinhalt* von dem Subjekt unmittelbar als Einheit erlebt. Dieses Erleben der Bedeutung ist aber selbst kein bloßes Vorstellen und Denken mehr. Die aktuelle Lage wird von dem Subjekte in ihrer Ganzheit als eine Bedeutungseinheit *gefühlt*. Im Falle *Bismarcks* ist dies Gefühl besonders intensiv. *Es muß aber psychologisch streng unterschieden werden zwischen dem Gefühl des Bedeutungsgehaltes der Vorstellungsinhalte und der ausgelösten persönlichen Gefühls- und Stimmungslage.* Die letztere ist im Falle *Bismarcks* eine Mischung von Niedergeschlagenheit und Zorn. Aber das Gefühl des Bedeutungsgehaltes beim Durchdenken der Lage ist von anderer Qualität. Es ist derjenige Faktor, der in dem sonst ganz formalassoziativen Vorstellungsverlauf das innere Leben ausmacht. Dieser Bedeutungsgehalt ist ein Gefühl, in dem das Subjekt gleichsam die Beziehung zwischen sich selbst und seinem Vorstellungsinhalt unmittelbar erlebt. In diesem spezifischen Bedeutungsgehalt erlebte ja auch Sand seine Vorstellungsinhalte. Es ist *das* Gefühl. durch welches das Subjekt erst inneren Anteil an seinen Vorstellungsinhalten nimmt. Das Nähere hierüber gehört in die allgemeine Denkpsychologie in späteren Zusammenhang. Hier soll nur bei allgemeinpsychologischer Analyse des Einzelfalles darauf hingewiesen werden. daß bereits die intellektuelle Konzeption der Idee seiner Handlung nicht aus „reinem“ Denken verstanden werden kann, auch wenn man zunächst noch absieht von der während seines Denkens herrschenden persönlichen Stimmungslage.

Welche Rolle dieser letzteren zukommt, ist natürlich eine weitere wichtige Frage, da sie in eminenter Weise zur seelischen Gesamtlage des Vorganges gehört. *Bismarck*, der hochstrebende, machtbewußte, zähe, erregbare Mann. war schwer verärgert und tief nieder-

geschlagen. Verärgert und zornig wegen der Durchkreuzung seiner klug-berechneten Politik durch die allzu große Nachgiebigkeit des Königs, tief niedergeschlagen wegen der drohenden Demütigung und Schädigung seines Landes. Wenn ein Bismarck in Zorn gerät, so bedeutet das psychologisch, daß reaktive Gefühle von größter Intensität lebendig werden. Es ist ohne weiteres klar, daß, wenn diese Stimmung durch das Eintreffen der Depesche noch gesteigert wird und nun zugleich ein auf sofortige notwendige Entscheidungen gerichteter Vorstellungsprozeß einsetzt, das resultierende Denken in Abhängigkeit von der Stimmung steht. Es ist aus Erfahrung bekannt, das sehr heftige Affekte das Denken hemmen, sogar lähmen können. Dies ist dann der Fall, wenn sich das Gefühl des Bedeutungsgehaltes der Vorstellungsinhalte nicht mehr behaupten kann neben den rein persönlichen, reaktiven Stimmungsgefühlen. Dann beherrschen diese das momentane Erleben so einseitig, daß auftauchende Assoziationen ohne ihren — quasi objektiven — Bedeutungsgehalt für das Ich bleiben. Hierhin gehört z. B. der Fall jenes Bauern. Bei Affekten dieses Grades spricht man mit Recht von „besinnungslosem“ Zorn u. dgl. Es kann aber zwischen Affekt und Denken auch die andere Beziehung bestehen, daß das Denken von den Affekten gefördert wird. Das ist besonders im genialen Denken der Fall, wo das Bedeutungserleben der Vorstellungsinhalte gleichsam von der reaktiven Gefühlslage intensiviert wird. In dieser Lage war Bismarck. Er hat das Spiel noch nicht verloren gegeben. Sein Bewußtsein sucht intensiv nach befreienden Lösungen. Die assoziativ auftauchenden Vorstellungsinhalte jagen einander, werden blitzartig für den Zusammenhang gewürdigt, gebilligt oder verworfen. Dieser seelische Spannungszustand beschleunigt den Denkverlauf, erleichtert das Auftreten von Assoziationen und bewirkt schnell entschiedene innere Zustimmungen oder Ablehnungen zu den auftauchenden Ideen. Wenn man die Gesamtgefühlslage Bismarcks in jenen Augenblicken skizzieren will, so genügt nicht die Hervorhebung von Verärgerung, Zorn, Niedergeschlagenheit, es kommt vor allem noch hinzu der besondere Spannungszustand, der bei erbittertem Ringen empfunden wird, ferner das Gefühl der Tragweite der eigenen Entschlüsse, der ungeheueren Verantwortung. Wie die tatsächliche Vorstellungskonstellation gerade war, als Bismarck die Idee der Umredigierung konzipierte, ist natürlich nicht bekannt, aber auch nicht wesentlich. Wesentlich ist vielmehr, daß er diesen Gedanken sofort festhält und erwägt. Daß dies tatsächlich geschehen ist, ist ja durch die nachfolgende Handlung historisch bewiesen. An dieser Stelle wird

erst deutlich, daß das praktisch Bedeutsame und Entscheidende am Denkprozeß nicht der Assoziationsmechanismus des Vorstellungsverlaufes ist, sondern die aus dem Gefühlsleben entspringende Bedeutungsdetermination. Denn gerade diese Vorstellung der Umredigierung der Depesche rückt in das Zentrum der Beachtung, wird gleichsam in all ihren assoziativ ausstrahlenden Beziehungen überblickt und bedeutungsgemäß erfühlt. Und die aus den Beziehungsakten, d. h. den Abwägungen der realen Folgen und Möglichkeiten, entspringenden gefühlsmäßigen Reaktionen sind billigend und bejahend. Diese aus dem Gefühl stammenden Bejahungsakte entscheiden. Der auf ein bestimmtes Ziel gerichtete Denkprozeß hat durch diese Gefühlsentscheidung seinen realen Abschluß gefunden. Zugleich damit ist auch die reaktive Gesamtgefühlslage des Subjektes geändert. Die Entscheidung wirkt reaktiv entspannend, der Zorn wandelt sich in Befriedigung, die Depression in Freude. Der Stimmungswechsel des Kanzlers und der anwesenden Generale wird ja anschaulich geschildert. Es ist psychologisch klar, daß nicht bloße Denkoperationen, sondern nur Gefühlsakte eine so intensive Umstellung herrschender Gefühle bewirken können. Die Konzeption der entscheidenden Idee besteht also in einem durch gefühlsmäßiges Bedeutungserleben bewirkten Selektionsakt.

Das weitere Handeln ist nun hinreichend determiniert. Bis zu diesem Punkte wirkte sich die Aktivität des Kanzlers aus in der Vollziehung von Denkprozessen, er fällte Entscheidungen und handelte gleichsam in Gedanken. Jetzt wird die Aktivität zugleich in äußeres Geschehen umgesetzt. Dies ist nur möglich, weil trotz Abklingens der reaktiven persönlichen Stimmungslage der gefühlsartige Bedeutungsgehalt der Vorstellungsinhalte selbst aktuell bleibt. Hierin liegt als ein neues Moment ihre reelle Unterschiedenheit von dem reaktiven Stimmungserleben.

Eine besondere Eigenschaft des Bismarckschen Denkens sei noch hervorgehoben. Es ist nicht nur durchaus konkret und anschaulich, sondern auch der Objektivität konform. Er verfügt nicht nur über großen assoziativen Reichtum, sondern er sieht die Dinge zugleich wirklichkeitsnah und klar. Er kennt Menschen und Verhältnisse genau aus Erfahrung, sieht sie so, wie sie wirklich in ihrer Eigengesetzlichkeit objektiv vorhanden sind und bildet daher auch assoziative Beziehungsvorstellungen zwischen seinen Vorstellungsinhalten, die der objektiven Kausalität entsprechen. Daher stimmen seine Berechnungen auch in der Welt der Gegenstände. Diese Form des Denkens schließt mehr in sich als einen bloßen Vollzug von Wahr-

nehmungs-, Vorstellungs- und Denkakten. Es ist eine besondere Art, sich in die Dinge einzufühlen, ihre Objektivität zunächst vorurteilslos auf sich wirken zu lassen. Dazu steht nicht in Gegensatz, daß Bismarck ein Mann starker Sym- oder Antipathiegefühle war, d. h. sehr zu reaktivem Stimmungserleben neigte. Aber diese letztere Gefühlsreaktion ist bei ihm stets die sekundäre. Er erfaßt das Objekt zuerst in seinem objektiven Sein und dann reagiert er persönlich zur Neigung oder Abneigung. Diese Art zu beobachten und wahrzunehmen kommt psychologisch dadurch zustande, daß dieser Mann alles, was zu seiner großen und einzigen Leidenschaft, der Politik, Beziehung hat, mit instinktivem Interesse beachtet und in rein objektiver Hinsicht abwägt. Seine gefühlsmäßige Anteilnahme steigert hier die Genauigkeit der Beobachtung, hält den Gegenstand länger für die Aufmerksamkeit fest und vermittelt dem Subjekte damit eine klarere Anschauung der Wirklichkeit.

Umgekehrt ist es bei Sand. Dieser noch nicht ausgereifte Jüngling lebt in einer selbstgezimmerten Welt überwertiger Ideen. Er hat keinen Blick für das Objektive, d. h. keine Befähigung zum affektfreien Bedeutungserleben seiner Vorstellungsinhalte in objektiv-gegenständlicher Hinsicht, weil seine Aufmerksamkeit absorbiert ist durch Beschäftigung mit seinem Ich und dessen wechselnden Zuständen. Er will zwar eine sittlich große Rolle spielen in der Wirklichkeit, aber nur deshalb, weil er damit zugleich diese Rolle vor sich selbst spielen, sich selbst in ihr erhaben fühlen will. Darum wird in seinem Geiste mehr die Wirklichkeit nach der gedachten Rolle zugeschnitten als umgekehrt. Er tendiert nicht zum Bedeutungserleben der Objektivität, sondern zum reaktiven Stimmungserleben seiner Person.

Man beachte, daß es dieselben allgemeinpsychologischen Faktoren sind, die die Verschiedenartigkeit bedingen, je nach ihrer Wirksamkeit. Der vitale Aktivitätsgrad — abstrakt betrachtet — ist bei beiden über die Norm gesteigert. Die psychologische Determination dieser Aktivität zeigt dagegen prinzipielle qualitative Unterschiede. Das „Denken“ eines Sand unterscheidet sich von dem eines Bismarck nicht so sehr durch eine Verschiedenheit der rein logischen Akte oder des Assoziationsmechanismus, sondern vor allem durch den subjektiv ganz anders erlebten Bedeutungsgehalt der Vorstellungsinhalte. In bezug auf das Gegenständliche sind die Vorstellungsinhalte beider teilweise ähnlich (vaterländisch — politische Ziele), aber in dem einen Falle werden sie von einem wirklichkeitsfremden Schwärmer vollzogen, in dem anderen von einem erfahrenen, kritischen

Realisten. Die hierin liegenden psychologischen Unterschiede gehören dem Gefühlsleben an. Wenn das Denken eines Individuums auf hochgespannte Ideale gerichtet ist, in denen die Entwicklung der eigenen Person eine Hauptrolle spielt und wenn daher dies Denken die ganze Wirklichkeit in der Färbung dieser Grundsätze, die stets zugleich bestimmte Forderungen und Wünsche bedeuten, sieht, so bedeutet das psychologisch eine bestimmte Gefühlskonstitution, die das Denken beherrscht. Ebenso hängt es von derselben ab, wenn die allgemeine Interessenrichtung des Denkens auf das Objektive geht, auf Klarheit der Erkenntnis und zielsicheres Besitzenwollen. Mit dem Wort „Interesse“ wird ja nichts anderes bezeichnet als die Art der gefühlsmäßigen Erfassung eines Inhaltes. Man kann die verschiedenartigen Interessenrichtungen der Menschen sehr gut als ein natürliches Unterscheidungsprinzip benutzen und man bestimmt sie dann nach nichts anderem als nach gefühlsartigen Unterschieden. Bei einem Bismarck wird ebenso wie bei Sand die Aktivität (als Handeln) bestimmt nicht durch eine höhere „Logik“ des „reinen“ Denkens oder durch absolut heterogene Denkinhalte, sondern durch die qualitative Gefühlsdetermination des Denkens, aber nicht etwa nur durch eine Gefühlsdetermination aus der jeweiligen reaktiven Stimmungslage, sondern durch die gefühlsmäßige Bedeutungsdetermination, die den gegenständlichen Inhalt der Vorstellungen erst mit subjektiver Anteilnahme erfüllt. Diese gefühlsmäßige Bedeutungsdetermination ist ein ursprünglicher Akt der allgemeinen Gefühlskonstitution des Subjektes. Der allgemeine Charakter derselben ist in anderm Zusammenhang noch näher zu untersuchen. Aus der gefühlsmäßigen Bedeutungsdetermination entstammen alle diejenigen Faktoren, die dem Denken eines Menschen seine persönliche Eigenart geben, wie z. B. die allgemeine Interessenrichtung, die innere Klarheit oder Unklarheit der Vorstellungen, die Intensität und Ausdauer der Aufmerksamkeit, die Tendenz zur Festhaltung oder schnellen Abwechslung der Denkinhalte, der subjektiv beigelegte Gewichtigkeitsgrad derselben u. ä.

Noch ein weiterer höchst wichtiger, bisher kaum beachteter Umstand spielt im wirklichen Denken eine Rolle. Dies ist die Reflexwirkung der Bedeutungsdetermination. Bismarck bzw. Sand hat sich für die kühne Tat entschieden. Das Bewußtsein dieser Entscheidung bleibt jetzt als intensiv wirksames Gefühlserlebnis aktuell bestehen. Es bewirkt nicht nur eine spezifische Umfärbung der persönlichen reaktiven Stimmungslage in der Richtung seiner eigenen Tendenz, sondern es bleibt aktueller seelischer Spannungs-

zustand während der ganzen Realisierung durch die Handlung. Es ist ja auch ohne weiteres verständlich, daß ein Gefühlsmoment so lange aktuell lebendig sein muß, als es die Aktivität tatsächlich determiniert. Wie bei Sand und Bismarck so muß man überall bei der Beobachtung der nach ihren Entschlüssen handelnden Menschen die Frage aufwerfen, wie es kommt, daß lange nach gefaßtem Beschluß die Aktivität ununterbrochen durch denselben determiniert bleiben kann. Hier wird es ganz klar, daß nicht der weitere Vorstellungsprozeß oder eine ständig reaktualisierte Entscheidung die Aktivität bestimmen, sondern die nach dem inneren Bejahungsakt aktuell gebliebene Gefühlsspannung. Die weiteren noch angeführten Beispiele bedürfen keiner umständlichen Analyse mehr. Es genügt zu zeigen, wie auch in ihnen die angeführten allgemeinpsychologischen Momente die Aktivität bestimmen und damit das konkrete Verhalten real konstituieren.

Ein zurückgezogen lebender, junger Privatgelehrter erhält in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen einen ehrenvollen Ruf zur Übernahme einer ordentlichen Professur. Man fragt nie erstaunt nach den Gründen, wenn er annimmt, wohl aber, wenn man hört, daß er ablehnt. Im vorliegenden Falle werden alle Erwägungen von der handelnden Person klargelegt. Als psychologische Akte bestehen sie darin, daß das Subjekt eine Reihe von Einzelvorstellungen bildet, deren gegenständlicher Inhalt einmal seine gegenwärtigen zum andern seine eventuell veränderten persönlichen Lebensumstände sind. Es ist ganz klar, daß das bloße Vollziehen dieser Vorstellungen keine phänomenologisch zureichende Beschreibung der seelischen Gesamtwirklichkeit ist. Vor allem wäre die aus dem Vorstellungsprozeß entspringende tatsächliche Determination des nachfolgenden Handelns gar nicht verständlich zu machen. Das für die Aktivität Wesentliche ist der jedem einzelnen Vorstellungsinhalt entspringende subjektive Gefühlswert. Für diesen Mann bedeuten seine gegenwärtigen Lebensbedingungen einen vollharmonischen und befriedigenden Zustand. Wenn er über dieselben reflektiert und sie also zum momentanen Vorstellungsinhalt macht, so reagiert sein Gefühl mit kräftiger Befriedigung und Bejahung. Bildet es gleichzeitig Vorstellungsinhalte von der angebotenen Veränderung seiner Lage, so reagiert sein Gefühl nicht mit unzweideutiger Bejahung, denn die Realisierung der neuen Lage würde die alte aufheben. Die von der Vorstellung der neuen Lage ausgehenden Gefühlsbewertungen sind aber nicht so kräftig bejahend, daß sie die andern unwirksam machen können. Man beachte, daß in diesem Falle die Gefühlswerte der zweiten Inhalte durchaus

nicht absolut negativ sind oder zu sein brauchen, sondern bloß relativ schwächer als diejenigen der ersten Inhalte. Damit siegen ohne weiteres die ersteren, d. h. sie determinieren das Handeln. Man beachte ferner, daß bei dieser Determination die reaktive, persönliche Gesamtstimmungslage keine wesentliche Rolle spielt. Dieselbe ist im Prinzip eine lustbetonte, eine durch das Gefühl der Ehrung gehobene. Sie wird auch in diesem Charakter nicht wesentlich beeinträchtigt durch einen gefühlsmäßigen Zustand der Unentschiedenheit und Entschlußunfähigkeit, da dieser Zustand kaum aktuell geworden ist. Denn die entscheidende Gefühlsdetermination der Vorstellungsinhalte ist mit relativem Übergewicht an Gefühlskraft erfolgt. Dieser eindeutige Entscheidungsakt wirkt zudem als fortdauernder .gefühlsartiger Spannungszustand nach im Sinne einer Verstärkung der gehobenen Stimmungslage. So wird einerseits diese klare, ungespaltene Stimmungslage bei diesem Manne verständlich und andererseits sein spezifisches, aus seiner individuellen Gefühlskonstitution entstammendes Bedeutungserleben seiner Vorstellungsinhalte. Nachdem seine Vorstellungsinhalte einmal in ihrem Bedeutungscharakter für sein Ich durch jene automatische Gefühlsreaktion determiniert sind, ist sein Denken als Gesamtvorgang abgeschlossen und seine Aktivität determiniert. Es resultiert ein Nichtanders-Handelnkönnen für d i e s e n Charakter. Man hüte sich vor einer naheliegenden Verwechslung. Man könnte sagen, das Handeln dieses Mannes ist nicht genügend erklärt. weil man sich nicht vorstellen kann, daß man selbst so handeln würde. wenn keine anderen Gegengründe vorlägen. Jeder Mensch hat nun einmal seine eigene Art, seine Vorstellungsinhalte bedeutungsmäßig zu erleben (individuelle Gefühlskonstitution). Für jeden ist entscheidend, wie er sich selbst in seine Umwelt bedeutungsmäßig einfühlt während des Vollzuges seiner Vorstellungsinhalte.

Der erwähnte Fall des Bauern, der seinen Hof ruiniert, liegt allgemeinpsychologisch einfach. Hier wird der die Aktivität determinierende Vorstellungsinhalt erfüllt von besonders starken r e a k t i v e n Gefühlskräften. Es liegt beinahe eine Affekthandlung vor. Es gehört zur Gefühlskonstitution dieses Mannes, überhaupt nur mit schweren. nachhaltigen und heftigen Gefühlsbewertungen auf seine Vorstellungsinhalte zu reagieren. Hier liegt die früher erwähnte Möglichkeit vor, daß ein heftiger Affekt einen einzigen Vorstellungsinhalt so sehr in reaktiver aktueller Gefühlsspannung erhält, daß andere auftauchende Assoziationen daneben nicht mehr subjektive Bedeutungsinhalte werden, d. h. zu selbständigem Bedeutungserleben in Richtung ihrer objektiven Bewertung gelangen können. Zugleich zeigt sich hier

klar, worin die geringe eigentliche Intelligenz dieser Person im Vergleich mit dem Durchschnitt oder dem Genie eines Bismarck beruht. Einmal ist die Zahl der ablaufenden Assoziationen an sich gering entsprechend dem ganzen geistigen Besitzstand. Dann wird diese Zahl noch weiterhin dadurch eingeschränkt, daß infolge der geschilderten individuellen Gefühlskonstitution dieses Mannes eine Neigung zum einseitig reaktiven Stimmungserleben, dagegen eine Hemmung des Bedeutungserlebens der Vorstellungsinhalte besteht. Die Gefühlsenergie hält gleichsam einige wenige Vorstellungsinhalte so ausschließlich in seelischer (reaktiv stimmungsmäßiger) Aktualität, daß weitere assoziative Tendenzen nicht zur Realisierung gelangen können.

* * *

Mit diesen mehr individualpsychologischen und generellen Feststellungen ist das vorgelegte Material erst teilweise ausgewertet. Bisher ist nur die faktische Rolle der Gefühlsdetermination im Zusammenwirken mit den andern Komponenten des psychischen Totalvorganges in relativ grober Zeichnung umrissen. Es ist nunmehr möglich, auf das Wesentliche dieser Gefühlskomponente selbst näher einzugehen, nämlich auf ihre in der bisherigen Gefühlspsychologie völlig vernachlässigten qualitativen Bestimmtheiten.

Vergegenwärtige man sich Bismarck in jenem historischen Augenblick, in dem er den Entschluß zur Umredigierung der Emser Depesche faßte. Es wurde früher hervorgehoben, daß zum Verständnis von Bismarcks seelischer Gesamtlage in diesem Augenblick unterschieden werden muß zwischen zwei Seiten der determinierenden Gefühlslage. Die eine Seite ist die reaktive persönliche Stimmungslage. Bei dieser spielt in qualitativer Beziehung das Lust-Unlustmoment eine, aber nicht die einzige Rolle. Wollte man Bismarcks Stimmung psychologisch mit der Beschreibung stärkste „Unlust" abtun, so würde man zwar nach dem Rezepte jener Psychologen verfahren, die keine qualitativen Gefühlsunterschiede anerkennen, aber man hätte die seelische Wirklichkeit weder selbst voll erfaßt, noch deren adäquates Verständnis an andere vermittelt. Es wäre nicht einmal eine zureichende bloße Formalbeschreibung geleistet. Denn der allgemeinen Grundform nach liegt gerade hier eine Stimmungslage vor, in der sich die Unlust in sehr deutlicher Weise kreuzt und verbindet mit starker Erregung und starker Spannung im Wundtschen Sinne. Bismarck ist nicht nur tief deprimiert, er empfindet auch nicht eine qualitativ gleichartige tiefe Unlust wie etwa beim Tode eines lieben Freundes in Form der Trauer, sondern es ist eine quali-

tative Unlust, die die Persönlichkeit wegen der enormen Bedeutung ihres Gegenstandes in ihren Tiefen erregt und aufwühlt, zugleich aber wegen der Notwendigkeit weiterer Beschlußfassung auch in einen starken gefühlsmäßigen Spannungszustand versetzt. Es soll nun nicht behauptet werden, daß damit die Stimmungslage ausreichend beschrieben sei, aber man wird einsehen, daß immerhin schon etwas mehr einbegriffen ist als mit Heranziehung der bloßen Lust-Unlustfärbung. Doch die Beschreibung trifft tatsächlich auch bis hierher nur schematisch-formale Umrisse der realen Stimmung. Was gibt es nicht alles an Unlust-, Erregungs- und Spannungszuständen, die mit diesem gar keine Ähnlichkeit haben und doch mit denselben Namen charakterisiert werden! Man denke etwa an negative Stimmungen bei plötzlichem Vermögensverlust, bei ungerechter Beschuldigung, bei drohendem Kriegsausbruch, bei aufregenden Kampfspielen, bei Feuersgefahr, bei Revolutionen u. dgl. Jene reine Formalbeschreibung würde auf Situationen in all diesen Fällen zutreffen. Und doch sind sie alle untereinander von größten realen Qualitätsunterschieden. Nun könnte der Lust-Unlust-Theoretiker antworten, das Zutreffen der Allgemeinbeschreibung in all jenen Fällen beweise eben die tatsächliche qualitative Artenarmut der Gefühle, die besondere Färbung stamme eben immer aus den jeweiligen Vorstellungsinhalten. Selbst wenn diese letztere Behauptung richtig wäre, hätte er sich damit schon widersprochen. Denn es wäre ja schon zugegeben, daß noch eine besondere Färbung tatsächlich erlebt wird. Woher sie stammt, ist ja eine ganz andere Frage. Oder glaubt man durch den Hinweis auf die vermeintliche Ursache die reale Tatsache selbst als bloßen Schein wegoperieren zu können. Auch wird dieser behauptete Ursprung aus den Vorstellungsinhalten ja gar nicht real miterlebt. Wirklich erlebt wird nur das ganz bestimmt gefärbte Gefühl. Durch derartig oberflächliche Klassifizierungsversuche wird der innere Reichtum seelischer Wirklichkeiten nicht verständlich und übersichtlich gemacht, sondern jedem wahrhaften Verstehen gründlich verbaut. Daß überdies die ganze Behauptung, die qualitative Gefühlsfärbung entspringe aus den jeweiligen Vorstellungsinhalten, grundfalsch ist, wird nachher noch offenbar werden.

Mache man sich doch einmal klar, wie es überhaupt möglich ist, die persönliche Stimmungslage eines Menschen, in diesem Falle also diejenige Bismarcks in einem bestimmten Zeitpunkt, so zu beschreiben, daß ein anderer dieselbe adäquat versteht. Man kann nur so verfahren, daß man zuerst die gegenständlichen Inhalte des Vorstellens mir ihrem objektiven Wirklichkeitszusammenhang aufzeigt,

also hier die objektive politische Lage und des Staatsmannes Beziehungen zu derselben in allgemein beruflicher und individuell-charakterologischer Hinsicht. Hiernach erst beschreibt man die resultierende persönliche Stimmungslage. Für diese Beschreibung nun stellt die Sprache lediglich vage Allgemeinbezeichnungen zur Verfügung (Lust, Unlust, Erregung, Niedergeschlagenheit u. dgl.), die auch auf ganz andere Stimmungslagen anwendbar sind. Trotzdem aber wird ein gewisses Verstehen dieser besonderen Stimmungslage erzeugt. Diese Leistung wird nicht erreicht durch jene Allgemeinbegriffe, auch nicht dadurch, daß ihnen etwa allgemeine Zustände qualitativ real entsprächen, sondern es liegt hier ein Verstehen als individuelle Leistung des Verstehenden selbst vor. Der Vorgang des Verstehens spielt sich in dem Verstehenden ganz anders ab als es der sprachlich-sukzessiven Vermittlung dessen, was verstanden werden soll, entspricht. Schon gleich bei der rein gegenständlichen Beschreibung erfolgt die Aufnahme bei dem Verstehenden mit emotionaler Anteilnahme. Zugleich mit dem Vollziehen der durch die Wortbedeutungen in ihm erzeugten Vorstellungsinhalte nach ihrer rein gegenständlichen Seite erfühlt er zugleich deren gefühlsmäßigen Bedeutungsgehalt für den besonderen vorliegenden Sachverhalt. Der Verstehende fühlt sich also schon während der rein gegenständlichen Tatbestandsaufnahme als bloßer Vorstellungsbildung zugleich in den Gefühlsgehalt der Inhalte hinein, ganz abgesehen von den hiermit noch weiter verknüpften rein persönlichen Reaktionsgefühlen in dem Verstehenden selbst. Wesentlich ist, daß aus diesen sukzessiven Vorgängen in dem Verstehenden ein realer, von jetzt ab als unmittelbar erlebte Einheit resultierender Komplex entsteht. Wenn daher hiernach die Beschreibung zu einer besonderen Heraushebung des Stimmungsmäßigen an den beschriebenen Inhalten fortschreitet, so sind die Grundlagen für das Verständnis schon gelegt. Es macht wenig aus, ob man sich weiterhin vager Allgemeinausdrücke dabei bedient. Der Verstehende hält sich gar nicht mehr an den Begriffsinhalt jener einzelnen Ausdrücke, sondern an das durch dieselben in ihm erzeugte gefühlsmäßige Nacherleben des ganzen Komplexes. Dieses gefühlsmäßige Nacherleben ist aber qualitativ determiniert für den Verstehenden, wenn es auch nach der üblichen Verwendung vager Allgemeinbegriffe in der sprachlichen Vermittlung nicht so erscheint. So kann ich ein Erlebnis einer Bergbesteigung nach seiner Gefühlsseite mit genau denselben Allgemeinbegriffen beschreiben, wie etwa das einer Hochzeitsfeier. Man erläutert den Bericht des rein Gegenständlichen etwa mit Begriffen wie:

herrlich, schön, lustig, langweilig, trübselig, interessant u. dgl. Der Aufnehmende erhält dann durch diese Ausdrücke keine unverständliche Allgemeinbeschreibung, sondern fühlt sich durch ihre Beziehung auf den Tatbestand intensiver in die besondere Eigenart desselben ein.

Aus alledem ergibt sich, daß es mit unserem Sprachbesitz nicht möglich ist, eine konkrete Stimmungslage adäquat zu beschreiben, es gelingt höchstens, dieselbe andeutend zu umschreiben. Man macht jedoch einen groben Fehler, wie schon Wundt hervorhob, aus der sprachlichen Armut auf eine entsprechende Armut des wirklichen Erlebens zu schließen. Bekanntlich ist dieses letztere im Gegenteil an Stimmungsmöglichkeiten unübersehbar reich. Man suche sich nur einmal plastisch zu vergegenwärtigen, wie Bismarck das Erregungs- und Spannungsmoment der Stimmungslage qualitativ real in sich erlebt haben mag, ganz abgesehen von der Unlustfärbung. Versucht man dies ernstlich und eindringlich, so wird man bemerken, wie man sich dabei selbst unwillkürlich in seine Lage denkt und qualitative Gefühlsreaktionen auf diese Lage in sich anklingen läßt. Aber man vergegenwärtigt sich dabei zugleich auch die Charakterkenntnis, die man von Bismarck besitzt und fühlt, wie gerade dieser Mann in diese ganz besondere, nach seiner Eigenart qualitative und intensive Erregung geraten mußte, die mit Erregungen aus anderen Anlässen und auch mit Erregungen anderer Charaktere überhaupt nicht gleichzusetzen ist. Die Art wie der Verstehende zu dieser Einsicht gelangt, ist charakteristischerweise selbst auch wieder eine Gefühlseinsicht. Der Vorgang des Verstehens beruht also darin, daß unser eigenes Gefühl auf die besonderen Gefühlsqualitäten anderer selbst wieder qualitativ anzusprechen vermag. Hierüber ist später noch Näheres zu sagen. Jedenfalls ist jetzt prinzipiell klargestellt, daß jede konkrete Gefühlslage eines Menschen, ganz abgesehen vom Lust-Unlustmoment, ein qualitativ einzigartiges Erlebnis ist. Wie diese qualitative Sonderform zustande kommt, wird noch erörtert werden. Es sei nur bereits bemerkt, daß die übliche Heranziehung der Vorstellungsinhalte dabei ganz sekundäre Bedeutung hat.

Vorher muß noch ein zweiter Punkt klargestellt werden. Es ist bisher vorwiegend von der Gefühlsseite des realen Erlebnisses die Rede gewesen, die sich als reaktive persönliche, momentane Stimmungslage einstellt. Es wurde schon gesagt, daß die Gefühlsdetermination der seelischen Vorgänge hiermit nicht einfach identifiziert werden kann. Eine solche Erklärung hätte nur den Vorzug, zwar die qualitative Eigenart jeder Stimmungslage etwas schärfer zu unterstreichen, im übrigen aber doch den Vorstellungs- und Denkverlauf

einfach im Sinne der Lust-Unlustregulierung der *reaktiven* Gesamtstimmung unterzuordnen. So einfach liegen die Dinge aber im wirklichen Erleben keineswegs. Das reaktive momentane Stimmungsmoment ist zwar *einer* der Faktoren der allgemeinen Gefühlsdetermination, aber nicht der einzige und auch nicht immer der ausschlaggebende. Es kommt noch ein zweites sehr wichtiges Moment hinzu, das von der Allgemeinpsychologie in seiner qualitativen Existenz und Eigenart überhaupt noch nicht systematisch erfaßt und beschrieben ist, weil in der engen Lust-Unlusttheorie kein Platz für es vorhanden ist. Dies Moment ist eben der affektfreie *gefühlsmäßige Bedeutungsgehalt* aller seelischen Inhalte. Auch dieser Begriff ist nur ein Allgemeinbegriff, denn der gefühlsmäßige Bedeutungsgehalt jedes realen seelischen Erlebnisses ist stets von *einzigartiger* Qualität. Die Beschreibung ist hier noch schwieriger als bei der reaktiven Stimmungslage. Im Falle *Bismarcks* z. B. kommt das Erregungsmoment der allgemeinen Stimmungslage zustande als Reaktion des Subjektes auf den gefühlten besonderen Bedeutungsgehalt der Denkinhalte. *Bismarck* stellt die einzelnen gegenständlichen Inhalte der Gesamtlage in den „Gedanken und Erinnerungen“ in der Vermittlung an die Mitwelt als sukzessiv vollzogene Vorstellungsinhalte dar. Ein anderes reproduzierendes Verfahren wäre auch unmöglich. Er zählt alle Hauptpunkte der politischen Lage auf und erwähnt ihre singulären Bedeutungen für die Gesamtlage. Es ist nicht notwendig, aber nicht unmöglich, daß er damals in den Momenten des aktuellen Erlebens entsprechende Erwägungen innerlich tatsächlich in dieser Form sukzessive angestellt hat, wie er sie in den Erinnerungen jahrelang später zu Papier gebracht hat. Aber daß all diese Punkte damals *tatsächlich irgendwie* erwogen sind, daran ist kaum zu zweifeln. Diese Akte des Erwägens haben aber psychologisch zwei Seiten. Einerseits sind sie Vorstellungsprozeß und Denkvorgang in der intellektuellen Form, in der solche Vorgänge gewöhnlich ganz einseitig von der Allgemeinpsychologie analysiert und geschildert werden, aber andererseits sind sie für das vollziehende Subjekt *unmittelbar gefühlter Bedeutungsgehalt*. Der Denkvorgang selbst ist *real* natürlich *beides in unmittelbarer Erlebniseinheit*. Diese beiden Seiten können nur beobachtend und reflektierend an ihm unterschieden werden. Die Allgemeinpsychologie hebt stets nur das rein intellektuelle Moment, also die Vorstellungsbildung als solche, die intentionale Beziehung zum Vorstellungsinhalt, die assoziativen Beziehungen zu den vorangehenden und folgenden Vorstellungen, das reaktive Stimmungsmoment

u. dgl. hervor, von dem unmittelbar gefühlten Bedeutungsinhalt des tatsächlichen Vorstellens ist keine Rede, weil er in seinem realen Umfange infolge der Abstraktionsmethode völlig übersehen wird. Daher hat z. B. jeder Leser eines noch so guten Lehrbuches der allgemeinen Psychologie das Gefühl, daß zwar all die gemachten Feststellungen zutreffen mögen, aber es fehlt das wirkliche Leben selbst. Man lernt allerlei an den seelischen Inhalten unterscheiden und isolieren, dessen man sich im unmittelbaren Erleben nicht bewußt zu werden pflegt, ja oft der Sachlage nach nicht bewußt werden kann, aber das Seelenleben als realer lebendiger Prozeß rückt für das Verstehen in immer weitere Ferne. Als Effekt eines derartigen Studiums resultiert nicht einmal ein rein schematisches Bild des Gesamtvorganges, im Gegenteil, meist ein Zerrbild derart, als ob das Seelenleben ein Nebeneinander oder ein Zusammenwirken real wohl unterschiedlicher Funktionen sei, wobei die Art des Zusammen- und Ineinanderwirkens mehr versichert als anschaulich aufgezeigt wird. Der Grund hierfür ist, wie gesagt, die nicht beachtete Rolle, die das qualitative gefühlsmäßige Bedeutungserleben im wirklichen Seelenleben spielt. Man kennt Gefühl nur in Form von reaktiven Gefühlstönen der Empfindungs- und Vorstellungsinhalte, als Affekte, Stimmungen u. dgl. Ja sogar als solche kennt man sie nicht einmal richtig, sondern nur als öden Formalismus der Lust-Unlust-Qualifizierung. Man kennt aber in der allgemeinen Psychologie Gefühle überhaupt nicht in den wichtigen anderen Formen, in denen sie ihre oft viel nachhaltigere Wirksamkeit geltend machen. Diese beiden Formen sind Gefühle als unmittelbar erlebter Bedeutungsgehalt der Wahrnehmungs-Vorstellungs-Denkinhalte und zweitens Gefühle als erlebte undifferenzierte Repräsentanten von ganzen Vorstellungsgruppen, Ideen, gedanklichen Zusammenhängen u. dgl. Daß sie tatsächlich in dieser Form wirksam sind und zu den allerwichtigsten seelischen Erlebnismöglichkeiten überhaupt gehören, daß sie ferner in dieser Form auch die reale Grundlage alles Verstehens bilden, das kann nur an konkreten Fällen des wirklichen Erlebens in ihrem Komplexcharakter nachgewiesen werden. Für die bisherigen Methoden der Laboratoriumspsychologie sind diese seelischen Bezirke unzugänglich, daher ganz unbemerkt geblieben. Für die Methode der Selbstbeobachtung waren sie bisher unzugänglich, weil das Dogma der Lust-

Unlusttheorie und das Fehlen sprachlicher Ausdrücke ihre Beachtung verhinderte. Aber wenn sie auch für die Wissenschaft und Theorienbildung noch nicht existieren, so spielen sie ihre um so größere Rolle im wirklichen Erleben selbst. Der praktische Menschenkenner, der Dichter, der Politiker, der Arzt, der Kaufmann, der Priester usw. kennen sie und rechnen ganz unreflektiert und selbstverständlich mit ihnen als der stärksten geistigen Macht, der typischen Form des Erlebens überhaupt, denn ohne über unterscheidbare Qualitäten seines eigenen Erlebens zu reflektieren, fühlt jeder, d a ß er fühlt und w i e er fühlt und daß andere auch so fühlen wie er. Man sagt in der zwanglosen Umgangssprache der Vulgärpsychologie bekanntlich meist „Denken“ wo man Fühlen meint, z. B.: „so wie ich wird jeder vernünftige Mensch hierüber denken“, oder: „was sollen die Leute davon denken!“ usw. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß derartige Redewendungen auf die gefühlsmäßige Stellungnahme des Bedeutungserlebens abzielen.

Sofern diese seelischen Erlebnisformen in ihrer Wirksamkeit klar hervortreten sollen, müssen wir zurückkommen auf das gewählte Beispiel Bismarcks. Es wurde an dem seelischen Gesamtvorgang dargestellt das Moment der r e a k t i v e n Gesamtstimmungslage und die intellektuelle Vorstellungs- und Denkseite. Von der Stimmungslage wurde unterschieden als besondere Gefühlsqualität der gefühlte Bedeutungsgehalt der Vorstellungsinhalte. Daß dieser an den Vorstellungsinhalten ein Moment von größter subjektiver Bedeutung ist, läßt sich leicht aufzeigen. Man stelle sich im Falle Bismarcks nur einmal vor, jene sukzessiven Erwägungen der politischen Einzelheiten hätten sich als „reine Denkvorgänge“ in dem Staatsmanne abgespielt. „Rein“ würde also bedeuten das Freisein der logisch-gegenständlichen Beziehungsakte von jeder emotionalen Bindung. Es würde besagen, daß nur ein bloßes „Haben“ und „Vollziehen“ jener Denkakte vorläge. Etwas annähernd Ähnliches ist in uns selbst leicht realisierbar. Wenn man Bismarcks eigene Darstellung liest, so kann man sich nicht völlig, aber in einem gewissen Grade auf ein möglichst affektfreies Nachvollziehen des rein Gegenständlichen der Denkinhalte einstellen. Aber es gelingt nicht einmal dem bloß Nacherlebenden eine Einstellung, die auch v ö l l i g frei wäre von einer irgendwie mitklingenden Beachtung des Umstandes, daß jene Denkinhalte für Bismarck in jener Lage einen ausgesprochenen Bedeutungsgehalt real gehabt haben, der als seelisches Faktum erlebt wurde neben dem bloßen „Haben“ des Denkinhaltes und n e b e n der reaktiven Stimmungslage. Wir sagen ja auch heute noch bei der bloßen rückläufi-

gen historischen Betrachtung im Stile der Umgangssprache etwa: „Diese näheren Umstände waren von größter „Bedeutung“.“ Man unterscheidet also sehr wohl zwischen dem rein Tatsächlichen und seiner besonderen „Bedeutung“. Diese Unterscheidung aber besagt psychologisch nichts anderes, als daß diese „Bedeutung“ in einem eigenen qualitativen Gefühlsmoment vom Subjekte erfaßt und gewürdigt wird. Selbstverständlich ist nun dies gefühlsmäßige Miterleben des Bedeutungsgehaltes der Vorstellungen ein viel intensiveres im primären Vorstellen und Denken des Subjektes. Bismarck erzählt uns nicht, wie er sich rein äußerlich in jener Lage verhalten hat. Nach seiner Charakterveranlagung hat es in dieser kritischen Stunde wahrscheinlich weder getobt noch apathisch hingebrütet. Gerade er war bekanntlich Meister darin, wenn er die Größe des Augenblicks verlangte, die persönliche reaktive Stimmung innerlich energisch in den Hintergrund zu weisen und die Dinge in ihrem unpersönlichen, objektiv-politischen Kausalzusammenhang auf sich wirken zu lassen. Es ist anzunehmen, daß er sich auch hier zu jener souveränen inneren Ruhe und Gefaßtheit gezwungen hat, die bei aller reaktiven Gefühlsspannung doch eine große Sachlichkeit des Denkens ermöglicht. Gerade auf dieses Moment der Sachlichkeit kommt es hier an. Es bedeutet psychologich nichts anderes, als daß sich der Denkende innere Rechenschaft gibt über den realen Bedeutungswert seiner Denkinhalte abgesehen davon, ob sie ihn mit Lust oder Unlust erfüllen. Dieser besondere Bedeutungswert des einzelnen Gedankens wird zugleich im Akte des Denkens miterfühlt. Er ist das mit jedem Denken vollzogene eigenartige Gefühlserlebnis, durch das der Denkinhalt für den Denkenden erst innere Gewichtigkeit, Beachtung, Ichverbundenheit gewinnt, als jetzt aktueller, gewichtiger Ichinhalt bewußt erlebt wird. Das äußerste Extrem hierzu ist ungefähr die Art, wie Geisteskranke etwa gewisser Paralyse- oder Schizophreniegruppen, ihre Denkinhalte der äußeren Kundgabe nach erleben. Ich erwähne als Beispiel einen Fall, den ich kürzlich untersuchen konnte, in welchem man psychiatrisch von totaler affektiver Verblödung spricht.

Der Kranke, ein früherer Oberlehrer, war äußerlich ruhig und gut ansprechbar. Wenn man ihn nicht anredete, sah er völlig apathisch vor sich hin, schien gar nichts zu denken und nahm keinerlei Interesse an den Vorgängen seiner Umgebung. Ich führte u. a. folgendes Gespräch mit ihm: „Wie geht es Ihnen, Herr M.?“ — „Gut.“ — „Fühlen Sie sich nicht krank?“ — „Nein!“ — „Doch, Herr M., Sie fühlen sich krank.“ — „Ja,

ich fühle mich krank." — „Was fehlt Ihnen?" — „Mir fehlt nichts!" — „Möchten Sie zu Ihrer Familie nach Hause entlassen werden?" — „Ja, ich will nach Hause." — „Oder wollen Sie lieber hier bleiben?" — „Ja, ich will lieber hier bleiben." — „Sind Sie kerngesund?" — „Ja, ich bin kerngesund." — „Nein, Herr M., Sie sind schwer krank und werden spätestens in drei Wochen sterben." — „Ja, gewiß, ich werde sterben." — „Aber schon in drei Wochen, Herr M." — „Ja, in drei Wochen." — „Gefällt es Ihnen hier?" — „Ja, sehr gut." — „Wo sind Sie denn hier?" — „In . . . ." (richtige Angabe). — „Nein, Herr M., sind wir hier nicht in Rußland?" — „Ja, in Rußland" usw. Der Kranke faßte die Sätze sofort formal richtig auf, aber ohne jede Spur einer inneren Anteilnahme. Seine Stimmungslage war absolute Indifferenz und nach der Lust-Unlustseite in keiner Richtung verschiebbar. Aber besonders wichtig ist, daß hier auch jedes gefühlsmäßige Bedeutungserleben der Vorstellungsinhalte erloschen ist. Zu diesem Bedeutungsgefühl gehört z. B. in elementarer Hinsicht auch das Realitätsgefühl, das Richtigkeitsgefühl, das Gefühl des Widerspruchs u. ä. Dann aber vor allem als wesentliches Moment des Bedeutungserlebens fehlte jedes Anteilnehmen an den erregten Vorstellungsinhalten überhaupt, jenes unmittelbare Abstufen im Gewichtig- oder Leichtnehmen des Gedachten, jene Zuordnung des jeweiligen Grades von Interesse überhaupt, die wir im normalen Seelenleben stets ganz unmittelbar vollziehen. Man wird trotz dieser knappen deskriptiven Hinweise verstehen, welche Momente unseres realen Erlebens hier neben dem rein Inhaltlich-Gegenständlichen gemeint sind und zugeben, daß in ihnen ganz wesentliche allgemein-seelische Erlebnisqualitäten vorliegen. Für all diese Bedeutungsqualitäten bestand keinerlei Resonnanz mehr in dem Bewußtseinsleben dieses Kranken. Nur ein gewisses bloßes „Haben" von Vorstellungsinhalten überhaupt war erhalten. Ich habe die affektive Stumpfheit dieses Kranken noch in anderer Richtung untersucht, er bot überall dasselbe Bild eines bloßen psychischen Reflexmechanismus. Das normale Seelenleben kennt große Gradunterschiede im gefühlsmäßigen Bedeutungserleben der eigenen Vorstellungsinhalte. Hier liegt die eigentliche und tiefste Wurzel der charakterologischen Unterschiede der Menschen. Die Überschreitung einer gewissen Grenze wird als Geistesschwäche beurteilt und den verschiedenen Formen der Demenz zugerechnet. Dagegen repräsentieren die möglichen Verschiebbarkeiten des rein affektiven Stimmungserlebens in Form der Unter- oder Überakzentuierung (Melancholie, Manie) das Gebiet der Unlust-Lustseite des Gefühlserlebens.

Daß das Erleben des Bedeutungsgehaltes der Vorstellungs- und Denkinhalte ein wohl unterscheidbares, eigenes Gefühls m o m e n t ist, wird hiermit wohl klargestellt sein. Von besonderer Wichtigkeit ist hierbei, daß es stets eine e i n z i g a r t i g e q u a l i t a t i v e F ä r b u n g hat und daß es völlig jenseits der Lust-Unlustfärbung liegt. Hierzu einige Beispiele. Wenn Bismarck in seinem politischen Gedankengang die psychologische Rückwirkung der Emser Vorgänge auf die Südstaaten überlegt, so ist diese Erwägung eine relativ selbständige Gruppe von in sich geschlossenen Vorstellungsinhalten, die ihren besonderen Bedeutungsgehalt hat. Je nach der Wichtigkeit, die der Staatsmann hinsichtlich der Folgen dieser Gruppe beimißt, wird der Bedeutungsgehalt von ihm als mehr oder weniger schwerwiegend gefühlt werden. Oder richtiger gesagt, der Grad des erfühlten Bedeutungsgehaltes bestimmt sein Urteil über die Wichtigkeit dieser Gruppe. Allen Vorstellungsinhalten politischer Art eines sich verantwortlich fühlenden Staatsmannes kommt schon an sich ein höchst intensives Bedeutungserleben zu, das mit etwa gleichzeitig vorhandener stimmungsmäßiger, persönlicher Lust-Unlust gar keine qualitative Verwandtschaft hat. Je mehr es der Staatsmann versteht, das persönliche Stimmungsmoment der reaktiven Gefühlslage im Erleben zurückzustellen gegen das reine Bedeutungserleben, desto mehr steht er über den Dingen. Hierin liegt das Moment, das die Umgangssprache „einen kühlen Kopf behalten" nennt in wichtigen Entscheidungen. „Kühl" heißt dabei alles andere als „gleichgültig", es heißt: alles Gefühl an die Bedeutung der Sache, kein Lust-Unlustgefühl für die eigene Person.

Die Gefühle, in denen Bismarck den Bedeutungsgehalt jener Denkinhalte konkret erlebt hat, waren u n m i t t e l b a r lebendig nur während jener Stunden. Sie lassen sich in qualitativen Einzelheiten nicht weiter sinnfällig beschreiben, weil es an adäquaten Ausdrücken fehlt und weil die völlig adäquate Beschreibung n u r d e r E r l e b e n d e s e l b s t geben kann. D a h e r h a t d a s s t e t s w i e d e r k e h r e n d e E i g e n s c h a f t s w o r t „q u a l i t a t i v" i n bezug auf die Bedeutungsgefühle den Sinn, daß es die besondere E i n z i g a r t i g k e i t j e d e s k o n k r e t e n F a l l e s b e t o n t. Aber diese qualitativen Bedeutungsgefühle lassen sich i h r e r t a t s ä c h l i c h e n E x i s t e n z u n d q u a l i t a t i v e n E i g e n a r t n a c h in der hier gekennzeichneten Weise nachweisen. Der psychologische Prozeß des Verstehens ist einzig und allein auf die Existenz dieser Gefühle im primär Erlebenden und ihre qualitative Nachfühlbarkeit im sekundär Nacherlebenden gegründet. Denn wenn sich diese qualitativen Bedeutungsgefühle auch nicht sinnfälliger mit Worten be-

schreiben lassen, so sind sie trotzdem durchaus verstehbar. Dies Verstehen ist eben nichts anderes als ein korrespondierendes Gefühlserlebnis im Verstehenden. Er reagiert mit seinem Fühlen in unmittelbarer Weise auf den gefühlsmäßigen Bedeutungsgehalt jener durch Worte in ihm reproduzierten Vorstellungsinhalte. Wenn dabei sein Gefühl jenen Bedeutungsgehalt in derselben Weise qualitativ erlebt wie der primär Erlebende, so kommt psychologisch „Verstehen" im eigentlichen Sinne zustande. Der Nacherlebende selbst pflegt dann auch zu sagen: „Ich kann das sehr gut verstehen", oder „ich kann jenem das sehr gut nachfühlen". Es kann aber auch der primäre Denkinhalt vom sekundär Nacherlebenden in einem qualitativ anderen Bedeutungsgefühl erlebt werden. Dann wäre der inhaltlich-gegenständliche Teil der Vorstellungen adäquat erfaßt, aber mit gefühlsmäßig anderem Bedeutungsgehalt nachvollzogen. Man pflegt dann von einem Mitmenschen etwa zu sagen: „Ich verstehe ihn nicht mehr". In dieser Lage werden sich damals manche Freunde Bismarcks, die Zeugen der internen Vorgänge waren, im ersten Augenblick befunden haben.

Sehr klar geht hieraus also mehreres hervor: erstens, daß der Bedeutungsgehalt der Denkinhalte als Gefühlsmoment tatsächlich vorhanden ist, zweitens, daß er an denselben gegenständlichen Inhalten von verschiedenen Menschen qualitativ verschieden erlebt werden kann. Über die Gründe und Bedingungen dieses zweiten wichtigen Punktes wird zu sprechen sein bei den Problemen der Charakterologie.

Daß trotz gleichartiger Vorstellungsinhalte deren Bedeutungsgehalt von den einzelnen Menschen nicht in gleichartiger Weise qualitativ erlebt wird, braucht wohl kaum noch nachgewiesen zu werden. Es sei nur auf Vergleiche der einzelnen Personen der gegebenen Beispiele verwiesen. Außerdem möge der Leser noch sich selbst in die Vergleiche einbeziehen. Man tut dies ja ganz unreflektiert schon ohne weiteres, wenn man sich etwa die seelische Gesamtverfassung Sands recht klar zu vergegenwärtigen sucht. Je mehr jemand selbst einer tiefwühlenden, leidenschaftlichen, die Dinge schwer nehmenden Gefühlskonstitution nahe steht, desto qualitativ adäquater wird er einen Menschen wie Sand in seiner Eigenart und seinem inneren Nichtanders-können verstehen. Und doch wird er bei allem nachfühlenden Verständnis sehr deutlich die Grenze zu seiner eigenen Gefühlskonstitution mitfühlen. In diesen qualitativen Gefühlsmomenten wird die tatsächliche qualitative Verschiedenheit der Bedeutungsgefühle unmittelbar anschaulich. Das „Verstehen" Sands geht im besten Falle so weit, daß man sein Handeln als notwendige Folge in sein

(Sands) eigenes Gefühlsleben hineinfühlen kann, so wie dieses letztere real nun einmal ist. Man „versteht“ also, wie Sand seine den Mord betreffenden Vorstellungsinhalte als Bedeutungswerte des Gefühls selbst erlebt haben mag, aber man vollzieht gleichzeitig selbst diese gleichen Vorstellungsinhalte mit einem anderen Bedeutungswert im eigenen Gefühlserleben, ganz abgesehen von der moralisch urteilenden Stellungnahme, der man sich natürlich bei dieser Einfühlung völlig zu enthalten hat. So bedeutet die Vorstellung der Folgen des Mordes für Sand selbst ein höchst intensives Bedeutungserlebnis, für seine gleichgesinnten Freunde ein qualitativ ähnliches, aber weniger intensives, für uns Spätere den tragischen Irrtum eines hochstrebenden Jünglings.

In jener Unterhaltung mit meinem Freunde, der eine Berufung erhalten hatte, war der qualitative Unterschied unserer beiderseitigen Bedeutungsgefühle (bei identischen intellektuellen Bezugsinhalten) das vorherrschende Gefühl zwischen uns. Die ganze Unterredung hatte von mir aus die Tendenz, eine qualitative Gleichartigkeit unseres Bedeutungserlebens in meinem Sinne herbei zu führen, da diese für das praktische Handeln bestimmend werden würde.

Daß in diesem Bedeutungserleben das Lust-Unlustmoment keine primäre Rolle spielt, braucht wohl nicht immer wieder hervorgehoben zu werden. Es kann sich erst einstellen als stimmungsgefärbte Reaktion auf das Bedeutungserleben. Im realen Seelenleben des Alltags ist meist infolge der Unkompliziertheit und Gewohnheitsvertrautheit der Wahrnehmungs- und Vorstellungsinhalte das Bedeutungsgefühl und das reaktive Stimmungsgefühl eine simultane Erlebniseinheit. Nicht selten ist jedoch auch hier bei scharfer Selbstbeobachtung, besonders neuartigen oder überraschenden Eindrücken gegenüber, eine zeitliche Differenz und damit eine qualitative Differenzierung zwischen dem stets voraufgehenden Bedeutungsgefühl und dem reaktiven Stimmungsmoment konstatierbar. Wenn etwa auf der Straße — wie ich es erlebte — ganz unerwartet vor meinen Augen eine alte Frau von einem Auto umgeworfen und überfahren wird, so ist bei mir der erste Bruchteil einer Sekunde von der bloßen Wahrnehmung ausgefüllt, an diese schließt sich als nächstes unmittelbar ein Gefühl der Bedeutung des Vorganges (Wahrnehmungsinhaltes) an, in dem dessen Gewichtigkeit, Schwere oder wie man es nennen will, erlebt wird, und erst hiernach in einem weiteren winzigen Sekundenbruchteil entsteht zugleich ein reaktives Stimmungsgefühl, dessen Qualität etwa in der Richtung Mitleid, Empörung, Unlust liegt. Bei mir rein persönlich kommt übrigens dies Stimmungsgefühl zunächst

nur als Tendenz zum Anklingen und wird sogleich aktiv durch das neue qualitative Bedeutungsgefühl meines nächsten Vorstellungsinhaltes verdrängt, durch den ich mir vergegenwärtige, daß ich jetzt vor allen Dingen als Arzt praktische Hilfe leisten muß. Jene reaktive Stimmungsfärbung pflegt sich in ungehinderter Intensität erst nach erledigter Hilfeleistung an meine reproduktiven Erinnerungsvorstellungen des Ereignisses einzustellen. Man darf wohl allgemein sagen, daß neuartigen Wahrnehmungsinhalten gegenüber das erste Anklingen der Gefühlserfassung den Charakter des lust-unlustfreien, rein qualitativen Bedeutungserlebens hat. Dies liegt z. B. in dem Moment, das man gänzlich unerwarteten, freudigen oder traurigen Ereignissen gegenüber etwa mit Ausdrücken wie: „Ich war zuerst ganz sprachlos“, „ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen“, „ich war zuerst völlig verdutzt“ u. dgl. beschreibt.

Für den Haushalt der Seele sind die qualitativen Bedeutungsgefühle nichts weniger als diejenige Erlebnisform, die alle seelischen Inhalte erst zu sinnvollen, bewußt als Ichinhalt erlebten, innerlich klaren Bewußtseinserlebnissen machen. In ihrer vollsten und klarsten Ausprägung werden Bedeutungsgefühle im Zustande der Aufmerksamkeit erlebt. Besonders bei aktiver Aufmerksamkeit ist das Bewußtsein ganz seinen jeweiligen Wahrnehmungs- oder Vorstellungsinhalten hingegeben. Dieses innere Hingegebensein ist nichts anderes als aktiver Vollzug der Bedeutungsgefühle, die mit dem rein Inhaltlichen der Vorstellungen verknüpft sind. Erst durch das gleichzeitig mit der Vergegenwärtigung des rein gegenständlichen Inhaltes vollzogene Bedeutungsgefühl wird dieser Inhalt für mich konkretes Aufmerksamkeitserlebnis. Ich wähle ein Beispiel, wie es der Zufall gerade bietet durch einen Blick in die neben mir liegende Zeitung. Ich lese da in einem Bericht über das Hochwasserunglück am Rhein im Januar 1926 folgende Sätze: „Die Besichtigung des Hochwassergebietes Koblenz, Neuwied und Andernach zeigte Bilder furchtbarster Verwüstungen. Fast überall ist gerade die ärmere Bevölkerung am härtesten betroffen worden. Am schlimmsten sieht es wohl in Neuwied aus. Hier, wo fast die ganze Stadt — insgesamt 370 Hektar — meterhoch überschwemmt war, mußten 1000 Wohnungen mit 16 000 Personen und 200 Geschäfte geräumt werden. Tagelang ruhte der Geschäftsverkehr vollkommen. Infolgedessen ist die gesamte Neuwieder Geschäftswelt in Zahlungsschwierigkeiten geraten.“

Man kann mechanisch über diese Sätze hinweglesen und von dem rein Gegenständlichen flüchtige Vorstellungsinhalte ohne innere Anteilnahme bilden. Im Zustande besonderer Aufmerksamkeit für die

Inhalte ist dagegen das Bewußtsein ganz erfüllt von dem gefühlsmäßigen Bedeutungserleben des Inhaltlichen. Man darf sich nur nicht dem üblichen Irrtum hingeben, daß das Wesentliche des Gefühlserlebens die persönliche Stimmungsreaktion, hier etwa im Sinne des Mitleidgefühles, sei. Diese kann natürlich auch vorhanden sein und sich schließlich als psychischer Endeffekt in den Vordergrund drängen. Aber ihre Voraussetzung ist stets das reine qualitative Bedeutungsgefühl für die Inhalte. Dieses selbst aber ist keineswegs in erster Linie von den Inhalten abhängig. Man hat dies immer wieder behauptet, und doch läßt sich das Gegenteil leicht zeigen. Es liegt hier wieder eine der wichtigsten Grundtatsachen der ganzen Gefühlsseite des Seelenlebens vor. Bei aktiver Aufmerksamkeitseinstellung auf jenen Bericht erlebe ich, wie ich sagte, die Inhalte mit qualitativen Bedeutungsgefühlen verbunden. Diese Bedeutungsgefühle können aber in den einzelnen Menschen sehr verschieden in qualitativer Hinsicht sein trotz der identischen Vorstellungsinhalte. Denn ihr primärer Ursprung liegt nicht in jenen Vorstellungsinhalten, sondern in der qualitativen Gefühlskonstitution der Einzelpersönlichkeit. Jede Persönlichkeit hat ihre eigene und einzigartige qualitative Gefühlskonstitution. Mit diesem Satze ist eine allgemeinpsychologisch bisher kaum beachtete Fundamentaltatsache des menschlichen Seelenlebens ausgedrückt. Die verstehende Psychologie hat auf Schritt und Tritt mit ihr zu rechnen. Jede wissenschaftliche Charakterologie, jede differentielle Psychologie, die nicht auf dieser Tatsache als klar erkanntem Fundament aufbaut, versandet in willkürliche und uferlose Allgemeinreflexionen. Gerade an den meisten bisher vorliegenden Versuchen von wissenschaftlicher Charakterologie und Menschenkunde könnte man scharfe Kritik üben in dieser Hinsicht.

An unserem Beispiel mache man sich zwecks Erkenntnis der primären Herkunft der Qualität der Bedeutungsgefühle aus der individuellen Gefühlskonstitution etwa folgende Fälle klar. Man denke sich die aufmerksame Aufnahme jenes Berichtes durch einen alten Geizhals, durch einen edlen Menschenfreund, durch einen egozentrischen Genußmenschen, durch einen gefühlsindifferenten Sachmenschen, durch einen unsozialen Psychopathen, durch ein minderjähriges Kind, durch einen klugen Willensmenschen, durch einen klugen Willensschwachen, durch einen beschränkten Polterer, durch einen beschränkten Alleswisser, durch einen weltklugen und erfahrenen Kritiker, durch einen einseitigen Gewohnheitsnörgler, durch einen galligen Pessimisten, durch einen heiteren Optimisten, durch

einen kalten Streber, durch einen hungernden Proletarier, durch einen reichen Besitzer, durch einen Rheinländer, durch einen Ausländer usw. Am besten vergegenwärtige man sich, um aus dem rohen und einseitigen Allgemeinbegriff derartiger Typen herauszukommen, in jedem Falle eine bekannte Person, die ungefähr den Typus repräsentiert. Nebenbei sei bemerkt, daß die systematische Durchführung solcher Variationen ein experimentelles Verfahren sui generis ist, auf das die Psychologie als Ergänzung der Laboratoriumsmethoden nicht verzichten kann. Man wird so leicht einsehen, daß der eigentliche Bedeutungsgehalt jener Tatsachen von jedem in qualitativ völlig eigenartigen Gefühlsmomenten erlebt wird, ganz abgesehen von den relativen Lust-Unlustmomenten, die im einzelnen entstehen. Aber auch diese sind bei jedem in ihrer individuellen Färbung qualitativ eigenartig, da sie ja vorwiegend vom Bedeutungserleben mitbestimmt sind. Man vergleiche nur zwei Extreme. Ein Kind wird den Bedeutungsgehalt ohne Verständnis für die ganze Sachlage in Gefühlsmomenten des Interessant-Sensationellen erleben, ein weltkluger, erfahrener, sozialempfindender Politiker wird die Vorstellungsinhalte in Bedeutungsgefühlen von größter qualitativer Mannigfaltigkeit und Differenziertheit erleben, wobei als Einzelbewertung etwa die Einfühlung in die Verzweiflungsstimmung der Betroffenen, in den volkswirtschaftlichen Gesamtschaden, in die erforderliche Hilfsaktion, in die praktischen Zukunftslehren u. dgl. auftreten, die als sukzessive Bedeutungsmomente dann zu einem eigenartigen Gesamtbedeutungsgefühl zusammenfließen, das nur erlebt, aber nicht näher beschrieben werden kann. Genetisch betrachtet, resultiert also das Bedeutungsmoment der Vorstellungsinhalte weder einseitig aus den Vorstellungsinhalten selbst, noch einseitig aus der individuellen Gefühlskonstitution. Es ist überhaupt hier keine genetische Fragestellung am Platze, wo es sich nur darum handelt, festzustellen, *wie* seelische Inhalte *tatsächlich erlebt werden. Diese Klarstellung hat jeder anderen Problemstellung vorauszugehen*, vor allen Dingen jeglicher kausalen. Erlebt aber wird *stets nur seelische Totalität in realer Einheit von erlebtem Inhalt und erlebendem Subjekt.*

Besondere Beachtung verlangt weiterhin das resultierende Gesamtbedeutungsgefühl. Es wird als reales, einheitliches Erlebnismoment von qualitativ eigenartigem, inneren Reichtum konkret erlebt. Man darf hier nicht verwechseln die tatsächliche Einheit des Erlebens und die nur durch Reflexion mögliche Differenzierung in die konstituierenden, abstrakt unterscheidbaren Momente. In diesem erlebnis-

mäßigen Einheitscharakter des Gesamtbedeutungsgefühles liegt eine seelische Tatsache vor, die für die ganze Form jedes seelischen Erlebens von grundlegender Bedeutung ist. Die erste allgemeine Andeutung und prinzipielle Anerkennung dieses Sachverhaltes fand ich bisher nur bei einigen Strukturpsychologen. Wenigstens glaube ich, daß Krueger diese Eigenschaft der Gefühle meint, wo er in dem zitierten Referat davon spricht, daß sich die Ganzheitlichkeit alles Erlebens in Gefühlen auswirke. Man charakterisiert nach meiner Beurteilung diese Seite der Erlebnisse am zutreffendsten, wenn man ihren Ganzheitscharakter in der vorstehenden Weise aufzeigt und sie in ihrer unmittelbaren Erlebnisqualität als „Bedeutungsgefühl" bezeichnet. Denn tatsächlich werden hier nur durch Reflexion differenzierbare Einzelheiten als reale Einheit und Ganzheit qualitativ so erlebt, daß ihre Gesamtbedeutung nicht vorgestellt, sondern unmittelbar erfühlt wird. Für den Gesamtverlauf des Bewußtseinslebens liegt in dieser Fähigkeit des Subjektes eine eminent wichtige Tatsache vor. Denn diese qualitativen Bedeutungsgefühle vermögen als reale Erlebniseinheit dem Subjekt den gesamten, von ihnen umschlossenen Gehalt an differenzierbaren Vorstellungsinhalten und Beziehungsvorstellungen unmittelbar zu repräsentieren. In derartigen Bedeutungsgefühlen und ihren Verknüpfungen vollzieht sich zum größten Teile das tatsächliche Denken. Wenn ich z. B. die Gesamtbeschreibung jener Hochwasserkatastrophe einmal sukzessive gelesen und nach ihrem gegenständlichen Inhalt sowie nach ihrem gefühlsmäßigen Bedeutungsgehalt in mich aufgenommen habe, so wird, wenn ich weiterhin von ihr als Gesamtfaktum spreche, dieselbe nicht in allen Einzelheiten gleichzeitig von mir vorgestellt und in jeder Einzelheit bedeutungsmäßig miterfühlt, sondern es ist ein lebendiges Gesamtbedeutungsgefühl in mir vorhanden, durch das ich die Ganzheit als gegenwärtigen Bewußtseinsinhalt erlebe. Dasselbe gilt von den Gesamtbedeutungsgefühlen, durch die in meinem realen Erleben nunmehr Gedanken wie „Sands Mord", „Emser Depesche" repräsentiert werden. Man wird vom Standpunkt der abstrahierenden Allgemeinpsychologie vielleicht einwenden wollen, es sei ja nur eine bloße Allgemeinvorstellung da und mehr brauche auch nicht da zu sein. Nach allem, was ich über die Bedeutung des bloßen „Habens" von irgendwelchen bloßen Inhalten ohne Rücksicht auf ihren miterfühlten Bedeutungswert ausgeführt habe, ist dieser Einwand ohne weiteres hinfällig. Hier käme überdies noch die weitere Schwierigkeit hinzu, die schon seit Berkeley den bekannten Streit entfacht hat, ob und

in welcher Form es überhaupt Allgemeinvorstellungen als gegenständliche Inhalte des Vorstellens und Denkens gibt. Höchst interessant ist die Kritik der Berkeleyschen Repräsentationstheorie durch Husserl in den „Logischen Untersuchungen". In positiver Hinsicht gipfelt seine Kritik in dem Satze, daß die Denkakte eigene „Bewußtseinsweisen" gegenüber der direkten Anschauung darstellen, hinter denen man nichts anderes suchen darf als ihr Meinen und Bedeuten. „Was ‚Bedeutung' ist, das kann uns so unmittelbar gegeben sein, wie uns gegeben ist, was Farbe und Ton ist. Es läßt sich nicht weiter definieren, es ist ein deskriptiv Letztes. So oft wir einen Ausdruck vollziehen oder verstehen, bedeutet er uns etwas, wir sind uns seines Sinnes aktuell bewußt" (Log. Untersuch., 2. Aufl., 1913, Bd. 2, S. 183). Tatsächlich nun liegt hier ein „deskriptiv Letztes" nur für den voreingenommenen „reinen" Logiker und Intellektualisten. So treffend Husserl den Irrtum Berkeleys abweist, daß die Allgemeinvorstellungen inhaltlich stets nur durch anschauliche Einzelvorstellungen im Bewußtsein repräsentiert seien, so einseitig intellektualistisch und unvollständig fällt seine eigene Beschreibung des realen seelischen Sachverhaltes als eines rein logischen „Aktcharakters" aus. Er hat nicht erkannt, daß in dem auch für ihn grundlegenden Erleben der „Bedeutung" mehr steckt als rein logische Bestimmtheiten, nämlich ein spezifischer, qualitativer Gefühlscharakter von unmittelbarem Erlebniswert als seelische Ganzheit. Diese Einsicht muß solange verborgen bleiben, wie man sich fernhält von allseitiger Untersuchung seelischer Totalerlebnisse ihrem realen Gesamtbestande nach und statt dessen über unwirkliche Abstraktionsprodukte in formal intellektualistischer Einseitigkeit bloße Reflexionen anstellt. Die ganze Phänomenologie Husserlscher Richtung ist bei allen Verdiensten und Fortschritten in Einzelfragen eine einseitige Einstellung auf ein einzelnes Moment an den seelischen Tatsachen. Es wird in intellektualistischer Abstraktion ein Objekt erzeugt, dem keine seelische Wirklichkeit entspricht. In dem ganzen schwerfälligen Begriffsapparat der Phänomenologie werden keine komplexen Tatsachen wesensmäßig erfaßt, sondern durch abstrahierende Reflexion gewonnene Momente an den seelischen Vorgängen einseitig verselbständigt.

Wenn ich sagte, daß jenes Gesamtbedeutungsgefühl im realen Erleben als Residuum und Repräsentant früherer, sukzessiv erlebter Gesamtinhalte wirksam bleibt, so wird mich niemand mehr dahin mißverstehen wollen, daß ich alle Vorstellungs- und Denkvorgänge damit überhaupt „in Gefühl auflösen" wolle. Im Gegenteil habe ich

nur aufgezeigt, welche tatsächliche Rolle jenes Gesamtbedeutungsgefühl in jenen Vorgängen spielt. Es ist überhaupt kein „reines“ Gefühl, da es derartiges nur für abstrahierende Allgemeinpsychologen gibt. Es ist vielmehr das lebendige, unmittelbar erlebte Gefühl der Bedeutung von „Etwas“, nämlich von dem jeweiligen Gesamtinhalt, den es selbst einschließt. Dieser Inhalt, der durch sein bloßes „Haben“ als Vorstellung für das erlebende Subjekt eben gar nichts „bedeuten“ würde, erhält durch es sein eigenartiges inneres Leben als Bewußtseinserlebnis. Er wird gleichsam durch dies eigenartige Gefühlsmoment auch inhaltlich mitrepräsentiert. Man kann diesen Inhalt natürlich auch abstrahierend nur von der Vorstellungsseite her betrachten, doch bleibt dann nur ein recht schemenhaftes Abstraktum von zweifelhaftem Charakter übrig. Erst wenn man von dem Abstraktum, wiederum unter Mitaktualisierung von Einzelbedeutungsgefühlen in die Vollziehung anschaulicher Einzelvorstellungsinhalte fortschreitet, tritt die qualitative Vorstellungsseite plastischer hervor. Darin liegt ja gerade die eminente psychologische Leistung des Gesamtbedeutungsgefühles, daß es diese weitgehende Emanzipation von der Mannigfaltigkeit des Konkret-Einzelanschaulichen gestattet ohne den Gesamtinhalt als intentionales Erlebnis verblassen und aus dem Bewußtsein verschwinden zu lassen. Alles, was seinem ganzen Umfang nach „gemeint“ ist z. B. bei den rein innerlich vollzogenen „Allgemeinvorstellungen“: „Emser Depesche“, „Sands Mord“, „Hochwasserkatastrophe von 1926“ wird als realer seelischer Sachverhalt qualitativ vorwiegend in Form jenes Gesamtbedeutungsgefühles und nur sekundär zugleich als ganz vage anklingendes Vorstellungsgebilde erlebt, wobei die erlebte Ganzheit aber natürlich reale Einheit ist, an der jene zwei Momente nur reflektierend aufzeigbar sind. Man kann nach allen durch die abstrahierende Allgemeinpsychologie einmal eingeführten Verabsolutierungen bloßer Abstraktionen an den seelischen Vorgängen deren steten qualitativen Komplexcharakter in der seelischen Wirklichkeit nicht oft und eindringlich genug betonen. Wenn man, wie Husserl, einfach dekretiert, daß hier ein „reiner Denkakt“ als deskriptiv Letztes von reinem Aktcharakter vorliegt, so hält diese phänomenologische Grundthese der tiefer schürfenden Beobachtung nicht stand. Vielmehr läßt sich der qualitative Charakter dieser Akte noch genauer erkennen, wenn man sie nach meiner Methode in ihrer komplexen Realität als unmittelbare Erlebnistatsachen untersucht. Ihre reale Erlebnisform als inhaltliches Bedeutungsgefühlsmoment ist

dann klar aufzeigbar. Diese Einsicht und Beschreibung leistet zweifellos mehr für ein wirkliches, unmittelbares psychologisches „Verstehen“ seelischer Vorgänge als die umständlich-abstrakten Begriffsformulierungen der „reinen“ Phänomenologie. Bleibt man in dieser Weise auf dem Boden der realen Erlebnisganzheiten, so erliegt man auch nicht, wie die Phänomenologen, der weiteren Gefahr, zum letzten Ende in einer durch logisch unzulässige Verabsolutierung der Abstrakta errichteten ontologischen Metaphysik zu landen. Krueger hat scharfsinnig darauf aufmerksam gemacht, daß bereits das Husserlsche Ausgangs- und Grundtheorem vom intentionalen Aktcharakter jedes Erlebnisses keine seelische Tatsache, sondern ein objektivierter Begriff ist. Jede Logik oder Psychologie, deren zwangsläufiges Ende Metaphysik ist, ist schon allein durch diesen Effekt methodisch disqualifiziert. Unberührt durch diese prinzipielle Kritik bleiben natürlich Husserls große Verdienste um eine kritische Selbstbesinnung auf die wesentlichen Grundformen im Erkenntnisvorgang überhaupt. Es ist kennzeichnend, daß diejenigen Wissenschaften, die, wie besonders die Psychopathologie, Husserlsche Grundgedanken übernommen haben, sich in der Anwendung auf das methodisch Brauchbare beschränken, so daß in ihnen der Begriff „Phänomenologie“ einen andern, vereinfachten Sinn erhält.

Als Ergebnis der Untersuchungen dieses Abschnittes gewinnen wir nun eine klare Einsicht in den komplexen Inhalt der Gefühlsdetermination der seelischen Vorgänge. Es hat sich herausgestellt, daß unendlich viel reichere Erlebnisqualitäten in ihr liegen als etwa eine einförmige Lust-Unlustfärbung der Vorstellungsinhalte. Diese letztere spielt eine nennenswerte und in den Vordergrund des Erlebens tretende Rolle überhaupt nur in den Affekterlebnissen. Und selbst in diesen ist die reale Erlebnisform dann nicht die abstrakt-formale Lust- oder Unlustfärbung im Sinne der allgemeinpsychologischen Lehren, sondern eine jeweilig völlig eigenartige, qualitative Lust oder Unlust. Dagegen beruht der allgemeine Charakter der Gefühlsdetermination überhaupt auf einem bisher unbeachteten Reichtum an Qualitäten und Leistungen der Gefühlsseite der Erlebnisse. Noch einmal sei betont, daß es „reine Gefühle“ real nicht gibt, sondern nur eine Gefühlsseite — oder wie ich sage — eine durchgängige bedeutungsmäßige Gefühlsdetermination der realen seelischen Vorgänge. Diese aber ist von so großer Bedeutung, daß ein wirkliches psychologisches Erkennen und Verstehen sich deskriptiv vorwiegend an sie zu halten hat. Denn es ist klar, daß jegliches „Ver-

stehen“ eben das erfassen muß, was auch im realen Erleben die wesentliche Rolle spielt. Auf dem Verstoß gegen diesen selbstverständlichen Grundsatz beruht der minimale Leistungserfolg der bisherigen Allgemeinpsychologie in Hinsicht einer generellen Verständlichmachung der seelischen Tatsachen. Das neben der Lust-Unlustfärbung wesentliche Erlebnis der Gefühlsseite ist das affektfreie qualitative Bedeutungsgefühl jedes komplexen, realen Bewußtseinsvorganges. Dabei kann die qualitative Färbung des jeweiligen Bedeutungsgefühles eine unmittelbare Verschmelzung mit dem Lust- oder Unlustcharakter eingehen, so daß als reaktives Stimmungserlebnis ein komplexes Gefühl resultiert, das alle diese unterscheidbaren Momente in unmittelbarer Erlebniseinheit umfaßt. Die Gefühlsdetermination der seelischen Inhalte hat stets diesen Komplexcharakter. Es kann jeweils nach der qualitativen Färbung des Einzelvorganges eines der Momente mehr im Vordergrund stehen, aber irgendwie wirksam und qualitativ mitbestimmend sind stets alle Momente. Ohne ihre Gefühlsdetermination sind alle seelischen Vorgänge für das reale Erleben unvollziehbar und bedeutungslos. Sie können natürlich in abstrahierender Reflexion rein auf ihre gegenständlichen Inhalte hin unter Absehung von ihrer Gefühlsdetermination untersucht werden, aber sie existieren in dieser Form niemals als reale Erlebnisse. Soweit die Allgemeinpsychologie dem Irrtum erliegt, eine bloß reflektierend unterscheidbare Seite an den Erlebnissen zu objektivieren, sind ihre Ergebnisse falsch. Der seelische Vorgang des Erkennens und Verstehens wirklicher Persönlichkeiten und ihrer Kundgebungen kann sich stets nur an das komplexe, reale Erlebnis halten und besteht darin, daß zuerst dessen qualitativer Gefühlscharakter unmittelbar qualitativ erfühlt wird; soweit durch Aufnahme von Wortinhalten ein inhaltlich-gegenständlicher, reproduktiver Vorstellungsprozeß mitbeteiligt ist, unterliegt auch dieser der Einordnung in die lebendige qualitative Gefühlsdetermination des Gesamtvorganges.

II. Die qualitativen Bedeutungsgefühle und die Hauptprobleme der allgemeinen Psychologie

Die bisherige Untersuchung hat sich prinzipiell an seelische Inhalte in ihrer erlebten Ganzheit gehalten und dieser gegenüber gefragt, welche Rolle in ihnen die Gefühlsseite tatsächlich nach Grad und Qualität spielt. Es wurden zwar alle Seiten des konkreten Erlebnisses beachtet und gewürdigt, doch trat naturgemäß das weniger Prominente nach Erfassung des Wesentlichen in der Deskription zurück. Wegen dieser relativen Abstraktion liegt jedoch noch nicht dasselbe Verfahren vor, dessen sich die allgemeine Psychologie bedient. Diese ist vielmehr gezwungen, von vornherein prinzipiell und total von allem zu abstrahieren, was nicht zu der von ihr allein beachteten Seite der Erlebnisse (z. B. der Empfindung, Vorstellung usw.) gehört. Die allgemeine Psychologie untersucht stets nur in Isolierung prominente Formen an den Gesamterlebnissen (Empfindung, Wahrnehmung, Aufmerksamkeit, Denkakt, Willensakt usw.) und geht bei Einführung ihres Gegenstandes und ihrer Problemstellung, wie gezeigt wurde, stillschweigend von der Vulgärpsychologie aus. Es ist nachdenklichen Psychologen dabei nicht verborgen geblieben, daß diese Methode das Übel in sich schließt, kein anschauliches Bild des seelischen Gesamterlebens zu ermöglichen. Denn durch eine nachträgliche Synthese der sukzessiv herausanalysierten Elemente ist die Totalität nicht wieder zu rekonstruieren. Nun ist zwar das menschliche Erkenntnisvermögen einmal auf sukzessive Erfassung seiner Objekte angelegt, und tatsächlich hat diese Methode in ihrem Rahmen durchaus das Ihrige geleistet, indem sie zunächst die jeweils an den seelischen Vorgängen untersuchten Seiten begrifflich klar und scharf heraushob und damit denjenigen psychologischen Scharfblick und terminologischen Besitzstand ausbildete, der psychologische Untersuchungen anderer Methodik erst ermöglicht.

Die in vorstehendem Kapitel erfolgte Herausarbeitung der qualitativen Gefühlsseite der seelischen Erlebnisse verlangt eine kritische

Auseinandersetzung mit den Hauptproblemen der allgemeinen Psychologie. Es sind daher die von dieser untersuchten Hauptformen seelischer Vorgänge, wie Empfindung, Wahrnehmung, Begriff, Denkakt, Urteil, Aufmerksamkeit u. dgl. nach ihrer gegenwärtigen Problemlage daraufhin zu untersuchen, ob und wieweit ihre bisherige Auffassung modifiziert werden muß durch den Nachweis bisher unbeachteter qualitativer Gefühlsmomente. Solange in einer früheren Generation Psychologie noch fast ganz zusammen fiel mit Psychophysik, und solange seelische Tatsachen prinzipiell nur insoweit untersucht wurden, als physikalische und physiologische Messungsmethoden auf sie anwendbar erschienen, mußte die Tatsache der Eigengesetzlichkeit alles höheren Seelischen verborgen bleiben. Daß konkret-seelische Erlebnisse keine additiven Aggregate psychischer Elemente sind, wurde schon vor dem Ausbau der Gestalt- und Strukturpsychologie erkannt (Hartley, J. St. Mill, Lazarus, Mach, G. E. Müller, Wundt u. a.). Dennoch bedeutet diese letztere einen wichtigen Schritt vorwärts durch die systematische Beachtung und Untersuchung des Komplexcharakters jeglicher seelischer Vorgänge.

Die Strukturpsychologie gründet sich auf die fundamentale Tatsache, daß das Erlebnisganze stets größer und andersartig ist als die Summe aller an ihm unterscheidbaren Elemente und daß es aus deren bloßer Summierung überhaupt nicht verstehbar ist. Außer den Elementen gibt es Beziehungen und besondere Ganzeigenschaften (Gestaltqualitäten). So bleibt eine Melodie als Ganzes erhalten, wenn auch alle Elemente durch Übersetzung in eine andere Tonart wechseln. Ferner sind gewisse konstitutive Elemente des Ganzen mehr als andere Träger der Erlebnisqualität und mehr geeignet, für sich allein das Ganze zu repräsentieren. Der Komplexcharakter der seelischen Erlebnisse läßt erst die autonome Eigenart alles Psychischen scharf hervortreten. Zugleich wird damit der relative Erkenntniswert aller der Physik und Physiologie entlehnten Methoden offenbar. Dieselbe Einsicht ergibt sich ferner auch aus der wichtigen Entdeckung der eidetischen Bewußtseinsstruktur des Kindes. Unter anderem ist durch diese klargestellt, daß es auch in der seelischen Entwicklung des Kindes ebensowenig ein Stadium der „reinen Empfindung“ gibt wie beim Erwachsenen.

Angesichts des Strukturcharakters jeglichen Bewußtseinslebens könnte es verfehlt und überflüssig erscheinen, daß wir auch die mit den Methoden der allgemeinen Psychologie künstlich abstrahierten

und isolierten seelischen Gebilde in unser Untersuchungsgebiet einbeziehen. Denn sie existieren ja mehr als bloße Begriffe wie als Tatsachen. Es soll jedoch kurz gezeigt werden, daß auch hier eine verstehende Einstellung auf den Totalcharakter als Ergänzung der reinen Beobachtung und des Experimentes nicht nur unentbehrlich ist, sondern unbemerkt stets zur Mitanwendung gelangt in der allgemeinpsychologischen Methode.

Die Klassifikation der seelischen Erlebnisse pflegt sich nach deren wirklicher oder vermeintlicher Wesensverschiedenheit zu richten. Sie wird von verschiedenen Psychologen in verschiedener Weise vorgenommen. Hier kommt es nicht auf die Vorzüge oder Nachteile der einzelnen Einteilungskriterien der verschiedenen psychologischen Systeme an, sondern auf eine kritische Untersuchung der hauptsächlichsten, überhaupt unterschiedenen seelischen Zustände und Akte. Man trennt gewöhnlich die das Erkennen konstituierenden Vorgänge der Empfindungen, Wahrnehmungen, Vorstellungen und Denkakte von den emotionalen Vorgängen der Gefühls- und Willenserlebnisse. Es ist ein Verdienst der phänomenologischen Richtung H u s s e r l s, auf dem Gebiet der Erkenntnisfunktionen eine Begriffsbildung zu fordern, die nicht auf reflektierende Theorie und kausale Deutung gegründet ist, sondern auf schlichte Beachtung und Beschreibung des in jenen Phänomenen tatsächlich und unmittelbar Erlebten. Man beachtete auf diese Weise zuerst einmal wieder die oft vergessene Tatsache, daß „reine Empfindungen“ im Bewußtseinsleben des Erwachsenen nicht vorkommen, sondern daß das G a n z e f r ü h e r, m e h r u n d a n d e r s ist als seine konstituierenden Elemente. Der einfachste, tatsächlich erlebbare Vorgang ist mindestens stets eine komplexe Wahrnehmung. Daher hat diese auch für die allgemeine Psychologie den Ausgang der Beschreibung zu bilden. (H o f m a n n, Untersuchungen üb. d. Empfindungsbegriff, Arch. f. d. ges. Psychol. 26. 1913. K o f f k a, Psychol. der Wahrnehmung, Geisteswissenschaften 1, 1914; d e r s., Zeitschr. f. Psychol. 13, 1925.) Inzwischen wurde von der Kinderpsychologie und von der experimentellen Völkerpsychologie festgestellt und betont, daß auch entwicklungspsychologisch sowohl onto- wie phylogenetisch das erste seelische Erleben stets Gestalt- und Komplexcharakter hat. Empfindungen sind nur logisch unterscheidbare Teilinhalte an komplexen Vorgängen des wirklichen Seelenlebens. (L é v y - B r ü h l, La mentalité primitive 1922. T h u r n w a l d, Psychol. des primitiven Menschen in K a f k a s Handbuch, Bd. 1, 1922. W e r t h e i m e r, Über das Denken der Naturvölker. 1912.)

Eine eingehende, sehr wertvolle Untersuchung über die Psychologie der Wahrnehmung auf dieser Grundlage enthält das Werk von P. F. Linke (Grundfragen der Wahrnehmungslehre. Untersuchungen über die Bedeutung der Gegenstandstheorie und Phänomenologie für die experimentelle Psychologie. 1918). Hiernach unterliegen der Wahrnehmung die inneren und die äußeren Erlebnisse. Bei der äußeren Wahrnehmung muß unterschieden werden zwischen dem außenseienden Gegenstande und dem, diesem genau entsprechenden, aber von ihm verschiedenen Geschehen im Subjekt. Dies letztere ist das intentionale Akterleben. Dies Akterleben aber ist seiner inhaltlichen Seite nach an den Gegenstand „gekoppelt", denn es ist anders, wenn es ein Rot oder ein Blau oder einen Ton zum Gegenstande hat. Das Aktganze hat demnach drei Seiten: den Aktstoff, die Aktform und die Gebundenheit an ein Ich. Die Gegenstände haben formale und materiale unselbständige Teile. Zu den formalen gehören Gestalt, Größe, räumliche und zeitliche Lage, Zeit u. dgl., zu den materialen Farben u. dgl. Da der Aktstoff dem Gegenstande genau entspricht, so sind diese beiden Seiten auch an ihm zu unterscheiden. Hier ist nun der formale Teil das „Form- oder Gestalterlebnis" und der materiale Teil die „Empfindung" (S. 165ff.). Für Linke steht es daher auch fest, daß das Wahrnehmen nicht einfach in einer assoziativen Verbundenheit von Empfindungen besteht. Sehr bedeutsam und von den üblichen Lehren abweichend sind weiterhin seine Untersuchungen über den Unterschied zwischen Wahrnehmung und Vorstellung. Es seien nur deren wichtigste Punkte angeführt. Die wichtigsten Vorstellungen treten auf als Erinnerungen. Sie stellen sogenannte „Schachtelerlebnisse" dar, da sie den Gegenstand nicht unmittelbar intendieren, sondern als aktuelles Erlebnis eines früheren Erlebnisses in einem bestimmten Zeitpunkt. Fällt diese zeitliche Gebundenheit fort, so besteht eine ungebundene Phantasievorstellung. Man stellt also nach Linke niemals einen Gegenstand vor, sondern dessen Wahrnehmen. Es „reduziert sich der Unterschied zwischen Wahrnehmungen und Vorstellungen ausschließlich auf einen solchen der erfassenden Akte" (S. 223).

Von Wichtigkeit ist die weitere Feststellung, daß nicht alles Wahrgenommene wirklich zu sein braucht, um wahrgenommen werden zu können. Denn sogenannte Trugwahrnehmungen, bloß halluzinierte Töne und Gegenstände werden genau so wahrgenommen. Über das reale Sein entscheidet nicht der Wahrnehmende, sondern der Physiker mit seinen besonderen naturwissenschaftlichen Methoden.

Dagegen geht aber von allen Wahrnehmungen eine „Wirklichkeitssuggestion“ aus, da in ihrem Vollzuge zugleich die Neigung erlebt wird, die Wirklichkeit ihrer Gegenstände anzunehmen (S. 226). Dieselbe Wirklichkeitssuggestion begleitet die zeitlich fixierten Erinnerungsvorstellungen im Gegensatz zu den ungebundenen Phantasievorstellungen.

Schließlich als letzte bedeutsame Feststellung sei der „assimilative“ Charakter vieler Wahrnehmungen angeführt. Dieser besteht darin, daß viele Wahrnehmungen zwangsmäßig bestimmte Vorstellungen hervorrufen, z. B. das Sehen des weißen Zuckers die Vorstellung seiner Süße u. dgl. Die Wirklichkeitssuggestion des wahrgenommenen Teiles geht dabei auf den vorgestellten über (S. 231ff.).

Daß diese auf strukturpsychologischer Grundlage ruhende Beschreibung der Wahrnehmungen und Vorstellungen der seelischen Wirklichkeit näher kommt, als das schematisch abstrahierende Verfahren der Elementenpsychologie, steht außer Zweifel. Vom Standpunkte einer verstehenden Psychologie, die das seelische Erleben als Ganzheit, d. h. so wie es real wirklich erlebt wird, erfassen will, liegt allerdings auch hier noch eine künstliche Isolierung aus der seelischen Realverbundenheit vor, die ihrerseits noch überwunden sein will, wenn nicht gewisse Seiten an einem Erlebnis, sondern das Erlebnisganze verstanden werden sollen. Hier liegt der prinzipielle und methodische Unterschied zwischen allgemeiner und verstehender Psychologie verborgen. Jene greift einzelne besonders hervortretende Merkmale an den seelischen Erlebnissen heraus (die Empfindungsseite, die Wahrnehmungsseite, die Vorstellungsseite, die Beziehungsverhältnisse u. dgl.) und untersucht diese Merkmale auf ihre charakteristischen, immer wiederkehrenden Teilmerkmale. Selbst wo eine falsche ontologische Verabsolutierung dabei vermieden wird, wird durch die gänzlich andere — in sich natürlich durchaus berechtigte — Problemstellung das Untersuchungsziel einseitig festgelegt. Es wird nämlich gar nicht gefragt: Was wird tatsächlich in jenen Merkmalen erlebt? Welche tatsächlichen Teilmerkmale werden rein erlebnismäßig unterschieden?, sondern es wird untersucht, welche Unterscheidungen rein begrifflich aus dem Merkmal herausanalysiert werden können ohne Rücksicht auf ihren präsentativen Erlebnischarakter. Es wird zu diesem Zweck ferner eine vergleichende Methode angewandt, in der das Verhalten der Merkmale unter wechselnden Bedingungen beobachtet wird. So gelangt man zur Aufstellung von „Gesetzen“. Derartige Gesetze sind etwa das Weber-

Fechnersche Gesetz der Empfindungsintensitäten, das Qualitätsgesetz der spezifischen Sinnesenergien, die Assoziationsgesetze der Vorstellungen u. dgl. Alle diese reflektierend ermittelten Eigenschaften und Zustände sind zwar allgemeinpsychologisch richtig und auch wichtig, aber sie sind an den Erlebnissen konstatiert als bloße Kategorien, unter denen über sie reflektiert werden kann, sie werden dagegen niemals in ihnen wirklich erlebt. Die untersuchten Merkmale (Wahrnehmen, Denken, Wollen u. dgl.) sind ja selbst nur derartige Kategorien, unter die das seelische Gesamterleben von der reflektierenden Psychologie zum Zwecke begrifflicher Ordnung gebracht wird. Man darf aber niemals die Ergebnisse dieser reflektierend-kategorialen Betrachtungsweise mit einer qualitativ gleichartigen Ordnung der seelischen Realität selbst gleichsetzen. Die verstehende Psychologie hat diesen Unterschied scharf herauszuheben, denn sie will real Vorhandenes, so wie es erlebt wird, unmittelbar verständlich machen, aber nicht über begrifflich zwar unterscheidbare, aber real nicht adäquat erlebte Teilinhalte seelischer Erlebnisformen reflektieren. Sie bildet daher die notwendige, die schwierigen Analysen der Allgemeinpsychologie erst krönende Ergänzung jener Methoden.

Man kann daher den allgemeinen Feststellungen Linkes, besonders in ihrer Fortschrittlichkeit gegen frühere Beschreibungen voll zustimmen, soll sich aber bewußt bleiben, daß auch die strukturpsychologische Wendung zwar den Fortschritt vom flächenhaft-einseitigen zum stereoskopisch-plastischen Sehen bedeutet, aber noch nicht die Erfassung des Lebens selbst als realen Vorgang. Wer vom Standpunkt der verstehenden Psychologie etwa Wahrnehmen und Vorstellen erfassen will, der wird diese Vorgänge nicht erst als isolierte Teilinhalte an seelischen Vorgängen begrifflich verselbständigen, sondern er wird Wahrnehmungen und Vorstellungen induktiv aufsuchen, so wie sie tatsächlich auftreten im realen Erleben. Sollte man dabei auf eine störende Verbundenheit mit andern Qualitäten des seelischen Erlebens und auf eine durchgängige Bezogenheit auf ein erlebendes Individual-Ich stoßen, so wird man sich nicht die Bequemlichkeit gestatten dürfen, hiervon zunächst einmal zu „abstrahieren". Diese Verbundenheiten und Bezogenheiten sind nun einmal real da und gehören zum Gesamtvorgang. Dieser soll ja verstanden werden als Wahrnehmung, Vorstellung u. dgl. Deshalb bleibt auch gar nichts anderes übrig, als sich an tatsächliche Gesamtvorgänge in einem tatsächlichen Ich zu halten. Da seelisches Erleben nur in Form einer fortlaufenden Kette von Einzelerlebnissen

real vorhanden ist, so wird man sich an solche realen Einzelerlebnisse halten müssen, die Wahrnehmungs- oder Vorstellungscharakter haben, aber nicht einfach an das abstrahierte Wahrnehmungsmoment in einem komplexen Wahrnehmungserlebnis.

Es seien einige reale Erlebnisse untersucht in bezug auf ihren Wahrnehmungscharakter. Ich wähle zunächst ein einfaches eigenes Erlebnis der zufälligen Erfahrung des heutigen Tages. Ich wurde heute morgen aus traumlosem Schlaf erweckt durch das Ablaufen meines Weckers. Meine erste bewußte Wahrnehmung war das Weckergeräusch. Ich erlebte in dessen Erfassung die besondere Qualität und Intensität der entstandenen Empfindungsinhalte, d. h. die Lautheit der Töne, ihre besondere Höhe und Klangfarbe, ihren Rhythmus usw. Aber dies „Wahrnehmen" war nicht ein besonderes „Achten" auf diese unterscheidbaren Momente, sondern ein einheitliches Gesamterlebnis. Ebenso wurde nicht besonders beachtet, daß es tatsächlich *mein* Wecker war, der in dieser gleichen Form jeden Morgen abläuft. Daß aber trotzdem zugleich in dieser Wahrnehmung ein, wenn auch nicht besonders beachtetes, Bekanntheits- und Gewohnheitsmoment unbeachtet miterlebt wird, ist wohl dadurch bewiesen, daß mir ein anderer als der gewohnte Rhythmus zweifellos sofort aufgefallen wäre. Hätte jemand unbemerkt einen anderen Wecker hingestellt, so wäre die Unterschiedenheit zweifellos besonders bemerkter Bestandteil der Wahrnehmung geworden. Gleichzeitig mit der Tonwahrnehmung, die noch mit geschlossenen Augen gemacht wurde, hatte ich ein *Vorstellungsbild* des Weckers gegenwärtig. Als weitere Wahrnehmungsakte folgten in bezug auf den Wecker sogleich das Erblicken und Betasten desselben zwecks Abstellung des Läutewerkes. Wenn ich nun den Vorgang in dieser Weise nur in bezug auf seine Wahrnehmungsseite beschreibe, so sind damit lediglich *einige* anschauliche Momente dessen herausgehoben, was tatsächlich mein Gesamterlebnisinhalt war. So erlebte ich nicht nur das Weckergeräusch, sondern in ihm zugleich *mich selbst*. Mit dieser ersten Wahrnehmung des eingetretenen Wachzustandes stellte sich als Inhalt meines Erlebens mein *gewohntes Ichgefühl* ein. Dies Ichmoment wurde zwar nicht als solches ausdrücklich „wahrgenommen" in Form einer darauf gerichteten Beachtung, aber es wurde *unmittelbar erlebt*. Ich erlebte mich aber nicht nur überhaupt als irgendwie plötzlich wieder existierend, sondern als existierend in den *vielfachen, ganz konkreten Umständen meiner momentanen Lage*, d. h. als in diesem mir bekannten Bette liegend, als zu dieser Zeit und in diesem Raume normalerweise hier

befindlich usw. Ich fühlte mich gleichsam in für mich gewohnter Weise wieder eingeschaltet in meinen gewohnten Lebensablauf. Alle diese Einzelmomente bildeten für mich in dem Bruchteil der ersten Sekunde meines Wachseins, den sie der Dauer nach ausgefüllt haben mögen, keine irgendwie isoliert nebeneinander stehenden Wahrnehmungsinhalte, sondern sie bildeten einen einheitlichen Erlebniskomplex, der weniger seinem gegenständlichen Gehalt nach „wahrgenommen“, als seinem Bedeutungsgehalt nach „gefühlt“ wurde. Ich hörte nicht nur Töne, sah nicht nur Gegenstände, hatte nicht nur die Tastempfindungen der meinen Körper berührenden Gegenstände, sondern ich erlebte zugleich alle diese Inhalte ihrem Bedeutungsgehalt nach rein gefühlsmäßig — denn anders als gefühlsmäßig kann Bedeutungsgehalt nicht erlebt werden —, und in jenem erlebten Einheitskomplex von rein Gegenständlich-Wahrnehmungsmäßigem plus unmittelbar gefühltem Bedeutungsmäßigem desselben erlebte, d. h. fühlte ich zugleich mich slebst als dieses gewohnte Ich.

Wer etwa aus theoretischer Voreingenommenheit heraus die Berechtigung bestreiten wollte, daß neben der bloßen optisch-akustisch-sensorischen Wahrnehmung des Inhaltlich-Gegenständlichen das gleichzeitige Erfühlen des Bedeutungsgehaltes dieses Gegenständlichen im Gesamtvorgange der „Wahrnehmung“ unterschieden werden dürfe, der sei auf einige Momente des Bedeutungsgehaltes der Wahrnehmungen aufmerksam gemacht, die aus dem rein Gegenständlichen ihrer Inhalte nicht hergeleitet werden können. Im Bedeutungsgehalt wird u. a. das Sinnvolle des Wahrnehmungsinhaltes erlebt, durch das sein Erscheinen als jetzt aktuelles objektives Sein und Geschehen im allgemeinen Seinszusammenhang als richtig, erwartbar, kausal gerechtfertigt unmittelbar erfaßt wird, ferner das Bekanntheits- oder Neuartigkeitsmoment am Wahrnehmungsinhalt, ferner die besondere Beziehung zu meinem rein persönlichen Interesse an dem Inhalt, das sehr wechselnd' sein kann, im aktuellen Auftreten aber stets irgendwie mitgefühlt wird. Soweit dies Interessemoment den Bedeutungsgehalt ausmacht, sei es im gewählten Falle herausgehoben, gerade weil es im Erleben selbst wenig intensiv war. Bei der Wahrnehmung des Weckergeräusches entstand in mir gar kein sogenanntes „Interesse am Gegenstande“. Ich hatte mir ja keineswegs am Tage vorher oder unmittelbar mit dem Hören vorgenommen, jetzt darauf zu achten, wie ich den Wecker wahrnehmen würde. Diese Analyse greift nur nachträglich jene tatsächliche Wahrnehmung heraus, so wie sie sich in gewohnter Weise abgespielt hat. Aber gerade dies Moment, daß

ich den Wecker in dieser Form wahrnahm, ohne zugleich ein irgendwie besonderes Interesse an ihm zu nehmen, ist als zum Gesamtbestande gehörig sehr wichtig, denn das Bedeutungsgefühl, in dem dies Moment erlebt wird, bestimmt damit eben meine subjektive Gesamtstellungnahme zu dem rein Gegenständlichen des Wahrnehmungskomplexes. Dies Bedeutungsgefühl stempelt — bildlich gesprochen — diesen gegenständlichen Inhalt seiner Bedeutung nach sofort ab. In diesem Falle also etwa als Eigenvorgang unwichtiges, bekanntes, normales, erwartbares Mittel zum Zwecke des rechtzeitigen Wachwerdens. Daß das Bedeutungsgefühl mir in diesem Falle ein Moment der relativen Unwichtigkeit des Wahrnehmungsinhaltes vergegenwärtigt, macht nicht etwa dies Bedeutungsgefühl nun seinerseits zu einem in diesem Falle unwichtigen Moment. Im Gegenteil weist es damit dem ganzen Inhalt seine gebührende Stelle im Erleben an, d. h. es macht ihn zu einem flüchtigen, als Eigenvorgang nur ganz oberflächlich beachteten Teilkomplex meines Erlebens, der durch diese „Abstempelung" das Feld sofort wieder räumt für weitere seelische Inhalte, nachdem er selbst wohl nur Bruchteile einer Sekunde allein aktuell gewesen ist. Dies in jedem komplexen Wahrnehmungsvorgang liegende Moment des gefühlsmäßigen Bedeutungserlebens ist von der größten praktischen Wichtigkeit für den Ablauf des Erlebnisstromes nicht nur da, wo es als qualitativ stark hervortretendes Interesseerleben die Inhalte lange und eindringlich für die Beachtung und Aufmerksamkeit festhält, sondern ebenso dort, wo es das Moment der Unwichtigkeit enthält und damit die Bahn frei hält für den Fortgang zu anderen Inhalten. In dieser von mir aufgezeigten Verbundenheit mit dem Komplex des Wahrnehmungsvorganges ist es bisher als Gefühlsleistung nicht gewürdigt worden.

Es ließen sich noch mehr und noch subtilere Momente angeben, die jeweils im Bedeutungsgehalt eines Wahrnehmungsvorganges liegen können und je nach dem Vorwiegen des einen oder anderen das Gesamtbedeutungsgefühl qualitativ mitbestimmen. Alle diese Momente liegen nicht in der objektiv-gegenständlichen Seite, sondern in der Wahrnehmung als seelischem Ganzheitserlebnis. Sie liegen auch nicht einfach im Subjekt unabhängig vom Wahrnehmen, sondern sie bilden die nie fehlenden miterlebten Bedeutungsgefühle, die eine Wahrnehmung als sinnvolles und bewußtes Erlebnis ebenso mitkonstituieren wie die rein gegenständlichen Inhalte. Alle diese Momente, die das Bedeutungsgefühl als Teilinhalt des komplexen Wahrnehmungsvorganges konstitutieren, stammen genetisch natürlich aus dem Subjekt und

nicht aus der gegenständlichen Außenwelt, aber dies Herstammen aus mir wird nicht etwa als solches miterlebt. Erlebt wird nur eintretendes Sein und Aktuellwerden von Erlebnisinhalten. Und in diesen zugleich ihr Sein in mir. Ich erlebe in einem einheitlichen Akte stets die Inhalte in mir und mich in den Inhalten. Daß ich in der nachträglichen Reflexion diese beiden Momente begrifflich auseinander halten kann, darf nicht den Schein vortäuschen, als ob sie im Erleben auch getrennt wären. Das ist eben die äußerst wichtige und gar nicht beachtete Fähigkeit und Leistung der Gefühle, daß sie mehrere Momente zu einer unmittelbaren Erlebniseinheit umfassen und diese komplexe Einheit mit dem Komplex der gegenständlichen Seite zum realen Totalvorgang (Wahrnehmung, Vorstellung oder dgl.) verbinden und dem Erleben als verständlichen Inhalt vergegenwärtigen.

Ich komme noch einmal zurück auf die Wahrnehmung des Weckergeräusches. Es wird jetzt klar geworden sein, welch ein qualitativer Reichtum von unterscheidbaren Momenten in diesem kurzen Wahrnehmungsvorgang liegt und wie es kommt, daß er trotzdem in der Realität als einfacher, flüchtiger Vorgang durch das Bewußtsein hindurch eilt. Die Psychologie, die alle Seiten eines seelischen Vorganges deskriptiv erfassen will, ist nun einmal gezwungen, in eine sehr umständliche Begriffsbildung einzutreten. Damit wird leicht der Anschein erweckt, als ob all den verwendeten Begriffen „Wahrnehmung", „Fühlen", „Aufmerksamkeit" usw. selbständige seelische Inhalte entsprächen, während sie doch nur als Seiten bzw. Momente in viel komplexeren Vorgängen real sind. Ferner wird der Anschein erweckt, als ob der Vorgang selbst auch für das unmittelbare Erleben diese umständlich-sukzessive Form habe. Aus der Selbsterfahrung weiß man aber, daß er gerade die gegenteilige Form höchster Konzentrierung und Einheitlichkeit hat. An der Erklärung dieses Mißverhältnisses zwischen Beschreibung und realem Sein gehen die Allgemeinpsychologen gern stillschweigend vorbei, oder sie sehen es in theoretischer Voreingenommenheit gar nicht, oder aber sie geben den summarischen Rat, man müsse sich eben alles als miteinander verbunden „vorstellen" und „denken". Hier ist es wieder eine besondere Aufgabe der deskriptiven Psychologie, zu zeigen, auf welche Weise diese Verbundenheit tatsächlich besteht und was gerade dieser Verbundenheitscharakter für den Gesamtablauf der Erlebnisse real leistet und bedeutet. Daß diese Verbundenheit durch diejenigen Momente des Gesamtvorganges zustande kommt, die sich als Gefühlsqualitäten von großem innerem Reichtum beschreiben lassen, ist der Allgemeinpsychologie im ganzen Umfange dieses Sach-

verhaltes verborgen geblieben, weil sie sich von vornherein theoretisch auf einen zu engen Gefühlsbegriff im Sinne der Lust-Unlusttheorie festgelegt hat.

* *
*

Aus den Wahrnehmungen des heutigen Tages greife ich noch eine heraus, die neben dem bloßen Wahrnehmungsmoment zugleich Vorstellungs- und Denkakte scharf hervortreten läßt. Ich besuchte einen befreundeten Arzt in einem anatomischen Laboratorium. Ich traf ihn mit mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt. Zufällig wurde er in dem Augenblick meines Eintrittes für kurze Zeit abberufen, und ich machte von der Erlaubnis Gebrauch, die Präparate anzusehen. Ich blickte in das Mikroskop, um das gerade eingestellte Präparat zu betrachten. Ich war nicht darüber unterrichtet, was überhaupt in Frage kam. Ich erblickte zunächst farbige Gebilde von hellrosa, dunkelrosa und gelben Bezirken mit schwarzen Punkten eingestreut. Im ersten Moment hatte ich nur diesen Farbeneindruck des Ganzen. Bei weiterem Zusehen erkannte ich einzelne räumliche Strukturen. Feinfädige Faserzüge, Zellen verschiedenster Formen, teilweise mit Kernen. Sobald ich eine Zelle unterschieden hatte, hielt ich den Blick nur auf sie gerichtet, um zu erkennen, zu welcher Gattung sie gehöre. Ich erkannte sie als weiße Blutzelle. Meine generelle Erkenntnisabsicht ging zunächst dahin, herauszufinden, um welches Organ es sich überhaupt handle. Da es Blutzellen überall im Körper gibt, so war ich noch keinen Schritt weiter gekommen. Ich faßte nun die hellrosa Faserzüge ins Auge und erkannte sie als Bindegewebe. Bezüglich des Organes war auch hiermit nichts ausgemacht, da auch Bindegewebe in vielen Organen vorkommt. In dem Bindegewebe fielen mir tiefschwarze winzige Pünktchen auf, die ich zunächst nicht zu deuten wußte. Ich durchmusterte nun das Gesamtbild, ohne es mechanisch zu verschieben, weiter und erblickte gelbe größere Gebilde, in denen ich an ihrer mir bekannten Form sofort Knorpelzellen feststellte. Knorpelzellen gibt es nur in relativ wenigen Geweben des Körpers. Ich ließ die Tendenz zur Besinnung auf diese Organe nicht aufkommen, weil ich noch nicht alle in dem Gesamtbild unterscheidbaren Formelemente festgestellt hatte. Gegen den Rand des Bildes sah ich riesige Anhäufungen gleichartiger Zellen, die ich als Rundzellen erkannte. Nun fiel mir in diesen Bezirken plötzlich ein großer Reichtum an Knorpelgewebe auf, das um einen Hohlraum angeordnet und von zahlreichen Gefäßen durchzogen war, die viele rote Blutkörperchen enthielten. Mit einem Schlage durchzuckte mich die Vorstellung:

Lunge, Bronchus. Nun tauchte zugleich ein mir rein gedächtnismäßig bekanntes mikroskopisches Bild eines typischen Bronchialgewebes in mir auf. Unter Beachtung dieses Vorstellungsbildes beobachtete ich vergleichend das Wahrnehmungsbild. Es fiel mir auf, daß nirgends die zugehörigen typischen Epithelzellen zu sehen waren. ebenso fehlten die Muskelzellen und das Drüsengewebe. Das Bild des Präparates hörte plötzlich auf mit Bindegewebszügen, die von Rundzellen reichlich durchsetzt waren. Trotzdem war ich meiner Diagnose ziemlich sicher, denn ich reflektierte, daß kein normales. sondern erkranktes Gewebe vorliegen müsse. Um welche Krankheit es sich handelte, war mir noch unklar. Als in diesem Stadium mein Blick wieder auf die tiefschwarzen Punkte fiel, kam mir plötzlich die Vorstellung, daß es Kohlepigment sei. Diese Vorstellung war ebenfalls von einem Gefühl der Überzeugung von der Richtigkeit begleitet. da Kohlepigment gerade hier häufig angetroffen zu werden pflegt. Die ganze Beobachtungsdauer mochte bis hierhin etwa eine Minute gedauert haben, als der Arzt wieder eintrat. Er belehrte mich, daß es sich um einen chronisch entzündeten, erweiterten Bronchus (Bronchiektasie) handelte. Meine Detailbeobachtungen waren zutreffend, das von mir bemerkte Fehlen von Epithel-, Muskel- und Drüsengewebe stimmte zu diesem Krankheitsbild. Da ich das Krankheitsbild als solches in jenen Augenblicken noch nicht diagnostiziert hatte, so war mir die Bedeutung des Fehlens jener Gewebsarten noch nicht klar geworden.

Im Gegensatz zu der Wahrnehmung des Weckergeräusches liegt hier ein viel komplizierterer Wahrnehmungsvorgang vor. Mikroskopische Bilder erfordern von demjenigen, der nicht berufsmäßig mit diesen Arbeiten häufig umzugehen hat, eine längere Durchmusterung ihrer unterscheidbaren Formbestandteile, ehe sie die Natur des Organs erkennen lassen. Ein ähnliches Wahrnehmungsbeispiel liegt etwa vor beim Enträtseln eines Vexierbildes. Nur muß man sich das Vexierbild nicht in ein anderes verständliches Bild eingeschaltet denken. sondern in ein Gewirre von auf den ersten Blick unverständlichen Formgebilden. Ich persönlich habe seit Jahren keine besondere Übung mehr in der mikroskopischen Diagnostik. Ein Spezialist hätte auf den ersten Blick den Sachverhalt erkannt, weil er über komplexe anatomische Erinnerungsbilder dieser Art verfügt, die ihm zugleich mit der Wahrnehmung gegenwärtig sind. Um so interessanter ist aber gerade vom psychologischen Standpunkt aus meine durch den Nichtbesitz dieser Erinnerungsbilder bedingte Erlebnisfolge. Denn um eine ganze Folge handelt es sich trotz ihrer Beziehung auf nur ein Objekt.

Der Vorgang wurde herbeigeführt im kontinuierlichen Ablauf gewöhnlicher Erlebnisinhalte. Unmittelbar vorausgegangen waren das Erblicken des Mikroskopes und der Wunsch des Hineinsehens. Hiermit war zugleich eine Einstellung auf das Wahrnehmungsobjekt herbeigeführt. Dieser Umstand ist von Bedeutung. Ach und Watt (Arch. f. d. ges. Psychol. Bd. 4. 1905) haben nachgewiesen, daß eine vorgenommene Aufgabe die Vorstellungsbewegung fortdauernd beeinflußt. Diese Einstellung kann man natürlich auch als Willensakt bezeichnen, aber es wäre damit nur ein anderes Wort für einen komplexen, sehr differenzierten Vorgang gewählt. Hier möge diese komplizierte Frage nach dem Wesen des Wollens nicht aufgeworfen werden. Ich drücke mich lieber so aus: meine Aktivität war in diesem Augenblick determiniert durch den Gefühls- und Bedeutungsgehalt (Interesse, Spannung, Erwartung u. ä.) meines Vorstellungsverlaufes, dessen inhaltlich-gegenständliche Seite das im Mikroskop befindliche Präparat ausmachte. Mit dem nächstweiteren Aktivitätsakt, dem Hineinblicken in das Mikroskop, war das gesuchte Wahrnehmungsobjekt unmittelbar gegeben. Ich hatte von ihm zunächst den Eindruck von etwas Farbigem in hellrosa und hellgelben Tönen mit eingestreuten schwarzen Punkten. Aber mein Bewußtsein war nicht nur durch diese rein gegenständlichen Wahrnehmungsmomente ausgefüllt, sondern als tatsächlicher Erlebnisinhalt stand zugleich mit dieser gegenständlichen Seite ein sehr eindringliches Gefühl im Vordergrunde meines Erlebens. An diesem Gefühl lassen sich etwa folgende Momente unterscheiden: ein Gefühl der Unbekanntheit des Gesamtinhaltes; ein Gefühl, dieses Fremde als Bekanntes zu erfassen; ein Gefühl, daß der Gegenstand als solcher diese Möglichkeiten prinzipiell zuläßt und der Erfolg nur von mir abhängen wird; ein Gefühl, ob ich wohl diese Aufgabe zu lösen imstande sein werde, u. ä. Alle diese nur durch nachträgliche Reflexion unterschiedenen Momente standen als ein Gesamtgefühl zugleich mit der gegenständlichen Seite der Wahrnehmung im Vordergrund meines Erlebens. Sie bedingten die kaum in Worten adäquat zu beschreibende Eigenartigkeit dieses Gesamtgefühles eben dadurch, daß keines von ihnen als qualitativ isoliert erlebt wurde, sondern daß alle in inniger Verschmelzung miteinander und mit der gegenständlichen Seite des Wahrnehmungsinhaltes den Erlebniskomplex in seinem Anfangsstadium ausmachten. Es leuchtet wohl ohne weiteres ein, daß dies Gesamtbedeutungsgefühl, auch wenn es nur andeutungsweise in nachträglich unterscheidbaren Momenten beschrieben werden kann, in dem realen Vorgang eine Hauptrolle spielt und überhaupt die gegen-

ständliche Seite desselben durch seine Verschmolzenheit mit ihr für mein Erleben erst aktualisiert, d. h. bedeutsam macht. Es leuchtet ferner ein, daß jene nur in Andeutungen mögliche Beschreibung dieses Gesamtbedeutungsgefühles trotz der Unvollkommenheit der sprachlichen Übermittlung doch in dem verstehenden Leser ein Verständnis dadurch ermöglicht, daß er zugleich mit dem Vorstellen jener Situation deren Gefühlsseite unmittelbar nachzufühlen vermag. Dieses unmittelbare Nach- und Einfühlen repräsentiert dem Verstehenden ein ähnliches Totalgefühl wie dem primär Erlebenden. Erst durch das Nachvollziehen der Bedeutungsgefühle kommt unmittelbares Verstehen wirklich zustande. Ob das durch sprachliche Beschreibung nacherlebte Gefühlsmoment seiner Qualität nach mit dem primär beschriebenen völlig übereinstimmt, ist eine wichtige Sonderfrage des engeren Verstehensvorganges, die bei Untersuchung der individuellen Gefühlskonstitution aufgeworfen werden muß.

In meinem Wahrnehmungserlebnis bildete das bisher beschriebene Stadium nur den ersten Auftakt, dem schnell ein weiteres folgte. Dies trat in dem Augenblick ein, wo ich das erste selbständige Strukturgebilde in der diffusen Masse entdeckt hatte in Form gewisser Faserzüge, die ich als Bindegewebe erkannte. Wie kam diese Erkenntnis psychologisch zustande? Mein Durchmustern des Gesamtbildes machte halt, als ich Faserzüge unterschied. Das Sehen und Erkennen derselben geschah in einem Vollzuge, denn das typische mikroskopische Bild des Bindegewebes ist mir so vertraut wie etwa das Bild eines Bleistiftes. Mit dem Sehen des Bindegewebes tauchte zugleich ein inneres Aussprechen des Wortes „Bindegewebe“ auf. Das eigentliche Erkennen spielte sich ab als unmittelbares Erleben eines sehr intensiven Bekanntheitsgefühles, deshalb so intensiv, weil es in einem starken Kontrast zu dem bisherigen Fremdheitsgefühl gegenüber dem Gesamtbilde stand. Dies Bekanntheitsgefühl hatte zugleich ein Moment der gelösten Spannung, der Lust und Beruhigung in sich. Diese Momente könnte man etwa mit den Worten andeuten: aha, endlich glücklicherweise etwas Bekanntes. Das rein gegenständliche Identifizieren dieses Teiles des Wahrnehmungskomplexes mit dem mir bekannten Objekt „Bindegewebe“ kam erst durch diese qualitative Gefühlsseite des Aktes zustande. Es war nicht etwa so, daß ich nach dem Wahrnehmen dieses Teiles erst ein Vorstellungsbild des Bindegewebes bildete, das ich vergleichend auf jenes bezogen hätte. Ich erkannte es vielmehr ganz unmittelbar unter Innewerdung eines intensiven Bekanntheitsgefühles. Man darf hier nicht zwei ver-

schiedene Momente verwechseln. Zweifellos wäre dies Erkennen mit dem Auftreten des Bekanntheitsgefühles unmöglich gewesen, wenn mein Gedächtnis nicht auf Grund zahlreicher früherer Wahrnehmungen über ein Vorstellungsbild des Bindegewebes verfügte. Aber im aktuellen Erleben sah ich das tatsächliche Wahrnehmungsbild, und zwar nur dieses allein, und erlebte unmittelbar mit seinem Sehen gefühlsmäßig seine Bekanntheitsqualitäten in einem einheitlichen, komplexen Wahrnehmungserlebnis. Ein Vorstellungsbild als Prüfstein und Vergleichsobjekt wurde nicht nebenher gebildet.

Dagegen war dies tatsächlich der Fall bei dem nächsten Formgebilde, das ich als selbständigen Gegenstand im Gesamtrahmen erfaßte. Dies war eine große Zahl eng zusammenliegender Zellen. Als Zellen überhaupt erkannte ich sie sofort und unmittelbar und war dabei wieder von jenem eigenartigen Unbekanntheitsgefühl erfüllt, da ich nicht sogleich miterkannte, was für Zellen es waren. Dies Fremdheitsstadium dauerte sogar eine gewisse, deutlich erlebte Zeitspanne. Das Unbekanntheitsgefühl nahm dabei an Intensität in allen seinen unterscheidbaren Momenten zu, so in dem Unlustmoment, in dem Spannungsmoment, in dem Aufmerksamkeitsmoment. Außerdem lag aber noch ein anderes, sehr charakteristisches Gefühlsmoment in ihm eingeschlossen, nämlich ein dunkles Bekanntheitsmoment ungefähr der Art: diese Zellen kennst du doch, die hast du doch schon oft gesehen. Dies Moment gab mit seinem Intensiverwerden zugleich dem Spannungsmoment weitere Verstärkung etwa in der Art: werde ich nicht sogleich wissen, was dies für Zellen sind? Gleichzeitig mit diesen qualitativen Gefühlen erfaßte ich mit stärkster Aufmerksamkeitskonzentration das objektive Bild dieser Zellen in allen unterscheidbaren Wahrnehmungsmomenten wie äußere Formen, Färbung, Körnelung des Protoplasmas, Kernformen u. dgl. Plötzlich hatte ich die innere Wortform „Leukozyten“ gegenwärtig. Es war nicht eine richtige Vorstellung, sondern ein eigentümliches, gefühlsartiges Bedeutungserleben des Begriffes unter Bildung des Wortes. Erst im unmittelbaren Anschluß hieran bildete ich die Vorstellung von Leukozyten, indem ich gleichsam nach meinem Erinnerungsbild derselben suchte. Während dieses kurzen Suchens wurde das Anschauungsbild im Präparat weniger intensiv beachtet, da mir die Bildung des Vorstellungsbildes nicht sofort gelang. Ich hatte jahrelang keine Präparate mehr gesehen, und Leukozyten sind Zellen, die verschiedenartige Gestalten annehmen können je nach ihren Unterarten. Mit dem Deutlicherwerden der Vorstellungsbilder kam mir ihre Übereinstimmung mit dem Wahrnehmungsbilde zum Bewußtsein. Es ist

schwer, die Erlebnisqualität zu beschreiben, in der sich diese komplexe Aktfolge abspielte vom Finden der Erinnerungsbilder, Halten an die Wahrnehmungsbilder, Erfassen der Ähnlichkeitsbeziehungen und Gewißheit der Identität von Gesuchtem und Gefundenem samt allen inbegriffenen Gefühlsmomenten. Jedes unterscheidbare Moment dieser Erlebnisfolge wird neben dem bloß Gegenständlichen zugleich seiner Bedeutung nach gefühlsmäßig bewertet, d. h. beachtet oder verworfen je nach Übereinstimmungs- oder Verschiedenheitsgefühl.

Hiermit bin ich an einem Punkte der Beschreibung dieses Wahrnehmungsvorganges angelangt, wo deutlich hervortritt, daß in diesem Stadium ein bloßes „Wahrnehmen“ gar nicht mehr vorliegt, sondern eine Verschmelzung mit Vorstellungs-Denk- und Urteilsvorgängen. Das vorliegende Objekt soll ja gar nicht von mir bloß wahrgenommen, d. h. bloß gesehen werden. Hierzu würde ja ein bloßes Hinblicken auf dasselbe genügen ohne Rücksicht darauf, was das Erblickte für mich bedeutet, ob etwas Bekanntes oder Fremdes, etwas Interessantes oder Gleichgültiges. Das Objekt wird von mir vielmehr als Wahrnehmungsgegenstand in jener erwähnten „Einstellung“ meiner ganzen Gefühlslage qualitativ eigenartig erlebt. Meine Beziehung zu ihm ist ein Interessenehmen an ihm, ein Verstehenwollen seiner Bedeutung. Summarisch kann man auch sagen: ich will das Objekt „erkennen“.

Was ich also im Wahrnehmen dieser noch unbekannten Zellgruppen real erlebte, war verschiedenartiger Qualität. An das beschriebene eigenartige Fremdheitsgefühl, in dem doch zugleich ein Gefühl der Bekanntheit — jenes Moment des Stutzens: „diese Zellen kennst du doch“ — mitvertreten war, schloß sich ein Reproduktionsvorgang, ein Suchen nach solchen Erinnerungsbildern an, die dies Bekanntheitsgefühl mit sich verbinden lassen könnten. Mit dem Auftauchen der Vorstellung plus Worterlebnis: „Leukozyten“ standen die Erinnerungsbilder dieser Zellarten zuerst etwas unbestimmt, dann schärfer werdend vor dem inneren Anschauen. Das Schärferwerden dieser Erinnerungsbilder ging einher mit einer Intensitätszunahme des Bekanntheitsgefühles, das sich damit qualitativ in ein Richtigkeitsgefühl, ein bestimmtes eigenartiges Fühlen des Umstandes, auf dem richtigen Wege zu sein, umwandelte. Mit dem Deutlichhaben der Erinnerungsbilder vollzog ich eine Art inneres Halten derselben an die Wahrnehmungsbilder, wobei sich das Bekanntheits- und Richtigkeitsgefühl in ein zweifelsfreies positives Zustimmungsgefühl modifizierte. Nun fand eigentlich nicht mehr ein Vergleichen der beiden

verschiedenen Bilder statt, sondern ein Ineinanderfließen des Erinnerungsbildes in das Wahrnehmungsbild. Das erstere wurde gleichsam von mir in das letztere hineingesehen mit dem Gefühl der richtigen Zuordnung von Gesuchtem und Vorhandenem.

* *
*

Der ganze hiermit beschriebene Vorgang ist ein typischer Denk- und Urteilsakt. In der Denkpsychologie wird nun gewöhnlich der Sachverhalt so dargestellt, daß man von spezifischen Denkakten spricht, in denen die Denkinhalte, seien sie konkrete Gegenstände oder Ideen, aufeinander bezogen werden. Damit ist zwar eine Seite des Vorganges richtig angegeben, aber keineswegs der ganze Vorgang erschöpfend beschrieben. Diese „intellektuellen Akte“ leiden tatsächlich an einem empfindlichen Mangel für das Verstehen, insofern sie nicht unmittelbar nacherlebbar sind in der rein intellektuellen Form, in der sie als reine Beziehungsvorgänge beschrieben zu werden pflegen. Sie werden in bezug auf ihre erstaunlichen Leistungen oft in einer Weise begrifflich formuliert und beschrieben, daß sie mehr als ein Mysterium anmuten, denn ein schlichtes Erleben. Die Ursache ist die falsche Verdinglichung der Vorstellungs- und Vergleichsmomente des komplexen Erlebens zu einem selbständigen seelischen Inhalt. Auf diese Weise wird von der qualitativen Gefühlsseite des komplexen Erkenntnisvorganges überhaupt nichts beachtet. Das Moment, das erst die Intensität und das Bedeutsamwerden der bloß gegenständlichen Seite bedingt, das ferner über die Art der Stellungnahme zu ihm entscheidet, ist aber die qualitative Gefühlsseite. Übersieht man dieselbe oder abstrahiert man aus theoretischer, intellektualistischer Voreingenommenheit von ihr, so verzichtet man damit nicht nur auf eine zureichende Erkenntnis des realen seelischen Vorganges, sondern auch gerade auf die Seiten an ihm, die sein unmittelbares Verstehen erst ermöglichen. Rein intellektuelle Akte von rein gegenständlichem Gehalt gibt es nicht real, deshalb wirkt ihre Beschreibung auf den Zuhörer mit der eigentümlichen Kälte aller bloßen Abstraktionen. Was bei derartigen psychologischen Beschreibungen „verstanden“ wird, ist nur der Sinn der Sätze, sofern er wenigstens mit einer Seite des komplexen Vorganges übereinstimmt, aber es wird nicht der Denk- oder Urteilsvorgang selbst verstanden, der doch eigentlich seinem ganzen realen Sein nach beschrieben und verstehbar gemacht werden soll. Der hier beschriebene Denkvorgang, der auf das Erkennen jener Zellen des Wahrnehmungsinhaltes abzielte und mit jenem positiven

Urteil über den Denkinhalt endigte, ist nicht ein zufälliger Verlauf, der sich als Denk- und Urteilsvorgang auch ebensogut qualitativ anders hätte abspielen können. Im Gegenteil repräsentiert er den Typus solcher seelischen Inhalte überhaupt. Das ist das Wertvolle der induktiven Untersuchung: daß ein geeigneter Einzelfall nicht nur in seinem eigenen Sein festgestellt wird, sondern daß in ihm gerade das Allgemeine genauer erkannt wird, als wenn es an Abstraktionsprodukten deduktiv formuliert wird. Wer zuerst in einem einzigen Falle feststellte, daß elektrische Wellen frei durch den Raum gesandt werden können, wußte damit, daß dieser Einzelfall ein allgemeines Verhalten repräsentiere. Es wäre daher sinnlos, zu sagen, daß in diesem von mir beschriebenen Falle der Verlauf so gewesen sein möge, dies aber nichts für Denk- und Urteilsvorgänge im allgemeinen bewiese. Es wäre natürlich leicht, weitere Beispiele zu häufen, aber die damit verbundene Umständlichkeit der Deskription würde ermüdend für die ohnehin Einsichtigen, fruchtlos für die theoretisch Verblendeten sein.

Schon aus der ganzen bisherigen Beschreibung der erlebten seelischen Inhalte in ihrer qualitativen Realität geht hervor, daß der jeweilige Erkenntnisvorgang eine innerlich reichhaltige Erlebnisfolge ist, reichhaltig weniger in der Zahl sukzessiv erlebter Einzelvorgänge, sondern in der Form von qualitativen Erlebnisfärbungen, die vorwiegend gefühlsmäßig erfaßt werden. Die besonderen qualitativen Färbungen lassen sich nur in der Form reflektierend unterschiedener Einzelmomente beschreiben. Beschreibung und Vorgang selbst stehen dabei in einem zeitlichen und sukzessiven Mißverhältnis, ähnlich etwa, wie im Kriege der Beobachter eines Granateinschlages in eine unvorbereitete, belebte Großstadtstraße dort in einer Sekunde in einem einheitlichen Vorgange Verwüstungen wahrnimmt und der Bedeutung nach erlebt, die sich vollständig nur in langer sukzessiver Aufzählung aller Einzelmomente beschreiben lassen. Ähnlich ist ein Erkenntnisvorgang ein qualitativ reichhaltiges Erleben, real zwar in einem Akte erlebbar, deskriptiv aber nur unter Aufzählung der konstituierenden Momente nachweisbar. Diese Momente konstituieren ihn aber nicht additiv oder mosaikartig, sondern in der Form der unmittelbaren Erlebniseinheit, die jeder in sich erlebt. Diese kann nicht weiter beschrieben, sondern nur als Realität aufgezeigt werden unter Hinweis auf das eigene Erleben.

Man hat wohl den Vergleich mit einem chemischen Vorgang gebraucht und gesagt, daß zwar die Elemente die Verbindung konstituieren, daß aber die Verbindung keine additive Summe

derselben mehr ist, sondern eigene Qualitäten besitzt. Der Vergleich ist mangelhaft. Im chemischen Vorgang, etwa Natrium plus Chlor gleich Kochsalz, verschwinden die Elemente *ihrer empirischen Erscheinungsform nach völlig* mit allen ihren Eigenschaften, das Produkt zeigt gar keine qualitative Ähnlichkeit mehr mit ihnen. Im seelischen Gesamtvorgang ist dies anders. Die konstituierenden Momente sind überhaupt keine isolierbaren Elemente, sondern nur abstrakt-begrifflich unterscheidbare Seiten am Gesamtvorgang, die diesen nicht konstituieren wie Natrium und Chlor das Kochsalz, sondern etwa wie weiße Farbe, Härte, Kristallform, Wasserlöslichkeit und Geschmack das Kochsalz als unterscheidbare Momente konstituieren. Bei realen Gegenständen nennt man diese unterscheidbaren Momente ja „Eigenschaften". Gerade deshalb sollte man diesen Begriff nicht auch auf die seelischen Komplexe anwenden, sondern lieber von „Momenten" oder bildlich und gut deutsch von „Seiten" an ihnen sprechen. So hat ein Erkenntnisvorgang, der als solcher in einem einheitlichen Erlebnis vollzogen wird, etwa eine Gefühls-, eine Vorstellungs-, eine Denk-, eine Aktivitätsseite und eine Ichbezogenheitsseite. Alle diese Momente oder Seiten konstituieren ihn so, daß er keine additive Summe derselben ist, sondern darüber hinaus Ganzheitsqualität (Komplex-Strukturqualität) besitzt. Einzelne Seiten können erlebnismäßig bald mehr bald weniger im Vordergrund stehen, auch mehr oder weniger für sich die Ganzheit bedeutungsmäßig repräsentieren im Erleben. Dies letztere gilt ganz besonders von den qualitativen Gefühlen. Aber niemals wird ein Vorgang, z. B. ein Erkenntnisvorgang, richtig beschrieben und verstanden, wenn man nur eine oder einige Seiten an ihm heraushebt, so etwa seine Vorstellungs- und Denkseite. Dann resultieren jene unbefriedigenden Reflexionsprodukte allgemeinpsychologischer Art, bei denen jeder dunkel fühlt, daß die Sache noch irgendwie einen Haken hat. Der Fachpsychologe, der sich völlig in die Scheinwelt seiner abstrahierten Begriffe einspinnt, verkennt die Tatsache, daß er stets heimlich mit seinen Formulierungen doch *mehr meint*, als er abstrahierend definiert hat, daß er mehr meinen *muß*, um überhaupt verständlich zu bleiben. Dieses „Mehr" aber zielt auf das Reale in seiner Ganzheit. Rein intellektuelle Abstraktionen ohne dies innere Gegenwärtigbehalten des ganzen Komplexes würden unverständlich sein. Dabei wird das Reale aber nicht im Sinne der Repräsentationstheorie konkret angeschaut, sondern es ist *wesentlich durch sein unanschauliches Bedeutungsgefühl* als Bezugsobjekt für das denkende Subjekt vorhanden.

Durch die Nichtbeachtung der vielseitigen qualitativen Bedeutungsgefühle im komplexen Denk- und Urteilsvorgang, die denselben, wie nochmals betont, nicht „begleiten“, sondern ihm real zugehören als konstitutive Momente an ihm, kommen eine Reihe von Kontroversen in der Denkpsychologie zustande, die sich in einen Streit um Worte auflösen angesichts des richtig erkannten komplexen Sachverhaltes. So ist es eine Streitfrage, ob die „Beziehungen“ der Gleichheit, Ähnlichkeit und Verschiedenheit ebenso unmittelbar wahrgenommen würden wie Farben und Töne, oder ob sie durch spezifische, unbemerkte, rein intellektuelle Akte des Subjektes zustande kämen. Beide Theorien haben ihre Vertreter und Gegner. So sind Gegenstände, die aufeinander bezogen sein sollen, in unserm Beispiel etwa das Bindegewebe und das Gesamtobjekt, in dessen Wahrnehmungsbild es erscheint. Welchen Sinn kann es haben, hier entweder zu behaupten, der Charakter dieser Bezogenheit bestehe in einem bloßen Wahrnehmen dieser Bezogenheit, oder dies zu bestreiten mit der Entgegnung, die Bezogenheit könne nur als durch einen unbemerkten Denkakt statuiert gedacht werden? Im schlichten Erleben steht es doch so, daß ich zunächst das Bindegewebe in dem Gesamtobjekt direkt räumlich eingeschlossen *sehe*. Damit hätte die Wahrnehmungstheorie recht. Nun wird der Akttheoretiker entgegnen, durch das bloße Sehen als solches sei meine doch vorhandene gedankliche Zuordnung des Einzelteils zum Gesamtgegenstande noch nicht geklärt. Diese müßte also auf einem spezifischen Denkakt beruhen, der, da er nicht besonders bemerkt wird, eben ein unbewußter Akt sei. „Gesehen“ würden im rein optischen Sinne nur Empfindungselemente, dagegen sei deren Ordnung zu einem Gegenstand und die Zuordnung bestimmter Gegenstände zueinander nur als spezifische Denkleistung erklärbar.

Der wirkliche Sachverhalt dürfte sich leicht herausstellen, wenn man die Probleme nicht mit abstrakten Allgemeinheiten zu lösen sucht, sondern im Experiment. Als solches kommt nur ein komplexer Wahrnehmungs- und Denkvorgang in Frage, wie ich ihn gerade beschrieben habe. Methodische Forderung ist dabei nur, daß er in *allen* Seiten seiner seelischen Wirklichkeit beachtet wird und nicht nur in der üblichen einseitigen Einstellung von Laboratoriumsexperimenten. Komplexe Vorgänge, wie Denkakte und Wahrnehmungen, haben nun einmal Ganzheitsmomente, die nur im gedanklichen Eigenexperiment zu erfassen sind. Es wäre ganz sinnlos, hier etwa eine Versuchsperson und Apparate einführen zu wollen, denn der eigentliche Experimentator wäre dann nur die Versuchsperson selbst. Ich

sagte vorhin, daß ich in meiner Wahrnehmung das Einbezogensein des Bindegewebes in den Gesamtgegenstand direkt sehe. Auf den Einwand, daß aus den angeführten Gründen mehr als eine Sehleistung optischer Empfindungsinhalte vorliegen müsse, entgegne ich, daß der Einwand richtig, aber die Begründung falsch ist. Es liegt tatsächlich mehr vor, als ein bloßes Sehen im Sinne der Akttheoretiker. Darauf kommt es ja gerade an. Es liegt ein Sehen vor im Sinne eines Wahrnehmungserlebnisses. Ein Sehen als seelische Leistung dieser Art ist ein ganz anderer Vorgang als ein Sehen im Sinne optischer Eindrücke von ungeordneten Empfindungsinhalten. Der letztere Fall kommt im Seelenleben des Erwachsenen nur sehr selten vor. Das Sehen als Wahrnehmungsvorgang umschließt natürlich alle Momente eines realen Wahrnehmungsvorganges. Wenn ich daher sagte, daß ich das Einbezogensein der Bindegewebsfasern in das Gesamtobjekt direkt „sehe“, so heißt das nichts anderes als „Wahrnehmen“. Fertige Wahrnehmung ist zugleich Erkenntnis, und diese ist Ergebnis des Denkens. Und so hat es sich ja auch bei der Beschreibung meines Beispieles tatsächlich herausgestellt, daß die durch diese Worte bezeichneten seelischen Vorgänge fortgesetzt ineinander und miteinander verschmelzend einen Gesamtvorgang konstituieren und als Einzelmomente desselben selbst wieder aus Untermomenten von qualitativer Verschiedenheit konstituiert sind. Um dies am Beispiel des Sehens unseres Gegenstandes im Sinne jener allgemeinpsychologischen Kontroverse noch einmal zum Überflusse darzulegen, hebe ich die wichtigsten Momente desjenigen realen, komplexen Vorganges, der mit dem Ausdruck „Sehen des Bindegewebes als bezogen im Gesamtgegenstand“ benannt wird, nochmals hervor: Beim Sehen der Bindegewebsfasern bemerke ich kein Vorstadium ungeordneter optischer Empfindungsinhalte, weil zugleich mit ihrem Wahrnehmungsbild ein qualitatives Bekanntheitsgefühl einen Komplex eingeht. Ferner sehe ich die Bindegewebsfasern in ihrer unmittelbaren Bezogenheit im Gesamtobjekt deshalb, weil dieses selbst während meines Wahrnehmens des Teilobjektes meinem Erleben keineswegs verloren gegangen ist. Gegenwärtig ist es mir teilweise durch ein unmittelbares qualitatives Gefühl, durch das mir das Gesamtobjekt, von dessen Erkennen ich ja ursprünglich ausgegangen bin, seinem Bedeutungsgehalt nach erlebnismäßig gegenwärtig bleibt, teilweise durch die Ausfüllung meines peripheren Sehfeldteiles durch das Gesamtobjekt selbst; denn ich sehe ja das Teilobjekt nicht isoliert, sondern in seiner räumlichen Einordnung in das, wenn auch weniger beachtete Gesamtobjekt. Das periphere Sehen desselben, ferner das gleichzeitige Gefühl seines

Seins und seiner Bedeutung, die als fortwirkendes Erleben jener ersten Interesseeinstellung auf das Gesamtobjekt real vorhanden bleiben, ermöglichen und konstituieren die reale Zuordnung des Teilobjektes für mein Wahrnehmen. Es läßt sich also aufzeigen, wie die Beziehungsakte der Denkvorgänge real zustande kommen, wenn man nicht blind ist für so wesentliche Seiten an den Denkvorgängen, wie sie die qualitativen Gefühlsmomente darstellen.

Mit Recht beschreibt die Denkpsychologie das Wesen des Denkens als Beziehungserfassen. Nur ist dies letztere seinem qualitativen Erlebnisinhalt nach kein genauerer Beschreibung unzugänglicher, letzter Akt, sondern besteht wesentlich in jenem gefühlsmäßigen Bedeutungserleben der komplexen Inhalte. Je nachdem, ob dieses Bedeutungserfassen blitzartig oder verzögert vor sich geht, wird die gegenständliche Vorstellungsseite der Inhalte mitbeachtet, man könnte sagen „zu Hilfe genommen". Wenn letzteres der Fall ist, so liegt die Form des Denkens vor, die man als „diskursiv" bezeichnet, im andern Falle ist das Denken „intuitiv". Das Geheimnis der Intuition besteht also in der eigentümlichen Fähigkeit, unter Verzicht auf Beachtung der anschaulich-gegenständlichen Seite der Denkinhalte diese unmittelbar in ihrem Bedeutungsgehalt gefühlsmäßig gegenwärtig zu haben und sie mit dem Bedeutungsgehalt der gesuchten Denkziele verschmelzen zu können. Wenn mit dieser eigentümlichen Verschmelzung bloßer gefühlsmäßiger Bedeutungsmomente zugleich ein Bekanntheitsgefühl erlebt wird, so ist das Denkziel in toto erreicht, da damit die Bedeutung des gesuchten Denkinhaltes auch gegenständlich durch die Vorstellung erfaßbar wird. Im andern Falle entsteht jener eigentümliche Zustand, daß man sich bloß auf der rechten Spur zur Lösung fühlt, ohne den ganzen Sachverhalt auch anschaulich und begrifflich bereits zu übersehen. Quod magis sentio quam dicere possum. Ohne diese klare Einsicht in die Rolle der qualitativen Bedeutungsgefühle als wichtiger Momente an den komplexen Denkinhalten bleibt das Wesen der Intuition unverstehbar, ebenso aber auch das eigentliche Wesen des folgernden Denkens, sowie die Verwandtschaft und wechselweise Übergangsmöglichkeit zwischen beiden.

Nach der Assoziationspsychologie beruht der Zusammenhang der Bewußtseinsinhalte auf den Assoziationen. In der neueren Denkpsychologie hat man dieser Lehre widersprochen und betont, daß die Assoziationen lediglich das Material liefern, während die besonderen Denkakte den beziehenden Zusammenhang schaffen. Die Assoziationspsychologie vernachlässigt allerdings diese durchgehende Be-

zogenheit der seelischen Inhalte, aber die Erklärung durch spezifische, weiter nicht beschreibbare Denkakte ist ebenfalls unzureichend. Das Denken ist, wie beschrieben, ein komplexer Vorgang, in dem eine ganze Reihe von konstituierenden Momenten real zusammenwirken. Es gibt überhaupt nicht ein Denken schlechthin als phänomenologisches Urerlebnis, sondern real sind nur die einzelnen Denkakte. Diese können nach dem Vorwiegen des einen oder andern konstituierenden Momentes eine wechselnde Erlebnisqualität besitzen je nach dem gesetzten Denkziel. In unserm Beispiel spielte in einem Teil der Denkvorgänge das Suchen nach und Vergleichen mit Erinnerungsbildern zeitweise eine wichtige Rolle, das zusammenerlebt wurde mit jenen qualitativen Fremdheits- und Bekanntheitsgefühlen, in einem anderen Teil kam das Erkennen nicht durch ein besonders bemerktes Auftreten eines Erinnerungsbildes, sondern durch ein unmittelbares Bekanntheitsgefühl zustande. Hätte ich in diesem Falle zufällig darüber reflektiert, wodurch in diesem Falle mein Erkennen der Bindegewebsfasern bedingt sei, so wären zweifellos als Reaktion auf diesen Akt Erinnerungsvorstellungen dieses mir bekannten Gegenstandes als besonders bemerkte seelische Inhalte aufgetaucht und vergleichend auf das Wahrnehmungsbild bezogen. Das war aber nicht der Fall. Im täglichen Leben ist es ja genau so, wenn wir die uns vertrauten Gegenstände unserer Wohnung u. dgl. wahrnehmen, daß das Erkennen ganz unmittelbar von einem nicht besonders beachteten, weil ganz unmittelbar und unreflektiert erlebtem Bekanntheitsgefühl getragen wird. Auch wird nichts von auftretenden Erinnerungsvorstellungen bemerkt. Aber ebenso sicher ist, daß man diese überhaupt besitzt, weil sonst — das gleichsam ihre Stelle vertretende — qualitative Bekanntheits- und Vertrautheitsgefühl gar nicht entstehen könnte. Auch hier liegt wieder eine der wichtigen Tatsachen vor, daß Gefühle als unselbständige Momente am komplexen seelischen Vorgängen den Bedeutungswert von andersartigen Komplexen, die selbst nicht vorhanden sind — hier also der Erinnerungsvorstellungen — in einfachster Weise real repräsentieren können.

Man sieht also schon an diesen verschiedenen Fällen, daß Denken nicht nur ein komplexer Vorgang ist, sondern als solcher auch je nach der wirkenden Konstellation der konstituierenden Momente in sehr verschiedener Weise zustande kommen kann. Ohne näher auf weitere Einzelanalysen einzugehen, bemerke ich nur, daß große qualitative Unterschiede bestehen etwa zwischen dem sogenannten anschaulichen und unanschaulichen, dem formulierten und unformulier-

ten, dem diskursiven und intuitiven Denken. Und doch gehört alles zu den Denkvorgängen. Es ist also recht herzlich wenig erklärt und beschrieben, wenn man summarisch feststellt, daß der Zusammenhang unter den assoziativen Vorstellungsinhalten durch beziehende Denkakte vermittelt würde. Es läßt sich zeigen, daß es ganz besondere konstituierende Momente dieser Akte sind, die *als Träger* dieses Zusammenhangs erscheinen, nämlich die qualitativen Gefühlsseiten der seelischen Inhalte. Die Gefühlsverbundenheit der seelischen Inhalte macht erst deren Bindeglied aus mit dem erlebenden Ich. Erst durch diese werden sie zu Vorgängen *im* Ich oder *des* Ich. Durch die jeweilige qualitative Färbung wird ferner die *Art* dieser Verbundenheit näher bestimmt, ob eine Interesseeinstellung, eine Aufmerksamkeitseinstellung, eine Gleichgültigkeitseinstellung u. dgl. vorliegt. Lust und Unlust sind weitere besondere Färbungen, die mit der qualitativen Färbung als solcher eine charakteristische Verschmelzung zu einer einheitlichen Gesamtfärbung eingehen können. *Diese Gefühlsverbundenheit der Denkakte — wie aller seelischen Inhalte — vermittelt sowohl die Bezogenheit zum Ich wie den Zusammenhang untereinander zum einheitlichen Erlebnisstrom.* Ich „weiß" während meines schlichten Erlebens nicht, daß ich im Durchlaufen dieser Erlebnisse derselbe bin und bleibe und daß ich die gehabten Erlebnisse gedächtnismäßig aufbewahre, sondern ich *fühle* das ganz unmittelbar. Durch dies unmittelbare Ichgefühl erfasse ich mehrere Momente in einem einheitlichen Akt: mein eigenes Sein als diese tatsächliche Existenz, meine Unterschiedenheit von den andern Existenzen, meine individuelle Persönlichkeitsform als dieser Mensch nach seinen Schicksalen, Kenntnissen, Lebensstellung u. dgl. Ich kann über das Gegebensein all dieser Momente im komplexen Ichgefühl natürlich auch reflektieren und dieselben *damit* zu beachteten Vorstellungsinhalten machen. Aber es ist ein grober, oft gefundener Fehler, daraus zu schließen, daß ich mich in allen diesen Seiten meines Seins mitvorstelle oder gar „mitdenke", und daß durch einen solchen konstanten, beziehenden Denkakt die Identität des Ich zustande käme. Damit wird nur ein fertiges Denkprodukt dem realen Sein als wirkliches Geschehen untergeschoben. Eine Psychologie, die die Wirksamkeit und Leistungen der qualitativen Gefühlsseiten der seelischen Inhalte nicht erkannt hat, ist allerdings in einer hilflosen Lage gegenüber dem *Problem der Einheit der Person* und der Bewußtseinserlebnisse.

* * *

Wenn man einmal die affektfreien, qualitativen Gefühlsseiten der Bewußtseinserlebnisse im vollen Umfange ihrer Wirklichkeit und Wirksamkeit erfaßt hat, so lösen sich gerade in der Wahrnehmungs- und Denkpsychologie eine Reihe von Problemen, über die bisher keine Übereinstimmung zu erzielen war. Außer den erwähnten gehört hierher das Erleben der Begriffe. Man hat gefragt, was dem Bewußtsein beim Erleben von Begriffen als tatsächlicher Inhalt des begrifflichen Wissens gegenwärtig sei. Ach und Messer haben gefunden, daß das Wissen des Begriffsinhaltes ein eigenes, unanschauliches Bewußtseinserlebnis bilde, das mit Wort- und Anschauungsvorstellungen vereint auftreten könne, aber nicht in diesen selbst enthalten sei. Ähnlich beschreibt Husserl das „Meinen" als ein intentionales Akterlebnis. Auch Bühler gibt verwandte Definitionen. Nach ihm können durch die „Gedanken" sowohl Einzelgegenstände wie ganze Wissensgebiete klar und bestimmt gedacht werden; es kann ohne Wörter oder Anschauungsvorstellungen durch sie ein Wissen vermittelt werden. Daher stellen sie letzte, zwar ganz unsinnliche, aber bestimmte Bewußtseinsinhalte dar. Diese werden auch als solche gedächtnismäßig aufbewahrt.

Was an diesen Beschreibungen und Feststellungen höchst mißlich erscheint, das ist ihre Betonung alles desjenigen, was die Sache nicht ist. Man kann keine verständliche Beschreibung geben durch Bezeichnungen wie „unanschaulich", „unsinnlich", „unverbunden mit Vorstellungen oder Wörtern", und das Positive des Sachverhaltes mit der bloßen Versicherung abtun, es sei ein seelisch „Letztes", ein Seelisches „sui generis". Die Versicherung hat einen richtigen Kern, aber sie ist keine psychologisch beschreibende Klarstellung dessen, was nun wirklich positiv da ist. Wenn ich plötzlich, um ein Beispiel Bühlers zu gebrauchen, den Begriffsinhalt „Die Philosophie Kants" höre oder lese, so verstehe ich ihn unmittelbar. Ich habe ein Wissen von ihm. Wenn ich aber näher beschreiben soll, wie ich dies Verstehen oder Gegenwärtighaben dieses Wissens real erlebe, so behaupte ich mit der Feststellung eines nur negativ bestimmbaren, letzten Urerlebnisses sui generis nichts anderes, als daß die wissenschaftliche Psychologie für diese täglichen, wichtigen Vorgänge noch keine ihre Qualität erfassenden Begriffswörter gebildet habe. Ja, im Grunde behauptet man damit noch weiter, daß sie von der wissenschaftlichen Psychologie in ihrer Eigenart noch gar nicht erkannt und beschrieben seien. Mag dies auch zutreffen, so fragt sich nur, ob damit nun auf jede qualitative Beschreibung dieser seelischen Tatsachen endgültig verzichtet werden soll, oder ob

nicht der Begriffsapparat der gegenwärtigen Psychologie doch eine nähere Beschreibung ermöglicht. Ich muß für meine Person bekennen, daß ich nicht in Armut an Begriffswörtern, mit deren Bildung man es nur allzuleicht eiliger zu haben pflegt als mit derjenigen der Begriffsinhalte, die Schwierigkeit erkennen kann, sondern in dem Umstande, daß man in intellektualistischer Einseitigkeit die qualitative Zuordnung der realen Inhalte zu den Gefühlserlebnissen noch nicht erkannt hat.

Beim Vollziehen von Begriffsinhalten, oder wenn man will, „Gedanken" wird ein Wissen erlebt, das der Form nach Komplexcharakter hat und dem Inhalt nach aus den den Komplex konstituierenden Momenten besteht. Diese sind im Einzelfalle verschieden. Es können Vorstellungsbilder mit auftreten oder fehlen, wie zutreffend angegeben wird. Aber das unanschauliche und unsinnliche Moment an ihnen ist positiv bezeichnet ein qualitatives Bedeutungsgefühl. Im schnellen Vollzuge der Gedanken können die den ganzen Sinn herstellenden sukzessiven Unterbegriffe fast nur durch ihre qualitativen Bedeutungsgefühle für das unmittelbare Erleben vergegenwärtigt werden. Soweit man diese seelischen Qualitäten in der Denkpsychologie positiv zu beschreiben versucht hat, ist man über ganz vage Allgemeinbezeichnungen nicht hinweg gekommen. Das gilt für Marbes Begriff der „Bewußtseinslage" und für Achs Begriff der „Bewußtheit". Sucht man nämlich das durch jene Worte bezeichnete seelische Moment im Sinne jener Untersuchungen qualitativ zu erfassen, so wird sein Gefühlscharakter im Urteilsvorgang ohne weiteres klar. (Marbe, Experiment. psychologische Untersuchungen über das Urteil, 1901; Ach, Über die Willenstätigkeit u. das Denken, 1905.) Jedes einen Unterbegriff repräsentierende Bedeutungsgefühl hat eine ausgesprochene Tendenz, sofort die den Begriffsinhalt mitkonstituierenden Vorstellungsmomente mitzurealisieren, wenn man ihm im Rahmen des Ganzen irgendwie Aufmerksamkeit zuwendet oder gerade bei ihm im Vollzuge des Ganzen momentan halt macht.

Man lese nur zwanglos folgenden Satz, den ich einem gerade neben mir liegendem Buch entnehme: „Da aber bloß das Wissen zum richtigen Handeln befähigt, gesteht Sokrates nur den Sachverständigen das Recht zur politischen Tätigkeit zu, er will sie allein als Herrscher anerkennen." Beim Lesen des Satzes beachtet man lediglich den von ihm ausgedrückten Gesamtsinn. Dieser enthält für mich die „Bedeutung" des Ganzen. Diese Bedeutung will ich „verstehen". Ich verstehe sie, da der Sinn verständlich ist, auch tatsäch-

lich. Wie kommt dies Verstehen zustande und was ist es als qualitativer Erlebnisinhalt? Kurz gefaßt: Wenn ich zunächst gelesen habe: „Da aber bloß das Wissen zum richtigen Handeln befähigt", so verstehe ich auch den Sinn dieses Teilstückes, denn ich verstehe sämtliche es konstituierenden Begriffsinhalte. Während des Lesens und Verstehens so wie es sich real im schnellsten Vollzuge abspielt, kommen die anklingenden Vorstellungstendenzen von „Wissen", „Richtigkeit", „Handeln", „Befähigung" teilweise sehr schwach, teilweise überhaupt nicht als anschauliche Vorstellungsinhalte zur Beachtung, dagegen um so deutlicher ein unmittelbares Erfassen dessen, was sie ausdrücken wollen, nämlich ihrer „Bedeutungen". Dies Erfassen der Bedeutungen ist nicht ein schnelles Definieren der Begriffe oder ein bloß optisches Wahrnehmungsbild der gedruckten Wörter, sondern nicht anders beschreibbar denn als ganz unmittelbares Erfühlen. Ich wüßte überhaupt nicht, wie man die bloße Bedeutung jeglichen Ausdrucks anders erleben könnte, als daß man sie unmittelbar erfühlt. Die Sache selbst kann man vorstellen, etwa ein „Handeln", aber die Bedeutung, die ihr überhaupt und im gerade vorliegenden Zusammenhang zukommt, ist nur zu erfühlen. Nun genügt aber gerade bei derartigen komplexen Sätzen, wo die zentrale Aufmerksamkeit ganz auf die Erfassung des durch den ganzen Komplex ausgedrückten Sinnes eingestellt ist, die rein gefühlsmäßige Bedeutungserfassung der konstituierenden Unterbegriffe völlig, um das Ganzheitsverstehen zustande kommen zu lassen. Voraussetzung für diesen glatten Verlauf, d. h. für das tatsächliche bloße Gefühlserfassen des Bedeutungsgehaltes der konstituierenden Unterbegriffe, ist die gedächtnismäßige Vertrautheit mit den Begriffswörtern und Begriffsinhalten dieser Unterbegriffe. Man braucht infolge dieser Vertrautheit beim Hören der Wörter nicht erst sein Gedächtnis zur Ermittelung ihres Sinnes anzustrengen, sondern man erlebt die Tatsache, daß das Gedächtnis dieselben ganz mühelos zur Verfügung stellt, in einem unmittelbaren Bekanntheitsgefühl. Dieses ist seinerseits ein konstituierendes Moment des Bedeutungsgefühles. Man erfühlt blitzartig sowohl Bekanntheits- wie Bedeutungsqualität des Unterbegriffes in einem Vollzuge und bedarf, da diese Erlebnisform der Begriffsinhalte zu ihrem Verstehen genügt, keiner anschaulichen Vorstellungsbildung weiter. Diese würde den Prozeß des Erfassens und Verstehens des Totalkomplexes nur verzögern und erschweren. Solche Verzögerung und Erschwerung erlebt der Erwachsene beispielsweise bei der Übersetzung schwieriger fremdsprachiger Texte. Auch wo in einem Gedankenablauf plötzlich ein fremdes Begriffswort

erscheint, bleibt sowohl Bekanntheits- wie Bedeutungsgefühl aus, und an deren Stelle erscheint ein Fremdheitsgefühl. Sehr charakteristisch ist nun, daß dies sofort das Auftauchen von Vorstellungsmomenten zur Folge hat. Denn man sucht nun durch Zuhilfenahme der anschaulichen Vorstellungsinhalte des Begriffswortes das Unbekannte in Bekanntes überzuführen. Damit dürfte das wichtige Problem der Denkpsychologie, wie Begriffe dem Bewußtsein gegenwärtig sind, in deskriptiver Weise positiv gelöst sein.

Man vergleiche, wie etwa Geyser in seinem Lehrbuch der Psychologie (3. Aufl., 1920) den Sachverhalt neuerdings zu klären sucht. Um die Bedeutung der Begriffswörter voll zu erleben, „gibt es gemäß der Natur der Sache kein anderes Mittel als das Schauen der gemeinten und gewußten Bedeutung". Das Erschauen des Allgemeinen am Individuellen „bedarf besonderer geistiger Anstrengung und Arbeit". „Psychologisch ist hier das meiste noch unerforscht und öffnet sich ein dankbares Feld für weitere experimentelle Untersuchungen der Begriffe". In der Beschreibung durch das „Schauen" vermag ich nur einen Verlegenheitsausdruck zu sehen, der den eigentlichen Sachverhalt nicht deskriptiv klar stellt. Dem letzteren Satz kann ich im übrigen in bezug auf die Beurteilung der bisherigen Sachlage nur zustimmen. Nur möge man keine Experimentaluntersuchungen mit Versuchspersonen und Apparaten inszenieren, denn über seelische Komplexe dieser Art kann nur das eigene gedankliche Experiment unter eigenem psychologischen Scharfblick etwas Sachliches ermitteln. Was irgendwelche Versuchspersonen hier von sich berichten können, unterliegt allen Fehlerquellen ihrer zufälligen Beobachtungsgabe und Begriffskenntnis.

* *
*

Ein anderes wichtiges und altes Problem der Denkpsychologie ist die Erforschung des Abstraktionsvorganges. Es liegt hierüber aus letzter Zeit eine Untersuchung von Achenbach vor (Experimentalstudie über Abstraktion und Begriffsbildung. Arch. f. d. ges. Psychol., Bd. 35, 1916). Hier wird das Wesen des Abstraktionsvorganges darin ermittelt, daß sich beziehende Akte und Urteile auf ein einzelnes Moment in einem komplexen Ganzen konzentrieren, dieses durch Benennungen begrifflich fixieren und damit für dasselbe eine größere Reproduktions- und Assimilationsmöglichkeit schaffen. Neben dieser positiven Abstraktion besteht die negative darin, daß die übrigen Momente des Komplexes der Beachtung entgehen. Dieser klaren Bestimmung des Abstraktionsvorganges ist kaum etwas Besseres hinzu-

zufügen. Ergänzend wäre nur zu sagen, daß das begrifflich fixierte Einzelmoment, das die Abstraktion in sich schließt, im Vollzuge des realen Erlebens häufig durch ein reines Bedeutungsgefühl vertreten wird.

Besondere Beachtung verdient schließlich noch der Urteilscharakter des Denkens. Für eine deskriptive, verstehende Psychologie liegt das Problem natürlich nicht auf der Gegenstands-, sondern auf der Subjektsseite des Urteils. Ein fertiges Urteil als verlautbarter Satz macht eine Aussage über Gegenstände. In dieser Beziehung ist es Gegenstand der Logik. Aber diese Aussage kommt andererseits in einem urteilenden Ich auf irgendeine Weise als Erlebnis zustande. Von dieser Seite aus gesehen ist der Vorgang ein psychologisches Phänomen, das in seiner unmittelbaren Erlebnisqualität verstanden sein will. Nach allem, was ich bis hierhin über die Form des Erlebtwerdens der seelischen Inhalte ausgeführt habe, bietet das qualitative Verstehen der Vorgänge des urteilenden Denkens keine großen Schwierigkeiten mehr. Auch gehört dies Gebiet zu den erfolgreichst bearbeiteten der Allgemeinpsychologie. Eine Aufführung ihrer Lehren und Kontroversen, vor allem des recht unfruchtbaren Psychologismusstreites, ist hier nicht geboten.

Die Logik fragt nach den Kriterien von Wahrheit und Irrtum der fertigen Urteile. Die Psychologie fragt, wie treten diese Kriterien des logisch gültigen oder ungültigen Denkens im urteilenden Subjekt als wirkliche Erlebnisinhalte auf, bzw. in welcher psychologisch beschreibbaren seelischen Erlebnisqualität sind sie vorhanden? Interessant ist, wie z. B. H. Maier (Psychologie des emotionalen Denkens, 1908, S. 27 ff.) dies Problem löst. Er erkennt an, daß die Unterscheidung des logisch gültigen und ungültigen Denkens als Wertung ein „psychisches Erlebnis" ist. „Das logische Denken ist in allen seinen Erscheinungsformen zuerst eine psychische Tatsache, mit der die Psychologie sich ebenso zu beschäftigen hat, wie mit allen andern psychischen Erlebnissen". Aber wie nun das tatsächliche Erlebtwerden dieses Gültigkeitsbewußtseins beschrieben wird, das ist der Punkt, von dem alles weitere abhängt. Maier macht sich die Sache einfach. Er durchschneidet den gordischen Knoten durch ein Dekret: „Gewiß ist das Bewußtsein logischer Notwendigkeit, in dem man das letzte Kriterium logischen Denkens zu sehen hat, ein Ursprüngliches, nicht weiter ableitbares. Und die Psychologie muß in der Tat den Unterschied des logisch gültigen und ungültigen Denkens als ein Letztes hinnehmen". Diese Erklärung einer Erlebnistatsache zur „Ursprünglichen", „Letzten" u. dgl., wie

man sie gerade bei Logikern oft findet (Husserl), kommt mir immer wie eine Art päpstlicher Heiligsprechung eines Sachverhaltes vor. Roma locuta, causa finita. Maiers gelehrtes Werk bedeutet ohne Zweifel einen sehr wertvollen Fortschritt in der Untersuchung der emotionalen Erlebnisse. Aber inzwischen sind fast zwanzig weitere Forschungsjahre vergangen, und man wird einsehen müssen, daß die psychologische Analyse, statt durch schnell entschlossene Dekrete chinesische Mauern zu errichten, die Erlebnisqualitäten deskriptiv schärfer erfassen muß, wenn sie auf den Grund der Dinge gelangen will. Die beobachtende und beschreibende Methodik wird angesichts des qualitativen Reichtums und des Strukturcharakters des Seelischen in jeder Beschreibung eher einen vorläufigen, weiteren Schritt ins Unbekannte zu sehen haben, als eine endgültige Erledigung durch Allgemeindekret vornehmen dürfen. Die Folgen für die weitere Erkenntnis sind sonst stets verhängnisvoll. Der Weg der strengen Beobachtung wird verlassen und logische Schlußfolgerungen aus irrigen deduktiven Definitionen treten an seine Stelle. In der deskriptiven und verstehenden Psychologie führt das bloß formallogisch folgernde Denken sofort ins Unheil. So kommt Maier zu folgenden irrigen Feststellungen: „Das Geltungsbewußtsein psychologisch untersuchen heißt nicht: die logische Geltung selbst durch Zurückführung der logischen Vorgänge auf psychologische Gesetze begründen.... Selbst wenn es gelänge, psychologische Gesetze zu ermitteln, nach denen die logischen Erlebnisse vor sich gehen, würde die Psychologie in denselben durchaus nicht den Geltungsgrund für die logischen Akte erblicken.“

Wie die Tatsachen nun einmal liegen ist jede andere Begründung des logischen Geltungsbewußtseins als auf ihr tatsächliches Erlebtwerden ein Trugschluß. Es wird aus antipsychologistischer Voreingenommenheit vielmehr Komplikation in die Tatsachen hineingetragen, als in dieser Hinsicht in ihnen liegt. Soweit das urteilende Denken reales Erleben ist, ist es psychisches Phänomen und Gegenstand psychologischer Untersuchung. Das wird ja auch zugegeben. Das Geltungsbewußtsein der Richtigkeit gehört aber auch zu dem realen Inhalte dieses Erlebens, anders existierend ist es nicht einmal vorstellbar ohne Salto mortale in die Metaphysik. Wenn man nun aber unterscheidet zwischen dem Geltungsbewußtsein als subjektivem Erleben und zwischen dem Gelten des fertigen Urteils als Bestimmung objektiven Seins, so sollte man sich wenigstens bewußt bleiben, daß dies weiter nichts als eine abstrahierende Betrachtungsweise von unselbständigen Einzelmomenten an einem komplexen seelischen Sein

ist. Es gibt überhaupt kein Urteil mit psychologisch oder formallogisch nachweisbarer objektiver Geltung. Ich kann an meinen realen Urteilen die Aufmerksamkeit auf das Moment an ihnen richten, daß sie über ein objektives Sein Aussagen mit dem Anspruch auf Gültigkeit machen und daß ich als Urteilender die unbezweifelbare Richtigkeit dieses Anspruches unmittelbar erlebe. Aber ob das Urteil in objektiver Hinsicht tatsächlich auch richtig ist, ist niemals aus dem noch so überzeugtesten subjektiven Geltungsbewußtsein zu erweisen, sondern allein aus der Erfahrung. Das Entstehen des Gültigkeitsbewußtseins selbst kommt gar nicht anders zustande als durch die Erfahrungen, daß die Dinge eben so sind, wie sie beurteilt werden. Erfahrungserkenntnis aber ist nur durch Wahrnehmungen zu machen. Das Wahrnehmungsurteil: dieser Hund schläft — konstatiert einen Sachverhalt. Benno Erdmann hat durchaus recht, wenn er die Form der sukzessiven Sprachvermittlung nach Subjekt und Prädikat von dem nicht sukzessiv erlebten Urteilsvorgang selbst unterscheidet. Das Urteil besteht in meiner bewußten Wahrnehmung: „schlafender Hund" als einheitlicher Sachverhalt. Ob dieser richtig ist, entscheidet aber gar nicht dies eine Wahrnehmungsurteil bei noch so großer Überzeugung von seiner Richtigkeit, auch nicht dieselbe Wahrnehmung von tausend Kontrollpersonen. Die Richtigkeit jeglicher Wahrnehmungsurteile besteht allein in der Auffassung von Sachverhalten, so wie sie subjektiv erlebt werden. Ist das Erleben derselben Sachverhalte unter denselben Bedingungen stets dasselbe, so entsteht ein subjektives Vollziehen derselben mit Bekanntheitsgefühlen ihres Soseins und mit Bedeutungsgefühlen ihres Nicht-anders-sein-könnens. Diese beiden qualitativen Bedeutungskomplexe gehen einen Komplex höherer Ordnung, eine Verschmelzung oder wie man es nennen will, mit der Erinnerungsvorstellung des Sachverhaltes ein; sie werden konstituierende Momente des zugehörigen Vorstellungsinhaltes, oder auch konstante Seiten an ihm, die mit jeder Reproduktion der Vorstellung im urteilenden Denken als konstituierende Erlebnismomente des Ganzen in Form jenes Bedeutungsbewußtseins miterlebt werden.

Dies die inhaltlich-gegenständliche Seite der reproduzierten Vorstellung — bildlich gesprochen — färbende Bedeutungsbewußtsein ist selbst ein unanschauliches, weil rein gefühlsmäßig erlebtes Moment. In ihm besteht das Geltungsbewußtsein der Urteile als realer Erlebnisinhalt. Die einzige Macht, die das auf diesen Momenten ruhende Geltungsbewußtsein erschüttern oder verändern könnte, wären veränderte Erfahrungsinhalte. Denn nur derselbe Faktor, der das

Geltungsbewußtsein einmal begründet hat so wie es jetzt ist, könnte es wieder aufheben oder abändern. Die Form, in der es qualitativ erlebt wird, ist nur für den eine deskriptiv letzte, der die qualitativen Bedeutungsgefühle als konstituierende Momente der komplexen Erlebnisinhalte noch nicht erkannt hat. Wenn man aber einmal diese Dekretion zum unbeschreiblichen „Urerlebnis" vorgenommen hat, dann erhält die Sache plötzlich eine Art mystischen Schimmer. Daraus entspringen dann die weiteren vom realen Erleben abstrahierten Verabsolutierungen angeblicher „rein logischer" Funktionen und Akte, und das schließliche Ende ist eine ontologische Begriffsmetaphysik, ein Rückfall in primitivere Vorstellungsformen mittelalterlicher Ungeklärtheit. Der öde Streit um das Scheinproblem des Psychologismus hat hier seinen Grund.

Es ist sehr bezeichnend, daß auch H. Maier an diesem Punkte die Schwierigkeiten nicht übersehen hat, in welche die Logik gerät, wenngleich er sich damit begnügt, sie einfach zu konstatieren. Er schreibt S. 48: „Die Logik hat im ganzen der Wissenschaft eine eigentümliche Doppelstellung. Einerseits nämlich steht sie über dem System der Einzelwissenschaften, sofern sie es mit der normativen Fixierung des auch in den wissenschaftlichen Funktionen wirksamen Denkens zu tun hat, also die Form aller wissenschaftlichen Arbeit in den Kreis ihrer kritischen Betrachtung zieht. Andererseits aber ist sie selbst ein Glied dieses Systems, das sich den übrigen normativen Disziplinen zur Seite stellt, sofern das Denken auch eine psychische Tätigkeit ist, der gegenüber sie eben die Aufgabe einer normativen Disziplin zu lösen hat. Nichts vielleicht beweist die Unmöglichkeit, die Logik auf das Gebiet des wahren Denkens einzuschränken, deutlicher, als die Tatsache, daß sie, indem sie ihre eigene Aufgabe löst, den Boden des Denkens, das an der Wahrheit seinen Maßstab hat, verlassen muß." Hier muß also auch die Logik auf den Boden desjenigen Denkens treten, das seinen Maßstab an nichts anderem hat, als an seinem immanenten, realen Erlebnisgehalt. Hier muß das Denken feststellen, in welchen seelischen, qualitativen Erlebnisformen es denn überhaupt sein Wahrheits-Gültigkeits-Notwendigkeits-Bewußtsein erlebt. Und hier kommt es nicht vorbei an der Tatsache, daß dies „Bewußtsein" nicht selbst wieder gedacht oder vorgestellt, sondern unmittelbar erlebt, d. h. mitgefühlt wird. Maier ist kein sogenannter Psychologist. Er will, wie oben zitiert wurde, die logische Geltung nicht durch Aufzeigung der sie begründenden psychologischen Gesetze erklärbar machen. Aber hier führt ihn sein eigener

Scharfsinn wieder auf den kritischen Punkt. Wie üblich, spricht auch Maier immer von einem begleitenden unmittelbaren „Bewußtsein“ logischer Notwendigkeit. Man nehme diesen farblosen Allerweltsausdruck „Bewußtsein“ doch endlich einmal unter die qualitative Lupe! Es wären also die Denkinhalte ihrer anschaulichen Seite nach im Bewußtsein und außerdem noch nach der Seite, die durch „unmittelbar“ bezeichnet wird und ihre logische Richtigkeit bzw. Falschheit zum beachteten Miterleben bringt. Es ist doch mit Händen greifbar, daß dies „unmittelbare Bewußtsein“ im Bewußtsein ein Erfühlen ist. Es gibt nur ein Bewußtsein. Was an dessen Inhalten gegenständlich ist, wird vorgestellt, und was an ihnen andere Momente ausmacht, wie Richtigkeits-Falschheitserleben u. dgl., das wird qualitativ erfühlt. Das Wesentliche ist aber, daß das Ich dieses in einem einheitlichen Erlebnisakt von komplexer Struktur vollzieht, dessen Vorstellungs- und Gefühlsseite nur reflektierend unterscheidbare Momente sind. Will man, wie manche Psychologisten, ein irgendwie selbständiges, qualitativ gar nicht näher beschriebenes, vages Gefühl zum Träger des logischen Notwendigkeitsbewußtseins machen, so haben die Antipsychologisten mit ihrer Kritik recht. Hier rächt sich eben die Tatsache wieder, daß es eine Psychologie der Gefühle überhaupt noch nicht gibt, sondern nur einige ganz rohe Begriffsbildungen dieser wichtigen Erlebnisqualität. Es ist charakteristisch, daß unter den älteren Logikern diejenigen dem Sachverhalt am nächsten kommen, die als Psychologen das Gefühlsproblem klarer erfaßt haben als die Mehrzahl ihrer Zeitgenossen, so Wundt und vor ihm Tetens (s. bes. Wundt, Kl. Schriften I, 1910. S. 511—635).

Bauch (Wahrheit und Richtigkeit. In Festschrift f. Volkelt S. 40 ff., 1918) sucht dem Problem in einer andern Wendung beizukommen. Er stellt die Grundunterschiede zwischen „Urteil im logischen Sinn“ und „subjektiv tatsächlichem Urteil“ auf. Aber die ganze Unterscheidung beruht auf Gegenüberstellung von zwei inkommensurablen Größen. Das subjektiv tatsächliche Urteil ist nach Bauch das wirkliche Urteilen im realen Erleben. Ob dieses „richtig“ oder „falsch“ ist, sei durch sein „Gerichtetsein“ nach der objektiven Relation bestimmt. Das Urteil im logischen Sinn aber ist diese objektive Relation selbst. Die „Wahrheit“ ist nach Bauch „Geltungsbestand objektiver Relationen“. Wenn dem subjektiven Urteil diese Geltung der Wahrheit zukommt, dann ist es „richtig“. Also Urteile „im logischen Sinn“ sind „wahr“, „subjektiv tatsächliche“ Urteile sind „richtig“ oder „falsch“. Der „Geltungsbestand objektiver Relationen“

ist doch weiter nichts als das, was man viel klarer und ungezwungener als „Erfahrung“ bezeichnet. Die Welt der Erfahrung als unabhängig von ihrem Gedachtwerden existierendes Sein kann aber niemals zum „Urteil“ in irgendeinem Sinn ernannt werden, auf den man irgendwelche Urteile anderer Art beziehen könnte. Um die Tatsache, daß die unabhängig von ihrem Gedachtwerden existierende Welt für mich selbst eben nur durch Urteilen Erlebnisinhalt werden kann, komme ich nie herum. Das objektive Sein existiert als Eigenschaft dieser Welt für mich auch nur so, daß ich sie als objektiv seiend erlebe und denke. Es ist aber sinnlos, derartige Vorstellungsinhalte als „Urteile im logischen Sinn“ auf eine höhere und andere Stufe erheben zu wollen als tatsächliche Urteile. Derartige „Urteile im logischen Sinn“ kann es eben real geben auch nur als „subjektiv tatsächliche Urteile“. Damit besteht diese Gegenüberstellung gar nicht zu Recht, sondern löst sich auf in die längst bekannte von Urteil und Gegenstand. Man landet also da, von wo man ausgegangen ist.

Es wäre vielleicht eine ganz dankenswerte Aufgabe, die logischen Theorien der Gegenwart einmal auf die Verstöße gegen die Grundsätze ihrer eigenen Disziplin zu untersuchen. Man würde finden, daß der Irrtum überall an dem Punkte beginnt, wo an Stelle von wirklichen Sachverhalten begriffliche Definitionen abstrahierter Momente treten, die aber trotz dieser abstrahierten Natur wie konkrete Sachverhalte weiterbehandelt werden. Dahin gehört z. B. das Verfahren von Th. Lipps, der ein „reines Bewußtsein“ bzw. ein „reines Ich“ definiert und Logik die Wissenschaft vom reinen Ich sein läßt, „die aus dem denkenden individuellen Ich das überzeitliche und überindividuelle Ich ... herauslöst“. Die Logiker berücksichtigen die Tatsache zu wenig, daß es auf ganz bestimmten Umständen beruhen muß, wenn ein Empiriker das Denken ohne Studium der Logik zeitlebens besser vollzieht als er es durch deren Studium ohne seine natürliche Befähigung je erlernen würde. Diese bestimmten Umstände liegen nicht in einer Kenntnis der formallogischen Gesetze, sondern im qualitativen Bedeutungserleben der gegenständlichen Denkinhalte. Die Fähigkeit zum richtigen Denken ist nichts anderes als die Fähigkeit, die Denkinhalte ihrer „Bedeutung“ nach richtig zu erfassen und zu kombinieren. Dies Bedeutungserfassen ist ein unmittelbarer Gefühlsvorgang. Die Problemstellung zahlreicher Logiker sollte die psychologische Kernfrage: was wird im realen Urteilen real erlebt? nicht so vornehm vernachlässigen. Denn als stillschweigende Voraussetzung ist sie doch bei jedem nachweisbar, der sich bloß reflektierend einstellt. Darum spielt es hier gar keine Rolle.

wie man den Begriff des Urteils definiert, ob man in ihm mit Meinong ein bloßes Überzeugungserlebnis, oder mit Rickert den sachlichen Inhalt einer Überzeugung, oder mit Rehmke den Inhalt eines sprachlichen Satzes sieht, oder ob man noch weitergehende Unterschiede zwischen Akt, Inhalt, Gegenstand, Gegebensein usw. mit Husserl vornimmt.

Der ganze psychologische Sachverhalt ist von den Logikern der früheren Generation teilweise viel zutreffender erkannt worden. Der Altmeister Sigwart äußert sich zu der Frage des unmittelbaren Bewußtseins der Evidenz im notwendigen Denken folgenderweise (Logik, 5. Aufl., 1924, S. 16): „so konzentriert sich diese Frage in der Schwierigkeit, ein sicheres Kennzeichen anzugeben, an welchem sich objektiv notwendiges und allgemeingültiges Urteilen unterscheiden lasse von individuell differentem und damit, im obigen Sinne, den Zweck verfehlendem. Und hier gibt es zuletzt keine andere Antwort als Berufung auf die subjektiv erfahrene Notwendigkeit, auf das innere Gefühl der Evidenz, das einen Teil unseres Denkens begleitet, auf das Bewußtsein, daß wir von gegebenen Voraussetzungen aus nicht anders denken können als wir denken. Der Glaube an das Recht dieses Gefühles und seine Zuverlässigkeit ist der letzte Ankergrund aller Gewißheit überhaupt; wer dieses nicht anerkennt, für den gibt es keine Wissenschaft, sondern nur zufälliges Meinen." Der Herausgeber Maier bemerkt dazu in einer Anmerkung, daß hiernach alle Bemühungen, „objektive Kriterien der Wahrheit zu gewinnen, aussichtslos" sind.

Das eigentümliche Überzeugtsein von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit der erlebten Urteile, welches das Evidenzerlebnis ausmacht, mag man formulieren wie man will, man kommt nicht daran vorbei, daß es die Form ist, in der das urteilende Ich den gegenständlichen Teil des Urteils seiner Bedeutung nach erlebt. Mag die Antipathie des reinen Logikers, hierin ein Gefühlsmoment anerkennen zu sollen, noch so groß sein, es gelingt auf keine Weise, eine andere Erlebnisqualität in dies Evidenzerlebnis hineinzuinterpretieren. Im übrigen stammt diese Antipathie aus ganz falschen Voraussetzungen, aus jener Auffassung, daß Gefühle stets etwas Schillerndes, Unfaßbares, Schwankendes, willkürlich Stimmungsmäßiges, Unbeständiges, Unzuverlässiges seien. Man macht den falschen Schluß, daß, weil es tatsächlich Gefühle dieser Färbungen gibt, nun diese Momente notwendige Qualitäten jeglicher Gefühlsbestimmtheiten sein müßten. Hier wirkt sich wiederum der zurückgebliebene Stand der allgemeinen Gefühls-

psychologie aus. Man kennt eben nur die reaktiven Stimmungsgefühle. Auf diese trifft in der Tat jene Charakteristik zu, daher ist für sie mit Recht kein Raum in der Logik. Aber ganz andere psychische Momente sind ja, wie gezeigt wurde, die affektfreien qualitativen Bedeutungsgefühle. Gerade sie sind die reale Erlebnisqualität jener Momente des logischen Richtigkeits- und Gültigkeitsbewußtseins. Sie konstituieren das Überzeugungserlebnis in jeder Form und sind im Gegensatz zu der Flüchtigkeit und dem Schwanken der reaktiven Stimmungsmomente ihrerseits der Hort des Festen, Klaren, Entschiedenen, Unbeirrbaren.

Die vorurteilslose Beobachtung der seelischen Tatsachen lehrt, daß nicht nur mit jeder Vorstellung und Wahrnehmung ihr qualitativer Bedeutungsgehalt gefühlsmäßig als konstituierendes Moment miterlebt wird, sondern auch mit jeder Vorstellungsverbindung im Denk- oder Urteilsakt. Der Antipsychologismus wäre im Rechte, dagegen zu protestieren, daß man die logische Gewißheit auf die Basis des Gefühles gründet, wenn man unter „Gefühl“ nur jenes willkürlich-subjektive Element begreift, als das es noch immer in der Psychologie gilt im Sinne der Lust-Unlustdefinition. Seine Kritik an dieser Form des Psychologismus ist zutreffend. Aber seine Leistung in dieser Hinsicht ist eine rein negative. Was er Positives zur Aufzeigung des Sachverhaltes beibringt, sind vage Begriffswörter, wie „logische Evidenz“, „unmittelbare Anschauungs- und Erlebnisgewißheit“ u. dgl. Hier liegt aber der Kernpunkt der Sache. Denn darauf kommt es an, ob diese Begriffe nicht Sachverhalte bezeichnen, die in klarer und verständlicher Form nach ihrem typischen Allgemeinverhalten und ihrer qualitativen Beschaffenheit aufgezeigt werden können. Und da zeigt sich eben, daß „Evidenz“ ihren Charakter als qualitatives Gefühlsmoment durchaus nicht dadurch verliert, daß man das Zauberwort „logisch“ davorsetzt. Im Gegenteil, es zeigt sich nichts anderes, als daß eben tatsächlich Gefühlsmomente einen qualitativ unendlich reicheren Erlebnisgehalt besitzen, als bloße Stimmungsfärbung zu sein. Auch die Momente „Gewißheit“, „Urerlebnis“ in jenen Begriffswörtern bringen ein affektfreies, aber qualitativ gefühlsmäßiges Erleben zum Ausdruck. Psychologismus und Antipsychologismus haben im Grunde beide recht. Soweit sie sich bekämpfen, reden sie einfach aneinander vorbei. Daher ist der Streit so öde. Ein qualitativer Erlebnisinhalt aber wird seinem realen Sein nach nicht beeinflußt dadurch, ob man ihn zweckmäßig oder unzweckmäßig benennt. Wenn man unter „Gefühl“ jenes willkürliche

Stimmungsmoment im Sinne der üblichen Allgemeinpsychologie versteht, so haben die Antipsychologisten recht. Dagegen betonen die Psychologisten etwas durchaus Zutreffendes, wenn sie die bloße Vorstellungsseite und das bloße formale Beziehen der Denkinhalte aufeinander nicht als ausreichend ansehen zur Beschreibung des Urteilens und darüber hinaus auf das Gefühl rekurrieren. Daß die allgemeine Gefühlspsychologie bisher diese Erlebnismomente nicht in ihrem deskriptiven und qualitativen Reichtum herausgearbeitet hat und zur Verfügung zu stellen vermag, macht allein die an sich richtige Position der Psychologisten so leicht und billig angreifbar. Hat man erst einmal eingesehen, daß es die lust-unlustfreien qualitativen Gefühlsmomente der Vorstellungs- und Denkvorgänge sind, die die logische Gewißheit fundieren, dann wird der Streit zu Ende sein. Und ferner wird man dabei beachten müssen, daß diese spezifischen qualitativen Bedeutungsgefühle der Urteilsvorgänge keine irgendwie selbständig neben ihnen herlaufenden Erlebnisinhalte, sondern fundierende Momente an diesen komplexen Vorgängen sind. Als reale Erlebniseinheiten haben die Urteilsvorgänge diesen Strukturcharakter, und durch diese an ihnen haftenden Momente werden sie zu Inhalten von Ich-Bedeutung und Ich-Überzeugung. Das Denken und Urteilen im erkrankten Seelenleben zeigt ja so eindringlich wie nur möglich, daß durch die Störung dieses Bedeutungserlebens das eigentümlich Sinnlose, Falsche und Mechanische der Kundgebungen gewisser schizophrener Geisteskranker zustande kommt.

* *

*

Es sei noch kurz eine Seite an den seelischen Erlebnissen gewürdigt, die als das Moment der Aufmerksamkeit einen breiten Raum in der Allgemeinpsychologie einnimmt. Auch „die“ Aufmerksamkeit ist, wie schon die substantivische Form der Wortbezeichnung andeutet, dem Schicksal nicht entgangen, in einer Weise untersucht und dargestellt zu werden, als ob sie ein irgendwie selbständiger Erlebnisinhalt wäre. Daß dies nicht der Fall ist, sondern daß die mit diesem Wort bezeichnete seelische Qualität nur ein reflektierend abstrahierbares Moment an komplexen seelischen Inhalten, oder besser, eine qualitative Erlebnisform des seine Inhalte erlebenden Ichs ist, bedarf keiner Beweisführung. Man kann eine große Zahl von typischen Verhaltensweisen dieses Erlebnismomentes unter wechselnden Bedingungen feststellen. Wird es aber zu einem qualitativ selbständigen psychischen Inhalt gestempelt oder zur ausschließlichen „Erklärung“

gänzlich heterogener Momente desjenigen Komplexes verwendet, an dem es doch selbst nur *eine* Seite ausmacht, so wäre es — um einen treffenden Ausspruch zu zitieren — besser, diesem „Mädchen für Alles lieber zu kündigen". *Henning* zählt in seiner ausgezeichneten Monographie (Die Aufmerksamkeit, 1925, Handb. d. biolog. Arbeitsmethoden, herausgeg. von Abderhalden, Abt. 6 B.) nicht weniger als 15 Definitionen der Aufmerksamkeit auf, ein Beweis dafür, daß man trotz zahlloser Untersuchungen über die Sache selbst durchaus noch nicht im klaren ist. Dieser wissenschaftlich-gelehrten Ungelöstheit des Problems gegenüber besteht die Tatsache, daß jeder Schuljunge *unmittelbar versteht*, was gemeint ist, wenn von ihm Aufmerksamkeit verlangt wird. Darum seien alle bestehenden Erklärungen und Definitionen nicht um eine weitere bereichert, sondern es sei nur kurz aufgezeigt, was als Aufmerksamkeit *real erlebt* wird.

Während ich jenes anatomische Präparat zu diagnostizieren suchte, nahm es als Gesamtgegenstand meine ausschließliche Beachtung in Anspruch. Die Nichtbeachtung bzw. Abwesenheit anderer Vorstellungen oder Wahrnehmungsinhalte wurde als solche jedoch nicht bewußt miterlebt, sondern wird erst jetzt in nachträglicher Reflexion festgestellt. Real erlebt wurde nur jenes intensive Interesse am Gegenstande. Qualitativ näher beschreibbar ist es bei dem ärmlichen Begriffsbestande der Gefühlspsychologie nur umständlich. Mein Ich als allzeit lebendiges Ichgefühl fühlte sich unmittelbar aktiv in einem seelischen Gesamtvorgang, den als einzelne Momente Wahrnehmungs-Vorstellungs-Denkqualitäten, qualitative Bedeutungsgefühle, qualitative Stimmungsgefühle u. dgl. *mitkonstituierten* zu einem *einheitlich* erfaßten Komplex. Mein Aufmerksamkeitszustand wurde nicht als selbständige Qualität *neben* diesem Gesamtvorgang oder als qualitativ *selbständig* hervortretendes Gefühlsmoment an demselben erlebt, sondern als ein charakteristischer *Intensitätsgrad aller* qualitativ so reichhaltigen *Gefühlsmomente* in der Erlebniseinheit des Komplexes.

Ich beschränke mich bei dieser Beschreibung der Aufmerksamkeit ausdrücklich auf ihre Art *realen* Erlebtwerdens. Es kommt mir nur darauf an, in Kürze zu zeigen, *wie auch dieser wichtige allgemeinpsychologische Begriff nur von einem richtig gestellten Gefühlsproblem aus erfaßt werden kann.* Wie sich das Aufmerksamkeitsmoment unter wechselnden Bedingungen verhält, welche Begleitvorgänge nebenhergehen, welche qualitativen Färbungen, Übergänge, Ichmodifikationen an ihm festgestellt werden können je nach Art der gegen-

ständlichen Inhalte, des persönlichen Interesses, Temperamentes u. dgl., alles dies gehört in die Allgemeinpsychologie, die diese Dinge mit objektivierender Reflexion zu untersuchen hat. Jedes unmittelbare und tatsächliche Verstehen von Aufmerksamkeitszuständen überhaupt beruht dagegen auf einem unmittelbaren Einfühlen in die eigentümliche Intensitätsspannung des gefühlsmäßigen Bedeutungserlebens, das in dem jeweiligen Falle wirksam ist. Kurz gesagt, einen fremden Aufmerksamkeitszustand in einem konkreten Falle „verstehe" ich nur, wenn mein gefühlsmäßiges Bedeutungserleben in der gleichen Intensitätsrichtung anspricht wie dasjenige des geschilderten oder beobachteten fremden Zustandes. Eine verständliche Auffassung von dem Begriff der Aufmerksamkeit kann ich mir ferner nur dadurch bilden, daß mir jenes Moment der Intensität des gefühlsmäßigen Bedeutungserlebens nach Analogie meiner eigenen Erfahrung dabei gegenwärtig zu werden pflegt. Die Erfahrungstatsache, daß das komplexe Ichgefühl im Wachzustande in jedem Augenblicke in wechselnden Intensitätsgraden auf den qualitativen Bedeutungsgehalt der jeweiligen seelischen Inhalte anspricht, bewirkt, daß jeder Mensch sofort weiß, was er bei Nennung des Wortes „Aufmerksamkeit" meinen soll. Die Tatsache aber, daß die Allgemeinpsychologie das reale Wirken qualitativer Bedeutungsgefühle als mitfundierender Momente aller seelischen komplexen Inhalte noch gar nicht deskriptiv klar ermittelt hat, bewirkt, daß jeder Psychologe zu einer anderen wissenschaftlichen Definition des Begriffes „Aufmerksamkeit" kommt. Da ihm nämlich adäquate Begriffswörter infolge Fehlens einer deskriptiven Gefühlspsychologie nicht zur Verfügung stehen, so ist er gezwungen, Begriffe anderer Inhalte heranzuziehen und ihnen mit subjektiver Willkür einen Bedeutungsgehalt unterzuschieben, den andere nicht mit ihnen verbinden. Daher können sich die Psychologen bis heute nicht über einen alltäglichen wichtigen Sachverhalt einigen, den sie zwar alle in identischer Weise aus Erfahrung kennen und meinen, aber in ihrer Sprache nicht adäquat und identisch auszudrücken vermögen.

* *
*

Die Beziehungen zwischen Gefühl und Erkennen werden von Szymanski (Gefühl und Erkennen. Abhandl. a. d. Neurolog. Psychiatrie usw., H. 33, 1926) in einer soeben erschienenen Arbeit untersucht, die psychopathologische Methoden zugrunde legt. Durch Beobachtung Geisteskranker, „deren hauptsächliche Störung in der Gefühlshypertrophie bestand", will Szymanski das Problem der

Gefühlsqualitäten und Gefühlsstruktur untersuchen. So scharfsinnig diese Methode der „pathologischen Variationen“ von ihm angewandt wird, so leidet sie doch daran, daß auch hier unter Gefühl von vornherein nur die seelischen Grundformen von Lust und Unlust verstanden werden, und entsprechend unter „Gefühlsqualitäten“ verschiedene Qualitäten dieser Lust-Unlustformen. Szymanskis Untersuchung ist sehr wertvoll für den Nachweis, daß es auch hinsichtlich der Lust-Unlustfärbung der Erlebnisse verschiedene Qualitäten gibt. Das eigentliche Wesen des Gefühles selbst bestimmt Szymanski durch seinen Grundbegriff „Antrieb“. Er versteht darunter der Sache nach dasselbe, was ich „seelische Aktivität“ nenne. Über die Art des Zusammenhanges zwischen beiden und zugleich zwischen der intellektuellen Sphäre führt er folgendes aus: „Dieser Zusammenhang kann bei dieser Sachlage nur die Beziehung der Identität sein: das Gefühl kann nur als unanschaulich-bewußt gewordener Antrieb definiert und begriffen werden. Erreichen die unanschaulich-bewußten Strukturbestandteile des Antriebes die volle Bewußtseinsklarheit, so daß sie im Bewußtsein als anschauliche Erkenntniselemente (Vorstellungen des Zieles) auftreten, so geht der Antrieb in Willen über. Der Wille läßt sich somit im Gegensatz zum Gefühl als anschaulich-bewußt gewordener Antrieb bestimmen. Die Unterordnung des Gefühls unter den Antrieb scheint um so mehr gerechtfertigt zu sein, als die unmittelbare Erfahrung, wenigstens in normalen Fällen, eine Kongruenz zwischen dem Gefühle und dem adäquaten Handeln aufweist. Der Lebensfrohe kann in der Regel wirklich vieles und mannigfaltiges leisten; der, dem das Erkennen Freude macht, vermag auch meistens viel zu erkennen; der Schwermütige ist in der Tat zu keiner Arbeit fähig; der Angsterfüllte sucht wirklich den Schutz bei den Mitmenschen; der Schmerzleidende bemüht sich, seinen Schmerz zu lindern usw.; kurzum, das Gefühl vermag nur deshalb das Handeln zu regeln, weil es eben nichts anderes als der Antrieb ist“ (S. 71).

Szymanskis Ergebnisse kommen in einigen Hauptpunkten den meinigen sehr nahe. Dies ist nicht erstaunlich, da auch er tatsächliche Fälle induktiv-empirisch untersucht. Verschiedenheit herrscht aber insofern, als er das allgemeine Vorurteil der Gefühlspsychologie im Sinne der Lust-Unlusttheorie als selbstverständlichen Ausgangspunkt nimmt. Auch er kennt nur Gefühl als reaktives Stimmungserleben. Es kommt ihm hinsichtlich dieser Gefühle darauf an, zu zeigen, daß es nicht nur zwei unzerlegbare Formen Lust und Unlust, sondern mehrere Qualitäten dieser Grundformen gibt.

Daß diese Tatsachen heute noch der Beweise bedürfen, ist nun einmal für den allgemeinen Stand der Gefühlspsychologie bezeichnend. Weiterhin vermag ich Szymanski nicht zu folgen in seiner ontologischen Identifizierung von Gefühl und Antrieb (Aktivität). Man kommt nicht viel weiter in der Erkenntnis, wenn man das eine dem andern einfach wesensmäßig gleichsetzt bzw. das eine aus dem andern „erklärt". Das, was wesensmäßig und qualitativ allein real vorhanden ist, ist doch überall nur das konkret Seelische in seiner Totalität. Gefühl und Aktivität (Antrieb) sind lediglich begrifflich unterscheidbare Momente neben anderen unterscheidbaren Momenten. Nur sind diese beiden Momente erlebnismäßig von besonderer Eindringlichkeit. Jede Frage nach dem „Wesen" des Gefühls ist falsch gestellt und unfruchtbar, sofern sie, wie üblich, eine stillschweigende Verselbständigung zum seelischen Element miteinschließt. „Gefühl" ist nun einmal nichts anderes als ein begrifflich isoliert erfaßtes Moment in einer seelischen Ganzheit irgendwelcher Realform. Viel sinnvoller wäre es, nach dem Wesen des Seelischen zu fragen, sofern man sich bewußt ist, daß dieses infolge seiner qualitativen Reichhaltigkeit einer näheren begrifflichen Differenzierung seiner konstituierenden Momente zugänglich ist. Dieser begrifflichen Differenzierbarkeit steht gegenüber die tatsächliche Einheit des unmittelbaren Erlebens. Hier liegt eben das erlebnismäßig Wunderbare des Seelischen, daß es für den Erlebenden so einheitlich, klar und in sich unmittelbar verständlich ist, während zugleich diese Einheit einen deskriptiv qualitativen Reichtum von unübersehbarer Größe in sich schließt.

Will man das Seelische zum Erkenntnisobjekt machen, so gibt es zunächst keinen andern Weg, als es in irgendeinem seiner qualitativen Momente zu erfassen und von diesem zu den andern deskriptiv fortzuschreiten. Aber man hüte sich, in jeweiliger Einstellung auf ein Moment das Ganze zu verlieren und die Fiktion von einem, dem abstrakten Begriffsinhalt entsprechenden, adäquaten Reale zu bilden. Dann entstehen jene Scheinprobleme, die nach dem „Wesen" von abstrakten Begriffsinhalten fragen, und jene Scheinlösungen, die ein Moment auf ein anderes „zurückführen" und mit ihm identifizieren aus bloßer Verlegenheit. Für die Erkenntnis ist damit aber gar nichts gewonnen, daß man z. B. die Begriffe von „Gefühl" und „Aktivität" bzw. „Antrieb" einfach gleichsetzt. Man hat damit lediglich eine Operation mit Wörtern vorgenommen. Was dieser Identifizierung in der Realität entspricht und überhaupt in einem dunklen Einheitsdrange zu ihr verleitet, das

ist die Tatsache, daß jene Qualitäten *wirkliche Momente* eines seelischen *Ganzen* sind, das seinerseits eine Erlebnis*einheit* darstellt. Aber die Farbe ist nicht die Blattform, weil beide real zur Einheit verbundene Eigenschaften (Momente) der Ganzheit „Rose“ ausmachen. Sie existieren nur als begrifflich unterscheidbare Eigenschaften in dem real Vorhandenen „Rose“. Wie die wirkliche Rose ein Mehr ist als die additive Summe ihrer Eigenschaften, so auch das konkret-reale seelische Erleben. Deshalb kann seiner Wesenserkenntnis nur die auf seine Ganzheit eingestellte strukturpsychologische Betrachtung gerecht werden. *Diese selbst aber führt auf dem Gebiete der Gefühlspsychologie zu der wertvollen Erkenntnis, daß die qualitativen Gefühlsseiten aller komplexen seelischen Vorgänge fundamentale Erlebnisformen von größtem qualitativen Reichtum darstellen, in denen sich neben dem reaktiven Stimmungserleben ein affektfreies Bedeutungserleben vollzieht. Solange man dieses affektfreie, d. h. von den reaktiven Stimmungsmomenten der Lust-Unlustfärbung scharf unterschiedene gefühlsmäßige Bedeutungserleben nicht als konstituierendes Moment aller seelischen Vorgänge deskriptiv klar erfaßt hat, fehlt einer der wichtigsten Zugänge zum Verständnis des Seelischen überhaupt.* Letzten Endes sind alle psychologischen Spezialzweige von ihrem erreichten Forschungsstande *wechselseitig* abhängig. Die Psychologie als Gesamtdisziplin kann es sich nicht länger leisten, daß die in der konkreten Wirklichkeit so eindringlich erlebten Gefühlstatsachen in einem völlig unzeitgemäßen und seit Jahrzehnten lethargischen Forschungsstande einfach mechanisch mitgeschleppt werden.

Medizinischer Verlag von S. Karger in Berlin NW. 6.



